ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET von JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING UND **FRIEDRICH KAUFFMANN**

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND

HALLE a. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1897.

INHALT.

Seite
Metrische studien. I. Zur reimtechnik des alliterationsverses. II. Dreihebige verse in Otfrids evangelienbuch. Von Fr. Kauffmann 1
Zur Lieder-Edda. II. Von H. Gering 49
Studien zum Tatian. Von E. Arens 63. 510
Die quellen von Heinrichs von Freiberg Tristan. Von S. Singer 73
Der krieg zwischen dem lyb vnd der seel. Von R. Priebsch 87
Goethes Jenaer sonette vom december 1807. Von H. Düntzer 98
Zur altsächsischen grammatik. Von J. H. Gallée 145
Muntane Cluse. Von G. Rosenhagen 150
Zu Moriz von Craon. Von F. Bech 165
Zum Tobiassegen. Von J. Stosch 171
Ein Xantener bruchstück des Jüngeren Titurel. Von A. Tille 172
Aar und adler. Von A. Jeitteles 177
Untersuchungen zur entwickelungsgeschichte des volkschauspiels vom dr. Faust. Von J. W. Bruinier 180. 345
Zu den kleineren schriften der brüder Grimm. Von R. Steig 195
Die stellung des germanischen im kreise der verwandten sprachen. Von H. Hirt 289
Beiträge zur quellenkritik der gotischen bibelübersetzung. Von Fr. Kauffmann 306
Zur kritik und erklärung des von H. Paul herausgegebenen gedichtes: Tristan als mönch. Von F. Bech 338
Die sprache Luthers im Sermon von den guten werken (1520) nach der handschriftlichen überlieferung. Von O. Hertel 433

Miscellen und litteratur.

Oberrheinische sprichwörter und redensarten des ausgehenden 15. jahrhunderts. Von H. Haupt 109
Des Nigrinus schrift „Wider die rechte Bacchanten. Von J. Meier 110
Eichen. Von F. Kluge 117
Narr. Von Th. Braune 118
Zîtelôse. Von R. Sprenger 121
Zum Fiebersegen; zu Schmeller-Frommanns Bayr. wörterb. II, 165. Von R. Sprenger 122
Ein brief Jacob Grimms. Von A. Pick 122
Zur Helmbrechtshoffrage. Von M. Schlickinger 218
Zu Ztschr. XXVIII, 423 (ærdisen). Von Edw. Schröder 223
Noch einmal zu den „Lutherana“, band XXVI, 30 fgg. Von G. Bossert . . 372
Zum zeitwort „eichen“. Von A. Pick 374
Otfrid und Lucrez. Von K. Zacher 531
Ein brief von Martin Opitz an den burggrafen Abraham zu Dohna. Von Borkowski 533
Ein brief von Georg Rollenhagen. Von M. Schneider 534
Nachträge zu Ztschr. XXVIII, 71. 563. XXIX, 172. Von Ph. Strauch . . 536
Facsimile der Jenaer liederhandschrift 536
Mourek, Zur syntax des ahd. Tatian; von E. Arens 123
Zeidler, Untersuchung des verhältnisses der handschriften von Rudolfs von Ems „Wilhelm von Orlens“; von G. Rosenhagen 124
Priebsch, Diu vrône botschaft ze der christenheit; von G. Rosenhagen . . 126
Fischer, Grammatik und wortschatz der plattdeutschen mundart im preussischen Samlande; von H. Jellinghaus 132
Merkes, Beiträge zur lehre vom gebrauch des infinitivus im nhd.; von O. Mensing 134
Kossmann, Fortunati glückseckel und wunschhütlein von Chamisso; von A. Leitzmann 137

Seite

Wunderlich, Unsere umgangssprache in der eigenart ihrer satzfügung; von J. W. Bruinier 138
Drake, The anthorship of the West Saxon Gospels; von G. Sarrazin . . . 139
Gíslason, Forelæsninger over oldnordiske skjaldekvad; von Finnur Jónsson 140
Witkowski, Die walpurgisnacht in Goethes Faust; von A. Bredfeldt . . . 142
Wülfing, Die syntax in den werken Alfreds des grossen; von G. Sarrazin . 223
Altnordische sagabibliothek 1—3; von O. Jiriczek 228
Wolkan, Geschichte der deutschen litteratur in Böhmen; von A. Jeitteles . 236
Goethes werke (Weimar. ausgabe); von H. Düntzer 244
Schmidt, Wörterbuch der Strassburger mundart; von H. Menges 262
Schmidt, Der vocalismus der Siegerländer mundart; von G. Binz 269
Gallée, Woordenboek van het Geldersch-Overijsselsch dialect; von H. Jellinghaus 271
Bremer, Beiträge zur geographie der deutschen mundarten; Wenker und Wrede, Der sprachatlas des deutschen reichs; Bremer, Zur kritik des sprachatlas; von Fr. Kauffmann 273
Bahlmann, Jesuitendramen der niederrhein. ordensprovinz; von H. Holstein 281
Wotke, Lilius Gregorius Gyraldus De poetis nostrorum temporum; von H. Holstein 282
Zimmerli, Die deutsch-französ. sprachgrenze in der Schweiz; von H. Suchier 283
Ellinger, Angelus Silesius' Cherubinischer wandersmann; von E. Matthias . 285
Streitberg, Urgermanische grammatik; von M. H. Jellinek 374
Stiefel, Hans Sachs-forschungen; Goetze, Hans Sachs sämtliche fabeln und schwänke; v. Keller und Goetze, Hans Sachs; von M. Rachel 385
Koegel, Geschichte der deutschen litteratur; von Th. Siebs 398
Miller, Place names in the English Bede; von G. Binz 414
Uhl, Thomas Murners Gäuchmatt; von M. Spanier. 417
Tropsch, Flemings verhältnis zur römischen dichtung; von E. Matthias . . 424
Cauer, Grundfragen der Homerkritik; von J. Schmedes 426
Studentensprache und studentenlied in Halle; Meier, Hallische studentensprache; Kluge, Deutsche studentensprache; von J. Schmedes 428
Böhme, Volkstümliche lieder der Deutschen; von L. Fränkel 537
Gering, Glossar zu den liedern der Edda; von H. Gering 543
Möller, Das Doberaner Anthyrlied; von W. Golther 544
Singer, Apollonius von Tyrus; von W. Golther 547
Fuckel, Der Ernestus des Odo von Magdeburg; von F. Ahlgrimm 548
Bischoff und Schmidt, Festschrift zur jubelfeier des Pegnes. blumenordens; von J. Schmedes 550
Winkler, Friesch woordenboek; von Th. Siebs 552
Erk und Böhme, Deutscher liederhort; von J. Meier. 557
Michels und Ziegler, Thomas Morus Utopia; von H. Holstein 560
Heitmüller, Borkensteins Bookesbeutel; von R. Schlösser 561
Zwei bemerkungen zu neueren klassikern. Von John Meier 562
Zur Wolfdietrichsage. Von G. Sarrazin 564
Peter Hasenfus, ein lexikograph der reformationszeit. Von M. Erdmann . . 565
Erklärung der redaction 266
Berichtigung. Von O. Jiriczek. 267

Nachrichten 144. 288. 432. 568
Neue erscheinungen 142. 286. 431. 569
Register 569

METRISCHE STUDIEN.

1. Zur reimtechnik des alliterationsverses.

Im 26. bande dieser zeitschrift (s. 149 fgg.) ist ein aufsatz von R. M. Meyer erschienen, der unter dem titel: „Alliterierende doppelkonsonanz im Heliand“ sich mit der reimtechnik unserer ältesten dichter beschäftigt und schon deswegen beachtung verdient. Es muss hervorgehoben werden, dass so lebhaft die forschung sich jetzt der rhythmik des stabreimverses zugewendet hat, über die technik des stabreims wenig ausgiebiges bekannt ist und doch sollte man denken, dass über jene voll begründetes erst gesagt werden könnte, wenn diese klargestellt wäre. Für das Sievers'sche typensystem und die daraus abgeleiteten theorien schien vorerst zu genügen, was Rieger festgestellt hat. Richtet man aber das augenmerk darauf, das fünftypensystem in seinem rhythmischen werte verstehen zu lernen, so wird in erster linie die technik des stabreims, von der die rhythmik in wesentlichen punkten abzuhängen scheint, nach ihrer metrischen seite hin gründlicher untersucht werden müssen, als dies bisher geschehen ist.

Ich kann nun nicht finden, dass durch den Meyerschen artikel, von der allgemeinen anregung abgesehen, etwas förderliches geleistet worden wäre. Er ist, wie die willkürliche beschränkung des materials bekundet, wol als aperçu gedacht und ausgegeben worden. Es ist aber vielleicht nützlich, die behauptungen Meyers abzulehnen, diese ablehnung zu begründen und stellung zur ganzen frage zu nehmen.

Sehr seltsam fühle ich mich berührt von der wie eine art concetto an den schluss gestellten these: bei ins einzelne gehender betrachtung ergeben sich oft völlig andere resultate, als die blosse statistik aufzeigt. Ich sehe nicht, in welcher richtung dieser pfeilschuss geht, fürchte aber, er werde den treffen, der ihn abgesandt hat. Eine statistik kann wissenschaftlichen wert überhaupt nur dann haben, wenn sie aufs sorgsamste aus der beobachtung des einzelnen und kleinsten heraus aufgestellt ist und in die mannigfaltigkeit der ihr zu grunde lie-

genden erwägungen auch das geringste mit aufgenommen hat. Statistik ist ja immer nur eine erschöpfende gruppierung gegebener tatsachen. Auf diese gruppierung kommt es an; an ihr findet „die bis ins einzelne gehende betrachtung" ihren prüfstein. Die gruppierung des materials ist aber bei R. M. Meyer ganz verfehlt. Die betrachtung ist an der oberfläche haften geblieben, nicht bis zum wesentlichen durchgedrungen. Das wesentliche der alten stabreimtechnik hat der verfasser völlig übersehen im augenblick, da er die worte niedergeschrieben hat: „Es ist immer wahrscheinlicher in reimfragen progressive assimilation anzunehmen als regressive, aber auch diese kommt vor; man müsste nur das gras wachsen hören können, um in jedem fall zu bestimmen, welches reimwort dem dichter stärker im ohr lag." Das zu verlangen wäre in der tat ungerecht, aber es wäre eine billige forderung, wenn jemand wünschte, diese frage wäre nicht durch raisonnement, sondern durch zeugniss entschieden worden. Und wir haben ja gerade darüber ein meines dafürhaltens völlig einwandfreies zeugniss im kommentar zu Snorri's Háttatal, an das ich erinnere, weil es in der tat nicht mehr nach gebühr gewürdigt wird: *í ǫdru rísuorði er settr sá stafr fyrst í rísuorðinu, er vér kǫllum hǫfuðstaf: sá stafr ræðr kveðandi* d. h. der hauptstab regiert die verszeile, die alliteration.

Es handelt sich um verse wie z. b.

wirdiga ti them giwirkie. Habda im waldand god Hel. 20.

Meyer als vertreter einer „individualisierenden anschauungsweise" musste sorgfältiger verfahren, wenn er überzeugen wollte. Er hat nicht bedacht, welche folgen für die technik des verses damit gegeben sind, dass der erste halbvers mit satzpause schliesst: dadurch ist die doppelalliteration mitbedingt. Solcher beispiele stehen aber auf s. 157 im ganzen 26, in denen der erste halbvers mit (längerer oder kürzerer) satzpause schliesst; von versen, auf die Meyer sich berufen könnte, bleiben nur 8 übrig und bei ihnen werden wir erst recht nicht zugeben, dass der erste halbvers als etwas selbständiges genommen und der reim nach etwas anderem als nach dem hauptstab bestimmt werden dürfe. In einem vers

umbi thes barnes giburd bodon ostronie Hel. 697

ist, wie der hauptstab ausweist, der stab *b* der reim und nichts anderes.

So klar die sache in solchen fällen liegt, so zweifelhaft kann sie in andern sein und es ist von entschiedener bedeutung festzustellen, ob die stabreimtechnik ausser dem buchstabenreim auch reicheren reim oder gar silbenreim als bewusste, absichts- und wirkungsvolle leistung

bedingte. Dass dies für die neueren sogenannten nachbildungen des alliterationsverses zu bejahen ist, liegt ausser zweifel. Die ersten versuche, die alliteration wider zu gewinnen, liefen auf silbenreim hinaus. Birken[1] z. b. empfiehlt in seiner Rede-, bind- und dichtkunst (1679) verse wie

es laben diesen geist die bücher die er liebt.
ihn loben und er lebt in diesen die er gibt.

Das ist aber etwas wesentlich anderes, ist nicht mehr das, was wir alliteration nennen[2].

Es lässt sich in sachen echter stabreimtechnik kaum etwas verkehrteres denken als die worte Meyers (s. 159 fg.): der dritte stab (er meint dasselbe was wir sonst hauptstab nennen) könne auf die gestaltung der vorausgehenden stäbe nicht so leicht einwirken wie der erste auf die folgenden.

Ganz unklar sind ferner die vorstellungen, welche Meyer von dem zweiten stabwort hat. Er hält es für untergeordneter als das erste und dritte (s. 160), sein platz sei die schwächste reimstelle (s. 161), und s. 163 lehnt er plötzlich jede schematisierende betrachtung, der er selbst verfallen war, ab und findet, dass das zweite stabwort das hauptgewicht trage, für die recitation fast höhere bedeutung habe als das erste, es scheine nach assonanz förmlich zu schreien usw.

Alle diese unklarheiten und unsicherheiten wären vermieden worden, wenn Meyer sich an das grundgesetz der alten technik verankert hätte: der hauptstab regiert die alliteration, d. h. auf den ersten laut

1) Nach dem vorgang Harsdörfers, für den auf Borinski, Poetik der Renaissance s. 205 fg. verwiesen sei.

2) Das wort „alliteration“ ist bekanntlich im altertum nicht vorhanden. Zuerst scheint es von Joh. Jovianus Pontanus in seinem dialog Actius (1518) gebraucht worden zu sein. Pontanus (Opp. Venet. 1519 II, 127[b]) definiert alliteratio (quod e literarum allusione constat) folgendermassen: fit in versu, quoties dictiones continuatae vel binae vel ternae ab iisdem primis consonantibus, mutatis aliquando vocalibus aut ab iisdem incipiunt syllabis aut ab iisdem primis vocalibus. Delectat autem alliteratio haec mirifice in primis et ultimis locis facta, in mediis quoque, licet ibidem aures minus sint intentae: saeva sedens super arma, tales casus Cassandra canebat, insontem infando inditio etc. Diese definition enthält bereits reimformen, die über die grenze dessen, was man im deutschen altertum unter stabreim verstanden zu haben scheint, um ein beträchtliches hinaus gehen. Die neueren haben aber insgemein unter „alliteration“ silbenreim, nicht lautreim verstanden. Vergleiche über diese fragen den aufsatz von Naeke, De alliteratione sermonis latini, Rhein. mus. 3, 324 fgg. (1829). Silbenreim könnten wir eher unter der annominatio (vgl. beispiele wie: *facie* magis quam *face*tiis ridiculus) mitbegreifen als unter dem was wir in der altgermanischen poetik unter alliteration verstehen.

des ersten hauptwortes in der zweiten halbzeile wird gereimt. Dieser bestimmt den reim.

Von einer so festen position aus ist leicht zu zeigen, dass in der tat das zweite stabwort des ersten halbverses von geringerem gewicht ist als das erste (vgl. Sievers Altgerm. metrik § 9, 3), denn nur so begreifen wir die von Rieger zuerst gewonnene technische regel, dass von zweien im vers vereinigten nominibus wol das erste mit dem zweiten, oder ohne das zweite, nicht aber das zweite ohne das erste reimfähig ist. Die überschätzung des zweiten stabwortes war nur möglich, wenn, wie das Meyer getan hat, der erste halbvers isoliert und die langzeile als technische einheit preisgegeben wurde. Nur bei solchem verfahren konnte Meyer es überraschend finden, dass erstes und zweites stabwort enger zusammenreimen als etwa erstes und drittes[1]. Die freude über die entdeckung dieser „bisher noch nicht beobachteten erscheinung“ dürfte aber verfrüht gewesen sein. Eine probe kann zunächst gemacht werden mit den C-versen, die Sievers Altgerm. metrik § 9, 3. 5; § 19, 3 charakterisiert hat. Im Muspilli begegnen einige verse, in denen silbenreim auf 1. und 3. hebung vorliegt:

daz leitit sia sâr dar iru leid wirdit 9.
wanta hiar in werolti after ni werkota 30,

aber da wir den reim auf den hauptstab zu beziehen haben, kommen zunächst nur C-verse vor der cäsur in frage:

daz er sin reht allaz kirahhon muozzi 83.
wili den rehtkernon daz rihhi kistarkan 42.

In der as. Genesis fehlen hiefür die belege gänzlich. Unter den 639 C-versen der ersten halbzeile finden sich im Heliand nur folgende, bei denen man silbenreim auf 1. und 3. hebung annehmen könnte:

that he alowaldo alles wari 2287 vgl. 1979.
so he mancunnea managa hwila 244 vgl. 5051.
thesun burgliudiun. Tho sprak eft that barn godes 3727 vgl. 824. 3634.
that is mendislo manno cunneas 402.
sint thine druhtingos druncane swiđo 2061.
an godes namon. Dot im godes filu 1456 vgl. 706 u. ö.
an thene rakud innan thar the rikeo was 2314.
thuo bigan thie heritogo thia heri Judeono 5409 vgl. 3790.
thero warsagono the her mid wordun giu 3049.

1) Vgl. auch Brenner, Beitr. 19, 462 fgg.

werdad eft iunga aftar kumane 3632.
wid that werod oðar endi sie mid is wordun fragn 4839.
an thesan seli sendun endi selbon anbudun 5315.
gang thi hel herod than welliat an thik helitho barn 5570.
gifrumid werthan nis it im te odron freson giduan 3979.
swido frod gumo fraon sinun 177.
mid is rokfatun rikiun thionon 108.
suido werdlico wordun louodun 417 vgl. 640. 868.
obar bord scipes barwirdig gumo 2932.
an weroldrikea werdan scoldi 618.
that man sulica firinquidi ferahu copo 5334.
an them waragtrewe werco te lone 5563.

Silbenreim auf allen drei hebungen könnte gesucht werden bei den versen:

ni sind im min word wirdig Nu seggiu ik iu te warun thoh 5092.
an huarf weros warlose man 5132 vgl. 4145 C. 5071.
huo thiu ford ferid than lango the sie firiho barn 4454.

Auf erster und zweiter hebung:

gisald selbo an sundigaro manno 5857.
is sunu senda. That was Satanase 1042.
an grase gruonion endi thuo ti es iungron sprac 2850.
ef man huem saca sokea biseggea that ware 1521.
furi thesaro scolu sculdig. Scin was that hiudu 5319.
het that sie frume fremidin firina farletin 2701.
an that fern faren ef sie gifrummien so 3401.

Wichtiger ist aber die andere kategorie: die zweite hebung im typus C ist der ersten untergeordnet, der silbenreim muss also ausserhalb der dichterischen reimtechnik liegen, muss zufällig sein:

iac eh sea an kneo kusta endi kusco bad Gen. 276.
an cneo craftag. Crist up giwet Hel. 982.
wiđ that folc furđor ac for im tho thar he welde Hel. 2894.
mid iro suni selbo salig thiorna 1998.
ac wita is thana fader fragon the thar so gifrodod sitit 228.

Die reichere übereinstimmung im reim zwischen zweitem stab und hauptstab ist ebenso absichtslos als reicher reim zwischen den zweiten stabwörtern beider halbverse, wie z. b.:

than al thit liudwerod farloren werde 4157.

an thesa werold cumen endi scal im thana weg rumien 896.

Wird es schon nach solcher probe, bei solchem statistischem verhältniss äusserst unwahrscheinlich, dass gewisse reimspiele vom dichter mit bewusster kunst gewollt seien, so bedenke man noch folgendes. Es ist sehr schwer zu sagen, welcher art die bedingungen gewesen sind, die zu doppelalliteration im eingang der langzeile geführt haben. Wir wissen, dass gewisse rhythmische formen daran beteiligt sind, aber mit ihnen allein ist es, um die erscheinung zu verstehen, nicht genug. Wir wissen, dass doppelalliteration zuweilen sich einstellt im satzanfang. Von den 71 kapiteln des Heliand beginnen 54 mit der langzeile, darunter zeigen aber nur folgende 13 doppelalliteration:

So sprac tho jung gumo 949.
So sprac he tho spahlico 1381.
So deda the drohtines sunu 2284.
So helde he thea haltun man 2357.
So wisda he tho mid wordun 2538.
Tho telet that liudwerod 2899.
So lerde he tho thea liudi 3409.
Tho ward thar so managumu manne 4118.
Tho balg ina the biscop 5098.
Than bed that barn godes 5171.
So wrogdun ina mid wordun 5245.
Tho ward thes thie wretho giwaro 5427.
That wib ward tho an wunnon 5939.

Bezeichnenderweise beginnen alle diese sätze mit einem demonstrativum, dessen deiktische beziehung entweder auf das vorausgegangene oder auf das nachfolgende sich richtet. Charakteristisch sind aber nur diejenigen fälle, in denen eine beziehung auf das vorausgegangene stattfindet in der weise, dass nach dem abschluss einer wörtlich gegebenen rede, deren eigenart prägnant zusammengefasst wird. Mit v. 948 ist die rede zu ende und der dichter schliesst zu beginn des neuen kapitels mit v. 949 ab: *So sprac tho jung gumo bi godes lerun.* Ebenso

So sprac he tho spahlico endi sagda spel godes 1381.
So wisda he tho mid wordun stod werod mikil 2538.
So lerde he tho thea liudi liohton wordon 3409.
So wrogdun ina mid wordun werod Judeono 5245.
That wib warth tho an wunnon that siu mosta sulican willion cuthian 5939.

Ebenso steht doppelalliteration, wenn nicht eine vorausgegangene rede, sondern eine im vorausgehenden geschilderte handlung mit zusammenfassender formel zum abschluss gebracht wird:

So deda the drohtines sunu dago gihuilikes 2284.
So helde he thea haltun man endi thea habon so self 2357.
Tho telet that liudwerod aftar themu lande allumu
tefor folc mikil sidor iro fraho giwet 2899 fg.

Bei epischer fortleitung der erzählung steht im beginn des neuen kapitels einfacher reim in der ersten halbzeile, sei es dass eine rede oder dass eine schilderung zugleich mit dem vorausgehenden kapitel abgeschlossen wurde:

Tho gifragn ik that san aftar thiu slidmod cuning 630.
So gifragn ik that Johannes tho gumono gihuilicun 1020.
So gifragn ik that tho selbo sunu drohtines 2621.
So gifragn ik that them rinkun tho riki drohtin 4452.
Giwitun im tho eft an Galilealand Joseph endi Maria 780.
Than was im Johannes fon is juguđheđi 859 usw.

Mit doppelalliteration beachte bei fortleitung der erzählung: 4118. 5098. 5171. 5427. Von welchen motiven im zusammenhang der epischen erzählung die setzung der doppelalliteration abhängig ist, wissen wir nicht. Beachtenswert bleibt ihre verwendung beim abschluss einer im wortlaut gegebenen rede, sei sie monolog oder dialog:

Tho satun endi suigodun gesidos Cristes 2413.
So lerda he tho mid listiun. Than forun thar thea liudi to 2647.
So farmunste ina that manno folc endi sprakun im gimedlic word 2658.
So rumde he tho endi rekode riki drohtin 3749.

Genau entsprechend kommt doppelalliteration als lieblingsform zur geltung, wo im zusammenhang der erzählung vor einer kürzeren oder längeren satzpause ein gedanke abgerundet und abgeschlossen wird. Wir beobachten[1], dass bei stärkerer in die cäsur fallender interpunktion doppelalliteration das ende einer periode markiert:

maritha gifrumida 4
mid wordun endi mit wercun.
sie warun gode lieba 19
wirđiga ti them giwirkie.
eftho huar thiu werold scoldi 45
aldar endon.
wiđ fiundo nith 52

1) im anschluss an Brenner, Beitr. 19, 462 fgg.

wid dernero dualm.
habdun liudeo giwald 59
allon elitheodon.
menes gifrummean 84
ne saca ne sundea.

Es ist nicht notwendig, diese beobachtung durch das ganze gedicht zu verfolgen, so allgemein ist diese erscheinung. Man wird zu erwägen haben, ob nicht, wo wir nach heutigem sprachgebrauch eine starke satzpause in der cäsur annehmen möchten, das fehlen der doppelalliteration uns nötigt, eine kürzere pause zu setzen, z. b.:

Zacharias was hie hetan: 76.
an thana wih innan: 103 usw. usw.

und umgekehrt lässt vielleicht die tatsache der doppelalliteration den schluss zu, dass wo wir eine kürzere pause vermuten, eine längere dem alten stil entspricht. Mit andern worten: ich sehe nichts, was der annahme entgegen stände, dass die rhythmische regelung der vortragspausen in der cäsur mit der regelung der doppelalliteration zusammengehe. Man vergegenwärtige sich z. b. folgenden passus:

Manega waron the sia iro mod gespon,
that sia word godes wisean bigunnun
reckean that giruni | that thie rikeo Crist
undar mancunnea maritha gifrumida,
mid wordun endi mid wercun || That wolda tho wisaro filo
liudo barno lobon | lera Cristes
helag word godas endi mid iro handon scriban
berehtlico an buok | huo sia is gibodskip scoldin
frummian firiho barn || Than warun thoh sia fiori te thiu
under thera menigo thia habdon maht godes
helpa fan himila | helagna gest
craft fan Criste || sia wurdun gicorana te thio
that sia than evangelium enan scoldun,
an buok scriban endi so manag gibod godes,
helag himilisc word || sia ne muosta helitho than mer
firiho barno frummian | neuan that sia fiori te thio,
thuru craft godas gecorana wurđun
Matheus endi Marcus | so warun thia man hetana,
Lucas endi Johannes sia warun gode lieba
wirdiga ti them giwirkie || Habda im waldand god
them helithon an iro hertan | helagna gest

fasto bifolhan | *endi ferahtan hugi*
so manag wislik word | *endi giwit mikil,*
that sea scoldin ahebbean helagaro stemnun
godspell that guoda | *that ni habit enigan gigadon huergtn*
thiu word an thesaro weroldi ‖ *that io waldand mer*
drohtin diurie | *eftho derbi thing*
firinwerc fellie | *eftho fiundo nith*
strid widerstande ‖ *huand hie habda starkan hugi,*
mildean endi guodan thie thes mester was,
adalordfrumo | *alomahtig* usw.

Über die regelung der vortragspausen am ende der langzeilen bleiben die vermutungen frei, aber jedesfalls ist so viel sicher, dass in zahlreichen fällen am ende der langverse eine pause gar nicht oder nur zu raschem atemholen gelassen, dass dagegen in der cäsur die ruhe dauernder war. Darin liegt nun zweifellos ein uns noch tief verschleiertes geheimnis der alten kunst, dass trotz der in die cäsur fallenden vortragspausen der erste halbvers seine vollendung erst in der verkoppelung mit dem zweiten gefunden und dass erst der in der zweiten halbzeile auftauchende stab den vollklang des reims ergeben hat. Berücksichtigt man diese, wie ich annehmen darf, zugestandenen punkte, so wird man die von R. M. Meyer „entdeckten“ reimspiele nicht einmal mehr discutabel finden. Man könnte ihm schon entgegenhalten, seine reimspiele müssten, wenn sie progressiv im tenor eines exspirationshubes beabsichtigt wären, bei dem übergang von den zweiten in die ersten halbzeilen besonders beliebt gewesen sein, aber davon ist gar keine rede.

Das reimspiel des reicheren reims, des silbenreims ist für die langzeile behauptet worden. Ich stelle im folgenden eine liste auf, die, was als reimspiel gelten könnte, aus Hildebrandslied, Muspilli, Wessobrunner gebet, Merseburger zaubersprüchen, Genesis und Heliand unter drei gruppen verteilt:

1) reimspiel auf 1. und 3. hebung,
2) reimspiel auf 2. und 3. hebung,
3) reimpiel auf 1. 2. und 3. hebung.

Hildebrandslied:

1) *Garutun se iro gudhamun gurtun sih iro suert ana* 5.
   helidos ubar hringa do sie to deru hiltiu ritun 6.
   her furlet in lante luttila sitten 20.
   want her do ar arme wuntane bouga 33.
2) *rauba birahanen ibu du dar enic reht habes* 57.

Muspilli:

1) *daz leitit sia sar dar iru leid wirdit* 9.
wanit sih kinada diu wenaga sela 28.
so denne der mahtigo khuninc daz mahal kipannit 31.
wili then rehtkernon daz rihhi kistarkan 42.
daz er rahhono welihha rehto arteille 64.
daz er sin reht allaz kirahhon muozzi 83.
in fuir inti in finstri daz ist rehto virinlih ding 10 vgl. 59.

2) *wanta hiar in werolti after ni werkota* 30.
pi daz er in werolti kiwerkot hapeta 36.
dar scal er vora demo rihhe az rahhu stantan 35.
enti sih der suanari ana den sind arhevit 74.
niz al fora demo khuninge kichundit werde 96.
muor varsuilhit sih suilizot lougiu der himil 53.

3) *verít mit diu vuiru viriho wison* 56.

Wessobrunner gebet:

1) *manno miltisto enti dar warun ouh manake mit inan* 8.
cootlihhe geista enti cot heilac 9.

Merseburger zauberspruch:

2) *thu biguolen Sinthgunt Sunna era suister* 2, 3.

Genesis:

1) *ford an thinum fiundscepi nu ik mi thesa firina gideda* 61.
sinhiun samad quadun that sia wissin that im that iro sundia gidedin 98.
thegnos endi thiornun thigun aftar wel 104 vgl. 118.
weros wib undortuisk that ward awerdid san 125.
langa huila endi sted im sidor thit land gisund 150.
fro min the guoda muot ik thi fragon nu 174.
ef thia man undar him sulic men fremmiat 183.
fiur biuallan sculun sia hira firinsundeon 185.
huat thu godas so uilu god hebanriki 191 u. ö.
te gifrummianna muot ik thi fragon nu 201.
folgoda is froian filo worda gisprac 225.
thanna latu ik sia alla thuru thie ferahtun man ferehas brukan 242.
geweride mid gewittio thuo sprak he im san mid is wordum tuo 272.
thuo wurubun eft wider helega wardos 306.

2) *ginon gradaga nu thu sia grimman maht* 3.
thar thu them ni hordis thie unk thesan haram giried 7.

blikid thiu berahto sunna wit hier thus bara standat 20.
all habas thu so giwerekot so thi ti thinaro weroldi mag 43.
wundun worig thes ni habda he eniga gewuruhte te thi 46.
wesan an thesaro werolde thoh thu is wirdic ni sis 74.
wredan willean ni weldun waldandes 121.
thie fiund biuellid folk wirdit eft gihuoroban 148.
bog endi bedode endi bad gerno 166.
warod wilthu nu waldand fro min 168.
hold endi gihorig thu bist mi herro so guod 170.
thius werold an thinum willean thu giwald hauas 193.
weslea wider thi mid minum wordum ik wet that ik thes wirdig ni bium 228.
alloro bokno berahtost thuo stuod he fore thes buruges dore 269.
iac he sea an kneo kusta endi kusco bad 276.
narowa naht an skion nahida moragan 286.
thuo ward siu te stene thar siu standan scal 335.

3) *ferid ford an gimang that is firinum kald* 18.
wero farwirikian an weroldrikea 53.
menu gimengid endi wurdun manno barn 127.
idis adalborana he ni habda thar is adalias than mer 295.

Heliand:

1) *helandero best helagas gestes* 50.
habad unc eldi binoman elleandadi 151.
so he mancunnea managa huila 244 vgl. 3565. 5051. 5717.
ald mid is armun al antkende 478.
man an iro modsebon nu sculun gi im that men lahan 1359.
that ic feldi thero forasagono word ac ic siu fullien scal 1429.
that hi thurftigumu manne thurst gihelie 1966.
huo imo en erl bigan an erdu sehan 2389 vgl. 1824. 5799.
that iro enig thar enes ginami 2837.
thero hobidscatto the sie te themu hobe scoldin 3189.
sundea giwirkea than nim thu ina sundar the thi 3225 vgl. 5110.
weros an is wingardon endi hie im werc bifalah 3417.
kunni obar ođar wirđid kuningo giwin 4321.
manode mahtigna manno frumana 4802 vgl. 4710. 3349 usw. Vgl. 158. 167. 169. 217. 332. 540. 544. 567. 618. 640. 706. 835. 838. 895. 1055. 1093. 1203. 1249. 1270. 1292. 1395. 1433. 1456. 1564. 1596. 1668. 1674. 1690. 1746. 1766. 1825. 1863. 1941.

1975. 1982. 1993. 2066. 2113. 2130. 2132. 2196. 2198. 2314. 2359. 2430. 2535. 2540. 2545. 2616. 2675. 2844. 2895. 2901. 3132. 3205. 3270. 3284. 3538. 3634. 3668. 3692. 3727. 3731. 3790. 3844. 3928. 3932. 3991. 4046. 4092. 4170. 4191. 4272. 4281. 4306. 4357. 4435. 4453. 4588. 4712. 4843. 4978. 5053. 5219. 5267. 5316. 5334. 5402. 5409. 5439. 5461. 5533. 5563. 5572. 5576. 5603. 5710. 5751.

2) *aftar an aldre it is unc al te lat* 142.
mahtig gimanodun that siu ina an manno lioht 337 vgl. 372.
thana cuningsterron cuman cumbal liuhtien 635.
ostar an iro odil endi forun im odran weg 718.
ho holmklibu biholen werden 1396.
thene williu ic eft ogean far ogun godes 1977.
an themo alloro ferristan ferne liggen 2141.
tho ward siu san gihelid so it the helago sprac 3028.
sie weldun that he it antquadi than mahte he thoh antkennien wel 3815.
helidos farhugdun letun sea iu an iuwomu hugi lethe 4438 usw. 117. 124. 136. 253. 273. 349. 387. 498. 581. 650. 999. 1070. 1158. 1517. 1763. 1782. 1950. 2065. 2406. 2448. 2450. 2503. 2513. 2526. 2835. 3004. 3178. 3237. 3320. 3368. 3460. 3735. 3760. 3853. 4121. 4346. 4440. 4444. 4513. 4589. 4696. 4861. 5470. 5476. 5622. 5865.

3) *ald aftar them alaha endi umbi thana altari geng* 107.
giwarht te thesero weroldi thea weros aftar gengun 658 vgl. 4145. 4945.
her undar thesum heriscepi tho he so hardo gibod 727.
that kind undar euua cunni nu the cuning ni libod 774.
werun aftar thesaro weroldi that ic thes wirdig ni bium 938 vgl. 811. 1776. 3428. 5106. 5206. 5228. 5682.
helidos aftar is huldi thar is thiu helpa gelang 1112.
managoro mundboro the allumu mancunnie 1274 vgl. 1242. 1609. 1916. 2300. 4695.
helidos an hallu than halt ni sculun gi iuwa helag word 1409.
so wirdid is simbla wirsa huand he imu giwardon ni mag 1516.
ne wordo ne werco he latid it than al giwerdan so 1578.
waroro wordo oc sculun gi iu wardon filu 1734 vgl. 1933.
manos mi far thesoro menigi ne sint mina noh 2027.
halp endi sia helda endi let sia eft gihaldana thanan 2226.

waron an thinon werke thuo habda eft is word garo 3440.
vgl. 563. 1207. 1390. 2082. 3104. 4243. 4303. 4935. 5756.
weros te them werke so sculun fan thero weroldi duon 3448 vgl. 913.
wordun endi wercun ledit im is werold mid thiu 3473 vgl. 125. 541. 2231. 3726. 4713. 4824. 5186. 5677.
mankunnies manag minara helpa 3540.
so harm ward imu an is hertan that man is herron thar 4868. 5688.
an thena huarf wero warlose man 5071. 5132.
mendian mancunni manag fagonoda 526. vgl. 3696.
mer gimerrid ef sia biginnat marian hier 5760.
vgl. 25. 2047. 2460. 3700. 4454. 4537. 5364. 5368. 5700. 5727. 5740.

Nun sind aber von Meyer auch assonirende silbenreime als selbständige kunstformen ausgegeben worden.

Hildebrandslied:

1) *in sus heremo man hrusti giwinnan* 56.
3) *ferahes frotoro her fragen gistuont* 8.
prut in bure barn unwahsan 21.

Muspilli:

1) *wirdit denne furi kitragan daz frono cruci* 100.

Wessobrunner gebet:

3) *dat gafregin ih mit firahim firiwizzo meista* 1.

Genesis:

1) *mid firinum bifangan thoh willik thi frithu settean* 72.
thea firina bifundan thea thar fremidun men 289.
firrian hina fon them fiundun endi ledian is fri mid him 294.
an enum berga uppan that hina brinnandi 297.
2) *waldand wređan te hui sculun wit werdan nu* 24.
waldand mid is wordun was im wređ an is hugi 32.
dadeo bidernit so ik is nu mag drubundian hugi 58.
fluhtik scalt thu thoh endi fređig fordwardas nu 75.
oft siu thes gornunde an griata gistuodun 97.
wohsun im wrisilico that was thiu wirsa giburd 123.
unthat sea ina gibrahtun bi thera burug utan 302.
3) *firinwerc gifremid thuo an forahtun wărđ* 55.
ford fragoda frahon sinan 212.

brast endi bracoda ward thero burugeo giwilic 312.
bred burugugisetu bran all samad 316.

Heliand:

1) *wid dernero dualm than habda thuo drohtin god* 53.
allaro barno bezt brengean scolda 338.
diurie medmos endi ward im uses drohtines man 1198.
was thar gard godlic endi groni wang 3135.
bilidi giboknid thar the blindon man 3589.
wid thes werodes gewin tho namun ina wređe man 5121.
an thero burg innan hie thero is brudi bigan 5442. usw.
93. 420. 815. 931. 1066. 1140. 1173. 1487. 1497. 2303. 2725. 2771. 2839. 2851. 2868. 2962. 3011. 3030. 3553. 3571. 3730. 3892. 4024. 4235. 4372. 4534. 4602. 4685. 4809. 5282. 5355. 5396. 5459. 5481.

2) *wislico giwret endi oc aftar mid is wordu gisprac* 237 vgl. 1132.
endi so gifrummien so it an forndagun 1414 vgl. 5729.
thesumu folke te frumu that was forn giscriban 1431.
sum biginnit thann oc furthor than hie ist fruodot mer 3484.
that habat so bidernit drohtin the godo 4296.
wurdun alle an forhtun fragon ni gidorstun 4596.
huodun thes hreuues sia sagdun thero heri Judeono 5876.

3) *oba bredan berg welda that barn godes* 714 vgl. 2176.
freson is ferahas nu maht thu an fridu ledien 773.
helidun te helpu sidor hi ina hluttran wet 1719.
hriuwig umbi iro herte gihordun iro herron tho 3179. 4672.
wređaro werko er than ik is eniga wreka frummie 3246.
an that fern faren ef sie gifrummien so 3401.
druog ina diurlico so was thie drohtin werth 5735 vgl. 3005 usw. 9. 16. 27. 83. 263. 631. 633. 800. 831. 1047. 1276. 1397. 1537. 1716. 1787. 1790. 1851. 2118. 2168. 2191. 2203. 2594. 2614. 2677. 2701. 2710. 2742. 2797. 3752. 3862. 3988. 4525. 4751. 4765. 4897. 5007. 5029. 5080. 5245. 5284. 2589. 5367. 5383. 5870.

Ähnlich wie Hildebrand (Ztschr. f. d. unterr. 5, 577 fgg.) behauptet Meyer, es habe die tendenz bestanden, den reim auszudehnen. Er hat dabei übersehen, dass wenn diese tendenz bestanden hätte, wir nicht länger von stabreim reden dürften, dass wir es dann nicht mehr mit lautreim, sondern mit silbenreim zu tun hätten. Wir können uns den unterschied zwischen alliteration und silbenreim am lebhaftesten verdeutlichen, wenn wir das gebiet des silbenreims betreten. Er ist

besonders beliebt (im gegensatz zur alliterierenden poesie) in der formelhaften gesetzessprache. Ich beschränke mich hier auf die friesischen belege (Heyne Germ. 9, 438. Kögel, Litgesch. 1, 244). Sie lassen uns eine ganz entschiedene vorliebe erkennen, den reim auszudehnen. Beachtet man wie auffallend häufig die silben- oder gar wortreime in der rechtssprache, wie auffallend selten sie in den dichtungen sind, so wird man sich aufs neue überzeugen, dass die gesetzesformeln nicht als alliterierende poesie ausgegeben werden dürfen. Beachtet man ferner, dass der endreim mit dem silbenreim verbunden erscheint, dass der endreim auch selbständig auftritt, so ist der weg angedeutet, der die geschichtliche anknüpfung des silbenreims ermöglicht:

mit rede ende mit dede 488, 19 u. ö.
thene berena ief thene kerena 164, 23.
biseten and bineten 174, 2.
erve ieftha werve 209, 23.
ereth and kereth 236, 12.
red reda and unred leta 335, 22 usw.
se hit an husbreke se hit an husleke 488, 8.
and enis skel hi reda and enis skelre ketha 156, 4.
hwende hond skel hond wera ieftha anda withem unswera 240, 12.

Damit vergleiche man die silben- oder gar wortreimenden „verse“:

bi alda tidon : alda noma
tha firade us Frison thiu fire menote
and us swerade tha thi swera panning 3, 17.
tha fiunde alsa tha friunde 6, 9.
keneng : campana, kampa : kenenges 12, 15.
fiwer a wetere thera weterstretena 14, 13.
ther liude loviat bi tian liudmerkum 20, 25.
morth mot ma mith morthe kela 26, 14.
sa fath fulsusterne mit fulre hond on
and tha halfsusterne mid halwere hond on 166, 28.
hwande hit selva scref mid sine selves hondun 343, 5 usw.

Das sind keine alliterierenden verse. Die reimtechnik ist eine durchaus verschiedene. Wir finden vergleichbares nicht in der stabreimenden[1], wol aber in der endreimenden poesie oder (was noch eher zu erwähnen ist) in der kirchlichen prosa formelhaften charakters. Ich

1) Vom ags. ist hier nicht die rede, vgl. Ztschr. VII, 17. Dazu QF. 73, 81 fgg.

citiere aus dem Priestereidformular: *fruma frummenti enti scadun wententi, kahorich enti kahengig* MSD 1, 232; aus den beichtformularen MSD 1, 236 fgg.: *overatas endi overdrankas, thia giwar the ik giwerran ne scolda enti thia ne gisuonda the ik gisuonan scolda, ik gilofda thes ik gilovian ne scolda, ik stal ik farstolan fehoda, ana orlof gaf ana orlof antfeng, mid uvilon wordon endi mid uvilon werkon, uncitin ezzenti uncitin trinchanti, mit argen willon int mit argen githancon, daz ih irsterben scol unt daz ih irsten scol*, in der juristischen trauformel MSD 1, 319 stehen ganz entsprechende reime: *chuorichen unde chuozal, ouzvart unde invart, stuot unde stuotwaide.* Wir sind unter keinen umständen berechtigt derlei typen der formelsprache für alliterierende poesie auszugeben oder auch nur unter den erscheinungen des stabreims miteinzubegreifen.

Wie für Otfrid das grundgesetz seiner verse im homoeoteleuton, d. h. im gleichklang der wortausgänge besteht, so ist das grundgesetz der alliterierenden verse der gleichklang des worteingangs. Zum unterschied von dem endreim, der stets silbenreim ist, handhabten die alten dichter den stabreim als lautreim und haben kein anzeichen dafür hinterlassen, dass ihnen silbenreim als bewusste tendenz ihrer reimkunst geläufig gewesen wäre. Insbesondere kann gar keine rede davon sein, dass etwa ein vers wie

thar ist gristgrimmo endi gradag fiur Hel. 2144 M.
bi theru burg uten the was bred endi hoh 4235.
ferahes frotoro her fragen gistuont Hild. 8.
gang thi hel herod than welliat an thik helitho barn Hel. 5570.

für vollkommener, für besser gereimt gegolten habe als etwa ein vers

ac gang thi hel hinen lat thi an thinumu hugi sorga Hel. 3893.
fateres mines dat was so friuntlaos man Hild. 24.
bi theru burg uten tho im bediun was Hel. 4022 usw.

wie Meyer s. 151 behauptet. *frotoro : fragen* soll den anforderungen mehr genügt haben, als *ferahes : frotoro* oder gar als *fateres : friuntlaos.* Dass diese these nur möglich war, wenn man das wesen der stabreimzeile verkannte, ist schon von Behaghel in dieser ztschr. bd. 27, 563 gezeigt worden. Dass nun aber gar die reimbindung *ferahes : frotoro* für den dichter einen anderen ästhetischen wert gehabt haben sollte als etwa die reimbindung *fohem : fatir* ist nicht bloss mit dem grundgesetz der alliterationstechnik unvereinbar, sondern auch deswegen, trotz der bd. 28, 142 veröffentlichen bemerkung, mit entschiedenheit abzulehnen, weil *er : ro* im freien anlaut nicht aufeinander reimen (mit ags. reimen hat es bekanntlich seine besondere bewandtniss). Das ist die konse-

quenz der Meyerschen hypothese, dass die consonanten das gerüste der alliteration bilden, die vokale die bekleidung. Diese konsequenz führt aber ad absurdum, wenn man bedenkt, dass Meyer nur den liquiden diese ausnahmestellung einräumt und die in diesem falle durchaus nicht angebrachte svarabhaktientwicklung zu hilfe nimmt. Unter der annahme, *fr* sei als *fer (fər)* gesprochen worden, erhält Meyer bei

ferahes frotoro her fragen gistuont

vollkommenen silbenreim. Für diese art von svarabhaktientwicklung fehlt aber jegliches zeugniss; nicht ein einziges mal haben unsere handschriften, die so vieles aus der urschrift des dichters bewahrt haben, dieser aussprache gemäss den svarabhaktivokal des silbenanlauts geschrieben, mit dem sie im silbenauslaut so freigebig gewesen sind. Der gewährsmann von Meyer, Joh. Schmidt, redet denn auch an der citierten stelle ganz richtig von svarabhaktientwicklung zwischen liquiden und folgenden konsonanten. Dürften wir mit svarabhaktientwicklung im anlaute zwischen konsonant und folgender liquida rechnen, dann müsste sie in der überlieferung vertreten sein, dann würde der dichter reime wie *er : re* und ähnliche nicht gescheut haben. Die alliterierende doppelconsonanz ist also mit der gleichen entschiedenheit abzulehnen wie die annahme Hildebrands *fohem : fater, sunu : saro* seien vollkommener, dem wesen des reims gemässer als *prut : bur, Huneo truhtin : huldi* u. ähnl. Wir bleiben bei dem technischen grundsatz Snorris: der hauptstab regiert den reim.

---

2. Dreihebige verse in Otfrids evangelienbuch.

Während die rhythmik des alliterationsverses immer wider zu neuen hypothesen verlockt, ist auf dem gebiete der rhythmik des reimverses weitgehende übereinstimmung erzielt worden, seitdem die anschauungen Simrocks durch Hildebrand und Sievers neubelebt und die kinderlieder als zeugen anerkannt worden sind. Es herrscht heute, so viel ich sehe, volle einigkeit in den grundanschauungen. Niemand zweifelt an dem dipodischen charakter der reimverse, niemand bezweifelt, dass die vortragsweise des kinderliedes uralte formen bewahrt hat, dass die gesangsmässige recitation, dass der taktierende vortrag der kinderlieder ein erbstück aus den zeiten der ältesten deutschen reimdichtung uns überliefert. Das kinderlied hat neuerdings eine bedeutung für die deutsche metrik gewonnen ähnlich der der mundarten für die deutsche grammatik. Wie mit hilfe der mundarten die phonetik des ahd., so ist mit hilfe des kinderliedes die ahd. rhythmik in wesentlichen punkten reconstruiert worden. Man glaubt wenig vom tatsächlichen

abzuirren, wenn man die Otfridverse sich so vorgetragen denkt, wie heutzutage die kinderlieder recitiert zu werden pflegen[1]. Der vortrag ist und war kein gesang in dem heute allgemein gültigen sinne des wortes. Die recitationsweise war aber auch kein blosses sprechen mehr, wie in den zeiten des stabreims, sondern ein musikalisch gestaltetes sprechen. Die melodie hat sich eng an die natürliche satzgliederung angeschlossen, die musikalischen hauptaccente waren identisch mit den phonetischen hauptaccenten, aber ein musikalisches element ist hinzugekommen mit der durch rhythmische nebenaccente, die nicht zugleich phonetische und nicht von gleicher stärke zu sein brauchten wie die phonetischen, geregelten taktierung. Man hat diese vortragsweise sprechgesang genannt; ich finde das fremdwort recitation zweckmässiger, um jene uns durchaus geläufige verbindung von singen und sagen zum ausdruck zu bringen. Der recitierte reimvers ist später abgelöst worden vom declamierten. Hier haben wir es nur mit dem recitierten, durch sprechgesang vorgetragenen reimverse zu tun.

1) R. Hildebrand, Gesammelte aufsätze und vorträge s. 186 fgg. K. E. Reinle, Zur metrik der schweizerischen volks- und kinderreime, diss. Basel 1894. In dieser tüchtigen arbeit sind die tatsachen ausgezeichnet zusammengefasst worden. Es ist nur zu verwundern, dass der verfasser nicht die gelegenheit ergriffen hat, auf die volle übereinstimmung der rhythmischen formen mit denen der Otfridschen reimverse aufmerksam zu machen. Erfreulicherweise hat er gegen Heusler (und Möller) stellung genommen und die punkte zusammengefasst (s. 55 fg.), die es unmöglich machen, den epischen alliterationsvers mit dem heutigen kindervers zu identificieren. Hoffentlich sind damit alle fernerhin in dieser richtung gehenden versuche abgeschnitten. Wenn aber Reinle s. 57 behauptet: „Unsere volkstümliche poesie hat, was ihren rhythmus betrifft, durchaus die gleichen voraussetzungen wie die ursprüngliche altgermanische poesie (nämlich die „chorische“), ihre lieder und reigen sind — mutatis mutandis — diese alte chorpoesie selbst, die heutigen vertreter der nie unterbrochenen streng rhythmischen poesieströmung“, so wird das niemand ernsthaft nehmen. Es ist unzulässig auf etwas gänzlich unbekanntes in solchem umfang bezug zu nehmen und die rhythmen einer imaginären chorpoesie, die, wie sie auch sonst beschaffen gewesen sein könnte, jedesfalls stabreimend nicht endreimend gewesen ist, die sich infolgedessen durch wesentliche merkmale von allem was endreim trägt, unterschieden haben muss (vgl. Heusler, Zur geschichte der altd. verskunst s. 12. Über altgerm. versbau s. 44 u. ö.), als wesensgleich mit dem rhythmus der kinderreigen auszugeben. Otfrid (nicht die stabreimende poesie chorischer oder epischer gattung) bildet die äusserste grenze, bis zu welcher wir mit dem kinderlied zurückgehen können und müssen. Jenseits dieser grenze liegt die volkstümlich lateinische (rhythmische) poesie. In ihr haben wir die urform des Otfridverses (und damit zugleich die urform des mit diesem identischen modernen kinderverses) zu suchen; das ist so sicher wie die tatsache, dass die den Otfridversen übergeschriebenen neumen, die uns den beweis für gesangsmässigen vortrag der verse liefern, lateinisch-kirchlichen ursprungs sind.

Die vortragsweise der Otfridschen verse müsste zunächst bestimmt werden nach den in den handschriften auf uns gekommenen neumen. Zu ihrer interpretation sind neuerdings sehr wertvolle grundlagen gewonnen worden in Oskar Fleischers Neumenstudien (Leipzig 1895, Abhandlungen über mittelalterliche gesangs-tonschriften, teil I: Über ursprung und entzifferung der Neumen). Ich lasse es dahingestellt, ob Fleischer damit das richtige getroffen hat, dass er die neumen aus der cheironomie der alten herleitet; dass mit dieser hypothese sehr viel erreicht wird, muss aber jeder unbefangene beurteiler zugestehen. Alle neumenschriften des mittelalters sind gesangstonschriften, nicht tonschriften für instrumente. Träger des gesanges ist die sprache. Die gesangslehre entwickelte sich aus den stimmbewegungen der lebendigen sprache. Anfangs ist die kunst des gesangs immer mit der kunst der rede hand in hand gegangen. Das verschiedene logische gewicht, fährt Fleischer fort, das den einzelnen wörtern im satz, den einzelnen silben im wort innewohnt, zwingt den sprechenden ohne sein bewusstes zutun zu einer verschiedenen behandlung der wörter und silben durch die betonung. Unwillkürlich hebt er die stimme bei einzelnen wörtern im satze und einzelnen silben im worte. So schwebt die stimme, statt monoton auf einer tonhöhe fortzugehen, auf und ab wie im spiele mit den silben. Auf diese weise entwickelt sich eine art zugesang (accentus, prosodie), dessen keine sprache entraten kann. Dabei hängt die betonung ab entweder von der quantität oder von dem logischen gewicht der silben. So wird bekanntlich im deutschen durch den steten wechsel der klangstärke, durch die dynamische verschiedenheit der silben rhythmus erzeugt. Was wir recitation nennen, ist eine selbständige art dieser stimmführung. Sie richtet sich nach den natürlichen dynamischen verhältnissen der sprache. Die schriftliche fixirung dieser art von stimmführung liegt in den neumen vor, die nichts weiter sind als accente oder besser gesagt interpunktionszeichen, welche nicht sowol die satzgliederung, als die sie regelnde recitation, den zugesang zur darstellung bringen.

Eigenartig, sagt Johannes Müller in seinen Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen unterrichts bis zur mitte des 16. jahrhunderts s. 293, ist der am ende des 15. jahrhunderts durch den druck verbreitete *Modus punctandi ecclesiasticus nedum ad lectionum historiarumve verum etiam epistolarum euangeliorumque distinctionem inventus*[1]. Die interpunktionszeichen haben hier ihre ursprüngliche, d. i. musikalische bedeutung. Sie dienen dem leser zur andeutung

1) Vgl. hiezu jetzt Fleischer a. a. o. s. 101.

einer bestimmten art des tonfalls: *Nota primo tunc virgulam esse tenendam, quando punctus planus ad medium littere ponitur hoc modo· Tunc vox semper equaliter debet teneri. Secundo tunc comam esse servandam, quando duplex punctum ponitur, ita quod unum alteri subiacet. Hoc pacto: Tunc vox de sol in mi deprimatur et sic fit descensus unius tercie. Tertio tunc interrogativum esse obtinendum, quando oratio procedit interrogative, tunc vox sive oratio interrogative legi sive decantari debet. Ita videlicet quod in decantando mutatur ut in plurimum (quod dico ob dictiones penultimas corripientes) silba proxima ante antepenultimam de fa in mi, antepenultima de mi in re et econtra penultima de re in mi et sic habebis ultimam sursum. Quarto tunc esse retinnendum periodum vel colon, quando ponitur planus punctus ad infimum dictionis ultime litere isto modo. Tunc vox de sol in ut deprimatur et sic fit descensus unius quinte.* Tatsächlich sind ja die interpunktionszeichen tonzeichen, recitationszeichen bis auf den heutigen tag. Wir vernachlässigen ihre alte geltung, weil die recitation eine andere geworden ist. Die interpunktionen dienten anfänglich dazu, dem vorleser anzuzeigen, wo und welche modulationen der stimme anzuwenden seien[1]. Tonzeichen sind ja nun auch die neumen nicht im sinne unserer noten. Denn ein einzelnes zeichen bedeutet nicht einen einzelnen ton, sondern eine tonbewegung. Die neumen sind merkmale der stimmführung. „Sie weisen dem recitierenden das tonhöhen-niveau zu, auf das er seine stimme bei den einzelnen satzgliedern, wörtern und silben einzustellen hat“. Die bestimmung der neumen ist also keine rein musikalische; das phonetische element der satzgliederung wiegt vor; musikalisch ist besonders die formelhafte ausbildung der schlusstonfälle (cadenzen). Man weiss wie sorgfältig die mittelalterlichen autoren die cadenzen im cursus behandelt haben. Zuletzt hat C. Kraus (in seinen Deutschen gedichten des 12. jh.) diese dinge besprochen. So ordnete sich auch die recitation in einzelne perioden und diese sind identisch mit den satzteilen des grammatischen aufbaus. Zwischen den einzelnen satzteilen findet eine kleinere oder grössere pause statt: vor einer solchen bildet die stimme eine cadenz, d. h. einen tonfall, der je nach dem erforderniss des sinnes aufsteigend oder absteigend, länger oder kürzer, weiterführend oder ganz abschliessend ausfällt. Auf diese cadenzformeln legte man besondern wert. Aber auch die tonstufe jeder einzelnen silbe ist durch einen accentus

1) Von diesem gesichtspunkt aus bleiben die interpunktionszeichen Otfrids noch zu untersuchen. Man beachte nur ihre ungewöhnlich reiche verwendung.

(neume) markiert. *Accentus*, sagt Beda de orthographia, *est quasi adcantus dictus, quod ad cantilenam vocis nos facit cognoscere syllabas*, und Alcuin in seiner grammatik: *accentus est recta lex et regula ad levandam et comprimendam syllabam.* Die accente sind nicht bloss sprachliche faktoren, sondern zugleich musikalische recitationszeichen gewesen. Seit dem frühesten mittelalter, sind die accentzeichen allmählich in den ausschliesslichen dienst der musik übergetreten. Der alte durch neumen-accente bezeichnete recitationsgesang hatte sich mit geringem tonumfang und engen tonbewegungen begnügt. Die mehrzahl der silben hielt sich auf einem mittelton, von dem die stimmbewegungen auf- und abwärts giengen. Das zeichen für den mittelton ist das am häufigsten gebrauchte des ganzen neumensystems; es ist der ton, auf den die recitation nach den schlusscadenzen immer wider zurückkehrte. Dieser mittelton lag nach O. Fleischer im frühen mittelalter auf *a*, er ist der wegweiser für den sänger gewesen und heute der wegweiser für den interpreten der neumen; er hat für die recitation das stimmniveau abgegeben: über dem mittelton lag der acut (er steigt in der tonskala aufwärts), unter dem mittelton lag der gravis (er steigt in der tonskala abwärts); beide befasst in sich der circumflex: diese accentzeichen sind als neumen in der lateinischen kirche für die recitationen sowol aus der bibel als bei der psalmodie verwendet worden. Daher hat Otfrid seine neumen. Wollen wir die vortragspraxis kennen lernen, müssen wir uns an sein lateinisches vorbild wenden. Wie die neumierung ausweist, musste Otfrid beabsichtigt haben, dass sein liber evangeliorum recitiert werde wie in der kirche aus dem neuen testament recitiert zu werden pflegte. Gerade über den accentus ecclesiasticus hat jetzt Fleischer uns die überlieferung bequem zusammengestellt (s. 97 fgg.). In der lateinischen kirche sind zwei vortragsweisen üblich gewesen und heute noch üblich: accentus und concentus. Zum concentus gehören die melodisch reichen gesänge, zum ersteren gehört die feierliche recitation der evangelien, psalmen, episteln, des paternosters usw. Es ist der bekannte leseton, der durch zeichen wie accente, neumen, interpunktionen schriftlich fixiert war. Die lehre des 15. und 16. jahrhunderts haben wir bereits kennen gelernt, es ist selbstverständlich, dass ihr eine uralte tradition zu grunde liegt, deren wurzeln im frühchristlichen mittelalter liegen. Fleischer hat die continuität schlagend nachgewiesen und in dem *accentus ecclesiasticus* den schlüssel für die neumen gefunden. Die neumen sind gebraucht für die accentischen gesänge der lateinischen kirche.

Mit dem accentischen leseton der kirche müssen wir uns das Otfridsche erbauungsbuch vorgetragen denken: das ist unter den

vom dichter selbst gebrauchten worten *hujus cantus lectio* (ad Liutb. 10) zu verstehen; wenn er seine dichtung widerholt als *lectiones (theotisce conscriptae)* bezeichnet, muss dieses wort im eigentlichen sinne gedeutet werden und diese deutung führt widerum auf die vorlesung der evangelien, episteln usw., deren leseton das wesen des vortrags der Otfridverse ausmacht. Suchen wir irgendetwas diesem kirchlichen leseton vergleichbares, so stossen wir auf die recitation des kinderliedes, für welches genau ebenso die melodische ausbildung der cadenzen charakteristisch ist. Die verschiedenheit der recitation ist beim kinderlied einzig und allein bedingt durch die ihm eigene tanzbewegung, die wir selbstverständlich für Otfrid nicht in anschlag bringen, wenn wir seine verse nach der weise der kinderlieder analysieren. Objektiver würden wir also verfahren, wenn wir statt von der recitation des kinderliedes von dem kirchlichen accentus würden ausgehen können. Vorerst sind die einzelnheiten desselben noch zu wenig bekannt.

Mit diesen ausführungen bezwecke ich nichts anderes als aufs neue eindringlich darauf aufmerksam zu machen, wie beträchtlich der vortrag und die rhythmische struktur Otfrids von den entsprechenden formen der alliterationsdichtung verschieden gewesen ist[1]. Es fehlt auch jeder schimmer von wahrscheinlichkeit, dass etwas der kirchlichen recitation ähnliches für Beowulf oder Hildebrandslied üblich gewesen wäre. Gewiss haben wir auch beim alliterationsvers nach einem rhythmischen schema, nach einem rhythmischen rahmen zu suchen; gewiss ist dieser rhythmische rahmen nicht mit dem grammatischen gegeben. Aber wenn das rhythmische schema, dem die lebendige rede unterworfen worden ist, mit der phonetischen oder grammatischen ordnung der sprachcomplexe noch nicht gegeben ist, so hat man noch lange nicht das recht, dieses schema, wie Heusler tut (Über altgermanischen versbau s. 100 fgg.) für ein musikalisches auszugeben. Alle tatsachen der stabreimtechnik weisen darauf hin, dass das rhythmische schema oratorischen, nicht musikalischen charakters gewesen sein dürfte.

In der deutschen durch Otfrid inaugurierten reimdichtung ist das rhythmische schema ein musikalisches. Das beweisen an sich schon, von Otfrids selbstzeugnissen abgesehen, die neumierten stellen. Das musikalische schema, den rahmen zu reconstruieren, in den das rhythmizomenon vom dichter gestellt worden ist, dazu haben wir als erstes

1) Ich halte daran fest, dass das viel erörterte, für das nachleben des alliterationsverses mit vorliebe aufgeführte 5. kapitel des 1. buches ganz und gar auf dem boden der kirchlichen recitation steht. Gerade in diesem 5. kapitel — von seiner stilform ganz zu schweigen — stehen die neumierten verse der Heidelberger handschrift. Sie sind also sicherlich nicht wie die alliterationsverse vorgetragen worden.

hilfsmittel das kinderlied zur verfügung und Möller-Heusler haben das grundmass der verse richtig bestimmt nach den beiden hauptformen voll und stumpf:

voll: a) x́ (x) x̀ (x) | x́ (x) x̀ (x)
b) x̀ (x) x́ (x) | x̀ (x) x́ (x)
stumpf: a) x́ (x) x̀ (x) | x́ (x)
b) x̀ (x) x́ (x) | x́ (x) usw.

Die von Möller-Heusler aufgestellte form „klingend" ist nicht neben der vollen etwas selbständiges, sondern nur eine abart voller verse[1]. Es wäre sehr wünschenswert, wenn diese unterscheidung voller und stumpfer verse nunmehr allgemein recipiert würde: einig ist man ja längst darüber, dass wir den Otfridschen vers als zweitakter aufzufassen haben. Alles weitere kann folglich nur in einen streit über die terminologie ausarten.

Verschiedene auffassungen herrschen noch bezüglich des verhältnisses Otfridscher rhythmik zu den rhythmischen formen, wie sie in der sogenannten übergangszeit vom ahd. zum mhd. begegnen. Heusler, Hirt und Paul denken, jeder in seiner weise, an ein wideraufleben des alliterationsverses und glauben damit die von ihnen behauptete seltsame differenz zwischen Otfrid- und Genesisversen zu erklären. Meiner ansicht nach besteht eine solche differenz, die zu den gewagten hypothesen der genannten forscher anlass und berechtigung geben könnte, gar nicht. Die von Heusler bezw. Hirt vertretene rhythmische analyse der langzeilen des 11. und 12. jahrhunderts halte ich nicht bloss für zutreffend, sondern auch für grundlegend bei beurteilung des Otfridschen versbaus.

Wollen wir diesen kennen lernen, so haben wir in erster linie von den reimverhältnissen auszugehen. Es sind bekanntlich zwei katego-

1) „Voll" und „klingend" sind schon deswegen ein und dasselbe, weil es sich nur um stehen oder fehlen von senkungssilben handelt, was nach einem grundgesetz deutscher metrik keinen wesensunterschied bedingt. Beispielsweise verweise ich auf die von Reinle aufgestellten verstypen:

klingend:	voll:
hä́ntschè	*tṓr ù̀f*
dénkè	*gánz àb*
rö́sselì	*géisseflèisch*
es béielèt es	*chésselbòge* usw.

Die sprachliche verschiedenheit des rhythmizomenon kommt gegen die identität der rhythmusformen überhaupt nicht in betracht. — Ich ziehe vor, den ausdruck „voll" (statt klingend) zu wählen, weil er sich zu „stumpf" besser fügt und die meistersinger unter „klingenden" und „stumpfen" versen etwas anderes verstanden haben als wir mit „voll" und „stumpf" zum ausdruck bringen wollen.

rien von reimformen, zwei reimgeschlechter zu unterscheiden: männliche reime und weibliche reime[1]. Diese beiden kategorien gehörten ursprünglich verschiedenen verssystemen an, wie schon die französische terminologie nahelegt, welche die weiblichen reime als rimes leonines, die männlichen als rimes consonantes bezeichnet (Wolf, Lais s. 172fgg.). Die männlichen reime sind endungsreime, wie sie in der lateinischen rhythmischen dichtung von anbeginn zu hause waren, die weiblichen reime sind die typischen reimformen der leoninischen hexameter, wie seit Wilhelm Grimms und Wilhelm Meyers darlegungen männiglich bekannt ist[2]. Otfrid hat beide reimformen aus der zeitgenössischen lateinischen reimpraxis übernommen. Die beiden wesentlich verschiedenen reimformen bedingen wesentlich verschiedene versformen. Verse mit weiblichem reim sind stets voll, verse mit männlichem reim sind entweder voll oder stumpf.

Die behauptung, dass unter den mit männlichem endreim versehenen Otfridversen stumpfe sich befinden, bedarf einer besondern erörterung[3].

Ich gehe von der beobachtung aus, dass die in der Wiener handschrift vorliegende rhythmische accentuation der Otfridverse mit dem reim- und versgeschlecht zusammenhängt; man beachte z. b. die verschiedenheit der accentlage in den weiblich gereimten:

nim nu wórt minaz 1, 15, 27
unz ther dág scinit 3, 20, 15 usw.

und in den männlich gereimten:

1) Um kollision zwischen der terminologie des rhythmus und der der reimtechnik zu vermeiden, ist es notwendig, die bisher übliche meistersingerische bezeichnung „stumpfer“ und „klingender“ reime zu gunsten der Opitzischen (bezw. französischen) aufzugeben und zu der alten bedeutung von „stumpfen reimen“ d. h. stumpfen versen zurückzukehren.

2) Daraus ersieht man, wenn es überhaupt neben den eigenen worten des dichters (quaerit enim linguae hujus ornatus — a dictantibus omoeoteleuton observare ad Liutb. 85) eines ausdrücklichen belegs bedürfte, wie verkehrt die neulich von Hirt geäusserte behauptung ist, der reim habe mit dem rhythmus zunächst nichts zu tun (Ztschr. f. d. a. 38, 326): *uber hímila alle* 1, 2, 13 ist ein vers mit anderem rhythmus als *uber súnnun lioht* 1, 2, 14 und die ursache der rhythmusverschiedenheit ist vor allem andern im reimverhältnis zu suchen.

3) Selbst Hirt (Germ. 36, 307) nimmt 3hebige neben 4hebigen versen wol bei der Genesis, nicht aber bei Otfrid an und verwickelt sich dabei in dieselben unwahrscheinlichkeiten wie Heusler. Auch Ztschr. f. d. a. 38, 308. 314 hält Hirt an der geschichtlich durch keinerlei argumentation zu rechtfertigenden und gerechtfertigten ausnahmestellung der Otfridverse fest. — Mit dem alliterationsvers haben selbstverständlich die 3hebigen verse gar nichts zu tun, denn sie sind nur bei gesangsmässiger recitation, nicht bei rhetorischer deklamation, sie sind nur in der strophe, nicht im einzelvers denkbar.

joh reht minnonti 1, 4, 8
fuazfällonti 1, 5, 50 usw.

Die versgeschlechter sind: voll und stumpf; die reimgeschlechter sind: männlich und weiblich. Keineswegs sind volle verse stets weiblich, wol aber sind stumpfe verse stets männlich gereimt; es gibt volle verse mit männlichem, aber es gibt nicht stumpfe verse mit weiblichem reim. Volle, d. h. 4hebige verse mit männlichem oder mit weiblichem ausgang hat Otfrid (von den bekannten licenzen abgesehen) mit 2 icten versehen. Die von Otfrid mit 1 ictus versehenen männlich reimenden halbzeilen sind stumpf, d. h. 3hebig. Unter vollen, 4hebigen versen verstehen wir solche mit 2 vollen dipodien, z. b.:

x′ (x) `x (x) | x′ (x) `x (x)

Unter stumpfen, 3hebigen versen verstehen wir solche zweitakter, die aus einer vollen und einer unvollständigen dipodie bestehen, unbeschadet ihrer dipodischen messung z. b.:

x′ (x) `x (x) | x′ oder x′ (x) | x′ (x) `x[1]

1) Heusler, Zur geschichte der altdeutschen verskunst s. 64 will nur solche verse für stumpf gelten lassen, bei denen die letzte hebung auf einer sprachlich starktonigen silbe ruht. Er fragt sich, ob dreihebige verse in weiterem umfang angesetzt werden sollen, findet dann aber doch x′ | x′ `x sei ein anderes gebilde als x′ `x | x′. Die dem leser zugemutete schwierigkeit hat Heusler selbst nicht verkannt. Er räumt sie ein, ist aber mit ihr deswegen nicht fertig geworden, weil er die verschiedenheit des reimgeschlechts nicht bedacht und berücksichtigt hat. Nur wo weibliche reime vorliegen, ist die annahme stumpfer verse ausgeschlossen, bei männlichem reime müssen wir — ich stimme Hirt Ztschr. f. d. a. 38, 316 fg. zu — in der tat auf der principiellen gleichförmigkeit von x′ | x′ `x und x′ `x | x′ bestehen. Sämmtliche von Heusler s. 66 citierte verse mit „klingendem“ ausgang sind 3hebig und zeigen infolgedessen männlichen reim. Die verbindung einer vollständigen mit einer unvollständigen dipodie ist das wesentliche für den stumpfen vers, die ictenfolge ist wie bei den vollen dipodien nebensächlich. — Es ist nicht zulässig, die arbeit des dichters an seinen versen in einzelne momente zu zerlegen, diese momente zu isolieren und jedem selbständige geltung beizumessen: die reimtechnik ist nicht ein faktor für sich, der mit der technik des versrhythmus nichts zu schaffen hätte. Beide gehen in einander auf. Für wissenschaftliche untersuchung muss folglich der eine als führer zum andern dienen. Es darf also nicht etwa der alliterationsvers als ausweis herangezogen werden, um verse von der beschaffenheit x′ `x | x′ als 3hebig zu rechtfertigen (so bei Heusler a. a. o. s. 79). Keineswegs bilden sie ein stück der alten technik, vielmehr gehören sie als endreimverse unter die principien der modernen technik, principien, die erst mit der endreimtechnik massgebend geworden sind. *gót dèr gúotè* gereimt auf *sprach in unmuote* ist ein anderes verspaar als *unt sie in dem paradise wésen ne múosèn*, wie die verschiedenheit des reimgeschlechts bekundet. Dieses hat zunächst über zugehörigkeit zur kategorie der vollen oder der stumpfen verse zu entscheiden, alle andern merkmale können nur subjektiven wert beanspruchen. Hätten Heusler und Hirt die reime mit berücksichtigt, so würden ihre darlegungen an werbender kraft gewonnen haben.

Wie das schwanken der handschriften in der accentsetzung verrät, haben die schreiber ein konsequentes verfahren nicht eingehalten. Es sind störungen mituntergelaufen. Verse mit éinem ictus haben zuweilen bloss aus versehen nicht 2 bekommen und 2 accente über einer halbzeile mögen da und dort gleichfalls auf einem flüchtigkeitsfehler beruhen. Es wird also zweckmässig sein, wenigstens alle diejenigen verse von der betrachtung auszuschliessen, deren accentuation nicht durch alle handschriften einhellig bezeugt ist.

Zum zweiten ist zu berücksichtigen, dass auch die kategorien des männlichen und weiblichen reims in anbetracht der grossen reimfreiheiten noch nicht streng geschieden sind. Zum dritten ist noch nicht in allen fällen einverständniss erzielt über die der rhythmischen zu grund liegende phonetische accentuation. Die ansichten gehen namentlich auseinander betreffs der dreisilbigen wörter ⏊ _ x, welche Hirt (Ztschr. f. d. a. 38, 305) als ⏊ _ \`x, Wilmanns und andere als ⏊ ⏊̀ \`x ansetzen. „Schwerfällig" hat ein mit so feinem rhythmischem tact begabter gelehrter wie Sievers die letztere auch von ihm angenommene lesart genannt und sie unter den fällen behandelt, wo er bei Otfrid vernachlässigung der natürlichen betonung gefunden haben wollte (Beitr. 13, 141. 162). Der widerstreit der meinungen scheint mir sehr einfach zu schlichten zu sein. Wie in der mhd. poesie, wie in der ungebundenen rede beide formen ⏊ ⏊̀ x und ⏊ _ \`x üblich sind (Paul in seinem Grundr. 2, 905 fgg.), so wird Otfrid auch beide formen in den vers übernommen haben[1]: die eine form hat er bei weiblichem, die andere bei männlichem reim verwendet; in versen mit weiblichem reim müssen wir ⏊ _ x als ⏊ ⏊̀ \`x, in versen mit männlichem reim können wir ⏊ _ x als ⏊ _ \`x lesen, z. b. *lósèntì : gibéntì, éiscòntì : scóltì, firstántnìssè : giwíssè,* dagegen *firstántnissì : si, mínnontì : meindati, sinan : wírkendàn* usw. Selbstverständlich fallen composita von der beschaffenheit ⏊ \`x x stets unter die erstgenannten fälle und ergeben unter allen umständen 4hebige verse. Aber als stumpfe, d. h. 3hebige verse, lese ich die ersten halbzeilen:

sih thaz héroti 1, 3, 41 d. i. *síh thaz hérotì*
joh reht mínnonti 1, 4, 8 d. i. *joh réht mínnontì*
er irbléicheta 1, 4, 25 d. i. *ér irbléichetà.*

1) Was Heusler, Über altgerm. versbau s. 65 fg. vorbringt, erledigt sich schon durch den nachweis stumpfer Otfridverse, ganz abgesehen davon, dass von „sprachwidrigkeit" nicht die rede sein kann und die von Behaghel, Germ. 23, 370 fg. und von Heusler, Anz. f. d. a. 17, 14 behauptete einschränkung gerade an den im versinnern beobachteten tatsachen zu nichte wird.

selb drúhtine 1, 4, 46.
nu thu thaz árunti 1, 4, 65.
thaz ih drúhtine 1, 5, 36.
fuazfállonti 1, 5, 50.
si was sih blídenti 1, 7, 2.
sie warun bóuhnenti 1, 9, 24.
tho fuarun sie ílenti 1, 13, 7.
sie was er frágenti 1, 17, 34.
joh wison héimortes 1, 21, 6.
wir warun suórgenti 1, 22, 51.
stimma rúafentes 1, 23, 19.
joh warun áhtonti 1, 27, 2.
thaz thaz firstántnissi 2, 9, 30.
theist dages héizesta 2, 14, 10.
thes warun fárenti 3, 4, 10.
thes giwárteti 3, 5, 4.
si quam rúafenti 3, 10, 5.
thes githuíngnisses 4, 7, 29.
quad io gihárteti 4, 13, 22.
thaz er biscóuwoti 4, 18, 2.
er ist hiar hérosto 4, 19, 16.
in sina ménnisgi 4, 29, 12.
sih fuarun thrángonti 4, 30, 1.
joh giangun áhtonti 5, 4, 15.
thie unse héroston 5, 9, 30.
sih zi rúarenne 5, 12, 37.
ward wola ménnisgon 5, 19, 41.
biginnent sie ángusten 5, 20, 111

und die zweiten halbzeilen:

si lútentaz 1, 2, 5.
was manno éristo 1, 3, 5.
fon in wáhsenti 1, 3, 24.
in himile érenti 1, 3, 32.
hera untar ménnisgon 1, 3, 44.
worton frénkisgen 1, 3, 46.
gibot fúllentaz 1, 4, 6.
io wírkendan 1, 4, 7.
thaz er giscóuwoti 1, 4, 13.
tharuze béitota 1, 4, 14.
warun thíggenti 1, 4, 17.

was sin béitonti 1, 4, 22.
thaz selba árunti 1, 4, 58.
sint io stántenti 1, 4, 60.
ist iru kúndentu 1, 4, 62.
fuari héimortes 1, 4, 78.
warun éntonti 1, 4, 81.
diuri árunti 1, 5, 4.
fand sia drúrenta 1, 5, 9.
werk wírkento 1, 5, 11.
gote zéizosto 1, 5, 16.
zi thir zéigonti 1, 5, 20.
magad scínenta 1, 5, 21.
alawáltendan 1, 5, 23.
theist min árunti 1, 5, 25.
ni si imo thíononti 1, 5, 48.
int inan érenti 1, 5, 50.
ist daga léitenti 1, 5, 60.
in mir wáhsentaz 1, 5, 66.
zi selb drúhtine 1, 5, 71 vgl. 1, 6, 9.
joh gilóubenti 1, 6, 6.
gote héilante 1, 7, 6.
in mir was scóuwonti 1, 7, 7.
ist er ginádonti 1, 7, 11.
mit allen sálidon 1, 7, 24.
zi themo ira héiminge 1, 8, 8.
sar spréchanter 1, 9, 29.
nales féhtannes 1, 10, 5.
was io gihéizenti 1, 10, 8.
mit gote thíhenti 1, 10, 27.
zi gote wúnsgenti 1, 11, 32.
int inan fándota 1, 11, 43.
engil scínenti 1, 12, 3.
so fronisg árunti 1, 12, 10.
sus alle síngenti 1, 12, 22.
flugun síngente 1, 12, 33.
barno bézista 1, 13, 10.
thie hirta héimortes 1, 13, 21.
int in iz zéigota 1, 14, 5.
in merun góringi 1, 20, 15.
joh thaz mámmunti 1, 25, 26.

joh thie wísoston 1, 27, 10.
stimma rúafentes 1, 27, 41.
in thesa góringi 2, 6, 34.
thegan éinfaltan 2, 7, 55.
joh warun frágenti 2, 11, 31.
joh thie héroston 2, 11, 36.
wazar flíazantaz 2, 14, 30.
joh muates mámmunte 2, 16, 5.
in lioht scínantaz 2, 17, 11.
hortun míthontes 2, 24, 12.
thaz er ni súntoti 3, 5, 3.
sar zerthórrenne 3, 7, 64.
joh hiar giwérkotun 3, 13, 38.
thaz er iz ántota 3, 14, 37.
thaz man tho fíroti 3, 15, 5.
allen ménnisgon 3, 20, 22.
giang weges gréifonti 3, 20, 38.
min selbes ármuati 3, 20, 40.
joh thie héreston 3, 20, 57.
iro thárbeti 3, 20, 100.
nu so zi frágenne 3, 20, 124.
thio unsero ármuati 3, 21, 13.
thara ríazenter 3, 24, 63.
wio er nan mínnoti 3, 24, 71.
thuruh thaz héroti 3, 25, 21.
in eina wúastinna 3, 25, 40.
thar imo fólgeti 3, 26, 42.
fora iro fíanton 3, 26, 43.
faren héimortes 3, 26, 51.
ni sie inan mínnotin 4, 1, 14.
thar tho thíonota 4, 2, 9.
farent wállonte 4, 2, 25.
wiht irbármeti 4, 2, 28.
so scono giéreti 4, 4, 25.
zi themo kástelle 4, 5, 36?
so sehen giérete 4, 5, 52.
suahtin héroti 4, 6, 43.
sid tho frámmortes 4, 8, 27.
warun wállonte 4, 9, 26.
so harto bízenti 4, 13, 43.

theih thin firlóugneti 4, 13, 48.
in thina fóllusti 4, 14, 14.
thero kristes fíanto 4, 17, 14.
untar fíanton 4, 19, 3.
joh thie héreston 4, 19, 23.
joh selb thaz héroti 4, 24, 20.
noh gibósotes 4, 28, 7.
thie sulih ríuwetin 4, 30, 36.
thiz allaz scóuwota 4, 32, 1.
al serag héimortes 4, 34, 22?
thiz allaz scóuwotun 4, 35, 23.
widar fíanton 5, 2, 2.
krist zi sálbonne 5, 4, 14.
mit imo scóuwoti 5, 6, 54.
thaz sie thes frágetun 5, 7, 18.
gilusten wéinonnes 5, 7, 21.
mit in tho kósonti 5, 9, 10.
get sus drúrento 5, 9, 14.
bi themo kástelle 5, 10, 1?
tho ruartun se ángusti 5, 10, 20.
giangun kósonti 5, 10, 36.
thie drutménnisgon 5, 11, 35.
bi einaz físgizzi 5, 13, 1.
bigonda suímmannes 5, 13, 25.
quamun fériente 5. 13, 27.
gifiangun míthontes 5, 13, 36.
joh zi irrékenne 5, 14, 4.
hiar ferit stózenti 5, 14, 10.
so thiko frágeti 5, 15, 12.
sus al zi nénnenne 5, 17, 33.
tharafter lúagetun 5, 18, 1.
thie selbun ménnisgon 5, 19, 11. 19. 55. 63.
nist wiht zi zéllenne 5, 19, 13. 43. 65.
joh managoro ángusti 5, 19, 24?
ist inan fáltonti 5, 19, 35.
stent alle ménnisgon 5, 20, 21.
inti alles flíazentes 5, 24, 5.
sines thíonostes 5, 25, 16.

Keinerlei bedenken begegnet, auf welchen standpunkt man sich auch stellen möge, die lesung ≚ x ̀x, wenn die mittelsilbe kurz ist;

es fallen demnach jedenfalls unter die stumpfen verse die ersten und zweiten halbzeilen:

thie warun wúrzelun 1, 3, 27.
kindo zéizero 1, 4, 9.
thie ungilóubige 1, 4, 43.
thie liuti wírdige 1, 4, 45.
wega wólkono 1, 5, 6?
ebanéwigan 1, 5, 26.
mit lidin líchamen 1, 7, 4.
in mir ármeru 1, 7, 10.
firliaz er ítale 1, 7, 18.
mit allen sálidon 1, 7, 24.
thaz er thie wénege 1, 23, 7.
sah ein zi ándremo 4, 12, 13. 5, 10, 23.
giniazan bédero Hartm. 50.

Ebenso sind dreihebig die verse:

Erster halbvers:

tho sprach er afur zi ímo sar 2, 7, 46.
giwisso thaz ni híluh thih 5, 15, 42.
ouh zi theru zíti 1, 23, 2.

dagegen sind wol die weiblich gereimten vierhebig:

odo merun grúnni 1, 20, 16.
tho gihort er mári 1, 21, 11.
suntar siu nan suénte 1, 23, 54.
ili iz io irfúllen 2, 9, 66.
thanne ist uns ouh thaz wúntar 5, 1, 10.
hiar lerit thiu sin stímma 5, 12, 57.
thaz man nan gifíangi 5, 15, 46.
suntar ziu se irgázin 5, 21, 4.
bin ih thanne in lúginon 3, 18, 46 (?).

Zweiter halbvers:

dreihebig: *oba thu gilóubis* 3, 24, 85.
ubar ellu wóroltlant 2, 13, 22.
si iamer iuwer náhwist 4, 15, 13.
int iz mit sinen lídin rein 1, 26, 2.
soso er iz gibót thar 2, 1, 39.
so man gotes sún skal 2, 2, 26.
wanta ih thinan námon weiz 5, 8, 32.

vierhebig: *zalta imo thia gúati* 2, 6, 17.
sehet ir se stígan 2, 7, 73.

suntar nan firbránti 2, 9, 49.
managfalt giscúahi 3, 14, 96.

Als dreihebig könnten noch in betracht kommen:

Erter halbvers:

so si in ira hús giang 1, 6, 3 V (*só* P).
iz was in imo io quégkaz 2, 1, 43 V (*ímo* P).
thih sus es nu inthábetos 2, 8, 46 (*sús* P).
tho gisaz er múader 2, 14, 7 V (*thó* P).
thanne quad gibíut mir 3, 8, 34 V (*thánne* P).
thuruh sino mílti 3, 14, 111 V (*thúruh sino milti* P).
mihilu gélpfheit 3, 19, 10 V (*míhilu* P).
ni thaz er thara giúlti 5, 4, 27 V (*tház* P).

Zweiter halbvers:

zerbe gibóraniu 1, 5, 65 V (*érbe* P).
ih scal iu sagen wúntar 1, 12, 7 V (*scál* P).
ther thir si irbólgan 2, 18, 21 V (*sí irbolgan* P).
fihu wíari 3, 4, 3 V (*fíhu* P).
skahari hébiger 4, 22, 13 V (*skáhari* P).
al so ih thir rédion 4, 34, 13 V (*ál* P).

Mit P wird zu lesen sein: *sie wúntar was thes thínges* 2, 14, 81 (*wuntar* V), aber in allen andern fällen gibt man vielleicht der accentuation von V den vorzug und liest die verse dreihebig. Bei dieser kategorie beobachten wir jedoch dem überwiegen weiblich gereimter verse zufolge eine allgemeine verschiedenheit in der accentuation der handschriften. Die verse sind keineswegs so selten wie es scheinen könnte, nur setzt mit ausnahme der obenstehenden wenigen übereinstimmungen der accentuator von P bezw. D durchweg zwei accente:

Erster halbvers:

joh mihilo wúnni 1, 3, 4 V (*míhilo* P).
wante warun thánne 1, 4, 4 V (*wánta* P).
dua thir zi giwúrti 1, 18, 39 V (*dúa* P).
wanne thu bigínnes 1, 19, 6 V (*wánne* P).
er ouh baz ingíangi 1, 19, 15 V (*ér* P).
joh anan themo bárme 1, 20, 14 V (*ánan* P).
thiu gilouba unsih ouh réhte 1, 26, 14 V (*gilóuba* P).
ih weiz thie boton ríetun 1, 27, 69 V (*wéiz* P).
thaz sie sih irhúabin 1, 27, 70 V (*síe* P).
joh sinero wórto 2, 2, 4 V (*sínero* P).
thaz det er thaz thu iz wéssis 2, 3, 61 V (*déter* D).

nu birun wir gihúrsgte 2, 6, 55 V (*bírun* P).
widar thiu ouh thánne 2, 9, 17 V (*wídar* P).
tharana maht thu irthénken 2, 9, 23 V (*tharána* P).
drahto io zi gúate 2, 9, 65 V (*dráhto* P).
joh irstarp tháre 2, 9, 80 V (*irstárp* P).
suntar hiaz mit wíllen 2, 10, 3 V (*súntar* P).
joh er thaz biwérbe 2, 12, 26 V (*ér* P).
bi einemo brúnnen 2, 14, 8 V (*éinemo* P).
nu sehet mit then óugon 2, 14, 105 V (*séhet* P).
suntar thie siu scówon 2, 17, 23 V (*súntar* P).
wanta thoh er wólle 3, 1, 6 V (*wánta* P).
quad er io bi nóti 3, 2, 7 V (*quád* P).
unz er hiar giréstit 3, 6, 32 V (*únz* P).
thio argun gilústi 3, 7, 84 V (*árgun* P).
joh sie thar in gáhun 3, 13, 47 V (*jóh* P).
fon heilegero ménigi 3, 13, 52 V (*héilegero* P).
suntar get zisámane 3, 16, 24 V (*súntar* P).
datun thio iro hénti 4, 16, 56 V (*dátun* P).
wanta sah gifángan 4, 33, 13 V (*wánta* P).
suntar man irknáti 5, 4, 28 V (*súntar* P).
thaz ist in giwélti 5, 6, 60 V (*tház* P).
joh wio nan ouh irquáltun 5, 9, 29 V (*wío* P).
wanta iz mag man wízan 5, 11, 39 V (*wánta* P).
tho er ward zi mánne 5, 12, 27 V (*thó* P).
ih zell uns hiar zi núzzi 5, 13, 1 V (*zéll* P).
er in thar ouh zálta 5, 16, 17 V (*ér* P).
thaz sar man in githánkon 5, 19, 38 V (*sár* P).[1]

Zweiter halbvers:

wir wenegon wéison 1, 18, 24 V (*wénegon* P).
thaz sinan ni hóuwe 1, 23, 59 V (*tház* P).
lebeti so réino 2, 4, 20 V (*lébeti* P).
fuaren in thia scúra 2, 14, 108 V (*fúaren* P).
thaz er iz irhéffe 2, 17, 17 V (*tház* P).
sin emmizig giknéhti 4, 8, 22 V (*émmizig* P).
ziaro giwébanu 4, 28, 8 V (*zíaro* P).
thuruh thio spatun zíti 5, 4, 11 V (*spátun* P).

1) Beachtenswert sind, wie sich noch ergeben wird, auch diejenigen verse, in denen P den accent an anderer stelle zeigt, z. b. 1, 5, 34. 2, 2, 4. 2, 3, 56. 2, 18, 16. 2, 21, 7. 3, 4, 14. 3, 11, 6. 3, 16, 7. 3, 20, 83. 3, 26, 38.

mit thiu nan thie biwúntun 5, 5, 11 V (*thíu* P).
thaz sie nan irknátin 5, 9, 11 V (*tház* P).
iz ward thoh sid giróchan 5, 11, 26 V (*wárd* P).
ther the wilit ézan 5, 11, 39 V (*thér* P).
nu lonon filu suáro 5, 20, 110 V (*lónon* P).
thuruh iro dáti 5, 21, 21 V (*thúruh* P).[1]

Dass diese verschiedenheit nicht zufällig, sondern tiefer begründet ist, geht daraus hervor, dass sie auch bei einer zweiten gruppe von versen zu beobachten ist. Es handelt sich gleichfalls um verse mit dem ausgang x′ `x:

Erster halbvers:

thaz ih lób thinaz 1, 2, 5.
nu scal géist miner 1, 7, 3.
so ist thisu kráft allu 1, 26, 10.
korota er thía warba 3, 6, 19.
hiar ist knéht einer 3, 6, 27.
ouh thaz jár allaz 3, 14, 74.
ih deta ein wérk maraz 3, 16, 33.
ist thiz kínd iuwer 3, 20, 82.
wanta iu nu nót wirdit 4, 14, 6.
thaz sinaz líb niuwaz 4, 37, 24.
wis mit úns hinaht 5, 10, 6.
ni namun thía meina 5, 23, 65.
ni sie sih ío muen 5, 23, 153.
joh iro líb allaz 5, 23, 170.
ubar thíz allaz 5, 23, 287.
sie thoh bi thía meina 5, 25, 72.
so was io wórt wonanti 2, 1, 5.
so er thaz suért thenita 2, 9, 51.
suntar sús betota 3, 11, 11.

Zweiter halbvers:

thaz uns kínd werde 1, 4, 55.
sinan sún souge 1, 5, 36.
in thiu iz gót wolle 1, 5, 63.
er iro zíns gultin 1, 11, 21.
sulih mórt wurti 1, 20, 24.
ob ih thir wár zelle 2, 7, 52.

1) An anderer stelle des verses erscheint der accent in P z. b. 2, 17, 1. 2, 23, 30.

ther horit wórt sinaz 3, 18, 7.
thie haltent wórt minaz 3, 18, 21.
thaz ist niwíht allaz 3, 18, 40.
nement thaz lánt allaz 3, 25, 15.
ni si gúat einfolt 4, 31, 13.
nist quéna berenti 1, 5, 62.

Wir haben angenommen, dass verse mit weiblichem reim stets den mit 2 icten versehenen halbzeilen gleichwertig sind. Nun sind zahlreiche verse dieser gruppe in der handschrift P mit 2 icten versehen, während der accentuator von V nur einen einzigen gesetzt hat. Merkwürdigerweise trifft das verfahren des accentuators von P auch in diesem falle mit unserem resultat im grossen und ganzen zusammen, dass er 2 icten setzt bei versen mit weiblichem reim, dagegen bei versen mit männlichem reim in der regel einen ictus aufweist, meist an derselben stelle wie V, selten auf anderem wort oder anderer silbe. Die übereinstimmenden belege sind im vorstehenden verzeichnet. Auf anderem wort findet sich der ictus in versen wie *selbon drúhtinan* 4, 22, 18 V : *sélbon druhtinan* P, auf anderer silbe: *sie arabéitotun* 5, 13, 5 V : *árabeitotun* P u. ähnl. seltene fälle. Gelegentliche fehler (d. h. verwendung von 2 icten bei männlichem reim) hat der accentuator häufig selbst verbessert, z. b. *sie wurtun sláfente* 1, 17, 73 V, *wúrtun* P (acc. getilgt); *in abuh írrentes* 1, 4, 37 V, *ábuh* P (acc. getilgt). *nu unser wísonti* 1, 10, 24 V, *únser* V (acc. radiert) u. ähnl. Dagegen sehr häufig sind die verse, in denen P von V abweicht, bei weiblichem reim. In diesem fall verwendet der accentuator von P 2 icten, zum deutlichen zeugniss, dass er die verse 4hebig gelesen wissen wollte, wie ich angenommen habe. Nach meiner ansicht sind auf grund des weiblichen reims 4hebige verse, obwol der accentuator aus uns zum teil bekannten gründen ihnen nur 1 ictus mitgegeben hat, folgende in V mit 1 ictus versehene erste halbzeilen:

so wer so in érdriche 1, 3, 33 V (*wér* P).
wolaga ótmuati 1, 5, 67 V (*wólaga* P) usw. zahlreiche verse,

welche auf ein zusammengesetztes wort schliessen, also jedenfalls 4hebig sind. Vollständig führe ich nur diejenigen verse auf, in denen selbständige wörter am versende weiblich gereimt und zum zeichen der 4hebigkeit von P mit 2 icten versehen sind:

in themo firstántnisse 1, 1, 40 V (*thémo* P).
sih warun sie éinonti 1, 9, 10 V (*wárun* P).
al sit iz brieventi 1, 11, 18 V (*ál* P).

nu birun wir mórnente 1, 18, 21 V (*nú* P).
thuruh thaz éinoti 2, 4, 30 V (*thúruh* P).
thoh si ira al spéntoti 3, 14, 12 V (*sí* P).
firsteit thaz héroti 3, 16, 55 V (*firstéit* P).
indanemo ánnuzze 3, 21, 34 V (*indánemo* P).
er was fon kástelle 3, 23, 9 V (*wás* P).
er stuant swígeta 4, 23, 33 V (*ér* P).
wanta uns in zéihnungu 4, 33, 38 V (*úns* P).
odo ouh swígenti 5, 23, 21 V (*ódo* P)?
thaz wir thaz mámmunti 5, 23, 59 V (*wír* P).
wola kínd diuri 1, 6, 16. 17 V (*díuri* P).
si birit sún zeizan 1, 8, 25 V (*zéizan* P).
wanta ira sún guato 1, 11, 51 V (*gúato* P).
thar was ther sún guater 1, 17, 60 V (*thár* P).
thar was ther sún guato 1, 19, 18 V (*gúato* P).
ni si thih thés wuntar 1, 22, 13 V (*ni sí thih thes wúntar* P).
so siu tho héim quamun 1, 22, 19 V (*síu* P).
thaz thih thaz fíur wanne 1, 23, 61 V (*thíh* P).
so wer so ouh múas eigi 1, 24, 7 V (*wér* P).
bistu kríst guato 1, 27, 15 V (*gúato* P).
joh thiu spríu thanne 1, 27, 68 V (*thánne* P).
thar was kríst guater 2, 8, 7 V (*gúater* P).
thar was ein mán fruater 2, 12, 1 V (*thár* P).
ni biutist thía meina 2, 22, 34 V (*bíutist* P).
ni zuivolo múat thinaz 3, 2, 33 V (*zuívolo* P)
wîo wir thoh dúan scoltin 3, 3, 4 V (*wír* P).
si iz zi thíu bibrahta 3, 14, 23 V (*bibráhta* P).
then se er irsláhan woltun 3, 16, 54 V (*sé* P).
wir wizun in thía ahta 3, 16, 57 V (*wir wízun in thia áhta* P).
sar io thés sindes 3, 17, 50 V (*sár* P).
sar io thía warba 3, 20, 47 V (*sár io thia wárba* P).
thaz uns thiu sín guati 3, 21, 30 V (*úns thiu sin gúati* P).
er giang sar thén stunton 3, 22, 66 V (*gíang* P).
nu er then tód suachit 3, 23, 59 V (*ér* P).
joh laz thaz líb minaz 4, 31, 20 V (*láz* P).
bifalah ther sún guater 4, 32, 8 V (*bifálah* P).
sar ìo thía wila 4, 33, 25 V (*sár io thia wíla* P).
joh gíangun sar thés fartes 4, 34, 22 V (*gíangun* P).

tho ward sar thía wila 5, 4, 21 V (*wárd* P).
waz es thie búah quatun 5, 10, 28 V (*és* P).
fon heilegero ménigi 3, 13, 52 V (*héilegero* P).

In den zweiten halbzeilen sind die belege widerum nicht so zahlreich:

sie dati al sprêchenti 1, 2, 35 V (*dáti* P).
zi ther iru máginnu 1, 6, 2 V (*thér* P).
ther thaz was máchonti 1, 9, 31 V (*thér* P).
man in iz zéigoti 1, 17, 14 V (*ín* P).
er fiar jar thár wari 1, 19, 23 V (*fíar* P).
tho manago ángusti 1, 22, 24 V (*mánego* P).
thero frumono ádeilo 2, 7, 26 V (*frúmono* P vgl. 2, 9, 4),
gib mir thes drínkannes 2, 14, 15 V (*mír* P).
thaz al zi wízanne 2, 14, 76 V (*ál* P).
thanne thiz héroti 2, 18, 6 V (*thánne* P).
thaz sie nan stéinotin 3, 22, 34 V (*síe* P).
thaz sie sih wárnotin 4, 14, 7 V (*síe* P).
waz si thaz wárnissi 4, 21, 36 V (*sí* P).
giangun héimortes 4, 35, 39 V (*gíangun* P).
ther duah thaz gótnissi 5, 6, 59 V (*dúah* P).
thir man io thíonoti 5, 20, 90 V (*mán* P).

thar gote dríulicho 1, 16, 10 V (*dríulícho* P).
zi diafemo ántwurte 2, 14, 74 V (*díafemo* P).
manno skálkslahta 3, 3, 16 V (*mánno* P).
suazaz ántwurti 3, 18, 37 V (*súazzat* P).
wiht thes ántwurti 4, 19, 41 V (*wíht* P).
scachara úrmare 4, 27, 3 V (*scáchara* P).
gilocko líublicho 4, 37, 18 V (*gilócho* P).

thaz iro lánt ruarit 1, 1, 77 V (*rúarit* P).
joh sar tharaín quamun 1, 17, 59 V (*sár* P).
joh doufen skálk thinan 1, 25, 7 V (*dóufen skalg thínan* P).
ther ira sún zeizo 2, 8, 15 V (*zeízo* P).
waz mih fon thír rinit 2, 8, 19 V (*wáz* P).

Warum treffen diese principiellen abweichungen so regelmässig ein? Warum setzt nun aber P auch gern 2 icten über männlich reimende verse von der beschaffenheit der folgenden?

wanta ist gibét thinaz 1, 4, 28 V (*wánta* P).
er er gibóran wari 1, 6, 19 V (*ér er* P).
ther ira sún zeizo 2, 8, 15 V (*zéizo* P).

tho thar dôt wurti 2, 9, 44 V (*thó* P).
tho gisaz er múader 2, 14, 7 V (*thó* P).
thanne quad gibíut mir 3, 8, 34 V (*thánne* P) usw.

Wol mag in einzelfällen die accentuation in V geradezu fehlerhaft oder versehen sein, z. b.:

thaz sélba mámmunti 3, 26, 59 P (*selba* V).
wio krist nam fínf léiba 3, 6, 3 (*krist leiba* V).
bi thíu thu io drúhtin 1, 2, 25 (*druhtin* V).
so ist éinlif stunton síbini 1, 3, 36 (*sibini* V).

Beachte ferner: *zín was spréchenti* 1, 7, 21 V: *zin* P. Hier hat P wol ebenso das richtige wie V in 1, 23, 40 *fon sínemo ábulge* gegen *sinemo* P. Auch die hdschr. D stimmt zu dem bisher bekannten: *er sinan líut halte* 1, 19, 22 V. *hálte* D. *zi gotes thíonoste* 2, 6, 55 V. *gótes* D. Auf versehen können beruhen die verse in P:

thíe sint unser áhtenti 1, 10, 10 (*thie* V).
was ér iz zéigonti 1, 17, 58 (*er* V).
then ér so mínnota 3, 23, 18 (*er* V).
untar ín sih mínnotin 4, 5, 25 (*in* V).

Beachte in P: *sinaz kórn réinot* 1, 1, 28 (*reinot* V) gegen 1, 27, 64 (*thaz sin kórn reino* V. *korn réino* P); *thó thar tót wurti* 2, 9, 44 (*tho* V) in V: *thaz wort theist mán wortan* 2, 2, 31 (*thaz wórt* P); *thoh ér tho kínd wári* 2, 3, 31 V (*thoh er tho kínd wari* P).

Die verschiedenheit der ictensetzung in P von der in V üblichen kann nicht zufällig sein. Deutlich ist die methode, nach welcher der accentuator von P die accente verwendet, mit der verschiedenheit des versausgangs verknüpft. Ich finde darin ein zeugnis dafür, dass auch die entsprechenden verse in V und P, die nur éinen ictus tragen, 4hebig zu lesen sind, wenn sie auf x′ ‵x schliessen und den accent im ersten takt tragen. Liegt der accent im zweiten takt, d. h. auf dem den vers schliessenden worte x′ ‵x, so halte ich den vers für dreihebig, d. h. *fíhuwíari* ist wie *fuaz fállonti* ein dreihebiger vers, wie *joh reht mínnonti* oder *si wort sínaz*. Eine accentuation *fúazfallonti*, *fíhuwiari* oder *fúazfállonti*, *fíhuwíari* wäre unstatthaft (*fíhuwíari* P muss auf einem versehen beruhen), weil weder *fuaz* noch *fihu* einen vollen takt füllt und die Otfrid'schen accente niemals auf einen stumpfen takt fallen. Entschieden dreihebig sind folglich diejenigen stumpfen verse, welche bei dem typus ‵x x′ | x′ einen einzigen ictus im ersten takt tragen:

ubar súnnun lioht 1, 2, 14. 15, 36 P.
want er ther drúhtin ist 1, 3, 42.
floug er súnnun pad 1, 5, 5.
so man zi fróuwun scal 1, 5, 13.
thaz ih es wírdig bin 1, 5, 35.
bi thes stérren fart 1, 17, 45.
thiz ist ther ánder pad 1, 18, 43.
wio er gilóuben scal 1, 26, 6.
joh bistu ouh dúbun kind 2, 7, 36.
thar stuantun wázarfaz 2, 8, 27.
want er ist thíarnun sun 5, 17, 19.
joh then éinegon sun 1, 22, 10.
thu mo líabara bist 2, 22, 20.
wio harto míhiles mer 2, 22, 19. 39.
warun thie júngoron tho 5, 11, 1.
thar nist míotono wiht 5, 19, 57.
so thu thaz thánne giduas 3, 7, 73.
so imo sélben gizam 5, 4, 55.
ther zeinot scóna giwurt 5, 8, 20.
tho er so hóho gisan 5, 8, 22.
thaz inan Pétrus gisah 5, 10, 34.
thaz ziwúrfun se les 2, 11, 47.
sie eigun wízzit ir thaz 2, 20, 13.
ir mir wízut ir thaz 3, 14, 102.
joh ist gilóubi thu mir 3, 20, 178.
giwisso wízist thu thaz 5, 12, 80.
thar blýent thir io 5, 23, 273.
so skenkit állan then dag 2, 8, 50.
frumi drúhtin thaz wib 3, 10, 19.
er gihéilit thiz lant 1, 8, 27.
in then thaz mínnista deil 1, 3, 9.
drof ni duáletun thar 1, 22, 8.
bisueih then ériston man 2, 5, 2.
want er mo líobosto was 2, 7, 25.
selbon drúhtinan krist 2, 7, 28.
queman drúhtines sun 2, 7, 67.
ubar then ménnisgen sun 2, 7, 74.
bi then frónisgan win 2, 8, 44.
zi themo drúhtines hus 2, 11, 4.
thaz ouh héithiner duat 2, 19, 26.

io thes rúaffennes stal 3, 11, 20.
selbo drúhtines sun 3, 12, 26.
so man in fíante duat 3, 18, 71.
thar thaz héroti was 3, 20, 53.
er ni wárnoti les 3, 24, 76.
then selben ménnisgen sun 4, 7, 40.
ther selbo ménnisgen sun 4, 7, 52.
selbon drúhtinan krist 4, 17, 32.
thiu selbun drúhtines wort 4, 18, 36.
zi themo héidinen man 4, 20, 4.
zi themo drúhtines hus 4, 29, 55.
thaz ira frónisga lioht 4, 33, 2.
selben drúhtines tod 5, 6, 10.
si stuant thoh wéinota thar 5, 7, 6.
want er giwúntoter was 5, 11, 23.
ther selbo drúhtines sun 5, 12, 29.
then selbon frónisgon dag 5, 22, 10.
thio mines drúhtines buah 5, 25, 34.

so ih bi réhtemen scal 1, 1, 52.
so man héreren scal 1, 3, 50.
thiu selbun éngiles wort 1, 13, 2.
ther ginádigo got 1, 13, 6. 26, 9.
ni tharft thu wúntoron thaz 1, 16, 27.
suntar rózagaz muat 1, 18, 29.
iz was ira éinego sun 1, 22, 26.
thu bist éinego min 1, 22, 50.
ther uns kúnftiger ist 1, 27, 23.
thuruh sinan éinegan sun 2, 1, 34.
uns giwíssara thing 2, 3, 41.
nu ist es béziro rat 2, 6, 47.
then selben drúhtines sun 2, 7, 6.
war geit ther drúhtines sun 2, 7, 11.
thaz er mo fólgeti sar 2, 7, 40.
sinan éinigan sun 2, 9, 34.
fon themo brúzigen man 2, 12, 33.
then selbon ménnisgen sun 2, 12, 68.
then sinan éinogon sun 2, 12, 72.
in themo kárkare thar 2, 13, 39.
selb thie súntigun man 2, 19, 27.
thaz thiono héreren zwein 2, 22, 1.

thie in themo ákare stent 2, 22, 14.
laz thia késtiga sin 3, 1, 31.
fon themo kúmigen man 3, 4, 34.
oba themo wázare thar 3, 8, 17.
filu míhila thult 3, 11, 17.
thar zi Pétruses hus 3, 14, 53.
thuruh then míhilan haz 3, 15, 1.
nales óffono tho 3, 15, 35.
od ih sia éigine mir 3, 16, 18.
mit themo fíngare reiz 3, 17, 36.
noh thar in míttemen stuant 3, 17, 52.
thaz wir thúltige sin 3, 19, 2.
thaz iz hónida si 3, 19, 6.
thera fínsterun naht 3, 20, 16.
mit sineru spéichelu sar 3, 20, 23.
in thero óugono stat 3, 20, 24 usw.

3, 20, 127. 4, 1, 20. 4, 11, 2. 4, 11, 19. 22. 36. 4, 13, 26. 16, 23. 18, 23. 19, 1. 24, 10. 29, 34. 33, 40. 5, 1, 18. (24. 30. 36. 42. 48). 5, 1, 22. 2, 7. 4, 3. 57. 5, 1. 6, 56. 7, 53. 8, 27. 9, 22. 10, 16. 12, 10. 58. 99. 13, 7. 15, 24. 42. 17, 10. 19, 47. 21, 15. 23, 179. 251. 25, 45. 86.

tho er nan scíuhen gisah 1, 4, 26.
so ther kéisor gibot 1, 11, 19.
sie thahtun hárto tharzua 1, 13, 8.
int iru thaz hérza biquam 1, 22, 41.
joh gib thaz drínkan tharzua 1, 24, 8.
soso er mo sélbo gibot 1, 25, 14.
so man in héime gibot 1, 27, 22.
so er nan érist gisah 2, 7, 35.
er er nan fásto gibant 2, 9, 45.
so nah zi hérzen gifiang 2, 9, 58.
ward thaz wéhsal gidan 2, 9, 82.
thaz imo fíant giduat 3, 1, 38.
so sie thes brótes giward 3, 6, 44.
joh thaz hérza tharzua 3, 7, 2.
joh thar zi léru gifiang 3, 16, 2.
want es ther wízzod giwuag 3, 16, 40.
ni weiz iz mánno nihein 3, 16, 59.
sin selbes hérza tharzua 3, 18, 8.

so ih hiar míthont gisprah 3, 18, 24.
joh unser hérza gimeit 3, 19, 10.
want er scóno gisah 3, 20, 28.
thes nist lóugna nihein 3, 20, 89.
thaz ther blínto gisah 3, 20, 104. 3, 20, 105. 4, 9, 31. 15, 28. 31, 29. 5, 4, 54. 55. 6, 68. 7, 22. 8, 19, 20. 13, 8. 14, 28. 18, 10. 23, 121. 200.

want er gilóubig ni was 1, 4, 76.
thaz ih giwísso ni weiz 1, 19, 26.
thaz man irzéllen ni mag 1, 22, 3.
nu thu ther héilant ni bist 1, 27, 45.
thaz thu nákot ni geist 2, 22, 21.
want er wákar ni was 4, 7, 78.
ih weiz es wírdig ni ward 4, 22, 1.
thaz selba nézzi ni brast 5, 14, 22.
thu es io gilóubo ni bist 5, 22, 11.
thes uns fúrdir ni brast 5, 23, 104.
thaz ih irzéllen ni mag 5, 23, 176.
then man biwánkon ni mag 5, 24, 14.
thoh wir es wírdig ni sin 5, 24, 16.
thaz ih es góuma ni nam 5, 25, 32 usw.

vgl. 1, 8, 24. 13, 13. 22, 22. 3, 1, 35. 11, 15. 14, 58. 15, 32. 16, 23. 4, 6, 26. 10, 6. 15, 20. 16, 36. 55. 19, 53. 29, 2. 33, 17. 5, 7, 57. 19, 15. 20, 40. 1, 15, 31. 2, 8, 42. 3, 1, 24. 3, 2, 2. 6, 42. 17, 9. 20, 145. 22, 14. 20. 4, 6, 36. 18, 5. 15, 32. 1, 22, 53. 2, 12, 58. 3, 20, 186. 3, 8, 21. 3, 24, 31. 5, 8, 28. 16, 28. 2, 6, 50. 2, 7, 58.

Liegt nun aber der rhythmische accent nicht auf einem 3-silbigen wort- oder sprechtakt — wie in allen bisher aufgeführten versen — sondern auf einem einsilbigen, so ergeben sich andere rhythmische formen, die weniger beliebt, aber doch im zweiten halbvers häufiger sind als im ersten:

joh minaz líb ubar thaz 3, 14, 74.
ni gabut dróf umbi thaz 3, 14, 102.
ob ih thir líob filu si 5, 15, 13.
zi stunton brést imo thes 5, 23, 139.
so er avur then wínt tho gisah 3, 8, 37.
joh giang er sár io tharin 5, 6, 25.
thaz man ér ni gisah 5, 15, 11.

ir birut óuh ubar thaz 2, 17, 11.
wio harto mér zimit iu 4, 11, 49.

Wir ersehen aus diesen wahrscheinlich ungenügend accentuierten (d. h. vollen und 4hebigen) versen deutlich, dass ihr ictus der des ersten taktes ist, dass die starke hebung des zweiten taktes ebenso wie die schwache hebung desselben unbezeichnet geblieben ist. Wir sind dadurch in den stand gesetzt, genau die lage der icten zu bestimmen. Aber auch in den auf ein einsilbiges wort schliessenden, männlich reimenden, stumpfen versen ist von Otfrid offenbar stets die erste hebung durch den rhythmischen accent ausgezeichnet worden. Was vor der ictussilbe steht, ist als auftakt gedacht.

In versen, bei denen die auftaktsilben scheinbar nicht durch formwörter, sondern durch hauptwörter gebildet werden, verhalten sich die handschriften, was die accentuation der verse betrifft, sehr schwankend. Man vergleiche:

thes wibes érista kind 1, 14, 21 V. *kínd* D.
ther kuning írdisgo tho 3, 2, 37 V. *kúning* P.
ther furisto drúhtines drut 3, 12. 24 V. *fúristo* P.
thes dages líohtosta sin 4, 33, 10 V. *sín* P.
so sun min éinego scal 1, 25, 22 V. *sún* P.
minna míhilo sin 5, 7, 3 V. *mínna* P (acc. get.).
thaz ketti fúndun indan 5, 4, 20 V. *kétti* P.
thiu wirtun sia érlicho intfiang 1, 6, 3 V. *fíang* P.
thiu zerubím untarfiang 4, 33, 34 V. *fíang* P.
ih sunnun ér ni gisah 3, 20, 147 V. *sâh* P.
meistar ja íh iz ni bin 4, 12, 24 V. *bín* P.
far bisúani thih er 2, 18, 23 V. *ér* P.
wenan súachistu sar 5, 7, 19 V. *sár* P.
then drost wéiz ih in dir 3, 10, 29 V. *dróst weiz ih in thir* P.
giwon was gángan mit in 4, 16, 10 V. *ín* P.

Es bleiben von den in beiden hss. ungenügend accentuierten versen, die selbstverständlich 4hebig, aber in ihren cäsurverhältnissen noch ganz unklar sind, folgende übrig: Erste halbzeilen:

theiz wazar lútaraz was 2, 8, 42.
ein scaf er stántan gisah 2, 9, 59.

Zweite halbzeilen:

joh gold scínantaz ouh 1, 17, 65.
ther gotes éinigo sun 2, 3, 26. 12, 85.

theiz sun sin éinigo was 2, 3, 49 vgl. 1, 25, 22 P.
joh mannes líchamon nam 2, 8, 54.
wio got then súntigen duat 3, 20, 151.
so kristes líchamen saz 4, 29, 29.
so fadum zi ándremo scal 4, 29, 41.
zu kristes hóubiton saz 5, 8, 21.
so druhtin sélbo gibot 2, 9, 50.
thaz wig sélbo firbot 4, 17, 12.
so mennisgo ér ni gisah 5, 12, 46.
thaz kuning ánder ni duat 1, 20, 34.
ther jaro fíarzug ni was 3, 4, 17.
then sun then dóufta man thar 1, 26, 7.
ther himil ínnan then se 1, 11, 12.
so himil thékit thaz lant 2, 7, 4.
got irkénnit in iu 2, 21, 21.

Eine besondere bewandtniss hat es wol mit denjenigen versen, in denen der ictus auf ein zweisilbiges wort fällt, an welches die reimsilbe sich unmittelbar anlehnt:

thiu arma múater min 1, 2, 2 V. *mín* P.
so laz mih drúhtin min 1, 2, 40 V. *mín* P.
nu wird thu stúmmer sar 1, 4, 66 V. *sár* P.
thaz man girúaren mag 5, 12, 33 V. *mág* P.
ubar súnnun lioht 1, 15, 36 P. *líoht* V.
in thaz kástel in 3, 24, 41 P. *ín* V.
thio iro suéster zua 4, 29, 57 P. *zuá* V.
thie irkantun súnnun fart 1, 17, 9 V. *irkántun* P.
thaz thu nu wásges mih 4, 11, 21 P. *thú* V.

Diese verse legen die vermutung nahe, dass der hauptictus des zweiten taktes markiert worden, der erste ictus des verses unbezeichnet geblieben sei. Folglich sind auch verse wie

so sun zi múater scal 2, 8, 16.
ih druhtin férgon scal Sal. 17

als dreihebig nicht zu beanstanden.

Als letzte kategorie dreihebiger verse, in denen aber auffallenderweise der erste (stumpfe) takt den einzigen ictus der zeile trüge, könnten aufgeführt werden:

thie hohun áltfatera 1, 3, 25.
then ju in áltworolti 1, 4, 40.

fona hóhsedale 1, 7, 15.
sus mit únredinu 1, 22, 17.
thie sine lántsidilon 2, 2, 23.
wialicha únredina 2, 4, 70.
in sinan éinboronon 2, 12, 86.
unsere áltfordoron 2, 14, 57.
oba thu in réhtredina 2, 20, 10.
mit allen únredinon 3, 20, 164.
sines drúttheganes 1, 10, 6. 5, 9, 3. 11, 8.
thia selbun únredina 4, 15, 29.
sines hálsslagonnes 4, 19, 72.
joh sus gibísmeroter 4, 23, 6.
reht árnogizit 2, 14, 104.

Beachtenswert ist die doppelte accentuation in P bei weiblichem reim:

wio sie ouh mit únredinon 3, 13, 48 V. *wío* P.
ther thir so múatfagota 3, 20, 72 V. *thír* P.
giloubt er únredina 4, 15, 26 V. *gilóubt* P.

Mehrmals geht ein hauptwort dem ersten ictus voraus, 2 accente zeigt aber nur der vers:

zen gotes drútthéganon 1, 28, 11 V.

Dagegen *reues úmberenta* 1, 5, 59.
gotes drútthegana 1, 11, 27. 2, 9, 12. 5, 22, 1.

Berücksichtigt man die unregelmässigkeit der accentuation in dieser ganzen kategorie (die verse sind accentuiert als weiblich, nicht wie männlich reimende verse), so bestätigt sich unsere annahme, dass alle auf composita von der struktur ⊥́ ` x x ausgehenden verse 4 hebig gelesen werden müssen, wie die verse mit weiblichem reim.

Die allgemeinen — von der praxis nicht immer streng beobachteten — grundregeln der versaccentuation in Otfrids Evangelienbuch lassen sich nunmehr folgendermassen formulieren:

1) Accente fallen nur auf volle takte, und zwar entweder in ihren eingang oder in ihren ausgang.
2) Volle verse tragen einen oder zwei accente, stumpfe verse tragen einen accent.
3) Von den beiden vollen takten kann der den vers schliessende ohne accent bleiben, wenn die beiden guten taktteile des verses unmittelbar zusammenstossen.
4) Stumpfe takte bleiben ohne accent; mit accent versehene takte sind voll.

5) Die rhythmischen nebenicten bleiben unbezeichnet (ausnahmen, namentlich verse mit 3 accenten, sind häufig).
6) Die accente fallen auf die guten taktteile.
7) Volle verse tragen häufig nur éinen accent: er liegt stets auf dem guten taktteil des ersten taktes.
8) Stumpfe verse tragen den accent auf dem guten taktteil des ersten taktes, wenn der vers mit dem stumpfen takte schliesst.
9) Stumpfe verse tragen den accent auf dem guten taktteil des zweiten taktes, wenn der vers mit dem stumpfen takt beginnt.

Mit andern worten. Fällt der éine versaccent bei männlichem reim in den zweiten verstakt, so kann über die rhythmisierung des verses kein zweifel bestehen: der vers ist dreihebig, dem accentuierten vollen takt geht ein stumpfer takt voraus. Fällt dagegen der éine versaccent in den ersten verstakt, so kann die rhythmisierung des verses zweifelhaft sein. Die zweifel sind zu beheben 1) mit hilfe des versgeschlechts: weiblich gereimte verse sind vierhebig, 2) mit hilfe des versausgangs (der cadenz); bei dem versausgang x′ \`x oder \`x \`x ist der vers vierhebig; bei dem versausgang \`x x′ oder x x′ ist der vers dreihebig.

Verse mit zwei accenten, die auf einen und denselben vollen takt entfallen, so dass der zweite volle takt ohne accent geblieben ist, sind vermutlich auf ein versehen zurückzuführen.

Beispiele:

ad 1) *iz ist ál thuruh nót so kléino girédinot* 1, 1, 7.

ad 2) voll und voll: *was líuto filu in flíze in managemo ágaleize* 1, 1, 1.

stumpf und stumpf: *sie fuarun drúrenti uales spréchenti* 1, 4, 79.

voll und stumpf: *bifora lázu ih iz ál so ih bi réhtemen scal* 1, 1, 52.

stumpf uud voll: *thie warun wúrzelun thera sáligun blúomun* 1, 3, 27.

ad 3) *was er líut béranti* 1, 3, 7 : *ist thir kínd berantu* 1, 4, 29.

ad 4) *joh reht mínnonti ana méindati* 1, 4, 8.

ad 5) *tharána dátun sie ouh thaz dúam óugdun iro wísduam* 1, 1, 5.

ad 6) vgl. ad 1—5.

ad 7) *giburt súnes thines drúhtines mines* 1, 2, 6.
in themo firstántnisse wir giháltan sin giwísse 1, 1, 40.
thie hohun áltfatera éntont anan kúninga 1, 3, 25.

wio harto mér zimit iu ir ginozon bírut untar íu 4, 11, 49.
ad 8) *ubar súnnun lioht joh állan thesan wóroltthiot* 1, 2. 14.
ad 9) *jú mánageru zíti ist daga léitenti* 1, 5, 60.
so si in ira hús giang thiu wirtun sia érlicho intfiang 1, 6, 3.
thih deta ih míthont quad er wís oba thu gilóubis 3, 24, 85.

Was wir für Otfrid angenommen haben, wird durch die übrigen denkmäler bestätigt. Ich begnüge mich hier damit, die stumpfen, männlich gereimten dreihebigen verse auszuheben:

hírez rúnetà MSD 1, 20.
daz er mác ginérièn zimo díngènten mán MSD 1, 21

(im gegensatz zu dem weiblich gereimten:

darín màch er skérièn dén er wìli nérièn)
er zeinen brúnnòn kisàz Samar. 2

(im gegensatz zu

scéphàn thaz wázèr thánna nòh so sáz èr 4).
ne bistu líutèn kelóp mér than Jácòb Samar. 15.
daz ih mér ùbar tác Samar. 22.
daz du cómmèn ne hébist Samar. 25.
brúoder sínemò thia czála wúnnionò Ludw. 8.
inder thánanà ginás Ludw. 15.
inder gibúoztà sih thés Ludw. 18.
wàs erbólgan kríst Ludw. 20.
thoh erbármèdes gót wisser állà thia nót Ludw. 21.
tho nàm her gódes úrlùb huob her gúndfànon úf Ludw. 27.
góde tháncodùn the sín béidodùn Ludw. 29.
quadun ál fró mìn Ludw. 30.
hera sántà mih gód joh mir sélbò gibót Ludw. 33.
thero hábet hèr giwált Ludw. 38.
quimit hè gisúnd úz ih gilónòn imóz Ludw. 40.
súman thuruhslúog hèr súman thuruhstáh hèr Ludw. 52.
wìe míchilu íst de din giwízìda Chríst Ps. 11.
fone mír ze dìr gitán Ps. 12.
ist ze héllò min fárt Ps. 14.
dar hápest dù mih sár Ps. 15.
du wurti sár mìn giwár so mih de múotèr gipár Ps. 22.
die sint fiènta dín Ps. 28.
mir ze fiènte túon Ps. 30.
du ginádìgo gót Ps. 32.
chúmò kiscréib filo chúmòr kipéit MSD. 1, 34.
die héidènen mán Geo. 30. 36. 45.

er was sálìker sún Geo. 39.
so er ío tùot wár Geo. 42.
mànig míchil sé Mereg. 1, 5.
dìe sint vílo hóh Mereg. 1, 15.
sò der stárche wínt Mereg. 1, 39.
er wàs ein wísmán sò er góte gizám Mereg. 1, 59.
àn daz sélbo vélt Mereg. 2, 9.
dá gìeng ein mán Mereg. 2, 21.
ùber kúrze stúnt sínt si imò gisúnt Mereg. 2, 47.
in mórlant ìst ein sé Mereg. 2, 49.
wíb òde mán Mereg. 2, 75.
dáz ist fòne díu ùnt ih ság íu Mereg. 2, 111.

Hieran schliessen sich die verse der Genesis, die bereits Heusler als dreihebig ausgegeben hat (Zur gesch. d. altd. verskunst s. 59 fgg.)[1]. Ich habe in dieser zeitschrift bd. 25, 558 die auffassung Heuslers als geschichtswidrig bezeichnet und glaube jetzt den beweis geführt zu haben[2]. Es ist nicht richtig, dass bei Otfrid die 4 hebungen immer verwirklicht seien, dass er keine stumpfen verse habe. Es hat eine unterströmung in der deutschen litteratur, welche Otfrids reform nicht mitgemacht haben sollte, nicht gegeben. Es ist nicht eine neuerung Otfrids, dass er verse mit 3 hebungen verbannt habe, es ist kein zeugniss volkstümlicheren versbaues, wenn texte des 11. und 12. jahrhunderts verse mit 3 hebungen aufweisen. Keinesfalls können die 3hebigen verse des 11. und 12. jahrhunderts aus der technik des stabreimverses abgeleitet werden. Auch die dreihebigen verse bilden einen integrierenden bestandteil der Otfridschen reform. Sie haben in der deutschen verskunst gedauert und geltung besessen, so lange die Otfridsche langzeile gedauert hat. In dichtungen, die in kurzzeilen verfasst sind, hat der 3hebige vers keine stelle mehr. Seinem musikalischen taktwerte nach ist er nur in der langzeile, d. h. in der strophe denkbar.

1) Auch die beurteilung der sog. überlangen verse des 11. und 12. jahrhunderts ist damit gegeben, nur müssen die engen schranken, die Heusler um diese verse gelegt hat, gelockert und mit Hirt (Ztschr. f. d. a. 38, 326 fgg.) neben den doppelversen zu 8 auch doppelverse zu 6 und 7 hebungen zugelassen werden.

2) Vgl. Paul in seinem Grundriss der germ. Phil. 2ª, 923: „Da die meisten arten dieser kürzeren verse sich auch bei Otfrid wenigstens im ersten buche finden, ... stösst die ableitung ... aus dem ahd. reimvers auf keine unüberwindlichen schwierigkeiten“. Wenn nun aber auch Paul sich für einen direkteren zusammenhang mit der alliterierenden dichtung entscheidet als den durch Otfrid vermittelten, so scheitert diese auskunft, von anderen durch Paul selbst hervorgehobenen faktoren abgesehen, an der dreihebigkeit der „kurzen“ verse.

Tatsächlich verschwindet er auch mit den an den namen Heinrichs von Veldeke geknüpften neuerungen, durch welche die kurzzeile selbständig gemacht und der dreihebige vers ausgeschlossen worden ist (vgl. hiezu auch Sievers in den Forschungen zur deutschen Philologie, Festgabe für R. Hildebrand s. 31). In der langzeile ist er geblieben. Die Nibelungenstrophe gibt hiefür den klassischen beleg; die in ihr vorliegende mischung von 4- und 3hebigen, in der langzeile bezw. in der strophe gebundenen halbzeilen führt uns in die anfänge künstlerischer auswahl — in der älteren zeit hatte man sich 3- bezw. 4hebige halbverse je nach dem bedürfniss der versfüllung gestattet — und gibt einen beweis dafür ab, dass die strophe nicht erst im letzten decennium des 12. jahrhunderts gebildet worden sein kann. Vermöge des in ihr sich verratenden princips der formwahl und des gleichmasses wird die entstehungszeit der Nibelungenstrophe aber doch nicht gar zu weit von den tagen eines Heinrich von Veldeke abliegen.

Das von mir aufgestellte erklärungsprincip, dass die Otfridschen accente stets in volle takte fallen, dass stumpfe takte niemals einen accent tragen, dürfte seine richtigkeit auch dadurch bewähren, dass bisher unverstanden gebliebene seltsamkeiten als korrekt und bisher als hart, schwerfällig und unrhythmisch beanstandete versformen als normal erscheinen. Für die deutsche versgeschichte insgesammt dürfte der nachweis dreihebiger Otfridverse von einigem belang sein. Wenigstens ist dadurch für die in jüngeren perioden auftretenden dreihebigen verse und deren sprossformen ein fester, geschichtlicher ausgangspunkt gewonnen.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

ZUR LIEDER-EDDA.

II.[1]

1. Alvíssmǫl 5 ⁴⁻⁶. Von diesen drei zeilen enthalten 4 und 5 keine schwierigkeit, wenn man mit Richert und Sijmons *fjarra fleina* als acc. sg. eines schwachen masc. *fjarra-fleini* auffasst; die letzte dagegen (*hverr hefir þic bargom borit* R) hat noch niemand befriedigend zu deuten vermocht. Die erklärung der Kopenhagener quartausgabe (I, 256 fg.): „quis te ad (percipiendos) annulos procreavit, i. e. quis te genuit heredem sibi“ (ebenso noch Finn Magnussen: „hvo har vel til arv dig avlet?“ und K. Gjellerup: „hvilken landstryger ... har til arv dig avlet“) scheitert schon daran, dass *bera*

1) Vgl. Ztschr. XXVI, 25 fgg.

wol „parere“, niemals aber „gignere, procreare“ bedeuten kann; und ebenso wenig sind die beiden anderen möglichkeiten, die z. st. erwogen werden, annehmbar: die erste („quis te annulis oneravit, i. e. pecunia corrupit, ut mihi molestus esses in hoc negotio“), welche noch von Svbj. Egilsson (Lex. poet. 48[b]), Guđbr. Vigfússon (Oxf. dict. 58[a]; Cpb. I, 82) und Fritzner (Ordb.[2] I, 127[b]) widerholt wird, ist deswegen abzulehnen, weil die angabe dessen, wozu Alvíss durch bestechung verleitet sein sollte, schwerlich fehlen durfte; und die zweite („quis te parvulum in ulnis gestavit, tanquam parens“), nach der also *baugum* in *bógum* zu ändern wäre, kann darum nicht in betracht kommen, weil *bógr* (das in den eddischen liedern und in der prosa übrigens nur den „bug“ von tieren bedeutet) erst in der späteren skaldischen poesie als synonymon von *armr* gebraucht wird. — Lüning erklärte (ähnlich wie Afzelius und Simrock) „wer hat dich mit ringen beschwert? d. h. niemand wird dich mit ringen (der belohnung tapferer taten) überhäuft haben“, aber auch diese interpretation, der ich in ermangelung einer besseren in meinem Glossar (19[a]) zweifelnd mich anschloss, und die allenfalls durch den ausdruck *vel viti borinn* „gut mit verstand ausgerüstet“ (Flat. II, 109[23]) sich stützen liesse, kann ich schon deshalb nicht für richtig halten, weil es weit natürlicher sein würde, diesen satz nicht in der form einer frage auszusprechen. Gegen Grundtvigs einfall (Sæm. Edda[2], 208[b]): *hverr hefir þik baug um borit?* — den soviel ich weiss nur Winkel Horn als gute münze annahm — ist dieselbe einwendung zu erheben, wie gegen die übersetzung in Kop., und überdies ist *baugr* in der bedeutung „tyksak“ nirgends nachzuweisen. M. B. Richert in seiner verdienstlichen, aber hyperconservativen abhandlung „Försök till belysning af mörkare och oförstådda ställen i den poetiska Eddan“ (Upsala univ. årsskrift 1877) s. 28 fasst wie Grundtvig *bera* in der bedeutung „gebären“ („hvem har födt dig till en ringarnes son, till at råda öfver smycken och dyrbarheter i allmänhet samt särskildt till at taga emot ringar för din dotter, d. v. s. till at af en friare erhålla dyrbarheter såsom *mund* eller brudpris för din dotter), übersieht aber wie jener und wie Finnur Jónsson (Eddalieder I, 121[b]), dass der satz dann notwendiger weise ein weibliches subjekt enthalten müsste. Beide sind aber sicherlich mit ihrer auffassung von *borit* im rechte, da aus Thors antwort sich ergibt, dass Alvíss nach der herkunft seines unbekannten gegners gefragt hatte. Gibt man dies zu, so ist auch die folgerung nicht abzuweisen, dass der dem satze fehlende nominativ eines femininums durch conjectur herzustellen ist. Die änderung von *hverr* in *hver* genügt nicht, da

für die worte *baugum borit* eine annehmbare erklärung unmöglich zu sein scheint. Ich glaube daher, dass in *baugum* eine corruptel steckt und dass Grundtvig, der in der endung dieses wortes die partikel *um* suchte, auf richtiger fährte war. Was aber verbirgt sich hinter *baug?* Aller wahrscheinlichkeit nach doch ein mit *b* anlautendes appellativum weiblichen geschlechts und vermutlich kein anderes als *baga*, das von Björn Halldórsson (I, 56ᵃ) in der bedeutung „tölpel, dummkopf" (daneben auch „carmen insulsum"), von Erik Jonsson (41ᵃ) in der bedeutung „noget som er forkert eller fordrejet", „et med hensyn til form og indhold simpelt vers"), von Guđbr. Vigfússon (Oxf. dict. 50ᵃ) nur in dem letzteren sinne als neuisländisch aufgeführt wird, aber auch in der Bósa saga (Fas. III, 195⁹; Jiriczeks ausgabe 5²³) als spottname eines verkrüppelten weibes zu lesen ist (*var hon síđan knýtt ok bǫmluđ ok var hon því kǫlluđ Brynhildr baga*), wie auch das entsprechende masc. *bagi* als spitzname von männern sich findet[1]. Ich schlage daher vor zu lesen: *hver hefr þik baga of borit*
„welche vettel brachte dich zur welt?" — Die trennung des interrogativs von dem zugehörigen subst. ist durchaus nichts ungewöhnliches (vgl. z. b. Fáfn. 1² *hverjum est sveini of borinn?*)

2. Hǫvamǫl 106⁶ ist die überlieferte lesart: *á alda vés jarþar* grammatisch und metrisch unmöglich und Hildebrands änderung von *á* zu *til* beseitigt nur den ersten anstoss. Schon Bugge (Fkv. 56ᵃ) schlug daher vor *jarþar* durch *jaþar* zu ersetzen: *alda vés jaþarr* sei eine umschreibung für *miþgarþr*. Odin bringt aber den dichtermet nicht nach Midgard, sondern nach seinem eigenen wohnsitz (*Hǫra hǫll* 108⁴), und mithin verdient Finnur Jónssons conjectur: *á alda vé jaþars*, d. i. *á vé alda jaþars* „in die wohnung des herrn der geschlechter, d. h. nach Valhǫll" sicherlich den vorzug. Nur sehe ich nicht ein, warum wir die ungewöhnliche wortstellung, die die beiden, einen einzigen begriff bildenden substantive trennt, beibehalten sollen und nicht einfach lesen: *á vé alda jaþars*
oder: *á alda jaþars vé.*

Beide lesungen ergeben metrisch tadellose verse mit 3 hebungen und 3 reimstäben (dass der halbvocal *v* in der Edda noch auf vocale alliterieren kann, ist Beitr. 13, 202 fgg. erwiesen[2]), aber die erste wird

1) Guđbr. Vigfússon setzt nach der stelle der Fas. ohne not ein adj. *bagr* an.

2) Aus der skaldendichtung kann ich den a. a. o. s. 208 angeführten belegen jetzt noch zwei weitere hinzufügen, nämlich Gunnl. saga (ed. Mogk) 10¹³·¹⁴:

trúiþ hónum vart,
hann's illr ok svartr

den ursprünglichen text gewähren, der vermutlich von einem abschreiber geändert ward, um das vocalisch anlautende wort, das seiner meinung nach nur auf *jaþars* reimen konnte, in die erste hebung zu bringen. — Zu dem ausdrucke *alda jaþarr* vgl. *ása jaþarr* Lokas. 35[6].

3. Hyndl. 8[1. 2] gibt die lesart von F: *sennum vit ór sǫþlum, sitja vit skulum* keinen sinn, denn wenn die beiden sprecherinnen Freyja und Hyndla in den sätteln sich befinden, so ist die aufforderung: „lass uns platz nehmen“ ungereimt, überdies kann *sennum* nicht richtig sein, da, wie Bugge (Ark. I, 260) richtig bemerkte, es nicht Freyjas absicht ist, mit der riesin zu streiten (denn nur diese bedeutung hat das verbum), sondern von ihr die abstammung des Óttarr zu erfahren. Trotzdem haben alle herausgeber bis auf Hildebrand herab an der stelle keinen anstoss genommen und ebensowenig die übersetzer, die der zweiten schwierigkeit meistenteils dadurch auswichen, dass sie *senna* unrichtig durch „sprechen, sich unterreden“ widergaben, womit die Kopenhagener quartausgabe (sermonicamur ex ephippiis) den anfang machte, der dann die mehrzahl der übrigen (herrn Gjellerup natürlich eingeschlossen) blindlings gefolgt sind: „från sadlarne talom, sittja vi skolom“ (Afzelius); „lad os tale fra sadlerne, vi skulle sidde“ (H. G. Møller); lass uns beide vom sattel aus plaudern, lass uns beide sitzen“ (Holtzmann); „from the saddle we will talk: let us sit“ (Thorpe); „tale vi fra sadler! sidde vi skal“ (Gjellerup). Finn Magnussen und Simrock beseitigten auch das zweite hindernis, indem sie aus den beiden coordinierten sätzen einen machten („siddende i sadle sammen lad os tale“; „lass uns im sattel sitzen und plaudern“) und Gödecke erlaubte sich eine noch willkürlichere übersetzung, indem er schrieb: „må i sadel vi sidda och slita vår tvist“.

Der erste, der es sah, dass die stelle verderbt sein müsse, war F. W. Bergmann, der in seinem buche: Rigs sprüche und das Hyndlalied (Strassb. 1876) s. 125. 140 das „widersinnige“ *sennum* in *sígum* änderte und übersetzte (s. 155): „steigen beid' wir vom sattel! lasst beid' uns hinsitzen“. Was gegen diese conjectur, die auch Edzardi (Germ. 28, 20) plausibel erschien, der aber neben *sígum* noch *stígum* und *seinum* (!) in vorschlag brachte, ausser dem palaeographischen bedenken, dass das gemutmasste *sígum* von dem handschriftlichen *sennum* zu sehr abweicht, einzuwenden ist, soll unten näher erörtert werden. Einige

und Laxd. 35, 12 (ASB IV, 101):

vel es ek veit þat,
rask ein of látin.

jahre später hat Bugge in seinem schon oben citierten aufsatze über die Hyndluljóđ (Ark. I, 249–65), der das verständnis des gedichtes ausserordentlich förderte, auch unsere stelle ausführlich behandelt. Er schrieb: *senn nú í sǫþlum sitja skulum* unter hinweis auf Atlakv. 16 [5] und Gudr. II, 35. Das unmögliche *sennum* ist dadurch mit geschickter hand glücklich beseitigt; im übrigen aber entspricht, worauf schon Sijmons (Die lieder der Edda I, 181) aufmerksam machte, der so hergestellte vers nicht der situation. Denn Freyja und Hyndla müssen, als jene in str. 8 von neuem das wort nimmt, ihren ritt nach Valhǫll [1] vollendet haben und hier, wo Hyndla gewissermassen in einen incubationszustand versetzt werden soll, um die ahnenreihe des Óttarr der wahrheit gemäss herzuzählen, müssen die reiterinnen natürlich absitzen, ehe sie das heiligtum betreten. Das handschriftliche *ór*, das uns den weg zur herstellung des verderbten textes zeigt, darf also nicht angetastet werden. Das hat Sijmons' scharfer blick richtig erkannt, der das, was in Bugges conjectur gelungen war (die änderung von *sennum* in *senn nú*) natürlich beibehielt, aber *sitja* in *síga* besserte. In seiner ausgabe lautet also der vers:

Senn nú ór sǫþlum síga skulum,

was dem sinne nach durchaus ansprechend ist und auch von der handschriftlichen überlieferung sich nicht zu weit entfernt. Dass ich dieser lesung mich nicht einfach anschliesse, hat zunächst darin seinen grund, dass der zweite halbvers metrisch unzulänglich ist, da er nur drei silben enthält. Es müsste also entweder das von Sijmons gestrichene *vit* vor *skulum* wider eingesetzt werden (vgl. 1 [6] *riþa vit skulum*), wodurch ein E-vers hergestellt würde (Beitr. 10, 525), oder der text von F noch eine weitere änderung erfahren. Wenn ich für die zweite alternative mich entscheide, so bestimmt mich dazu die erwägung, dass *síga* schwerlich ohne weiteres „absitzen, absteigen“ bedeuten kann; wenn ausgedrückt werden sollte, dass das „herabgleiten“ oder „fallen“ von dem subject gewollt oder beabsichtigt war, bediente man sich der formel *láta síga* oder (wenn subject und objekt der handlung identisch waren) *láta sígask*, wofür bei Fritzner [2] III, 233 [a] zahlreiche belege sich finden (vgl. besonders Íslend. sögur II [2], 150 [7]: *lætr sígaz niđr af hestinum*). Ich möchte daher lesen:

Senn nú ór sǫþlum sígask lǫtum.

1) Dass dieser ritt gar nicht zur ausführung komme, ist eine törichte behauptung Edzardis, der es übersieht, dass das gedicht die zwischenstufen der handlung einfach überspringt. Den trank (v. 45) reicht Hyndla dem Óttarr allerdings in ihrer behausung, aber erst nachdem sie von Valhǫll zurückgekehrt ist.

Um die entstehung der corruptel zu erklären, müsste man allerdings annehmen, dass in der vorlage von F in den beiden wörtern *sí(gask lót)um* die eingeklammerten buchstaben unleserlich oder gänzlich zerstört waren, und *sitja skulum* mithin als eine verunglückte conjectur betrachten.

4. V*ǫ*lundarkviþa 10 $^{5.6}$. An der lesung von R: *gekk* b''nı (d. i. *brunni*) *bero hold steícia* hatten schon die herausgeber der Kopenhagener quartausgabe anstoss genommen, die *at bruni* statt *brunni* schrieben und demgemäss übersetzten: „accessit ad aestum ursae carnem assatum". In der fussnote machten sie jedoch darauf aufmerksam, dass Magnaeus (Guđmundr Magnússon), einer der mitarbeiter, den handschriftlichen text verteidigt habe; seine übersetzung laute: „ascessit fuscae ursae carnem assatum". Er schrieb also *brúnni* und fasste dies als dat. sg. fem. des adj. *brúnn*. Von den späteren herausgebern haben v. d. Hagen, Munch, Möbius, Bugge und Grundtvig ohne bedenken der meinung des Magnaeus sich angeschlossen, obwol es mir (wie Lüning) völlig unfassbar ist, wie der dativ *brúnni beru* gerechtfertigt werden könnte; die brüder Grimm und Friedr. Pfeiffer nahmen dagegen die conjectur der Kopenhagener Edda auf, die deswegen bedenklich ist, weil nur ein sw. m. *bruni* „hitze, glut", nicht aber ein st. n. *brun* oder ein st. m. *brunr* sich anderwärts nachweisen lässt. Auch die änderung von Rask (*gekk at brenni beru-hold steikja*) ist abzulehnen, da das masc. *brennir* niemals „feuer" bedeuten kann. Svbj. Egilssons einfall (Lex. poet. 85[a]) *brunni* durch „schneeschuhläufer" zu übersetzen, verdient keine ernstliche widerlegung, und gegen Lüning, welcher der meinung war, dass *brúnu beru* „der braunen bärin" einen guten sinn gebe, ist einzuwenden, dass die schwache form des adjectivs hier grammatisch unmöglich ist. Ettmüller schrieb *enn brúni,* ohne zu bedenken, dass dieses epitheton dem V*ǫ*lundr schwerlich beigelegt werden kann, da str. 2^{10} ausdrücklich von seinem weissen halse die rede ist, der auch zu seiner auffassung als elbenfürst (14^{4}, 32^{2}) besser stimmt. Hildebrands text (*gekk bruna í beru hold steikja*) kann ich deswegen nicht für richtig halten, weil nach nordischem sprachgebrauch nicht die praepos. *í*, sondern *við* zu erwarten wäre (vgl. Fáfn. 32 $^{3.4}$ *Fáfnis hjarta við funa steikir*); Finnur Jónssons änderung endlich (*gekk brátt inni beru hold steikja*) ist mir zu radikal: er durchhaut den knoten statt ihn zu lösen.

Die „glückliche conjectur", von der Lüning eine befriedigende erklärung der stelle erhoffte, ist also meines erachtens bisher noch

nicht gefunden worden. Aber Lüning selbst war, wie mir scheint, dieser conjectur nahe genug. Ich weiss nicht, was der einfachen besserung, *brúnnar* statt *brúnni* zu schreiben, im wege stehen sollte. Vielleicht wird sie sogar durch die handschrift bestätigt. Denn auf bl. 36 der facsimile-ausgabe ist rechts oben neben *ı* von b"NI ein pünktchen sichtbar, das möglicherweise der rest von dem beistriche eines *r* sein könnte. Wenn das richtig ist, was natürlich nur eine nochmalige genaue untersuchung des originals erweisen könnte, hätte der schreiber nur ein *a* ausgelassen. Aber auch wenn b"NI tatsächlich in der handschrift steht, ist die änderung des wortes in *brúnnar* durchaus unbedenklich. Nehmen wir an, dass in der vorlage von R b"N^{r} stand, so konnte das übergeschriebene *r* leicht für ein *i* gelesen werden, b"N' aber musste in *brunri* aufgelöst werden, was ein unmögliches wort ergab, das der schreiber durch *brunni* ersetzte. Das resultat ist also, dass wir zu lesen haben:

gekk brúnnar beru hold steikja

„er gieng um der braunen bärin fleisch zu braten“. Wenn jemand den dreisilbler beanstanden sollte (deren aber auch sonst in dem gedichte ein paar sich finden: 6^{5}, 6^{8}, 12^{4}, 17^{8}), so kann er durch die einsetzung von *hann,* die bereits Munch vorgenommen hatte, auf die leichteste weise sich helfen.

5. Fáfnismǫl 6^{4-6}. Diese halbstrophe lautet in R:

fár er hvatr er hrǫdaz tecr,
ef í barnęsco er blavþr.

hrǫdaz fassten die herausgeber der Kopenhagener quartausgabe als *hræþask* „sich fürchten“, was natürlich keinen sinn gibt, und glaubten daher die stelle emendieren zu müssen; ihre änderung von *hrǫdaz* in *fœþask* war aber ein missgriff, da dieses verbum die ihm vindicierte bedeutung „adolescere“ nicht haben kann. Auch die brüder Grimm hielten eine besserung für notwendig und schlugen vor, statt *hrǫþaz* entweder *hrósaz* oder *hreisaz* oder *horskvaz* zu lesen, von denen das erste verbum seiner bedeutung wegen nicht passt, die anderen beiden aber nirgends belegt sind. Munch war der erste, der nach den besten handschriften der Sverris saga, die cap. 164 (Fms. VIII, 409; Konunga sögur ed. Unger 183^{23}) die zweite hälfte unserer strophe citiert, die jetzt allgemein adoptierte lesart *hrørask* in den text aufnahm: er erklärte dieses verbum für ein synonymon von *hrørna,* das ein codex der Sverris saga bietet und das Rask in seiner ausgabe der Edda bereits durch conjectur an unserer stelle eingesetzt hatte. Bugge wies später (Fornkv. 220^{b}; Arkiv II, 241) nach, dass das handschriftliche *hrǫdaz*

(d. i. *hroþask*) gar nicht einmal einen fehler enthalte, diese form vielmehr durch dissimilation aus *hrørask* entstanden sei. Dass die bedeutung des verbums von Munch richtig angesetzt ist, beweist die paraphrase der Vǫlsunga saga (120 [16] Bugge): *fár er gamall harðr, ef hann er í bernsku blautr.* Somit scheint alles in ordnung zu sein, und die stelle einer weiteren erörterung nicht zu bedürfen. Gleichwol haben Lüning und Ettmüller bei Munchs erklärung sich nicht beruhigt — in der richtigen einsicht, dass die zeile 4. 5, wenn wir sie mit Munch übersetzen: „wenige sind kühn, wann sie anfangen gebrechlich zu werden" einen passenden sinn nicht enthält. Die handschriftliche überlieferung beweist nur, dass das sprichwort in der von R dargebotenen form im 13. jahrhundert allgemein bekannt war; dass die tradition das ursprüngliche treu bewahrt hat, muss ich aber bezweifeln, und in diesem zweifel bestärkt mich der umstand, dass das erste hochbetonte nomen der langzeile (*fár*) gegen die regel an der alliteration keinen teil hat. In der cäsurlosen zeile hat also wol einmal an stelle von *hrøþask* ein mit *f* anlautendes verbum gestanden, und schon aus diesem grunde halte ich das von Lüning zuerst vorgeschlagene und von seinem landsmanne Ettmüller (Germ. 17, 11) verteidigte *hrærask*, das auch dem sinne nach nicht genügt (*hrærask tekr* könnte man allenfalls von einem kinde sagen, das eben zu laufen beginnt) für falsch. Der zusammenhang verlangt gebieterisch ein verbum, das den eintritt in das kräftige jünglingsalter bezeichnet, ein verbum von der bedeutung, welche die Kopenhagener editoren ihrem *fæþask* mit unrecht beilegten. Ein solches verbum ist *frævask,* das als denominativum von *fræ,* got. *fraiw,* die bedeutung „sich besamen, samen erlangen", also auch „mannbar werden" gehabt haben muss. In dieser bedeutung finden wir es noch Hǫvamǫl 140 [1], wo von der erlangung der körperlichen und geistigen reife die rede ist: *þá namk frævask ok fróþr vesa,* während es später, wie die belege bei Fritzner zeigen, fast ausschliesslich das üppige gedeihen der pflanzenwelt bezeichnete. Der umstand, dass man das wort nicht mehr auf den menschen bezog, ist wol der grund gewesen, dass es in unserer strophe durch das unpassende *hrørask* ersetzt wurde.

6. Guþrúnarkviþa I, 19 [5–8]. Diese halbstrophe ist in R in folgender gestalt überliefert:

nv em ec sva litil sem larf se
opt iavlstrom at iofur davþan.

Die richtige erklärung des einzigen wortes, das zu zweifeln anlass geben könnte — *jǫlstrum* — ist von Sophus Bugge (Fornkv. 419[a])

längst gegeben worden, der es als dat. pl. des st. fem. *jǫlstr* „salix pentandra“ auffasst, welches im schwed. *jolster* bis auf den heutigen tag fortlebt; und um den dreisilbigen vers auf das normale mass zu bringen, braucht man nur mit Sievers (Beitr. 6, 342) vor dem worte die praepos. *í* einzusetzen. Diese erklärung hat jedoch dem neuesten interpreten der stelle, Hjalmar Falk, nicht genügt, der (Arkiv 5, 112 fg.), um die handschriftliche überlieferung zu retten, wider mit den älteren herausgebern *í ǫlstrum* liest. Er sieht in *ǫlstrum* den dat. pl. von dem st. n. *alstr* „futtermittel“, das im altnord. überhaupt nicht und in den neunordischen sprachen wenigstens nicht in der hier supponierten bedeutung nachgewiesen ist, und übersetzt: „nu er jeg saa ringeagtet som lövet er blandt foderarter“. Dieser vergleich würde einem produktenhändler in Drammen alle ehre machen und er entspricht vielleicht auch dem geschmacke der modernen norwegischen naturalisten, leider aber ist er mit dem edlen und erhabenen stile und charakter des ganzen liedes absolut unvereinbar, und wer nicht fähig ist, dichterische schönheit nachzuempfinden, sollte sich textkritischer eingriffe in poetische denkmäler enthalten.

7. Guþrúnarkviþa I, 21 ¹⁻⁴. R liest:

Sva er vm lyþa landi eyþit
sem er vm rnoþ eiþa svarþa,

was nicht anders übersetzt werden kann als: „auf die weise richtet ihr der leute land zu grunde, wie ihr die geschworenen eide ausgeführt (d. h. gehalten) habt“, d. h. „dadurch dass ihr die eide gebrochen habt, werdet ihr der leute land zu grunde richten“. Von den älteren herausgebern hat keiner an der stelle anstoss genommen, obwol es höchst befremdlich ist, dass das von den söhnen Gjúkis beherrschte gebiet als „der leute land“ bezeichnet wird. Erst Gudbr. Vigfússon (Cpb. I, 327) sah ein, dass der überlieferte text verderbt sein müsse, aber seine emendation der ersten langzeile:

svá vesið lýð ok landi sneyddir

„so möget ihr des volkes und des landes beraubt sein“ ist metrisch nicht correct und überdies zu gewalttätig. Weniger radikal verfuhr Finnur Jónsson (Eddalieder II, 53. 128), der die ganze halbstrophe folgendermassen herstellte:

svá ér lýþom land of eyþeþ,
sem ér rufoþ eiþa svarþa.

Seine übersetzung lautet: „so verwüstet ihr das land im hinblick auf die leute (einwohner) — d. i. so tötet ihr die besten leute des landes —

wie ihr die geschworenen eide gebrochen habt". In der ersetzung des handschriftlichen *unnoþ* durch *rufoþ* folgte Finnur einem bereits von Sv. Grundtvig (Sæm. Edda², 232[a]) gegebenen winke: *unnođ* er måské ikke det rette ord: at *vinna eiđ* er at aflægge ed; men her måtte man vænte et ord af betydning „*brød*". Ich kann dieser meinung Grundtvigs nicht zustimmen und finde, dass die äusserung Gudruns der darin enthaltenen bitteren ironie, die der dichter offenbar beabsichtigt hat, durch die beseitigung von *unnoþ* nicht entkleidet werden darf. *vinna eiđ* heisst allerdings sonst „einen eid leisten", aber da das verbum auch „ausführen" bedeutet, steht nichts im wege, es hier in diesem sinne aufzufassen. Ebensowenig bin ich mit Finnur Jónssons änderung der ersten langzeile einverstanden: eine so ungeschickte wendung ist meines erachtens dem dichter gerade dieses liedes nicht zuzutrauen. Mein vorschlag geht dahin zu lesen:

svá at lýþum land of eyþiþ,

„so werdet ihr das land von leuten leer machen, das land seiner bewohner berauben"; vgl. z. b. die bei Fritzner² (I, 356[a]) citierte stelle aus der Eyrbyggja saga (114 [28]): *Bægifótr mundi eigi fyrr létta en hann hefđi eytt allan fjǫrđinn bæđi at mǫnnum ok fé.*

8. Sigurþarkviþa en skamma 5[4]. Um diesen vers auf das mass von 4 silben zu bringen, ändert Finnur Jónsson (Eddalieder II, 55[a]. 115[a]) das handschriftlich überlieferte *ekki grand* in *ekke grande.* Aber der dativ lässt sich durch den hinweis auf Vafþr. 55[1] schwerlich rechtfertigen, da hier *manni* doch höchst wahrscheinlich von dem unpersönlich gebrauchten *viti* abhängig ist (s. mein Glossar s. 189[a]). Wenn man an dem verse überhaupt etwas ändern will (was sehr bedenklich ist, da das gedicht — vgl. Sievers, Beitr. 6, 309 — eine sehr beträchtliche anzahl von dreisilbern mit dem ausgange ⏊ enthält), so würde man eher *granda* für *grand* ansetzen: ein von *engi, ekki* abhängiger genetiv ist Rm 23[1] und Am 69[9] belegt.

9. Guþrúnarkviþa II, 2[6]. Die halbzeile *um hrǫssom dýrom* ist in dem gedichte das einzige beispiel eines A-verses mit auftakt und deshalb bedenklich. Finnur Jónssons änderung (Eddalieder II, 65[b]. 129[a]) von *hrǫssum* in *hǫsum* stellt einen regelrechten C-vers her, ist aber schwerlich richtig. Unter den *hǫs dýr,* den „grauen tieren" versteht er wölfe und findet den gegensatz zwischen diesen und den hirschen 'ganz besonders bezeichnend. Ich meine aber, dass dieser vergleich nur am platze gewesen wäre, wenn Sigurd seinen mördern hätte gegenübergestellt werden sollen: der königliche hirsch, der unter ein

rudel wölfe gerät, wäre dann ein sehr passendes bild gewesen. Davon aber ist in unserer strophe nicht die rede; es soll nur gesagt werden, dass Sigurd seine schwäger in jeder hinsicht weit überragt habe. Drei vergleiche werden angewandt: Sigurd übertraf die Gjúkasýnir ebenso sehr wie der lauch das gras, wie gold das silber und wie der hirsch die „*hvǫss dýr*". Da die zwei ersteren parallelen gleichartige dinge zusammenstellen (pflanze mit pflanze, metall mit metall), so ist von vornherein anzunehmen, dass in der dritten dasselbe geschehen ist; in diesem zusammenhange den hirsch und den wolf in beziehung zu einander zu bringen, scheint mir geradezu ungereimt. Der hirsch muss mit ihm ähnlichen oder verwandten tieren verglichen worden sein, und da altn. *dýr* nicht nur das „tier" im allgemeinen bezeichnet, sondern (wie engl. *deer*) die geweihtragenden widerkäuer im besonderen, und unter diesen namentlich das reh, so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir das wort an unsrer stelle in diesem sinne auffassen. Gegen das epitheton *hvass* ist von seiten des sinnes, da die hirsche und rehe sich gerade durch ihre schnelligkeit auszeichnen, nichts einzuwenden, und wir werden daher, wenn wir des metrums wegen eine besserung vornehmen wollen, am besten tun, uns nach einem synonymon umzusehen. Ein solches ist *hvatr*, das sogar aus derselben wurzel entsprossen ist wie *hvass* (Noreen, Urgerm. lautlehre s. 190). Die bedeutung der beiden wörter, die ursprünglich nahezu identisch war, hat erst im laufe der zeit sich diffferenziert; doch ist die grund bedeutung „schnell" bei beiden noch durch zahlreiche beispiele zu belegen. Ich glaube daher, dass wir zu leesen haben:

of hvǫtum dýrum.

10. Guþrúnarkviþa II, 25 [1—4]. Die halbstrophe ist in R so corrumpiert überliefert (*En þa gleymþv er getiþ havfþo avll iofurs ior bivg isal*), dass der conjecturalkritik ein weites feld von möglichkeiten freigelassen ist. Was die herausgeber der Kopenhagener quartausgabe und der von ihnen um rat gefragte Jón Ólafsson frá Svefney zur erklärung vorgebracht haben, kann man auf sich beruhen lassen, und von den späteren besserungsversuchen kommen nur die von Bugge, Grundtvig und Finnur Jónsson in betracht, die sämtlich von der richtigen voraussetzung ausgiengen, dass, nachdem in str. 22—24 von der zubereitung des vergessenheitstrankes die rede gewesen war, in der nächsten strophe die wirkung desselben geschildert sein muss. Das nächstliegende war, in zeile 1 und 2 *gleymþu* und *hǫfþu* in *gleymþa(k)* und *hafþa(k)* zu ändern; an dieser correctur, die wir dem gedanken-

austausch zwischen Bugge und Grundtvig verdanken (Bugge, Fornkv. 425[a]; Grundtvig, Sæm. Edda [1]VIII fg.) wird unter allen umständen festzuhalten sein. In der 2. halbzeile ward von Bugge und Grundtvig das unverständliche *ior birg* durch *jarnbjúgs* ersetzt, und somit lautete die ganze halbstrophe in Grundtvigs erster ausgabe:

En þá gleymdak, er getit hafða
qll jqfurs jarnbjúgs í sal,

d. h. (nach Grundtvigs übersetzung): „da jeg havde fået [drikken], da glemte jeg ganske den sværdfældede konge“. Gegen den so hergestellten text erhob jedoch Bugge (a. a. o.) mit recht den einwand, dass man im altn. ebensowenig habe sagen können: *gleymðak hans qll*, wie im lat. *tota eius oblita sum;* er schlug daher vor, *qll* in *ql* zu emendieren, wodurch zugleich zu *getit hafða* ein passendes object, das Grundtvig in seiner übersetzung ergänzen musste, gefunden war. In den anmerkungen zu seiner ersten ausgabe (s. 204[a]) schloss sich Grundtvig dieser lesung an, glaubte aber in der zweiten (s. 238 fg.) die ganze conjectur aufgeben zu müssen, da Gudrun nicht ihren gatten, sondern nur die näheren umstände seines todes und die schuld ihrer brüder an demselben vergessen habe. Er schlug daher für die 2. langzeile jetzt folgende fassung vor:

qll jqfurs ørlqg í sal;

die halbstrophe wäre also zu übersetzen: „da aber vergass ich, als ich [den trunk] erhalten hatte, alle die schicksale des helden im saale“. Ich halte diese conjectur Grundtvigs für keine verbesserung und glaube, dass seine bedenken gegen Bugges text unbegründet sind, da der zaubertrank ja nicht eine dauernde, sondern nur eine vorübergehende wirkung zu üben brauchte. Auch dem neuesten besserungsversuche, dem Finnur Jónssons, kann ich einen vorzug vor dem Buggischen nicht zuerkennen. Finnur Jónsson schreibt, wenn auch zweifelnd:

En þá gleymþak, es getet hafþak,
alls jqfurs bqls, bjórveig í sal,

d. h. „da aber vergass ich, als ich im saale den biertrank erhalten hatte, das ganze unglück des helden“. Dass zwei genetive von gleichem numerus, von denen der eine von dem anderen abhängt, so neben einander gestellt werden, kommt kaum vor und ist mindestens ungeschickt, überdies ist die erste halbzeile des 2. verses um eine silbe zu kurz. Dieser zweite vorwurf trifft allerdings auch Bugges lesung, ist aber in dieser, wie ich meine, leicht zu beseitigen. Ich möchte nämlich lesen: *En þá gleymþak, es getet hafþak*
qlveig, jqfurs jarnbjúgs, í sal.

Da die erste silbe in dem worte *jǫfurs* kurz ist, muss der erste fuss ein wort mit hebung und nebenhebung erhalten. *ǫlreig*, das dieser bedingung entspricht, kann ich zwar sonst nicht nachweisen, da aber *bjórreig* vorkommt (Hym. 8 [8]), so ist das ebenso gebildete und synonyme compositum durchaus unbedenklich.

11. Guþrúnarkviþa II, 43. Der sinn dieser dunklen strophe wird wol schwerlich jemals mit sicherheit ermittelt werden, da man nicht weiss, was man unter den „*hvítingar*“ verstehen soll. Was Bugge (Fornkv. 426) zur erklärung beibringt, befriedigt nicht; namentlich halte ich es für unmöglich, *þeir* und *feigir* auf *seggir* zu beziehen; dass das adj. *feigr* sonst nicht von tieren angewendet wird, beweist nichts, da Gudrun offenbar in versteckter weise auf ihre söhne anspielt. Die zweite strophenhälfte ist überdies höchst wahrscheinlich fehlerhaft überliefert. Der text lautet in R:

þeir mvno feigir fára nátta
fyr dag litlo drottom bergia,

was nicht richtig sein kann, da ein subject zu dem verbum *bergja* fehlt. Ettmüller änderte daher *þeir* .. *feigir* in *þeim* .. *feigum* und *dróttum* in *dróttir*, was Guđbr. Vigfússon (Cpb. I, 348), ohne den urheber der conjectur zu nennen, aufnahm. Finnur Jónsson (Eddalieder II, 70ᵃ. 130ᵇ) setzte ein komma nach *litlu*, schrieb im anschluss an Rask und die quartausgabe *drótt of* statt *dróttum* und meinte, dass *mun* zu ergänzen sei. Aber diese ellipse wäre überaus hart, und ich sehe nicht ein, warum man nicht einfach statt des *of* dieses *mun* in den text setzte. Dass der schreiber, wenn in seiner vorlage *drótt mū* stand, dieses leicht für *dróttum* lesen konnte, wird jeder zugeben.

12. Atlakviþa 18 [1. 2]. Diese langzeile lautet in R:

nár navþ favlva letir nornir grata.

Darauf, dass der vers in metrischer beziehung anstoss erregt, möchte ich in diesem gedichte, das málaháttr und fornyrđislag mischt, weniger gewicht legen; dagegen halte ich es für höchst unwahrscheinlich, dass *nornir* ohne eine nähere bestimmung irdische frauen, und seien es auch „schildmädchen“, bezeichnen konnte. Ich glaube daher, dass weder Svbj. Egilsson und Bugge, die in *nár* den acc. pl. fem. eines adjectivs suchten, noch die herausgeber der Kopenhagener quartausgabe, die *nár* in *nái* änderten (die tautologie *nái nauþfǫlva* fände ein seitenstück in *nái framgengna,* Vsp. 40 [8]) im rechte sind, und schlage folgende fassung des verses vor:

nars nornir létir nauþfǫlva gráta.

narr ist Sn. E. I, 567 (vgl. II, 477, 620, wo das wort *nár* resp. *nar* geschrieben wird) als sverðsheiti belegt, und *nars nornir* ist eine durchaus passende kenning für die kriegerischen jungfrauen, die in der folgenden zeile *skjaldmeyjar* genannt werden; auch ist eine solche umschreibung dem stile des liedes, das z. b. in str. 28 ² das gold den *rógmalmr skatna* nennt, nicht unangemessen; *nauþfǫlva* endlich, „die in todesnot erblichenen" kann der anlehnung an ein substantiv entraten.

13. Atlamǫl 29 ¹. Die halbzeile

lito er lýsti

in einer regelmässigen málaháttr-strophe ist verdächtig, da sie um eine silbe zu kurz ist. Grundtvigs conjectur, der *litu* in *litlu* ändert, würde den fehler beseitigen, zerstört aber das schöne bild. Vielleicht war die ursprüngliche lesart: *litu es tók lýsa.*

14. Atlamǫl 31 ⁵. Die halbzeile

veitkak (*vetkaþ ec* R) *hvárt verþlauniþ*,

welche um eine silbe zu lang ist, hat Finnur Jónsson durch die streichung von *verþ-* auf das richtige mass gebracht. Dasselbe ziel wäre mit weniger gewaltsamkeit zu erreichen, wenn man *hvárt* in *ef* änderte. Wäre es nicht auch besser, mit R *verþ launiþ* als 2 wörter zu schreiben: „ich weiss nicht, ob ihr die kost (d. h. die euch dargebotene bewirtung) lohnen werdet"?

15. Atlamǫl 49 ⁵· ⁶. In der langzeile

svá kvǫþu Hniflunga meþan sjálfir lifþu

ist die erste vershälfte um eine silbe zu lang und das *sjálfir* in der zweiten ist albern. Ich schlage vor zu lesen:

Hniflunga kvǫ́þu meþan heilir lifþu.

16. Guþrúnarhvǫt 2 ¹. In der langzeile

hví sitiþ, hví sofiþ lífi

ist die erste vershälfte metrisch unmöglich, da sie nur zwei silben enthält. Die herausgeber haben entweder *it* oder *þér* hinzugefügt, und man könnte den so hergestellten vers passieren lassen, da in unserem gedicht auch sonst einzelne dreisilbler (freilich keiner von der form x ⏊ ⏊) eingesprengt sind (Sievers, Beitr. 6, 309). Die Vǫlsunga saga, welche die strophe sehr genau paraphrasiert, gibt indessen eine andere ergänzung an die hand; es ist zweifellos zu lesen:

hví sitiþ kyrrir.

17. Hamþésmǫl 23 ¹⁻⁴. R liest:

styʀ varþ iraɴi stvcco avlscalir
iblóþi bragnar lago comiþ or briosti gotna.

Dass der überlieferte wortlaut nicht richtig sein kann, liegt auf der hand. Zwar der augenfälligste fehler (dass *komit* in die structur des satzes sich nicht fügt) wäre durch eine einfache änderung, wie sie schon Rask vornahm — der *komnu* schrieb — zu beseitigen; aber die halbstrophe ist damit noch nicht in ordnung. Falls man Rasks besserung annimmt, würde die übersetzung lauten: „Lärm entstand im hause, die bierschalen stürzten herab, die männer lagen in dem blute, das aus der brust der Goten gekommen war“. Bedenkt man, dass die gefallenen doch auch Goten waren, so wird man zugeben, dass sich ein dichter vernünftiger weise so nicht ausdrücken konnte — es wäre ein seitenstück zu z. 3. 4 des Hildebrandsliedes nach der bekannten falschen erklärung, über die Lachmann sich lustig machte. Ein angemessener sinn würde hergestellt, wenn man *lágo* durch *stóþu* ersetzte: unter den *bragnar* müsste man dann die beiden rächer Sǫrli und Hamþér verstehen. Weiter zu gehen und den vers auf das übliche mass des málaháttr zu reducieren, ist bedenklich, da die Hamþésmǫl auch sonst mehrfach in freieren rhythmen sich bewegen; man könnte sonst z. b. schreiben:

bragr lá í blóþi — kvam or brjósti Gotna.

Bugge glaubte, dass sich in Bragis Ragnarsdrápa (str. 3. 4 meiner ausgabe) anklänge an unsere halbstrophe finden, und suchte diese daher mit dem skaldengedicht möglichst in übereinstimmung zu bringen; aber seine herstellung der 2. langzeile:

í blóþ — bragnar lǫgu — komit or brjósti Gotna

kann ich wegen des ungeschickten schaltsatzes nicht für richtig halten.

KIEL, NEUJAHR 1896. HUGO GERING.

STUDIEN ZUM TATIAN.

1. Fehler und missverständnisse im Tatian.

Eine übersichtliche zusammenstellung der fehler und missverständnisse im ahd. sogen. Tatian[1] dürfte wol ein nützlicher beitrag sein zur würdigung der hinsichtlich ihres sprachlichen (syntaktischen) wertes so verschieden beurteilten übersetzung. In manchen fällen zieht auch die textkritik oder die erklärung der worte nutzen daraus, wie die

1) Eine zusammenstellung von fehlern im Tat., die aber auf vollständigkeit keinen anspruch macht, gab H. Gering, Die causalsätze und ihre partikeln bei den ahd. übersetzern (Halle 1876) s. 2 anm.

folgenden zeilen beweisen können. Nicht berücksichtigt habe ich von den fehlern die sogenannten latinismen (z. b. *folgen* mit acc. 4mal, = sequi alqm).

I. Abzuziehen sind einige wenige fälle, die nicht in der vorlage gestanden haben können, sodern den schreibern unserer handschrift (G) zur last fallen. Dahin rechne ich sicher folgende stellen.

7, 2 vocabitur] *ginemnit.* Es fehlt offenbar *ist*[1].

13, 3 *inti uuerde abahu in rehtu.* Die vorlage hatte *uuerdē* d. i. *uuerden*[2].

69, 5 circumspectis omnibus] *umbiscouuonten allen*; lies *umbiscouuoten allen.* Entgegengesetzt dem letzten beispiele und dem fehler

77, 3 congreganti] *gisamanotero* statt *gisamanontero.*

76, 1 et semen (n. sg.) germinet] *thie samon bere* ist verschrieben statt *samo* (so fasst es auch Gloss. s. 414a).

14, 1 Tunc venit Jesus in Galilea in Jordanen] *Tho quam der heilant in Galileu inti in Jordane zi Johannise.* Das unverständliche *inti* ist aus den beiden *in* zu erklären, ferner stand in der vorlage *in iordanē.* Nach ausweis des glossars (s. 407a, 362b, 363b) steht bei *quëman* stets *in* cum acc.; die s. 357a angeführte stelle 140, 2 *quam ci imo in themo temple* ist fälschlich citiert; denn sie lautet vollständig manicabat ad eum in templo audire eum] .. *in themo temple inan horen.* Man könnte *in themo temple* auch als adverbiale bestimmung zu *ci imo* fassen, wie in unserer stelle *in Galileu* adverbiell zu *Heilant* oder zu *in Jordanen* gehört. Also lautet unsere stelle *Thò quam der heilant in Galileu* [*inti*] *in Jordanen* (bezw. *Jordanem*).

72, 6 *inti gibintet ín gerbilinun* (was Sievers s. 361b als übersetzungsfehler ansieht, oder [indem er *ín* für die präposition hält] = „garbenweise"; da aber weder die präposition *in* noch *in*] = et im Tat. den accent tragen, so liegt es näher, *ín* als acc. sg. von *hër* zu fassen, bezogen auf das vorhergehende *then beresboton*] zizania, und zu lesen *gibintet ín in gerbilinun,* wobei der übersetzer einer vorlage folgte,

1) Vgl. J. Harczyk, Ztschr. f. d. a. XVII, 76.

2) S. Sievers ausg.[2] s. XXX. In G findet sich dieser abkürzungsstrich noch häufig, z. b. quāquam 11, 2 u. ö. — Sievers hat schon gebessert 232, 1 *forstuontin,* 60, 5 *furstantanti.* Ebenso ist im lat. texte mehrmals durch nichtbeachtung dieses abkürzungsstriches ein fehler entstanden; so 98, 3 si duo ex vobis consenserit = consenserint; 205, 4 unus de his, qui pendebat = pendebant; 71, 3 habebat statt habebant (doch ist hier der übersetzer der falschen lesart gefolgt).

die *fasciculis* hatte, was der corrector 2 in G über *fasciculos* eingetragen hat.

232, 2 *quoniam sic scriptum est, et sic oportebat* ...] *bidiu so gisciban ist, uuanta so gilanf Crist tróen.* Man stelle die vorlage wider her: *bidiu uuanta so giscriban ist, so gilanf* ...[1]

II. Ferner sind nicht als grobe missverständnisse anzusehen jene stellen, wo es zweifelhaft ist, ob der übersetzer eine form flüchtig gelesen oder nicht verstanden hat, oder ob er absichtlich vom lat. text abgewichen ist. In dem sinne liegt jedesfalls eine rechtfertigung der abweichung.

So ist 7, 6 der indic. in den imp. verwandelt: *dimittis*] *Nu forlaz thu* .. — 31, 5 *fár mit imo andere zuene*] nämlich *scrita*, während es nach dem lat. wortlaute heissen musste *andere zua* (sc. *thusunta*, wie 53, 10).

45, 8 *Hoc fecit initium signorum*] *Thaz theta in anaginne zeichano.* — 109, 2 *qui portavimus pondus diei et aestus* (acc. pl., vgl. griech. καὶ τὸν καύσωνα)] *truogumes burdin thes dages inti thera hizza*, wobei *aestus* als abhängiger gen. sg. gefasst ist. — Ähnlich 10, 3 *vox* .., *ploratus et ululatus multus*] *stemma* .. *gihorit uuard, mihiles vvuoftes inti uueinonnes.* — 138, 4 *perditio haec unguenti*] *forlust therra salbun.*

Anderer casus: 5, 11 *ibant omnes ut profiterentur singuli in suam civitatem*] *fuorun alle, thaz biiâhin thionost* (*iogiuuelih*) *in sinero burgi.* Das adverbiale des ortes ist zu *profiterentur* gezogen. — 38, 8 *sufficit diei malitia sua* (wahrscheinlich als abl. gefasst)] *ginuogi ist themo tage in sinemo baluuue.*

113, 2 ende: *et ecce sunt novissimi qui erunt primi*][2] mit umkehrung der worte: *thie thar ér uuarun eriston* (2 mal)[3]. — 133, 14 *ih sezziu mina sela inti abur nimu sia*] *ut* .. *sumam*[4].

49, 6 *exiit* .. *sermo in universam Judaeam* .. *et omnem circa regionem*] mit missverständnis des attributiven *circa: in alle Judeon* .. *inti umbi alla thia lantscáf* (durch die gegend hin). — Einen trefflich

1) Vergebens müht Gering a. a. o. s. 23 sich ab, einen sinn in die überlieferten worte zu bringen; vgl. Behaghel Germ. XXII s. 230.

2) Die lat. worte (L 13, 30) sind bloss umschreibung statt *erunt primi novissimi* (Mc. 10, 31).

3) Vielleicht las der übersetzer er*a*nt st. er*u*nt, wenn *a* mit dem bekannten offenen buchstaben geschrieben war.

4) *et* stat *ut*, worüber unten s. 66.

neuen, wenngleich falschen sinn gibt 130, 2 die einfügung eines *untar: unz ih gisezzu thine fianta untar scamal thinero fuozo.*

III. Von den eigentlichen fehlern der übersetzung lässt sich meist der grund leicht angeben: sie sind veranlasst 1) entweder durch verlesen der betr. lat. wörter, oder 2) durch die flüchtigkeit des übersetzers, oder endlich, und das sind die schwersten, 3) durch die mangelhafte kenntniss des lateinischen.

1) Die fehler beruhen auf dem verlesen lat. wörter[1]. So ist verwechselt:

et und *ut:* 133, 1 *quis est, .. ut credam in eum*] *inti ih giloubu ..?* Umgekehrt 33, 1 *et videamini*] *thaz ir gischan sit*[2].

a und *e*: 74, 1 *abscondit in farinae satis tribus*] der übersetzer las *in farina*, daher *in meleuue thrin satilun.* — 182, 3 *gutte*] übers. las *gutta,* daher *tropfo.* — 110, 4 *ne forte reinvitent et fiat tibi retributio*] übers. las *fiet*, daher *inti ist thir gilonot.*

quia, quae, qui: 165, 6 *gihortut ir thiu ih íu quad*] *quia.* Der übers. las und verstand *quae.* — Ähnlich, aber verständlich statt *quia* 141, 13 (indem der übers. *qui* las): *ir dar umbiganget.* — Umgekehrt 19, 8 *Samasó* (nämlich *forhta bifieng*) . . *Zebedeoen suni, bithiu sie uuarun Simones ginoza,* wo statt *qui quia* gelesen wurde[3].

s und *c*: 153, 4 *consilium fecerunt*] *tatun es thine. consilium* müsste *giráti* heissen; vgl. 185, 11. 193, 5. 222, 2.

d und *t*: 96, 1 *videte, ne condemnatis*] *gisehet thaz ir ni uornidaret einan fon thesen luzilon.* Der übers. hat *contemnere* mit *condemnare* verwechselt. Beachtenswert ist, dass G und C *condemnatis* bieten, F richtig *contemnatis.*

Die folgenden beispiele sind weniger sicher. 76, 2 *statim mittit falcem*] übers. las vielleicht *immittit*, daher *sentit ana sihhilun.* — 155, 1 *in ente* (statt *enti*) *minnota sie*] geht wol auf die schreibung *in fine* zurück.

122, 3 inveniet] *uuanis thú thaz her fundi giloubon* (*invenit?*) — 67, 9 *qui laboratis et onerati estis*] *alle thie giarbitite inti biladane birut* (*laborati?*).

1) Dahin gehörten vielleicht schon die oben unter II aufgeführten stellen 133, 14 und 113, 2.

2) 150, 1 ist tatsächlich von F und G ein unverständliches *et .. aperiant* geschrieben statt des *ut*] *ἵνα* der Vulg.

3) Ich kann Gering nicht zustimmen, der a. a. o. s. 52 in dem letzten satze die kausale anknüpfung als vernünftig ansieht, um „den sinn klarer und deutlicher zu machen“. Die 2 Isidor-stellen sind doch anderer art. — Dagegen haben 141, 22 bloss FG das unsinnige *quia*, während C (nach Grein) mit der Vulg. *quae* (*οἵτινες*) bietet; ebenso der deutsche text.

2) In den weitaus meisten fällen beruhen die fehler auf flüchtigkeit.

a) Verwechselung von casus (vgl. oben s. 65).

Leicht erklärlich ist 7, 4 *Christum domini*] *Christ truhtin.*

136, 2 *facies eius erat cuntis in Hierusalem*] *sin annuci uuas farenti ci H.*[1] — Ähnlich 182, 3 *uuart tho sin sueiz samaso tropfo bluotes rinnenti in erda*] *sanguinis decurrentis.* — 87, 4 *fons aquae salientis*] *brunno uuazzares ufspringanti.*

17, 2 *quem scripsit Moyses in lege et prophetae*] *then M. screib in thero euuu inti in uuizagun*[2].

56, 4 *Hoc audito*] *thaz tho gihortemo* statt *themo.* Der übers. wollte fortfahren: *Thaz tho gihorenti ther heilant quad in.* (Vgl. ähnliche beispiele bei Gering a. a. o. s. 2 anm.)

98, 1 *far thanne inti increbo inan untar thir inti inan einon*] *corripe eum inter te et ipsum solum.* Als obj. noch zu *increbo* gezogen! (anders Gering a. a. o.)

b) Verwechselung von numeris (sing. statt plur.) vgl. auch 109, 2 oben s. 65.

145, 19 *plangent se omnes tribus terrae*] *vvuofit sih allu erdcunnu.* — 44, 22 *et inimici hominis domestici eius* (subj.)] *fianta mannes sîn hussuaso* statt des plurals[3].

68, 1 *ababrachun .. thiu êhir inti azun skelente iz* (statt *siu*; *iz* fehlt lat.) *mit iro hanton*[4]. — Ähnlich 71, 4 *sumiu fielun,* darauf folgt *furthamftun íz* (*ea*). — Ebenso 131, 15 (ohne lat. vorlage) *thiu ir gisahut ..., thaz tuot ir.* Die letzteren beispiele beweisen, dass die häufige beibehaltung eines neutr. plur. von adj. oder pron. ein latinismus ist, den der übersetzer nicht anwendet, wo er seinem natürlichen gefühle folgt.

Während das plur. tant. *ostron*] *pascha* stets den plural des verbs bei sich hat (vgl. 153, 2), steht 135, 33 *nah uuas tho ostron*; 111, 1 *uuas in nahi ostrun, itmali dag Judono.* Doch ist das vorangehende verbum im einen, im zweiten satze die folgende apposition die ursache; ferner ist die bedeutung (das osterfest) in anschlag zu bringen.

1) Wäre es angängig die unflektierten formen als gen. zu fassen, wie 194, 2 den acc. *eruuerbenti?* Vgl. auch den dativ 148, 3 *Tuuuala tuonti themo brutigomen.*

2) Steinmeyer, Ztschr. IV, 477 hält das für schreibfehler statt *inti uuizagun.* Vgl. stellen wie 231, 3.

3) Vielleicht schreibfehler?

4) Das *iz* sucht Mourek, Weitere beiträge z. synt. des ahd. Tat. Prag 1894 s. 8 zu verteidigen.

206, 3 *after thiu quad sinen iungiron*] *discipulo*, nämlich dem Johannes unterm kreuze.

143, 1 *manage giloubtun in inan, oh.. ni iahun es, thaz her fon theru samanungu uzforuuorpfan ni uurdi* ..] *ut* .. *non eicerentur*.

c) Verwechslung im genus.

56, 10 *vetus* (nämlich *vinum*) *melius est*] *thaz alta ist bezira* (obwohl eine zeile vorher gesetzt war *altan uuin*). Ähnl. 45, 7 (wozu Mourek a. a. o. s. 8).

79, 10 *namun sina lih inti bigruobun then in grabe.* Der übers. dachte wol an das masc. *lihhamo* das 6 mal in der bedeutung = leichnam vorkommt.

160, 1 *thiz ist min lihamo, thaz* (statt *thie*) *furi iuuuih ist gigeban*, nach dem lat. *corpus* .., *quod*. — Ähnlich 10, 1 *after thero ziti thaz her suohta fon then magin.* Das lat. *secundum tempus, quod* .. verführte dazu. Ferner 224, 1 *in castellum, quod* ..] *in burgilun, thaz uuas* ..

164, 3. *Geist uuares, then thisu uueralt intfahan ni mac, uuanta her* (statt *siu*) *inan ni gisihit* .. — Vielleicht hat das lat. masc. (*mundus*) eingewirkt, oder *ther mittilgart* (für *mundus*).

d) Verwechslung der pronomina.

4, 7 *ubarhuhtige muote sines herzen* .. statt *iro.* — 77, 1 *pre gaudio illius*| *bi gifehen sines.* — 145, 12 ist *in Judaea* wie oft gegeben durch *in Judeon;* darauf folgt trotzdem *in medio eius*] *in iru mitteru* und *in sia.*

192, 1 *inludebant ei et velaverunt faciem eius et colafis eum ceciderunt*] *thaetun iro annuzi* .. — 209, 4 *inti uzgangenti fon grebiron after iro urresti quamun* ..] *post resurrectionem eius* d. h. des Heilandes; der übers. dachte offenbar an das vorhergehende: *manage lihamon heilagero* .. *erstuontun.*

240, 2 *nec ipsum arbitror mundum capere eos qui scribendi sunt libros*] *noh thaz selba* (!)[1] *ni uuániu thesan mittilgart bifahan magan* (st. *mugan* s. Braune, Ahd. gr. § 375 anm. 1) *thio zi scribanne sint buoh* ..

e) Verwechslung der tempora.

131, 12 *inti uuar arlósta iuuih*| *liberarit*, aber es ist futurum wie oft mit *v* statt *b*; sonst vom übers. stets durch das praesens gegeben;

1) Vgl. Denecke, Gebrauch des inf. bei den ahd. übers. Leipzig 1880 s. 38. Doch ist die hier versuchte erklärung, *thaz selba* wie in 205, 4 adverbial = „ebenso" zu fassen, m. e. verkehrt; das deutsche wort dafür wäre *selbsama* oder *samaso.*

auch hier gehen lauter futura vorher[1]. — Ähnlich 152, 4 *Tunc respondebunt ei iusti*] *Tho antlingitun imo thie rehton inti quadun.* Vielleicht las der übers. *respondebant*; doch ist es 152, 7 richtig widergegeben[2].

176, 3 *senu cumit zit*[3] *nu in cumit*] Das zweite *venit* (ἐλήλυθεν) ist nicht als perf. erkannt. — Umgekehrt 88, 9, wo das tempus doch leichter zu erkennen war: *Ni curet daz uuntron, uuanta quam zit in deru alle ... horent sina stemma.*

211, 4 *videbunt in quem transfixerunt*] *gisahun in thende sie anastahun.* — Las der übers. *videbant*? Oder verführte ihn die weissagung (es ist ein citat aus Zach. 12, 10) und der häufige wechsel der tempora in solchen stellen zu der falschen übersetzung?

173, 3 *her mih geberehtot, uuanta fon minemo intfieng* (*accipiet*) *inti saget iu.* Wenn Gering (s. 22 a. 1) die änderung auf einen dogmatischen grund zurückführen will, so ist das wol für einen solchen übersetzer nicht stichhaltig; zudem würde jene dogmatische änderung diese stelle auch nicht bessern, und 173, 4 heisst es richtig *intfahit.* Also bleibt nur flüchtigkeit als erklärung.

141, 3 *dilatant enim philacteria sua et magnificant fimbrias* (die pharisäer)] *sie breitent .. inti mihhilosotun.*

216, 3 *orto iam sole*] *úfgangentera súnnun.*

162, 3 *vidistis*] *ir gisehet.* Das voraufgehende praes. (fut.) hat das versehen veranlasst: *forstantet ir inan inti ir gisehet inan*[4].

1) Der gleiche fehler findet sich auch bei Isid. (3, 15 Weinhold = 2, 5 Hench), wo aber der zusammenhang leicht dazu verführen konnte: *Generationem eius quis enarravit?*] *christes chiburt huuer sia chirahhoda?* Vgl. übrigens Hench, Ausg. des Is. Strassburg 1893 s. XVII. — Umgekehrt hat Tat. mehrmals das perf. *adpropinquavit enim regnum caelorum* (ἤγγικεν) mit dem fut. verwechselt und daher *nahit sih* übersetzt; so 13, 2. 18, 5. 21, 20. 44, 4.

2) Fälschlich hält Gering s. 25 (Mt. 24, 12) *ginuhtsamot*] *abundavit* 145, 9 das lat. wort für das perf. Es ist futur; vgl. die daneben stehenden futura.

3) Sievers schiebt unnötigerweise zur entsprechung des lat. *et*] *inti* ein.

4) Um auch wenigstens an einem beispiele zu zeigen, wie selbständig die übersetzung manchmal vorgeht, stelle ich hier hinsichtlich der tempora die fälle zusammen, wo ich die abweichung vom lat. texte nicht für fehlerhaft erachte.

a) Auf anderes lat. original als G (den in der St. Galler hdschr. nebenstehenden text) gehen folgende stellen zurück: 77, 2 *furcoufta ellu thiu her habeta inti coufta then* (*merigrioz*) = G *habet*; *habuit* F. C. (hiermit bezeichne ich den cod. Cassellanus, ed. Grein, die quellen des Heliand. Kassel 1869). — 133, 5 *gisehemes* = G. *vidimus*; F. C. *videmus* (βλέπομεν). — 82, 12 *uuir giloubtomes*, wo zwar GFC *credimus* haben, aber die Vulg. und der griech. text das richtige *credidimus*] πεπιστεύκαμεν bieten.

f) Verwechslung des modus.

4, 5 Magnificat anima mea dominum, et exsultavit spiritus meus..] *mihhiloso min sêla, .. inti gifah* ... Vielleicht schreibfehler! Es könnte aber auch absicht vorliegen. — 44, 8 *veniat* .. *revertatur* (wunsch)] *quimit* ... *uuirbit* .. — 205, 3 Die juden höhnen unter dem kreuze: *Her gitruuuet in got, bithiu erlosit her inan nu*] *ideo liberet eum* ...[1]

90, 5 *the dar uuolla sina sela heila tuon, vorliose sie*] *perdet eam.* Hier hat der voraufgehende satz: *neme sin cruci inti folge mir* eingewirkt.

Bisweilen findet sich ein auffälliger fehlerhafter modus-wechsel kurz hintereinander: 74, 6 *min sie* .. *gisehen inti* .. *gihorent inti* .. *furstantent inti sin giuuerbit inti ih heilu sie.* — 145, 12 *fugiant* ..

b) Durch eine art attraktion des tempus erklären sich folgende stellen: 13, 6 *gab her im giuualt* .., *then thie dar giloubtun in sînan namon: thie* ... *giboranc uuarun.* — 1, 4 *inti thaz lioht in finstarnessin liuhta inti finstarnessi thaz ni bigriffun* (auch vorher praeterita). Ähnlich 13, 4. — 4, 15 *sô her sprah thuruh mund heilagero, thie fon uuerolti uuarun.* Vgl. auch c, *β*.

c) Andere stellen rechtfertigen sich

α) aus der bedeutung des betreffenden zeitwortes:

novi ist 42, 3 *bithiu uuanta ih nio in altere iuuih uuesta* richtig gegeben, während man 171, 3, wo es auf die zukunft, 133, 7, wo es auf die gegenwart geht, falsch nennen muss. — 106, 5 mitte: *secuti sumus*] *sinu uuir forliezumes alliu inti folgemes thir.* Vgl. noch die widergabe des *secutus sum* durch *bin folgenti:* 16, 3 *uuârun* .. *folgente*] *secuti fuerant.* — 167, 5 *mittetur* .. *et aruit* .. *et colligent*] *thorret.* — 160, 4 *senu nu Satanas gerot iuuuer*] *expetivit.*

β) aus dem zusammenhange der stelle.

Praes. statt praet. 13, 8 Zeugnis des Johannes: *thiz ist ther fon demo ih iu quad*] *erat.* — 170, 5 *ob ih uuere ni tati in in, thiudu nioman ander ni duot, sunta ni habetin*] *fecit.* — 168, 3 ist ein *dixi*, das dem *dico* an der spitze gleichsteht, mit *ih quidu* übersetzt.

Praet. statt praes. 171, 2 *et vos testimonium perhibetis, quia* .. *estis*] *ir saget* .., *uuanta ir fon anaginne mit mir uuarut.* Schon von Gering a. a. o. s. 20 gelobt. — 10, 3 *Rachel uuiof ira suni inti ni uuolta sih fluobiren, uuanta sie ni uuarun.* — 74, 8 *girdinotun gisehan thiu ir gisahut, inti horen thiu ir gihortut*] *videtis* .. *auditis.*

74, 4 sprechen die jünger zum herrn: *ziu in ratissun sprahhi thu in?*] *loqueris.* — 196, 1 antwortet Pilatus den juden: *nihheininga sahha ni fant ih in thesemo manne*] *invenio;* vgl. 197, 2; aber 197, 5 *ni findu!* —

Ganz ausser acht gelassen habe ich das praes. hist., das stets durch das praet. widergegeben ist. Vgl. als besonders instruktive beispiele 44, 18. 122, 3. 88, 4. 127, 1. 230, 1.

1) Diese fälle können alle auf verlesen der lat wörter beruhen.

discedant .. non intrent] *fliohent sie .. erfarent .. thie dar u: themo lante sin ni geen in sia.*

197, 9 *ni habetos* (statt *habetis*) *giuualt ..*, *nibi*: (statt *nibi siu*) *thir gigeban uuari fon ufana.*

g) Verwechslung von conjunktionen.

110, 1 *et factum est, ut intraret ..*] *inti giburita, tho her ingieng .. inti* (!) *sie behieltun inan.* Entweder hat der übers. *ut .. intrarit* vor sich zu sehen geglaubt, oder er hat *ut* temporal gefasst, wie es in den meisten ähnlich beginnenden stellen steht.

65, 3 *verumtamen dico vobis*] *uuar sagen ih íu thoh.* Ähnlich 65, 5 (*Thoh uuar sagen ih íu ..*) und 190, 3 (*uuar thoh uuidaru quidih íu*), gegen die richtige widergabe in 23, 1. 32, 8 u. ö. — *verum* ist ähnlich wie *amen* als hauptwort gefasst.

h) Sonstige flüchtigkeiten.

9, 3 *her thô arstantenti inti nam ..*] vgl. dagegen 11, 2. Der verfasser wollte übersetzen entweder *arstantenti nam*, oder auflösen *arstuont inti nam.* Beides hat er verquickt, wie bei der formel *respondens dixit,* — welche 21mal wörtlich übersetzt, dagegen 41mal aufgelöst ist — in fällen wie 47, 4 *Tho antlingenti ther contenari inti quad.* Vgl. 103, 4 (schon lat.). 85, 3. 87, 4. 5. 88, 7. 82, 12 (2mal *respondit* = *antuurtenti*).

40, 3 *arstentit* falsch aufgelöst statt *arstententi.*

87, 9 ein falscher zusatz. *multi crediderunt .. propter verbum mulieris testimonium perhibentis*] *thes uuibes giuui:scaf imo sagantes.* — Es musste heissen *in* (den Samaritanern) oder *fon imo.* Schreibfehler?

138, 9 *Quis eum plus diliget?*] verdreht in: *uuedaran minnota her mer?* (Das missverständnis gut erklärt von Behaghel Germ. XXII 1877 s. 232.)[1]

3) Die fehler beruhen auf dem mangelhaften verständnis der lat. vorlage.

a) Falsche widergabe lat. vokabeln.

Z. b. 22, 12 *consequi* in der bedeutung „erreichen" = *folgen.*

conducere = mieten, ist wol wegen des anklangs an *ducere* übersetzt mit *gileiten*: 109, 1.

Vgl. auch die sklavische übertragung des trans. *inire*] 193, 5 *girate giganganemo.*

1) Aber 239, 4 *Et non dixit Jesus: non moritur*] nämlich der jünger Johannes. = *ni quad imo ther heilant nibi her sturbi* scheint unrichtig. — Nach dem vorhergehenden *uzgieng thaz uuort ..*, *thaz ther iungoro ni stúrbi ..* ist vielleicht zu bessern: *thaz her ni sturbi.*

108, 3 *litteras* = schuldbrief] = *buohstaba*[1].

120, 3 *mandavit nobis huiusmodi* (= τὰς τοιαύτας) *lapidare*] *in thesa uuisun.* Dahin gehört auch 151, 4 *giscazzot uuari* statt *habeti*] *negotiatus esset*; vgl. Gloss. 500b unter ʒ, und Gering a. a. o. s. 2 anm.

b) Gröbere missverständnisse.

α) Konstruktionen:

4, 15 in einem allerdings verwickelten satze, ist *thero eidburti* bezogen auf den vorhergehenden genitiv, während *iusiurandum* dem *salutem* koordiniert ist[2].

21, 12 *sedentibus in regione et in umbra mortis*] *sizzanten in lantskeffi tódes scuuuen.* Sollte *inti in* fehlen? Vgl. 4, 18.

79, 3 *audito eo multa faciebat* (*Herodes*) *et libenter eum audiebat*] ist völlig missverstanden übersetzt: *inti gihorentemo imo* (!) *thaz hér managu teta inti lustlihho horta inan* (!)[3].

β) Übersetzung eines *et*.

Wie *et* = „und" unzähligemal ausbleibt, so wird *et* = „auch" fast stets unübersetzt gelassen. Wo aber ein *et* mitübersetzt ist, ist es in der regel unglücklich genug geschehen. Vgl. z. b. 6, 5, wo das lat. *et* keinen sinn gibt (die conj. fehlt im griech. texte L. 2, 17). — 98, 4 *so ofto gisuntot in mir min bruoder inti ih thanne forlazu imo?*

Eine grosse verwirrung ist aus dem lat. *sedebitis et vos* 106, 5 entstanden: *uuar quidu ih íú, thaz ir, thie dar mir folget .. inti sizzet ir ..* — Ebenso ist das korrespondierende *et .. firmavit .. et misit* nicht erfasst 136, 1 *uuard tho, mit thiu gifullite uuarun taga sineru nunfti, inti her sin annuzi festinota, thaz her fuori ci Hierusalem, santa boton furi sih.*

γ) Sachliches missverständnis.

145, 12 Bei der schilderung der zerstörung Jerusalems *qui in regionibus non intrent*] *thie dar uz themo lante sin, ni geen in sia.*

138, 1 ist von salben die rede. Die vielen fremden, ihm unbekannten worte und begriffe verwirren den übersetzer. — *alabastrum unguenti nardi spicati pretiosi* = ἀλάβαστρον μύρου νάρδου πιστικῆς πολυτελοῦς] *habenti salbfaz salbun fon narthu gitana diura.*

1) Ebenda *cautionem*] *scríbazzusi* „schreibzeug"?

2) Anders erklärt von Denecke s. 70.

3) Behaghel, Germ. XXII 1877 s. 232 will die stelle retten durch herstellung: gihorentemo imo thaz, managu teta; aber abgesehen davon, dass eine ähnliche anknüpfung des nebensatzes im Tat. fehlt, so wäre es immer noch ein grobes missverständnis des bibeltextes.

Ein gemütliches (naives) missverständnis möchte ich nennen die unserem übersetzer übrigens nicht zur last fallende übersetzung 13, 1 *Pontio Pilato*| *themo Pontisken Pilato*; dazu 192, 3[1].

VREDEN, WESTFALEN. ARENS.

DIE QUELLEN VON HEINRICHS VON FREIBERG TRISTAN.

F. Wiegandt hat in seiner dissertation (Heinrich von Freiberg in seinem verhältnis zu Eilhart und Ulrich, Rostock 1879) nachgewiesen, dass Heinrich Ulrichs von Türheim fortsetzung gekannt und benutzt habe. Daneben vermutet er noch einen verlorenen französischen roman als wahrscheinlich indirekte quelle. An der benutzung Eilhart's von Oberge durch Heinrich aber zweifelt er. Ich glaube es wahrscheinlich machen zu können, dass dennoch Eilhart (*E*) neben Ulrich (*U*) und Gottfried (*G*) als quelle anzusehen, neben allen diesen aber noch als weitere quelle ein französischer Tristanroman (s. Golther, die sage von Tristan und Isolde, s. 82. 96) anzunehmen sei, der vielleicht der verlorene des Chrestien de Troies war. Zu diesem zweck wird es sich empfehlen den roman Heinrichs (*H*) particenweise durchzugehen.

H. 1—84 einleitung, natürlich H's zusatz[2]. Anlehnungen an U s. Wiegand s. 29.

H. 85—217 aus U, s. Wiegand s. 30, wobei aber der anschluss an die letzten monologe in G mehr zu beachten ist: 146 fgg. *wie bin ich sô wunderlîch gescheiden von den Isôten beiden*, vgl. G 19480 fgg. *liebe Isôt, diz leben ist under uns beiden alze sêre gescheiden.* 160 fg. *nu minne ich dort und meine hie*, s. Bechstein zur stelle. 167 fg. *alsô saz er gedenkende und mit gedanken wenkende,* 195 fg. *daz er aber wanken begonde mit gedanken,* vgl. G 19252 *daz er ab wider begunde mit muote und mit gedanken an sîner liebe wanken.* 173 fgg. *„Ei“, gedâcht er, „schoene Isôt, ich weiz wol, daz dîn herze nôt*

1) Fehler der lat. vorlage findet sich 118, 1, wo die lat. handschrift fälschlich *ex habundantia sibi* hat statt *ex abundanti* = ἐκ τοῦ περισσεύοντος αὐτοῖς, und die übersetzung in auffallender stellung *fon in ginuhti.* Man stelle her *fon ginuhti in santun* oder bessere *fon iro g.*

2) Zu zeile 59 fg. will ich bemerken, dass die adjectiva wahrscheinlich ihren platz tauschen müssen; also: *hât er mit herlîchen triten gebent nâch angebornen siten.*

durch mîne minne lîdet, ... so werde ich triuwelos an dir, vgl. 19145 *„ich ungetriuwer, waz tuon ich? ich weiz doch wârez alse den tôt, mîn herze und mîn leben Isôt,* liebt niemanden als mich“; dort freilich von der blonden Isolde. 188 *verirreter Tristan,* s. Bechstein zur stelle. 201 fgg. *daz er in herzen achte und achtende betrachte alle sîne vuore und alle sîn leben,* vgl. G 19425 fgg. *gedenkende und trahtende und angeslichen ahtende umbe sîn leben und umbe sich.*

H 217—324 findet sich weder in U noch anderwärts. Es ist eine geistreiche erklärung; ich kann auch nicht mit Bechstein finden, dass das bild nicht durchgeführt sei, der dichter erst Tristans liebe mit dem verfinsterten gestirne vergleiche und dann den liebestrank in seiner zeitweiligen wirkungslosigkeit mit demselben bilde: „Tristan hatte wol mit der königin zusammen einen stern, der über ihrer liebe waltete, und von dem die kraft des liebestrankes abhieng: dieser leuchtete ihm nun nicht mehr so stark wie früher.“ Ist diese erklärung nun H's eigentum? Von einer unbefangenen betrachtung von G aus konnte er freilich nicht zu derselben kommen, da dort bereits alle mühe darauf verwendet worden war, dieses gefühl als eine blosse sprossform des ersten gefühles darzustellen. Wol aber konnte er auf ähnliches kommen, wenn er neben G eine zweite quelle kannte, wo die wirkung des trankes eine zeitlich begrenzte war: wollte er nach art mittelalterlicher autoren beiden gerecht werden, so kam er leicht zu dem compromiss, an stelle der begrenzung zeitweilige unterbrechung zu setzen, wodurch er zugleich dem unheilvollen widerspruch entgieng, der Berol und E verunziert, dass nämlich die wirkung des trankes für abgelaufen erklärt und die oder jene consequenz daraus gezogen wird, im weitern verlaufe aber die liebesempfindung in unverminderter stärke vorhanden ist. Diese zweite quelle könnte nun E sein, in dem die wirkung 2644 fgg. 4729 fgg. auf vier jahre beschränkt ist, und H. könnte sonach der erfinder dieser compromisserklärung sein. Es ist aber auch die andere möglichkeit in erwägung zu ziehen, dass eine verlorene quelle ihm dieselbe an die hand gegeben habe. Diese kann nicht eine solche gewesen sein, die die wirkung auf 4 jahre beschränkte, sie könnte eine die wirkung überhaupt nicht beschränkende gewesen sein, am meisten wahrscheinlichkeit wird nach dem oben gesagten aber eine solche für sich haben, der beide auffassungen vertraut waren. Eine solche haben wir nun grund in der quelle des französischen prosaromans (s. Löseth, le roman en prose de Tristan, Paris 1890), das ist wahrscheinlich der verlorene roman Chrétien's (s. Löseth s. XXV), zu vermuten. Dieser hat die unbeschränkte wirkung des trankes

(s. Löseth § 39. 51. 253. Malory II, cap. 24)[1], obwol er sonst der ältern version angehört, die nach dem übereinstimmenden zeugnis von Berol und Eilhart die wirkung auf 3 oder 4 jahre beschränkte. Zur annahme, dass der prosaroman hier geändert habe, ist kein grund vorhanden; es ist also wahrscheinlich, dass Chrétien hier seine quelle verlassen habe, indem er die wirkung des trankes unbeschränkt sein liess, entweder selbständig aus aesthetischen rücksichten (mit der Thomasversion zufällig zusammentreffend) oder in folge der kenntniss einer zweiten quelle. Wie dem auch sei, jedesfalls hatte er beide vorstellungen und konnte leicht zu dem erwähnten compromiss kommen. Dass der prosaroman (s. Löseth § 56. Malory II cap. 36) H's erklärung nicht bringt, spricht kaum dagegen, dass sie bei Chrétien gestanden habe, da den tatsachendurstigen prosaisten die psychologischen begründungen minder wichtig schienen. Es muss also unsere erörterung die antwort auf die frage nach der herkunft dieser partie in H in der schwebe lassen und nur so viel wahrscheinlich machen, dass ihre einfügung auf kenntnis entweder von Eilhart oder von Chrétien zurückzuführen ist.

H 326—683 aus U entnommen, s. Wiegand s. 30 fgg., mit breiterer ausführung der hochzeitsfeierlichkeiten unter einfluss von G, vgl. 509 fgg. *Dar nâch über vier wochen beruofen und besprochen .... wart des vürsten hôchgezît recht ûf die zît zu pfingesten* mit G 534 fgg. *Nu was diu hôchgezît geleit, benennet unde besprochen die blüenden vier wochen, sô der vil süeze meie în gât unz an daz daz er ende hât.*

H 684—834 ist viel breiter als die entsprechende stelle in U und zeichnet sich vor allem durch den zusatz aus, dass Tristan von der vollziehung der ehe durch den blick auf einen ihm von Isolde geschenkten ring zurückgehalten wird. Diesen zug finde ich nur noch bei Thomas und den von diesem abhängigen versionen der Tristramssaga und des Sir Tristrem. Doch ist nicht anzunehmen dass Thomas' gedicht H als quelle gedient habe, erstens weil sich sonst keine übereinstimmungen gerade mit dieser version finden, zweitens weil auch gerade in diesem zuge eine bedeutsame differenz obwaltet. In H nämlich liegt Tristan bereits im bette neben Isolde, als sein blick zufällig auf den ring an seiner hand fällt; bei Thomas ist das erblicken des ringes sehr sorgfältig motiviert, dadurch dass Tristan sich denselben beim ausziehen des

1) The history of the renowned prince Arthur usw. London 1816, neudruck der ausgabe von 1634; Sommers neudruck der Caxton'schen ausgabe von 1485 ist mir leider nicht zugänglich.

rockes vom finger reisst. H hätte keinen grund gehabt diese kluge erfindung fallen zu lassen, wenn er sie gekannt hätte. Möglich ist es nun immerhin, dass H in der dem ring zugeteilten function zufällig mit Thomas übereingekommen wäre, d. h. dass ihm auf der suche nach einer motivierung für die plötzliche sinnesänderung Tristans, da ihm die oberflächliche bei U nicht genügte, die abschiedsscene bei G, in der der ring gegeben wird, in den sinn kam, und er die rolle, die dieser ring dann spielen sollte, richtig erriet; wahrscheinlicher aber ist es, dass H hier mit Thomas auf eine gemeinschaftliche quelle zurückgeht, die Thomas nur auf seine weise verfeinerte. Diese quelle könnte nun Chrétien gewesen sein, der ja vor Thomas dichtet und diesen, wenn derselbe auch sonst anderen quellen folgt, doch in diesem punkte beeinflusst haben könnte. Dass der prosaroman (Löseth § 56. Malory II cap. 36) nichts davon hat, erklärt sich auf die oben besprochene weise; etwas auf diesen ring bezügliches hat er ohnehin jedesfalls ausgelassen, denn später (Löseth § 187) finden wir Tristan plötzlich im besitz eines ringes, den ihm Isolde geschenkt hat, ohne dass wir wüssten wann und wo; welchen mangel, die Tavola ritonda (Löseth § 104 anm.) an anderer stelle zu ersetzen suchte.

H 835—1128 aus U, s. Wiegand s. 33. Ausser den von ihm hervorgehobenen wörtlichen anklängen vgl. noch H 872 fgg. *an ir geberden nicht erschein weder daz megetliche nein noch daz wipliche jâ* mit U 505, 5 fg. (Massmann) *daz râtet under disen zwein, umbez jâ od umbez nein.* 1054 fgg. ist wol aus G frei entwickelt, s. Bechstein's anmerkung.

H 1129—1572 bilden den übergang von der ersten partie, in der U, zur zweiten, in der E als hauptquelle dient. Schon dieser sachverhalt macht es wahrscheinlich, dass wir hier H grössere freiheit der erfindung werden zugestehen müssen. In G (wie überhaupt in der Thomasversion) besteht kein zusammenhang mit Artus und der tafelrunde, H schienen diese ihm aus E bekannten abenteuer zu fehlen, und er suchte sie hier an späterer stelle nachzutragen. Tristan musste also irgendwie an Artus' hof gebracht werden, was hier nicht so einfach gieng wie in E; denn er war verheiratet, und es bedurfte eines besonderen anlasses, um ihn auf die reise zu bringen. H lässt nun auf nicht besonders geschickte weise durch einen garzun zur teilnahme an der tafelrunde einladen. Dadurch entsteht eine doppelte inconvenienz: erstens ist ein derartiges allgemeines einladen, das den einladungen zum turnier, an dem alle turnierfähigen teilnehmen sollen (s. Schultz, d. höf. leben II[1], 100 fg., Niedner, d. deutsche turnier s. 73), nach-

gebildet ist, doch ein recht seltsames mittel, um die élite aus sämmtlichen rittern der ganzen welt zusammenzubekommen, auch sieht man, dass anderwärts die einladung nur an bestimmte helden ergeht, von denen man annehmen kann, dass sie der teilnahme an der tafelrunde würdig seien (z. b. U. v. Zatzikhoven's Lanzelet 2283 fgg.) — zweitens aber erscheint dadurch hier Artus als gründer der tafelrunde, was aller sagentradition zuwider ist (s. Freymond, Beitr. z. kenntnis d. afr. Artusromane I, Ztschr. f. franz. spr. u. litt. XVII, 25 anm. 1 und die daselbst citierte litteratur, dazu Malory I, cap. 45, H. v. Neustadt, Apollonius ed. Strobl s. 115). Auch ist die grösste zahl, die die ritter der tafelrunde erreichen, der verbreitetsten überlieferung nach nicht wie hier 500, sondern 150, die dann durch verluste auf 100 herabgemindert, von Merlin auf 128 ergänzt wird (a. a. o.), nur im livre d'Artus 250 bis 400 (Freymond a. a. o. s. 37). Die erklärung, dass die tafel rund gemacht sei, „damit es kein oben und unten gäbe, kein rangstreit unter den genossen stattfinde" (Mhd. wb. II, 796[a]) ist wol Wolframs Parzival entnommen; vgl. 1347 fg. *die sitzen alle hêrlich in einer hêrschaft alle glîch* mit Parz. 309, 25 *diu gesitz wârn al geliche hêr*. Hingegen ist der zug, dass 1387 *der êrste bizze meldet in*, der sich als unwürdiger an der tafelrunde niederlasse, sicher irgend einem unbekannten französischen werk entlehnt. Wir haben hier eine andere sonst nicht belegte form des *siège perilleux* (über diesen s. Heinzel, Über die franz. gralromane, denkschr. d. k. akad. in Wien, phil.-hist. klasse XL, s. 104. 156. Löseth § 311. 387. 282 c.) oder vielmehr eine denselben ersetzende tugendprobe. Doch ist diese nicht mit anderen tugendproben (s. Warnatsch, d. mantel s. 55 fgg.) auf eine stufe zu stellen, sondern zeigt eine ganz bestimmte beziehung zu den gralromanen (s. Heinzel a. a. o. s. 119) und zwar haben wir hier wol eine sonst nicht belgte form des Gralromans vorauszusetzen, in der der genuss der von dem gral dargereichten, als eucharistie gefassten speise dem unwürdigen unheilvoll ward (s. Heinzel s. 103). Dass H diese anschauung aus einem Tristanroman gehabt habe, ist gar nicht notwendig; für Chrétien's Tristan ist derartiges an sich höchst unwahrscheinlich, da sein Perceval nichts von einem „gefürchteten sitz" erzählt. Wenig annehmbar schiene mir eine auffassung, die in *der êrste bizze meldet in* nur eine undeutliche ausdrucksweise für den „gefährlichen sitz" finden wollte, indem sie *êrste bizze* nicht praegnant nähme, also etwa: „schon eine kurze anwesenheit bei tafel verrät ihn".

H 1573—2000 könnte man als blosse ausführung nehmen von E 5026 fg. *do was niman so blîde sîner zûkunft als her Walwân*

mit benutzung der bekannten motive vom unentschiedenen zweikampf des helden mit Gâwein, als probe höchster tapferkeit (s. G. Paris Hist. litt. XXX, 32), vom zweikampf Gâweins mit einem geliebten freunde (Iwein 6939 fgg. Parz. 688, 5 fgg.), von der einführung des helden durch Gawein an Artus' hof (Parz. 303 fgg. Lanzelet 2311 fgg., vgl. auch Erec 5730 fgg.). Möglich ist aber auch, dass Gawein hier unter dem einfluss der stelle bei E. und der genannten motive an die stelle von Lanzelet eingesetzt wurde, der im prosaroman (Löseth § 203), dieselbe rolle spielt wie hier Gawein: er trifft den von Gouvernal begleiteten Tristan auf dem *perron Mercin*, der 1½ meilen von Artus' hof in Camaaloth entfernt ist, kämpft gegen ihn erst mit dem speer, dann mit dem schwert, beide versöhnen sich, ohne dass einer besiegt wäre, setzen sich auf den boden und küssen einander, reisen endlich zusammen an Artus' hof. Auch ist hier die freundschaft zwischen Lanzelot und Tristan in frühern teilen des romans begründet, während es bei H. ganz undeutlich bleibt, wieso Gawein Tristan als seinen *liebsten vriunt* bezeichnen kann, selbst wenn man *vriunt* mit Bechstein als „verwanter" fasst. Es müssten dann hier H. und die prosa (letztere hier vielleicht nur teilweise und mittelbar, Löseth s. XXV) auf eine gemeinschaftliche quelle d. i. Chrétien zurückgehen. Nebensächliche beeinflussung durch E wäre ja auch dabei nicht ausgeschlossen: 1573 fg. *Zu Britanje in daz lant quam der herre Tristant* = E 5019 fgg. *reit dô der edele wîgant zû Britanja in daz lant. do he zû Britanja quam.* — 1606 fgg. *swelch ritter dâ den andern an quam ..., des mochte sîn kein rât er enmüeste in ritterlicher tât .... wern* = E 5050 fgg. *anders mochte daz niht sîn : swer dem andern wedirreit .... der muste mit im vechtin.* Aber dagegen spricht, dass im folgenden abschnitt

H 2001—2358 ein kampf Tristan's mit Kei eingeschoben wird, der wahrscheinlich vom dichter erfunden ist, wenigsiens weder bei E noch im prosaroman an dieser stelle steht. Man müsste denn den an späterer stelle (Löseth § 339) im prosaroman sich findenden zweikampf Tristans mit Kei, in dem der letztere wie hier besiegt wird, so dass sein ross allein an den hof des königs zurückläuft, hierherziehen wollen. Tut man das nicht, so bleibt allerdings noch immer eine doppelte auffassung möglich: man kann es mit fug und recht als wahrscheinlich betrachten, dass der dichter, da er den kampf mit Kei erfunden hat, auch das gegenstück dazu, den mit Gawein, erfunden haben wird, man kann es aber mit ebenso guten gründen verfechten, dass der dichter, wenn er einmal dem kampf mit Gawein in seiner quelle begeg-

nete, das gegenstück dazu aus eigener mache einfügte. In diesem falle muss also alles unentschieden bleiben. Hingegen scheint es mir ziemlich sicher, dass für den rest dieses abschnittes E als quelle vorgelegen habe, vor allem wegen der übereinstimmung der namensform *Dalkors* mit der Heidelberger hs. von E 5061. 5088. 5093. An sich würde das freilich noch nicht beweisen, dass H auf E und nicht auf die gleiche quelle mit E zurückgeht; denn es könnte diese quelle *Dalkors* gehabt haben, also H das richtige, E mit *Delekors* eine entstellung und die Heidelberger hs. in ihrer änderung nur zufällig das richtige getroffen haben; oder es hätte die quelle *Delekors* gehabt und H und die Heidelberger hs. kämen zufällig in einer entstellung überein; oder endlich der schreiber der Heidelberger hs. hätte H gekannt und hätte sich in dieser namensform beeinflussen lassen. Alle diese möglichkeiten scheinen mir aber in diesem falle ausgeschlossen. Es ist anzunehmen, dass die Heidelberger hs. des 15. jahrhunderts auf eine ältere auch von H benutzte zurückgeht, weil gerade hier bedeutende übereinstimmungen mit E unterstützend hinzutreten: da ist vor allem die apposition *bone schevelier* (H 2031) bei dem namen, entsprechend E 5061. 5093, und wie an der letzteren stelle *Delekors schevalier* eine ganze zeile füllend, wobei das *bone* aus metrischen gründen eingefügt wurde und nicht auf eine französische quelle zu weisen braucht (vgl. *bon beschelier* U 556, 35). Die letztere zu supponieren, hiesse voraussetzen, dass E und H unabhängig von einander auf den gedanken gekommen wären ein französisches *chevalier* statt es zu übersetzen durch das freilich sehr gebräuchliche fremdwort *schevelier* widerzugeben, und zwar in dieser jedesfalls trotz G 5581 ungewöhnlichen stellung hinter dem namen. Ferner vgl. H 2019 fgg. *der was ein ritter also guot und truoc so manlîchen muot .... er was gevaren in manch lant* mit E 5059 fgg. *dô was do ein ritter gût, der hâte eines lauwin mût ... und hâte des landes vil irvarn* (s. Wiegand s. 22). H 2036 fg. *eines morgens reit der degen gar vruo nach âventiure* mit E 5074 fg. *eines tages reit der wîgant ûf ârintûre* (s. Wiegand a. a. o.); H 2103 fg. *dem ich .... mit rede lobes jach* mit E 5065 *und hâte vele gûtis lobes*; H 2124 *vallen was im ie unkunt* mit E 5068 fg. *nî .... gevil von heldes stiche*; H 2281 fg. *dar nider hete gestochen. diz stuont wol sehs wochen* mit E 5099 fg. *Ez* (die Heidelberger hs. *Dis*) *stunt wol sechs ganze wochin sint daz he nedir ward gestochin* (s. Wiegand a. a. o.); H 2288 fg. *ob mîn neve Tristan dise âventiure habe getân* mit E 5106 *ez hête Tristrant getân*; H 2334 fg. *woldes aber dû die küneyin .... gerne sehen* mit E 5138 *wiltû* (die Heidelberger hs. *wöl-*

test du) sie gerne sîn. Endlich scheint es mir gar nicht sicher, ob wir nicht in *Delekors* eine specifisch Eilhart'sche entstellung vor uns haben[1], da mir ein Artusritter dieses namens sonst nirgends begegnet ist.

H 2359—3004 sind im grossen und ganzen wol E nacherzählt: vgl. H 2370 fgg. *Gawan rüeget ... daz der künic Artûs .... reit jagen in den selben walt* mit E 5152 fg. *her Walwân schicketiz alsô, daz der koning dâ jagin reit*; H 2388 fg. *daz der hirz gein Tintajôl die richte loufe* mit E 5171 fg. *zu herze ... der zu Tintanjôl lîfe*; H 2438 fgg. *Gâwân der sprach .... Tintajôl ist hie nâhen bî* mit E 5201 fg. *sprach Walwân der herre: Tintanjôl ist nicht verre*; H 2453 fgg. *der êrenrîche Marke, der ie begerte starke .... daz er iuch zeinem mâl gesehen daheime solte in sînem hûs". „wie rêtes du den?" sprach Artûs* mit E 5205 fgg. *mit deme koninge Markin der ûch dicke starke hât geladin in sîn hûs." dô sprach der koning Artûs*: H 2462 *nu hât Tristan des künges Marken hulde nicht* mit E 5210 fg. *sîner hulde nicht enhât Tristrant*; H 2478 fgg. *als er .... durch daz vürbürge quam, der künic schiere daz vornam* mit E 5219 fg. *do he zu Tintanjôl quam und koning Marke daz vornam* (s. Wiegand s. 23); H 2495 *daz der selbe iuweren vride habe* mit E 5223 *daz sie vrede soltin hân*: H 2551 fgg. *die kerzen truogen ... ritter und juncfrouwen* mit E 5233 *mit kerzin gìng her im enkegin*; H 2560 fg. *Tristan und Gâwân trâten hin von dem kusse hinder sich*: warum auch Gâwân ist gar nicht zu verstehen, wenn man E 5242 fgg. nicht kennt; H 2682 fg. *der künic eines siten pflac, daz er besunderen eine lac* vgl. E 5300 fg. *eines setin sie dô plâgin, daz ir iegelich aleine lach*; H 2702 *ein bloch* = E 5305; H 2715 *dô si nû gelâgen und alle slâfes pflâgen*, vgl. E 5317 *dô daz volg al entslîf*[2]; H 2773 *sîn hemde er umb sîn wunden bant*, vgl. E 5324 fg. *sînes hemedes gêren her nam, obir die wundin her in bant* (Wiegand a. a. o.); H 2832 *so hân vorloren wir daz leben*, vgl. E 5369 *er mûz den lîp vorlorn hân*; H 2855 fgg. *pfûch, sprach er, daz sô wîsen rât nicht ein hôher künic hât .... der sîne wîsheit nu schîn tête an disen dingen*, vgl. E 5386 fgg. *her Keie do sprach: ir meinet alle stolz sin: an welchem dinge* (*welchen dingen* Heidelberger hs.) *ist daz schîn?* H 2884 *daz wir sin vorsniten gar*, vgl. E 5399 *daz wir alle werdin vorsnetin*; H 2925 fgg. *er wolde sich mit listen vor den*

1) Ein *Hector de Mares*, von Tristan in der nähe von Camaaloth besiegt, gezwungen sich zu fusse davon zu machen, s. Löseth § 36.

2) Derartiges notiere ich natürlich nicht wegen der wortübereinstimmung, sondern wegen der gleichheit im bau der erzählung.

sensen vristen, dô begreif in Gâwân und stiez in kreftlîchlich daran, daz er ... enpfienc die grœsten wunden, vgl. E 5413 fg. *mit listen her al umme sleich. her Walwân in ouch begreif und stiz in nedir ûf daz bloch: von den sensin wart im doch die grôste wunde zu teile*; H 2938 fgg. *in dunket lîchte und wênet des, daz wir wilde wolve sîn .... er enhât nicht küniclîcher siten, er hât gemachet daz wir vorsniten uns alle haben*, vgl. E 5420 fg. *gein hie wulfe in desim sal, daz man in hîr sal stellin?*[1] *.... daz he sie mit sensin vorsnete? hîr sîn wunderlîche sete*; H 2953 fg. *ich enkan die ungehiuren der unzühte nicht gestiuren* vgl. E 5437 fg. *als die ungehûren. ich enmag in niht gestûren* (s. Wiegand a. a. o.); H 2955 fg. *sie toben .... dâ heime und hie und swâ sie sint*, vgl. E 5440 fg. *sie tûn zu allin zîten sus : sie lâzin es dâ heime nit.* Diese menge von übereinstimmungen in wortlaut, inhalt und anordnung der erzählung, lassen mir die zweifel Lichtensteins (Eilhart v. Oberge s. CXCIX) und Wiegands (a. a. o.), ob E als quelle von H anzusetzen sei, nicht berechtigt erscheinen. Natürlich sind auch die abweichungen wol in betracht zu ziehen. Einiges von dem, was Wiegand (s. 24 fgg.) anführt, ist unerheblich, anderes aber wichtig. In unserem abschnitt macht er mit recht auf die abweichung aufmerksam, dass H 2792 fgg. *Tristan erjaget het an der küniginne daz wâre wilt der minne*, während E 5343 fgg. besonders hervorgehoben wird, *daz dâ anders nicht was geschên wen helsen unde ane sên und minneglîch ummevân.* Das hat die weitere folge, dass bei H 2802 fgg. *von sîner wunden bluot lîlachen, golter, dîz und daz in dem bette* (der königin) *wâren naz*, so dass die folgende list der gefährten eigentlich keinen rechten erfolg haben kann, weil Marke nur im bette oder auch nur im zimmer seiner frau nachzusehen brauchte, um den wahren sachverhalt zu entdecken; bei E kann es Tristan in folge der kürze seines aufenthaltes gelingen, ohne das zimmer (in's bett geht er gar nicht) blutig gemacht zu haben: das blut rinnt ihm zwar (E 5332) über das bein herab, doch, wie es scheint, nicht auf den estrich, da die änderung *gaden* der Heidelberger hs. mit recht von Lichtenstein verworfen wurde. Wir haben nun oben gesehen, dass sich gerade zwischen dieser hs. und H berührungspunkte finden; so wäre es möglich, dass diese lesart H an die scene vom aderlass[2] G 15198

1) Wider ist der ausdruck bei H schwer verständlich, wenn man sich nicht den text von E vor augen hält.

2) In dieser scene ist 15094 wol eine verbesserung notwendig. Tristan warnt daselbst die königin *uns gânt zwên eiterslangen .... smeichende alle stunde mite* und schliesst seine rede *nu hüetet iuch genôte vor dem slangen Melôte und vor dem*

fgg. erinnert hätte, wo das bett der königin von Tristans blute ganz nass wird, wie ihm ja immer G vorschwebt, dessen *Tantris* wol nach Bechsteins ansprechender vermutung dem neffen Tristans den namen *Tantrîsel* verschafft hat, während dieselbe figur bei E erst am ende des romans (vgl. H 2693 *kindelîn* wie E 8695) und dann namenlos auftritt. Wahrscheinlicher ist aber immerhin beeinflussung durch die betreffende scene bei Chrétien, wie sie uns nach meiner meinung (gegen Löseth s. XXVI) der prosaroman (Löseth § 48) widerspiegelt, wo zimmer und bett der königin mit blut besudelt werden, dann aber diese, wie hier (nach E) die ritter, sich selbst an den wolfseisen verletzt, um den verdacht abzulenken. Wenn man das zugibt, wird man auch einer zweiten stelle in diesem abschnitt von H, die in E keine entsprechung hat, eine gewisse aufmerksamkeit nicht versagen können. Chrétien lässt in seinem Cligès 3152 fgg. Fenice folgendermassen sprechen: *Je ne me porroie acorder a la vie qu' Iseuz mena. Amors an li trop vilena, car ses cors fu a deus rantiers, et ses cuers fu a l'un antiers ..... Qui a le cuer, si eit le cors, toz les autres an met defors.* Ich kann nicht mit Novati (Studj di filologia romanza 1887, s. 411) finden, dass Chrétien hier den ehebruch Isoldens als solchen tadle; vielmehr scheint er mir, wie etwa E. Feydan in seinem roman „Fanny" (Paris 1858), die schuld der frau nicht darin gesucht zu haben, dass sie dem liebhaber, sondern darin dass sie dem ehegatten keinen widerstand geleistet hat von dem momente an, wo sie den andern liebte. Dieses motiv wird wol auch anderwärts angeschlagen, so bei Thomas, wo der verbannte Tristan auf Marke eifersüchtig ist (Michel Tristan III, 7 fgg.), Chrétien aber mag es, wenn wir aus jener stelle schliessen dürfen, noch mehr in den mittelpunkt seiner darstellung gerückt und stärker betont haben. Er wird den gedanken in seinem Tristan wol direkt, vielleicht mehrfach und in verschiedener form ausgesprochen haben: im prosaroman musste ja notwendiger weise das alles wegfallen. Wenn wir nun in einem zusatze von H, bei dem wir schon öfters ursache hatten, zusammenhänge mit Chrétien's Tristan zu vermuten, einen ähnlichen gedanken finden, so werden wir ihn wider mit Chrétien's gedicht in verbindung bringen dürfen. Nun finde ich einen solchen gedanken H 2589 fgg., wo auseinandergesetzt wird, dass Isolde mit den augen und mit dem herzen zwiefältig geblickt habe; mit den augen blickte sie öffentlich auf ihren gatten, könig

hunde Marjodô; da in der ganzen rede von einem hunde nicht die rede ist, der schluss also der pointe entbehrt, muss man wol *smeichende alse hunde mite* lesen, wenn auch Massmanns hss. 397, 16 keinen anhaltspunkt geben.

Marke, und auf dessen gäste, mit dem herzen aber und, sobald es heimlich geschehen konnte, auch mit den augen auf Tristan[1]. Nicht unbeabsichtigt ist wol der kontrast gegen eine frühere stelle H 309 fg., ebenfalls einen zusatz von H, wo erzählt wird, dass Tristan um die weisshändige Isolde *offenlich und tougen mit herzen und mit ougen* geworben habe. Spielereien mit *herze* und *ouge* sind ja freilich auch G nicht fremd selbst in beziehung auf Tristan und Isolde (vgl. G 17828 fgg.), doch fehlt die charakteristische zweiteilung: das auge des leibes zweien (Marke und Tristan, dem einen offen, dem andern heimlich), das des herzens nur éinem (Tristan). Das scheint mir der zweiteilung, von *cors* und *cuer,* von der Fenice im Cligès spricht, doch ziemlich nahe zu stehen.

H 3005—3740. „Dass H, um wider einzulenken“ schreibt Bechstein s. XI seiner ausgabe, „die liebenden nochmals das liebeleben im walde kosten lässt, das war ein notbehelf, der weder als compositionsfehler noch als poesielos empfunden worden sein mag“. Doch sehe ich nicht ein, wieso dies nötig war, da H seinen helden wie E mit den Artusrittern wegreiten und an Jovelin's hof (d. h. in diesem falle zu seiner frau zurück) sich begeben lassen konnte. Wir werden die sache wol anders auffassen, wenn wir sehen, dass im prosaroman (Löseth § 49—56) die reihenfolge der ereignisse eine ähnliche ist: list Marke's, um die liebenden zu überraschen, gefangennahme Tristans, kapellensprung, waldleben, trennung, fahrt zur weisshändigen Isolde, keusches beilager — und all dies an die scene mit den wolfseisen anschliessend. Natürlich hat sich H dabei an die entsprechenden früheren partieen von E erinnert und sich vor allem inhaltlich, da und dort aber auch formell ihm angeschlossen: H 3096 *ir hende bant man in mit widen,* vgl. E 3952 fg. *sie bundin in mit bandin, die hende zu rucke*; H 3111 fg. (s. auch 3173 fg.) *der êrenrîche Tinas, der ganzer vriunt Tristandes was,* vgl. E 3998 fg. *der trugsêze Tinas. ei wie holt he Tristrande was*; H 3124 fg. *er bat den künic, als ich las, durch got und durch die êre sîn,* vgl. E 3999 fg. *her bat den koning sêre, daz he dorch sînes selbis êre*; H 3143 fgg. *Isôte .... wart erteilet die hurt, und dem getriuwen Tristan .... dem wart erteilet daz rat,* vgl. E 3972 fg. *und irteilete im daz rat und der vrauwin die hort*; H 3163 fg. *an dem wege ein capelle; der wart her Tristan snelle ... gewar,* vgl. E 4099 fg. *vor eine capelle. dô bat der helt snelle* (s. Wiegand s. 23); H 3209 fg. *daz sie zu hulfe im quêmen dar; nu wart*

1) H 4815 fgg. wird auf die stelle zurückgegriffen.

her Tristan ir gewar, vgl. E 4171 fg. *dâ he des herren wart gewar. he reit îlende dar* (s. Wiegand a. a. o.); H 3225 *in einen pusch er dâ gehielt,* vgl. E 4196 fg. *deme gerichte reit he nâ in einen pusch*; H 3227 *gein der edelen küniginne,* vgl. E 4190 *die edele koninginne*; H 3242 fg. *nu dise mêr der künic Marke vornam,* vgl. E 4223 *quâmen dem koninge mêre*; H 3328 *sie machten an den stunden von rinden und von loube .... eine hütte,* vgl. E 4518 fgg. *Kurneval vil balde holzes und loubes genûg sîme hêren ze samene trûg, und machtin eine hutte*; H 3368 fgg. *iedoch tet im ir glüende minne mit rechter herzenliebe baz. swaz dâ Tantrisel gaz und Curvenal als ichz verstê* usw. vgl. E 4550 fgg. *sie hâtin dâ bî vroude vel von der grôzen minne. sô ich mich besinne, Kurneval leit eine die nôt.* Neben den übereinstimmungen finden sich aber doch wider viele abweichungen von E, die ich nicht alle erklären kann, unter denen ich aber die beiden wichtigen, schon von Wiegand hervorgehobenen, sich dem prosaroman nähernden anführe, 1) dass im gegensatze zu E, wie Wiegand s. 27 sagt, „Tristan und Kurvenal die küche mit fasanen und anderem wildbrät versehen“ — ebenso aber Löseth § 52; 2) dass bei H „der könig ..., dorthin kommt, wo sich Tristan und Isolde, Kurvenal und Tantrisel verborgen halten; er findet nur sein weib mit dem kinde, während die männer zur jagd geritten sind ...... und führt Isolde mit sich heim“, dazu vergleiche Löseth § 53, wo Marke in den wald geht zum versteck, wo die liebenden mit Gouvernail und einer *demoiselle* wohnen, *n'y trouve pas Tristan, qui est à le chesse avec Gouvernail, et enlève Iseut et la demoiselle,* während E völlig abweicht (s. Golther a. a. o. s. 83).

H 3741 -- 4094 schliesst sich wider an U an, s. Wiegand s. 33 fgg., Kölbing, D. nord. u. d. engl. version der Tristan-sage I, s. CXXVI fg., Novati, a. a. o. s. 383 fgg. 503. Zu bemerken ist, dass wie in E von Kurvenal bei der seefahrt nicht die rede ist. Die von Bechstein zu H 3756 verzeichnete ähnlichkeit mit dem volksbuch ist natürlich nur zufall.

H 4095 — 5014 lehnt sich im ganzen an U als quelle (s. Wiegand s. 35 fgg.), hat aber doch verschiedene wichtige züge mit E gemein, die in U fehlen. Solche sind: dass Tristan seine anwesenheit durch das werfen eines baumzweiges anzeigt; dass Isolde das hündlein in ihren mantel hüllt; die rede, in der Kâedîn seine wette verloren gibt; die ansprache Isoldens an die vögel; die berufung der beiden männer in das zelt, während bei U die königin zu Tristan geht. Da die züge teilweise an anderer stelle, auch wenig wörtliche übereinstimmungen sich

finden, wird wahrscheinlich gedächtnismässige benutzung von E anzunehmen sein.

H 5015—5718 ist wie der vorige abschnitt aus U und E gemischt. Am deutlichsten überblickt man diese mischung in den nacherzählungen bei Lutoslawski, Romania XV, 531 fgg. Dass der daselbst aufgezeichnete stammbaum (s. 533), nach welchem H und U auf eine gemeinsame quelle zurückgehen, unmöglich richtig sein kann, wird nach Wiegands und meinen obigen ausführungen, wol allgemein zugegeben werden. Einzelnes wie der name *Peilnetosi* ist jedesfalls erfindung des dichters[1].

H 5719—6315 hauptsächlich aus U (s. Wiegand s. 39 fg.), doch manches wider aus E genommen: so sind H 5724 Kurvenal und Kâedîn Tristans reisegefährten, in U nur Kâedîn, in E nur Kurvenal; die burg des Nampotenîs ist H 5772 fg. *al umbegraben mit graben, die gar tief sîn,* vgl. E 7893 fg. *dar umme gingen drî graben tîf und wît* gegen U 569, 22 *hôher mûre drîe*; H 6102 fg. *einen schatehuot von bluomen,* vgl. E 9063 fg. *einen schadehût, der was von blûmen* gegen U 575, 35 *ein schapel*; H 6123 fgg. *der degen vruot, er sach den leiden schatehuot aldort ligen in dem graben,* vgl. E 9138 fgg. *her sach in dem grabin legin Kehenîses hût. dô wunderte sêre den helt gût* gegen U 578, 6 *er sach daz leide schapel vor im in dem graben ligen*; H 6150 fg. *mit im gewâpent und bereit wurden sibene sîner man,* vgl. E 9181 *im achte mit sîner man,* fehlt U.

H 6316 — ende[2], hauptsächlich aus U (s. Wiegand s. 40 fg.); hervorheben will ich noch die übereinstimmung in dem fehler, dass die rose auf Tristan's grab gepflanzt wird und die rebe auf Isoldens statt umgekehrt. Daneben beeinflussung durch E: vgl. H 6319 fgg. *kein erzenîe im tochte, kein arzt im ouch nicht mochte gerâten ... zu den tôtlîchen wunden* mit E 9245 fgg. *gewan sie arzte drâte, die im solden râten und heilen sîne wunden .... do en tochte im nicht dar zô,* während U nichts von ärztlichen bemühungen erzählt; H 6335 fgg. *und enmüge deheine wîs genesen, sie enwelle mir genêdic wesen, sô daz sie vare her zu mir,* vgl. E 9281 fgg. *und helfe mir daz ich genese: ich mûz andirs tôt wesin, sie enkome und irnere mich*; H 6348 fg. *ist aber, daz sie kumet nicht, sô sol der segel swarz sîn,* vgl. E 9294

1) 5448 wird wol mit dem Ztschr. f. d. alt. 32, 94 veröffentlichten Wolfenbüttler fragment *narrensegens* für *narrensanges* zu lesen sein.

2) Bechsteins erklärung von 6644 *und im daz helmel vür züge* ist wol sicher unrichtig; vielmehr ist der vers als anspielung auf dichterstellen wie die in meiner ausgabe von Türlein's Willehalm s. XXXIX fg. zu verstehen.

fgg. *belîbet sie abir dâr, daz sie nicht her komen welle .... so sal der segel swarz sîn,* gegen U 580, 25 *do du ir niht bringen maht .... sô lâ den segel swarzen wesen*; H 6400 *Îsôt gar jêmerlîchen schrê,* vgl. E 9395 *eia! wi lûte sie dô schrê,* während U von schrei und klage Isoldens überhaupt nichts berichtet; H 6485 fgg. *und wart zu münster getragen. weinen, schrien unde clagen hôrte man,* vgl. E 9402 *grôze unde kleine begunden weinen unde klagen. dô wart der hêre getragen in ein munster,* gegen U 582, 23 *in daz münster man in truoc. von vriunden klage dâ was genuoc*; H 6499 fg. *die glocken wurden über al geliutet,* vgl. E 9412 *man lûte die glocken obir al,* fehlt U ebenso wie die folgenden züge, dass Isolde nicht weint und nicht spricht, die H mit E gemein hat; H 6750 fg. *daz die nicht mit dem tôten tôt vor leide lac,* vgl. E 9441 *vor leide sie dô kûme genas,* während U keine bemerkung mehr über Isolde Weisshand macht. Neben U und E hat aber H jedesfalls noch eine dritte quelle vorgelegen, welche mit der vorlage des trouvère Thomas nahe verwant war: so ist hier wie dort Curvenal der bote des kranken Tristan an Isolde[1]; die weisshändige Isolde handelt aus eifersucht; frage der zu schiff ankommenden nach der ursache des glockengeläutes, mitteilung von Tristans tod und lob des helden als antwort eines mannes aus dem volke; die blonde Isolde wirft sich schweigend über die leiche, küsst, umarmt sie und stirbt. Vielleicht hatte alle diese züge ebenso der Chrétien'sche Tristan; der schluss des prosaromans weicht zwar völlig ab, doch ist es gar nicht ausgemacht, dass dieser Chrétien entnommen ist, wenn ich auch nicht mit sicherheit behaupten möchte, dass er nicht Chrétien entstammen könne (s. Löseth s. XXVI).

1) Von Thomas polemisierend erwähnt und wol eigenmächtig aus rationalistischen bedenken geändert; s. Golther a. a. o. 82. Bédier, Romania XV, 490.

BERN, 14. JUNI 1895. S. SINGER.

DER KRIEG ZWISCHEN DEM LYB VND DER SEEL.

In der ADB[1] bd. 36, s. 119 fg. wird in dem artikel, der über Ludwig Sterner, stadtschreiber zu Biel, handelt, eine handschrift dieses mannes nachgewiesen, wovon sich indessen nur eine kopie im besitze der familie von Dissbach erhalten hat. Eine zweite (autograph.) hs. Sterners fand ich vor einiger zeit auf dem British-museum als ms. Additional n[r] 32447. Aus ihr teile ich die unten folgende, meines wissens noch unbekannte, kleine dichtung mit.

Auf dem modernen schutzblatte der hs. ist zu lesen: Transferred from the Dept. of Printed Books 20. Dec. 1884. Dieser vermerk machte es höchst wahrscheinlich, dass die handschriftlichen blätter früher einem drucke beigebunden waren; es schien nicht ohne interesse zu sein, denselben ausfindig zu machen. Von officieller seite konnte mir trotz freundlicher bemühung keine befriedigende auskunft darüber erteilt werden. Sie wurde mir erst, als ich geleitet durch den inhalt der stücke 1—3 der hs. (s. unten), die im museum vorhandenen, alten drucke Gengenbachscher schriften einsah: der druck, aus dem die Sternersche hs. stammt, ist ein exemplar (o. o. u. j.) von Gengenbachs „Der welsch Flusz“, beschrieben bei Gödeke, Pamphilus Gengenbach 1856, s. 435 fg. Das lässt sich ohne mühe beweisen. 1) Hs. und druck zeigen den gleichen museum-stempel 21 JY (July) [18]64, das ist das ankaufsdatum. 2) Die leere rückseite des 6. bl. des druckes hat Sterner, wie neben identität der schrift zum überflusse noch sein autogram: Sterner vff Urbani 1518 (rot) beweist, zu einem eintrage benützt, einer fortsetzung des „welschen Flusz“, die Goedeke nicht kannte und die daher hier ihren platz finden mag.

1) Die abhandlungen Daguets, Anz. f. Schweiz. gesch. 1879, s. 221 fg., 1880 s. 248 fgg., 289 fgg. und F. Vetters ebenda 1884, s. 269, anm. 4, standen mir nicht zu gebote. Dagegen füge ich hier einige bemerkungen über die person usw. Sterners an, die die untern ränder von bl. 2[b] und 3[ab] füllen: *„Diser Ludwig Sterner von Freiburg in Üchtlandt seiner geburt herkhomen, war ein mechtiger Papist vnnd hat sich zubeschirmunge sollicher Religion in der Reformation der wahren Religion alhir zu Biel An̊. 1524 nit allein wider die Christenliche (?) Hr̤n alß Dr Thomas wyrtenbach, Zunbrecht Vogt, vnnd Jacob würben (?), sondern auch wider den Magistrat zu hindertrieb sollicher aufgelehnt, dahero er deß Stattschreiber Diensts prmitet (!) vnnd Hannß Haaß an sein staht erwelt worden, wellichen genannter Sterner in der zeit der inexperientz beda . . let* (das punktierte unleserlich).

Dauid C. Schistuli (?) Not. Caes.

❨ Sidhär gemacht[1]

Der pfaltz graff
Der fluss hatt mich gar zam gemacht/
Vor zyt hatt Jch allein den bracht/
Er ist nitt wyß ders ·M· veracht/

❨ Hertzog von gellernn.
Dryssig Jar han Jch jm fluss vertriben/
Biss mir kein dorf jm land jst blyben/
Vorm ·M· mag Jch die leng nitt blyben/

❨ Frow Margreth.
Das flüsslin jst eben für mich/
Dar durch Jch mich an manchen rych/
Der es nitt hett für sechen sich/

❨ Heintz narr.
Mancher tribt in disem fluss
ders warlich wenig rechnet vs/
wann es wirtt komen für sin huss/

❨ Die wysen Burin
Ein guten Rat wollt Jch uch geben/
Keins gewaltz tünd üch vberheben/
Das ·M· gar manchen zēmt dar neben/

❨ Besluss red.
Wer menit er hab glück gessen gar/
Drumb man sin nitt nimpt acht vnd war/
Unglück kompt vber zwerch dohar/.

An den poetischen erzeugnissen seines zeit- und (spätern) landesgenossen Gengenbach muss Sterner lebhaftes interesse genommen haben; denn davon zeugt der eben erwähnte eintrag in sein exemplar des „welschen Flusz“, dafür spricht aber auch der inhalt des autographen Add. 32, 447, zu dessen beschreibung wir uns jetzt wenden. — Die hs. umfasst 11 papierblätter in oktav und ein leeres nach bl. 7; zu bl. 1 und 2 fehlt ein stück des obern rechten randes zum schaden der aufzeichnung; ferner weist eine nach bl. 8[b] fallende lücke im texte des unten abgedruckten stückes auf eine solche in der hs. hin. Da indessen die handschriftlichen blätter seit ihrer herausnahme aus dem genannten druckexemplare durchaus mit frischem falze versehen wurden, so versagt hier das sonst so bequeme auskunftsmittel der betrachtung

1) d. h. wol nach dem erscheinen des druckes (um 1515); und von Gengenbach selbst?

des lagenverhältnisses; es liesse sich also auch denken, dass die lücke schon der vorlage Sterners angehört habe, die hs. dagegen intakt sei.

Wider hat Sterner seine datierte unterschrift den einzelnen artikeln beigegeben, nebst widerholten auf Ludwig XII. zielenden spottverslein, wie:

Ach du min Ludwig
du klempst mich

oder: *Owey ocha Ludwig*
du klempst mich usw.

Was das datum anbetrifft, so findet sich bei sämmtlichen stücken in roter tinte das jahr *1518* [*vff pfingsten* (stück 1—2), *vff Urbani* (3—4)]. Daneben tritt bei artikel 1 und 2 das jahr *1514* auf. Am schlusse von 1 steht nämlich: *Durch Ludwigen Sterner geschribenn vff XVII° Septembris Anno* ꝛc. *1514, Sterner Stattschryber zu Byell / vale* ꝛc.; am schlusse von 2: *Sterner 2ˇ Aprilis 1514.* Wie schon die reihenfolge der monate september — april andeutet, werden sich diese daten nur auf eine erste niederschrift Sterners beziehen, während 1518 als abfassungsjahr der vorliegenden hs. in anspruch zu nehmen sein wird.

Was Sterner hier aufzeichnete, ist folgendes:

1) Bl. 1^a—2^b. *Der tutsch Flusz.* Dieser titel steht zwar nicht in der hs.[1], lässt sich aber aus artikel 3) bl. 5^a—7^b folgern, welcher sich als eine freie französische übersetzung von 1 herausstellt und folgende überschrift aufweist: *Diß ist der waltsch flüsz vber den Tutschen gemacht jn franckrych* ꝛc. Jener in frage stehende *Tutsche flusz* ist aber identisch mit einem stück, das Vögelin nach einem folioblatte der Züricher stadtbibliothek im Neujahrsbl. d. Zürich. stadtbibl. 1879, s. 2. fgg. hat abdrucken lassen.

2) Bl. 3^a—4^b; handschriftlicher titel: *Ein ander nuw Spyl.*

Anfang: *Der pfaw*
Mitt gedullt hab Jch gewartt lang zyt
Das mir jetzunt das glück Rad gyt
Din widerstrussen (!) hilfft dich nüt.

Schluss [Rede des Bruder Zullzapf]:
...... *Das zytlich gluck vergencklich ist*
Sälig der sich vffs ewig Rüst.

Gezeichnet: Pamphilus gengenbach.

1) Möglich, dass ihn der fehlende rand von bl. 1 (s. oben) enthielt.

Nicht bei Goedeke, vielleicht überhaupt nie im drucke erschienen.

3) vgl. zu 1.

4) Bl. 8—11[a]; (rot): ☾ *Hienach volget der krieg zwüschen dem lyb vnd der Seel ꝛc.*

Mit diesem gedichte sollen sich die folgenden blätter ausschliesslich beschäftigen, während eine untersuchung über das verhältnis der stücke 1—3 zu Gengenbach nicht in meiner absicht liegt.

Was die äussere art der aufzeichnung unsers gedichtes betrifft, so hat Sterner es einspaltig in abgesetzten versen, deren ende je durch einen roten strich (/) ausgezeichnet ist, niedergeschrieben. Neben der roten überschrift finden sich ebenso gefärbte initialen an der spitze grösserer absätze, während die anfangsbuchstaben der verse selbst (und ebenso zahlreiche im versinnern stehende) rot durchstrichen sind.

Wie schon der titel besagt, führt uns das gedicht in den weiten kreis jener poetischen darstellungen, denen allen dasselbe motiv eigen ist: der streit zwischen leib und seele. G. Kleinert hat in seiner Hallenser dissertation 1880 über die litterarische verbreitung dieses stoffes gehandelt[1]. Wir sehen sofort, dass mit den dort angeführten fassungen die unsrige nicht mehr als das motiv gemein hat, während schon die situation eine total verschiedene ist[2]: der leib wird hier noch inmitten seiner irdischen laufbahn gedacht, und die ermahnungen der gottgefälligen seele (gewissermassen der personification des gewissens) haben seine bekehrung und reuiges ende zur folge. Es ist nicht ganz klar, ob das ganze als eine vision genommen sein will; aber der vers 182 *Do beschach von gott ein zeychen* macht dies wahrscheinlich.

Wo haben wir nun die heimat des gedichtes zu suchen? Diese frage liesse sich sofort mit sicherheit beantworten, wenn wir jenen *Hentz von den Eychen,* der sich v. 183 als verfasser bekennt, urkundlich nachweisen könnten. Die namensform Hentz, die nicht erst von Sterner herzurühren braucht, weist freilich auf schweizerisches gebiet. Drei geschlechter der „von Eich“ (ein Züricher, Luzerner und Schaffhausener) zählt Leu, Allgem. helvet. lexicon tom. VI, s. 248 auf, ohne aber ein mitglied unsers namens anzuführen[3]. Ferner ist es sehr

1) Vgl. dazu Anglia 3, 569 fgg.; Erlang. beiträge zur engl. philologie 1, 1—3.

2) Dasselbe gilt von dem Germ. 3, 405 fgg. abgedruckten gedichte, das selbst wider eine originelle stellung einnimmt; s. Kleinert a. a. o. s. 5. 72 fg.

3) Über das Schaffhauser geschlecht vgl. jetzt S. Rueger, Chronik von Schaffhausen (1892), II, s. 709 fg.; über den Luzerner *Ulrich von Eich* vgl. Amtliche sammlung der älteren eidgenöss. abschiede Luzern 1839 s. 4; ein *Rudolf von Eich, Ritter*, erscheint in einer urkunde des abts Walther von Engelberg zum 24. mai 1258,

wahrscheinlich (und wird auch, wie wir sahen, durch den übrigen inhalt der hs. bestätigt), dass Sterners interesse auf aufzeichnung heimischer poesie gerichtet war: dennoch wird es gut sein zur unterstützung reim- und wortbestand des gedichtes heranzuziehen.

Auf die schreibung *kon : vernon* v. 74 fg. kann allerdings kein grosses gewicht fallen. Eher mag der reim *grimme : ümme (umbe)* in betracht kommen; vgl. Biblioth. d. litter. ver. bd. 137 s. 42; Alem. grammatik § 31 fg. Verhältnissmässig häufig sind bindungen mit überschüssiger consonanz: 68 fg. *tavernen : gerne;* 98 fg. *bichte : gewichten;* 29 fg. *geräte : stäte[r];* 80 fg. *marter : harte,* während 109 fg. *ellende : hende* zu lesen sein wird; dagegen ist wol hieher zu stellen 136 fg. *tach : maht* (hs. *tag : magst*)[1]. In seiner vereinzelung besonders auffällig ist der consonantisch unreine reim 130 fg. *gelazen : strafen.*

Von grösserer wichtigkeit sind folgende erscheinungen im wortschatze: 38 *flatz,* s. Stalder Idiot. 1, 380 mit der bedeutung menge, überfluss (?).

40 *schüllen,* s. Bartsch, Liederdichter XXXVIII, 382 (Uolrich v. Winterstätten):

die nun sint schüllen
wer kans erfüllen;

ferner Netz (Litter. ver. 70) anm. zu 1567 fg. und 11407; hier ein schimpfwort etwa = nichtsnutz.

41 *lůder;* Stalder 2, 182; Bartsch, Liederdichter LXXVI, 10 (Hêr Steinmâr) ... *und wil inz luder treten.*

54 *gezoc* (hs. *gezogt*); s. Engelh. 2515 fg. 2657 fg.; Halbe bir 49 fg.

70 *Urtisatz,* wol zu *ürte* (Stalder 2, 425 = gasterei, zeche) gehörig, also der eine zeche setzt d. h. den genossen freigibt.

141 *Zauaflec*[2], ob zu mhd. *zauen* = ziehen, zieren? also etwa zierlappen?

60. 129 *geschibe;* s. Netz 11974 = klug.

Diese anführungen aus dem wortschatz scheinen mir die schweizerische heimat unsers dichters klar darzutun, der, soweit man aus

s. Argovia 10 (1879), s. 142; ebda s. 164 reg. 229 ein *Johannes dictus de Eiche* zum 14. febr. 1282; die Fontes rerum Bernensium 5, s. 833 erwähnen einen *Uolrich zen Eichen* (oktbr. 2. 1331) und im Urkundenbuch der abtei S. Gallen III, 772 findet sich ein *Ulrich undir din Aichin* und *dir herre Hainrich dir Rote undir din Aichin.*

1) Oder ist hier umgekehrt abfall des *-t* anzunehmen? vgl. Alem. gr. § 177.

2) Corruption aus *zavel* halte ich nicht für wahrscheinlich.

sprache und metrik des kleinen, leider nicht einmal vollständigen denkmals schliessen kann, den bessern seiner gattung beigezählt zu werden verdient; ja, wenn man das *Hienach* der überschrift des gedichtes dahin deuten könnte, dass die vorlage Sterners etwa die gestalt eines sammelbandes deutscher gedichte hatte, so sollte es uns nicht wundern, wenn darin auch noch ein oder der andere poetische versuch aus der feder des *Hentz von den Eychen* gestanden hätte.

In unserem stücke entspricht der versbau fast durchweg strengeren metrischen anforderungen. Nur das verspaar 109 fg., wol auch 184 fg., zeigen 4 hebungen bei klingendem ausgange, und v. 179 ist zu kurz geraten; v. 49 lese man, worauf schon v. 90 führt, *er sprach* ... und v. 37 steht *Die Seel sprach* ausserhalb des verses. Leichter nachhilfe bedarf ferner v. 175 (s. die note), während v. 108 auch nach streichung von *der Seel* holprig bleibt.

Zweisilbiger auftakt findet sich: v. 17. 69. 111. 120. 132. 182. 186.

Synkope erfordern v. 8 *vssen vnd* v. 92 *geschossen zem;* apokope v. 30 *were.* Ich notiere noch die betonungen *pfénnìngen* 58, *lébendìgen* 111.

Sind die verse im allgemeinen gut gebaut, so scheint mir auch die sprache die prädikate fliessend und lebendig zu verdienen. Schon die dialogische form der darstellung trägt dies letztere element herein, aber es wird ausserdem kunstmässig verstärkt durch fragen und ausrufe vgl. v. 37. 61—64; 67 fg. 89. 132, und durch metaphorische ausdrücke, wie 44 fg. aus dem kriegsleben, 86 vielleicht aus dem totentanz entlehnt. Ein prächtiges genrebildchen aus dem wirtshausleben malen uns die v. 70 fgg., und bei der anschaulichen schilderung vom tode des reuigen sünders (v. 138—159) wird man an die darstellungen zur „Ars moriendi“ gemahnt.

Mögen auch die beiden zuletzt behandelten punkte das gefühl erwecken, dass unser kleines denkmal der zeit nach nicht allzu fern von der blütezeit mhd. dichtung abstehe, so genügen sie anderseits doch nicht als praemissen für einen sichern schluss, um so weniger, als die laut- und formgebung hie und da schon kennzeichen einer jüngern periode gewährt. Zufolge dieser unsicherheit in der zeitlichen entstehung habe ich es vorgezogen, anstatt einen normalisierten text herzustellen, die Sternersche kopie mit all den orthographischen auswüchsen des XVI. jahrhunderts zu belassen: sie hat wenigstens autographischen wert. Abgewichen bin ich nur in der einführung moderner interpunktion, während alle bemerkungen zum texte in die noten verwiesen sind.

Bl. 8[a] ℭ *Hienach volget d' krieg zwüschen dem lyb vnd der Seel 2c.* (rot).

Zwen gesellen, vyl gemeit,
Die hatten lyeb vnd leyd
Mitteinander ze aller zyt
Vyl mengen wunderlichen stryt.
5 *Der ein nach gottes hulden Rang,*
Der ander tett vil mangen wang.
Die wortt sind mitt sinnen,
Mitt witzen vssen vnd innen.
Nu merkent: die geselschafft
10 *Vnd das dartzŭ ist geschafft,*
Das ist die Seel vnd der lyb,
Beyde an man vnd an wyb.
Die Seel sprach zu dem lybe
„Was ich dich vff getrybe,
15 *So lystu als ein auder sack*
Der weder kan noch enmag
Sich gewenden noch gekeren.
Was hilfft dich min leren?
Du soltest frů vffstan
20 *Vnd soltest zŭ der kilchen gan*
— Sprechen dine bichte,
Die priester sind gewychte —
Ze Metti vnd zŭ der mesß,
Man sing oder man leß“.
25 *Der lyb sprach mitt zorne* 8[b]
„Bichten das sind torne.
Hett ich vff minem tische
Fleisch vnd dartzŭ fische
Vnd ander gůtt geräte,
30 *So were min bicht dest stäte.*
Sidt das Jch das nitt haben mag,
So enwillich nyemer tag
Gebychten noch geruwen.
Seel, du hast nut truwen,
35 *Das du mich heissest vasten*

4 l. *Vnd?* s. v. 6 15 *auder,* Alem. gr. § 194. 26 = *dorne?* 30 l. *stäter.* 32 *nyemer tag,* vgl. Wb. III, 4, 31 fg.; auch Peter v. Stauf. 75; Jacobsbrüder v. 243 *So belib ich freilich niemer tag.*

By einem leren kasten".
D*ie Seel sprach „Nu were es doch ein Richer schatz!*
Der thuffel hatt als mengen flatz,
Das er dich heisset füllen
40 *Dich vnd mengen schüllen*
Der by der in der lůder saß:
Des wirtt din schöpffer dir gehasß.
Maß were zu allen dingen gůtt.
Setz vff dinen stallhůtt
45 *Vnd widersag des bösenwichtz botten*
Die so mengen hand gesottenn,
Grosß vnd vngehure,
In irem helschen fhure."
D*Er lib sprach „din wyses klaffen*
50 *Kan das nitt von der schaffen.*
Du heissest mich frü vffstan
Vnd nechten spater nider gan
. . . .
. . . .
Vyl ser ze bethe kriechen. 9ª
Jåmerlich was sin gezogt,
55 *Beyde mantel vnd ouch Rock,*
Es stůnd als by dem wyne.
Ich wän in sinem schryne
Vyl wenig pfeningen was,
Als man von im geschriben laß.
60 **D***o sprach die Seel geschibe*
„Nu woll vff, herr lyb,
Wo sind die wunnencklichen wyb,
Das Si nut clagent uwer not?
Ein scheppellin von Rosen rot?
65 *Die stolzen frowen wol gethan,*

41 l. *dir* (ebenso 50); *in dem?* 52 darnach die textlücke; der inhalt des verlorenen ist leicht zu erraten: der leib kehrt sich wenig an die ermahnungen der seele, setzt vielmehr sein sündiges, allen weltfreuden zugewandtes leben fort, bis mit seinen pfennigen auch die gesundheit weicht und angstvolle zerknirschung ihn fasst. 54 l. *gezoc.* 56 mir nicht ganz klar; mantel und rock standen wie einem der (beständig) beim wein sitzt, d. h. nachlässig, unordentlich? oder um wein verpfändet? (*als* = *alles*). 64 Zu ergänzen: *Wo ist* ...... 65 Meister Hadloub (Bartsch LXXXVII, 62) *min frouwen wol getân.*

Die sicht man Ritterlichen gan.
Wol vff, wir wollen ze inen dar!
Wol vff, zer tauernen!
Das magstu wol hören gerne.
70 *Vrtisatz vnd hüner schlund,*
Die hand verwettet vmb ein pfund,
Si wellent samen essen
Ein iärig schwyn vermessen.
Si fragend, war du bist kon,
75 *Das ich lang wol vernon.*“
„**E***ya, getruwe Seele min,*
Möchte es an dinen hulden syn,
So lagen mir din spotten.
Harpffen vnde Rotten,
80 *Das ist mir gar ein marter,*
Vnd Ruwet mich wol harte, 9[b]
Das ich dir nitt gevolget han:
Des mŭs ich schamlichen stan
Ze iunste vor gericht
85 *Als ein vyl tumber wicht.*
Der tod hatt mich geseilet,
Wirtt mir die hell erteylet,
So bin ich armer zwyffler verlorn.
Owe! das ich ye wart geborn!“
90 *Si sprach* „*din schöpffer ist so gŭtt,*
Das sin Rosen farwes blŭtt
Ist vff geschossen zem himelrych:
Nyemant mag sicherlich
Wesen sol der helle kind.
95 *Wann verzwifflet Seelen sind,*
Er sy mörder oder dieb,
Hetter vor sin ende lieb
Ruw vnd dartzŭ bichte
— Das lesend die gewichten
100 *An den gŭtten bůchenn —:*
Gott will sin gerůchenn.“

67 Darnach scheint ein vers zu fehlen. 68 *gern : tabern,* Netz 13213 fg. 75 *Das han?* 78 *lazen wir?* 84 l. *iungste; gerichte : wichte,* Alem. gr. § 391. 86 Zu dem bilde vgl. Ztschr. f. d. a. 39, 431 fg.; Netz 11044 fg. 93 l. *Nyemant me.* 97 l. *sinem.*

Er sprach mitt tugentlichen sitten
„So will ich minen schöpffer bitten
Das er mir den tod befride
105 *Vnd mich siechtages fryde.*
Darumb ich gern min gelide
Derren vff dem gottes wege
Vnd der Seel vngerechtikeit nitt me pflege.“
V*ff so stŭnd der ellender.* 10[a]
110 *Er gieng zŭ des priesters hende,*
Er empfieng den lebendigen gott,
Ruwencklich an allen spott
In sinem sundigen mund:
Schier ze hand ward er gesundt.
115 **D***er sunder weynet vnde Rost,*
Recht als der Regen der da goß
Hin vff die breitten erde.
Er gieng mit gŭttem werde
Zem frone[n] grab ab vber mer.
120 *Er ward noch vil Ruger dann ein ber.*
Daz im geschwand vnd gebrast
Vyl dick vff der strasse
— Er Riwet one masse —
Zer westen Rimnüe.
125 *Alsussent Rang der früe*
Mitt angst vnd mitt nöten:
„Du willt dich selber tötten.“
D*o sprach die Seel zŭ dem libe*
„Die argen sunder schybe
130 *Die hand dich nu gelassen;*
Ich will dich nitt me strafen.
N*u wolvff, du reynes westerbar[n]!*
Wir wend zum himelrich faren,
Wenne vnser beider schöpffer will.

104—106 Weniger der dreireim (vgl. 60—62) als die wendung *mir den tod befriden* und der rührende reim machen 104 als interpolation verdächtig; auch inhaltlich kann die zeile entbehrt werden. 106 *gan?* 108 vielleicht ist *der Seel* zu streichen. 109 l. *ellende.* 115 l. *roz.* 120 Darnach wird ein vers fehlen. 123 l. *riweset, riuset?* 124 Gemeint ist wol *Zer wüesten Romenie*, vgl. Ztschr. f. d. a. 1, 216; 15, 323; HB IV, 265 fg. 125 l. *rrie;* vgl. Engelhart 6281 *sin herze rane mit næten.*

135 *Ich will dir segen (!) von dem zyl:*
Du lepst noch iar vnd tag,
— Nitt lenger dich nitt vermyden magst — 10[b]
So kompt des todes grim̄e
Vnd kompt die böſswicht ümme,
140 *— Der ein der heisset minne schleck,*
Der ander heisset zaua fleck —
Die grossen vngetuten
Die komend zu den luten,
So der mönsche sterben sol.
145 *Dorumb so tŭ so recht wol*
Vnd verzag du nitt an gott,
Gnedencklich on allen spott;
So kunt die magt die gott gebar,
Mitt ir die engel schar
150 *Mitt einer wol luchten krone.*
Die engel singent schone.
Si singen[t] suͤssen himelgesang,
Des hand Si mitt fügen danck.
Si singent: „vberflüssig hort.“
155 *Die böſswicht schryen[t]: „mordyo mort!“*
„Wo sind ir nu, herr zaua fleck?
Die breitti fürt die Seel hinweg,
Des werdent Si verstossen,
Von allen iren genossen.“
160 ***A****lsussen[t] lert die seel den lip.*
„Sunder, zu dinem hertzen schryb
Des spruchs eben bilde.
Es ward nye thyer so wilde,
Es erschrecke von der not,
165 *Wüsst es vor im den grimmen tod.*
So schöner lip, so schwächer mist, 11[a]
Als ich bin vnd du ouch bist!
Das lesen wir in alle bůch:

137 Streiche das zweite *nitt.* 139 l. *koment.* 142 l. *ungetruten.* 145 Ring (Lit. ver. bd. 23, s. 187, v. 28) *dorumb, mein lieb, nu tuo so wol;* Hugo von Montfort (Bartsch XXV, v. 141) *Das hobet sprach „nu tuo so wol .....* 147 l. *Genendeclich?* auf *du* gehend, vgl. v. 112. 148 l. *kumt.* 149 Ergänze etwa *vrone.* 150 l. *luchtegen.* 154 Anfang eines kirchenliedes? 157 *breitti?* zu bereit, bereitschaft? aber Netz 11028 heisst Maria *die braite frowe.* 158 *Si* die beiden teufel. 168 *allem?*

Vor die scham ein lynin tůch,
170 *Das wirtt dem lib, des ist er wertt,*
Wann sin furbaß nyeman gert
Ze bette noch ze tische.
Wenn die sele früsche (!)
Von dem lichnam kumpt,
175 *Der lib nyeman weder nützt noch entfrumt.*
Das sollen wir besorgen
Den abend vnd den morgen,
Sidt vns der tod hatt gewetten.
Vasten vnde betten
180 *Das löschet vnd kület,*
Züm himelrich es stület."
Do beschach von gott ein zeychen
Von hentz von den eichen,
Der sin nitt baß kond gedichten,
185 *Noch der seel stryt gerichten.*
Nu müsse vns der megte sun bewaren,
An dem mag nieman baß gefaren!
[In gottes namen hatt din Můtter kein narren].

Amen

(rot) *vff vrbani 1518.*

175 Streiche *weder* und *ent-*. 183 l. *Dem?* 187 l. *An den.* 188 interpoliert.

LONDON, WEIHNACHTEN 1895. R. PRIEBSCH.

GOETHE'S JENAER SONETTE VOM DECEMBER 1807.

Wer Goethe's gedichte anderen zu deuten versucht, dessen erste pflicht ist es, nicht bloss den wortlaut nach bester überlieferung vorurteilslos auf sich wirken zu lassen, sondern auch alles dessen sich zu versichern, was tatsächlich von ihrer entstehung und von äusserungen bekannt ist, die der dichter selbst, gleichzeitig oder bald nach her, darüber getan hat. Wo diese sichere grundlage fehlt, die wir kurz als die philologische bezeichnen können, da schwebt der deuter in äusserster gefahr, sein ziel zu verfehlen. Wer den zweck will, muss auch die mittel wollen. Ohne eine solche mühevolle, aber sich schon durch sich selbst lohnende arbeit geht es nicht. Jeder ernste, der wahrheit

geschworene forscher hat die sittliche pflicht, solchem verfehlten, die gedichte selbst schädigenden, häufig auch das reine menschenbild Goethe's entstellenden verfahren entgegenzutreten, um so entschiedener, je geistreicher es scheinbar geübt wird. In diesem sinne habe ich gegen einen so bedeutenden, von mir seit lange verehrten mann wie Kuno Fischer, gestützt auf die seit einem halben jahrhundert treu gepflegte philologische auslegung alter und neuer dichter, mich schon mehr als einmal aussprechen müssen; heute erhebe ich gegen seine neueste schrift einspruch, wonach die siebzehn sonette vom december 1807 einen einheitlichen für Minna Herzlieb geflochtenen kranz bilden sollen. Ich halte diese ansicht für äusserlich und innerlich gleich unhaltbar.

Bei seiner anwesenheit zu Jena im december 1807 war Goethe durch den wunderlichen „liebesgesellen“ Zacharias Werner, den er eine grössere anzahl sonette, unter ihnen lüstern freie, mit feuer vortragen hörte, „ins sonettemachen hineingekommen“, wie er am 16. december Zelter vertraute. Wir wissen auch, dass schon drei tage vor Werners ankunft, am adventssonntage, dem 29. november, die im neunzehnten jahre stehende pflegetochter des ihm eng befreundeten buchhändlers Frommann, Minchen Herzlieb aus Züllichau, die er hier schon als kind von acht jahren kennen gelernt und anmutig aufblühen gesehen, durch ihre anmut und ihr seelenhaftes wesen einen mächtigen eindruck auf ihn geübt hatte, dem er sich nur mit mühe entziehen konnte. Als er am 11. november nach Jena gekommen, wo er bis kurz vor weihnachten zu weilen gedachte, hatte er sich auch die ausführung eines dichterischen gegenstandes, des allegorischen festspiels „Pandora's widerkunft“, vorgesetzt und den inhalt auf der hinreise seinem begleiter Riemer erzählt. Der plan desselben hatte ihm längst vorgeschwebt; bereits im juli 1806 zu Karlsbad war ein modell der äusseren erscheinung seiner Pandora in einer frau von Levetzow gefunden. In den Epimetheusliedern der Pandora, von denen wir doch wissen, dass sie dem mai 1808 angehören, meint Fischer, müsse ihm dasselbe bild vorgeschwebt haben, wie bei den sonetten und in den „Wahlverwandtschaften“. Aber festspiel und roman hatte Goethe im sinne, ehe Minchen die leidenschaftliche, bald bewältigte regung in ihm erweckte. Die ausführung der „Pandora“ hatte er in Weimar den herausgebern der in Wien beabsichtigten zeitschrift „Prometheus“ zugedacht; begonnen ward sie erst am neunten tage seiner anwesenheit in Jena, wo ihn beide herausgeber besuchten. Er setzte sie fast ununterbrochen bis zum 2. december fort, wo Werner ankam,

der ihn bald grösstenteils in anspruch nahm. Leider hat es Fischer versäumt, auf das, was von den folgenden tagen über Goethe's Jenaer aufenthalt bekannt und längst zur benutzung zusammengestellt war, genauer einzugehen; ja sogar Goethe's jetzt gedrucktes tagebuch ist für ihn nicht vorhanden! Am 3. legte Werner ihm sein drama „Wanda“ vor, dessen aufführung auf der Weimarer bühne er erhoffte. Abends las er bei Frommann „kleine gedichte, sonette usw.“ vor. Knebel und auch Goethe fanden an den kunstvollen sonetten grossen gefallen. Unter dem „verschiedenen“, was Goethe am nächsten morgen las, waren auch wol sonette, vielleicht von Petrarca, die Fernow, der in Weimar die italienische dichtung besonders hob, vor kurzem herausgegeben hatte. Von lyrischen gedichten wird am 4. und 5. nichts berichtet. Die fortsetzung der „Wanda“ las Werner am 4. vor, Goethe selbst kehrte am 5. zur „Pandora“ zurück. Freilich daraus, dass weder Goethe's noch Riemer's tagebücher an diesen tagen eines sonettes gedenken, folgt nicht unzweifelhaft, dass er an diesen keines gedichtet; denn das vierte sonett trägt die unterschrift des 6. december, und doch erwähnen die tagebücher an diesem tage keine sonettdichtung. Dass dieses sonett vom 6. der erste damalige versuch sei, die ihm unbequeme form, die er sich freilich etwas erleichtert hatte, zum liebesspiele zu benutzen, ist an sich wahrscheinlich, da es noch stark von reimzwang zeugt. Freilich stimmt dies wenig zu Fischers annahme der absicht einer persönlichen feier Minna's. Wie hätte er dieser gar die drohung in den mund legen können, seine marmorbüste, die sie gar nicht besass, so lange zu küssen, bis er lebendig werde! Das ist offenbar eine blosse dichterische erfindung. Goethe's tagebuch berichtet auch am 7. nichts von sonetten: er vollendet an diesen tagen die durchsicht des bandes der epischen gedichte zur neuen ausgabe der werke und geht den ersten abschnitt seiner „Pandora“ durch; Werner liest die drei ersten akte seines „Kreuzes an der Ostsee“. Dabei bleibt aber die möglichkeit, dass Goethe, wie am 6., auch an diesen beiden tagen je ein sonett unerwähnt gelassen, und als solche möchte man sich am liebsten die beiden anderen sonette des mädchens, 8 und 9, denken. Auch am 9. wird keines sonettes gedacht. Goethe hört die drei akte der „Wanda“, denkt, während er länger im bette liegen bleibt, nicht an sonette, sondern an novellen zu den „Wanderjahren“. Bei Knebel liest Werner seinen prolog zur beabsichtigten friedensfeier in Berlin. „Nachher zu Frommann. Schlegel'sche sonette gelesen, vorzüglich die auf den tod seiner stieftochter.“ So berichtet Goethe's tagebuch. Diese gefühlvollen dichtungen

scheinen Goethe mächtig angeregt zu haben. Am 10. beginnt das tagebuch: „Sonette“, womit vorab die hauptbeschäftigung des tages angegeben wird, erst darauf beginnt der einzelbericht mit: „lang im bett geblieben“. Hier bedachte er die sich vorgesetzten sonette, entwarf sie auch wol, um sie später Riemer abzudiktieren. Es müssen mehrere gewesen sein; unter ihnen befanden sich wol die beiden ersten, in welchen der liebende auf verschiedene weise darstellt, wie ihn leidenschaftliche liebe überfallen; auch das dritte möchten wir ihnen zuzählen, so dass er den drei sonetten des liebenden mädchens ebenso viele des liebhabers hinzugefügt hätte. Abends hörte er bei Frommann wider Schlegel'sche sonette, die ihn sehr anmuteten, auch desselben dichters „Bund der kirche mit den künsten“. Unter dem verschiedenen, das er am folgenden vormittag durchdachte, nennt das tagebuch, zwischen „Pandora“ und „novellen und romane“, auch das sonettenwesen, was nicht bloss auf den eigentlichen unterscheidenden charakter dieser dichtform und ihre verwendung, sondern auch auf diejenigen stoffe geht, die er noch darin zu behandeln gedachte. Abends wurden bei Frommann sonette der dem hause befreundeten, von Jena abwesenden dichter Gries und dr. Klinger gelesen. Den 12. beginnt das tagebuch: „Überlegung verschiedener zunächst zu fördernder dinge“, zu denen auch die fortsetzung der sonette gehört haben wird, in denen er schon jetzt die frage, inwiefern diese künstliche reimform zum ausdrucke warmen gefühls dienen könne, zu berühren gedachte, da er selbst in einem sonette, welches das „Morgenblatt“ am anfang des jahres gebracht, erklärt hatte, er wisse sich darin „nicht recht zu betten“. Am 13., einem sonntag, finden wir ihn mit „kleinen poetischen dingen“ und „sonstigen betrachtungen“ beschäftigt. Den mittag war er in grösserer gesellschaft bei Knebel, abends ging er auf den ball. Das fünfte sonett trägt in der handschrift die zeitbestimmung „Jena, den 13. december 1807“, nach H. Grimm mit dem zusatz „mitternacht“, so dass er es geschrieben, als er vom balle gekommen war. Das geliebte mädchen, das er als töchterchen, später zur schwester sich gewünscht, erregte jetzt seine heisse liebesglut, aber als er ihr diese gestehen will, wird er so von diesem glanze höchster weiblichkeit geblendet, dass er sie hoch erhaben über sich fühlt. Das kann doch unmöglich die geliebte von sonett 1—4, 6—10 sein. Der dichter hatte eine weitere ausdehnung der liebessonette beschlossen; hier nahm er von Minchen den frei benutzten umstand, dass er sie schon als kind gekannt, und den mächtigen eindruck, den sie am 29. november auf ihn geübt, der in dem persönlich auf sie deutenden charadensonett (17.) wider-

kehrt. Ob noch andere sonette diesem tage angehören, ist nicht zu entscheiden. Den 14. wird keiner eigenen dichtung gedacht, nur liest Werner unter anderen gedichten auch ein sonett auf den pfalzgrafen von Heidelberg. Erst am morgen des 15. berichtet Goethe's tagebuch: „Einiges sonettische“. Man könnte dabei an den vierten brief des mädchens (10) oder an die auf die sonettform bezüglichen gedichte 11. 13—15 denken. Spätestens am morgen des 16. schloss er vorläufig seine Jenaer sonette ab. An Zelter schrieb er damals: „Ich bin ins sonettemachen hineingekommen. Davon schicke ich gelegentlich ein dutzend mit der einzigen bedingung, dass sie niemand sieht, und dass keine abschrift genommen wird. Möchten Sie aber eines davon komponieren, so würde es mich recht glücklich machen.“ Die zahl derselben muss danach ein dutzend überstiegen haben. Abends las er seine sonette Knebel vor, der sie seiner schwester als äusserst niedlich rühmte. Aber noch sollten zwei in Jena hinzukommen. Werner hatte ihm an demselben tage sein mit dem verlangen eines kusses endendes rasch hingeworfenes charadensonett auf die Herzlieb vorgelesen, das Goethe zu einem sinnigeren veranlasste, dem siebzehnten, das Riemer schon am nächsten tage sah. Das tagebuch erwähnt nur, er habe am abend des 16. sich mit dem Wernerschen befasst. Auch dürfte es äusserst wahrscheinlich sein, dass das vorletzte, „Epoche“, eines der vollendetsten von allen, am 17., am tage vor der abfahrt, gedichtet wurde. Endlich führt das 12., „Christgeschenk“, uns offenbar nach Weimar, von wo Goethe am 24. die bescherung nach Jena sandte. Riemers später bericht, vom advent bis zum 16. december seien ein dutzend dieser sonette durch seine hand gegangen, kann weder in der zeitbestimmung noch in der angabe der zahl für ganz genau gelten. Er gibt selbst anderswo die zahl der im winter 1807/8 gedichteten sonette auf zwanzig an. In der quartausgabe nennt er nur bei 4, 12, 16 und 17 das jahr 1807, bei den übrigen 1807—1808.

Diese ganze entstehungsgeschichte der sonette übergeht Fischer, mit ausnahme der beiden überlieferten datierungen vom 6. und 13. december. Konnten wir in manchen fällen auch nur vermutungen geben, im allgemeinen kann die stossweise art der dichtung und ihr ausgang von gedichten des liebenden mädchens nicht bezweifelt werden. Aber hierauf beschränkt sich nicht die zahl der von Fischer zum schaden der sache übergangenen bedeutsamen tatsachen. Minchens pflegemutter, frau Frommann, hatte Goethe die sendung einer brieftasche zu weihnachten versprochen; sie überraschte ihn durch eine ausserordentlich schöne, mit ihrer eigenen stickerei versehene. Zum

danke begann er für sie, nicht für Minchen, die in Jena entstandenen sonette mit eigener hand abzuschreiben, was er nicht zu tun wagen durfte, wären diese der feier ihrer pflegetochter geweiht gewesen, ja in dem begleitbrief bezeichnet er sie als rein dichterisch, als ideale liebesgedichte. Launig, wie der ganze brief geschrieben ist, bemerkt er: diese sonette, voll feuriger himmlischer liebe, lägen nun an der einen seite der ihm verehrten brieftasche, die sich auf diesen gehalt schon sehr viel einzubilden scheine; er müsse ihnen jetzt an der anderen seite durch ein zwar irdisches und gegenwärtiges, aber doch auch warmes und treues wolmeinen und lieben eine art gegengewicht hervorbringen (durch freundesbriefe). Deutlicher konnte er nicht zu erkennen geben, dass die sonette nur dichterische gebilde seien, deutlicher konnte nicht zu tage treten, dass er nicht ein heimliches verständnis hinter dem rücken der pflegemutter in scene gesetzt habe. Auch wurde in den folgenden monaten die sonettdichtung nicht fortgesetzt; das verhältniss zu Minchen blieb in den schranken freundschaftlichen anteils. Er selbst kam noch ein paarmal nach Jena, zuerst mit seiner frau. Seine Jenaer sonette trug er nirgends vor. Aber Riemer musste anfang märz einen teil derselben abschreiben, die zur aufnahme in den „Prometheus“ abgesandt werden sollten. Dies unterblieb aber; die am 10. märz nach Wien abgehende sendung enthielt nur „eine portiunkel der Pandora“. Später schickte er an die redaktion sonette von Werner, aber keine eigenen. Die ursprünglich für den „Prometheus“ abgeschriebenen waren wol dieselben, die er erst am 21. juli an Zelter sandte, der ihn mehrmals vergebens an sein versprechen erinnert hatte. Es waren dies die sonette 1, 2, 5, 3, 6, 7, so dass alle äusserungen des mädchens ausgeschlossen waren, „Wachsende neigung“ (später „Wachstum“) etwas auffallend sich eindrängte.

Ganz unbekannt ist Fischer auch der merkwürdige eintrag des tagebuchs vom 15. mai 1808 auf der mit Riemer unternommenen reise nach Karlsbad geblieben: „Unterwegs de discrimine masculi et feminei amoris: ille ἐνθουσιάζων, hic plerumque officiosus esse solet. Exempla. Meine sonette recitiert und deren intention angegeben“. Demnach sollte man meinen, Riemer, gegen den Goethe fünf monate nach der dichtung sich darüber geäussert, müsse ihre intention gekannt haben. Dieser aber ist weit entfernt, in allen sonetten die verherrlichung einer und derselben dame zu sehen. Er bemerkt, durch Werners, W. Schlegels und anderer dichter sonette, die Goethe in den Jenaischen abendgesellschaften lesen gehört habe, sei er veranlasst worden, sich im stillen in dieser dichtform zu versuchen, wie es in seiner

art gewesen, sich durch vorbilder anregen zu lassen, und so habe er sonette gleich in einer gewissen anzahl gedichtet. Dass einzelne derselben durch die schöne Herzlieb veranlasst worden, wusste Riemer sehr wol, der selbst viel mit ihr geschäkert hatte, aber er war weit entfernt, in der sammlung ein brevier von Goethe's liebe zu sehen. Merkwürdig ist der gegensatz, in den er Werners sonette zu den seinigen stellt. Diese waren lüstern und giengen meist auf den sinnlichen liebesgenuss aus. Über die wunderlichen „liebeshypothesen" des mystischen cynikers, der sich rühmte, sei er auch ein närrischer gauch, so wisse er doch zu lieben, wird er sich schon in Jena mit ihm auseinandergesetzt haben, wenn auch das tagebuch erst am 8. januar 1808 seiner bedenken und erinnerungen, wie am 25. des Werner'schen „cophtacismus" und der „heimlichen lüsternheit der herren" gedenkt. Der herzog Karl August machte sich über die äusserst unsaubere liebestheorie Werners lustig; deren praktische ausübung brachte diesen in üblen ruf. Bei dem, was Goethe in jenem berichte über den unterschied der männerliebe von der frauenliebe sagt, schwebt das vor, was er über die erstere bei Plato und Xenophon gefunden. Die männerliebe im edlen sinne hält er für begeisternd, da sie von dem erhebenden gefühle höchster menschlicher schönheit eingeflösst werde, wogegen die frauenliebe in der verehrung der würde vollendeter weiblichkeit den mann ganz von diesem bezaubernden reize abhängig mache. Man erinnere sich dessen, was Goethe in der charakteristik Winkelmanns von dessen verhältniss mit schönen jünglingen sagt, dass er nie belebter und liebenswürdiger erscheine als in solchen augenblicken. Wenn Werner bei seinen sonetten nur den lüstern sinnlichen genuss im sinne hatte, dessen befriedigung ihm als höchstes ziel galt, so stellte Goethe die geistige gewalt der vom unendlichen reize vollendeter weiblichkeit gebannten liebe dar, unterliess aber nicht des mädchens seelische hingabe an den von ihm hingerissenen mann zum ausdruck zu bringen und das erkünstelt geschmähte sonett als die diesen gefühlen ganz gemässe form zu verteidigen. Unsere siebzehn sonette sind ein liederbuch seiner kurzen sonettenzeit, worin eben so wenig tatsächliche wirklichkeit im einzelnen und völlige übereinstimmung in den äusseren umständen sich finden, wie in den Römischen elegien.

Statt der entstehung der sonette und ihrer absicht nachzugehen, sieht Fischer in ihnen eine einheitliche feier der Herzlieb, die in dem fast sechszigjährigen dichter die gefühle jugendlicher liebe erweckt habe, wie sie in der Sesenheimer zeit und ihren erinnerungen mächtig

gewesen seien, mit keinem früheren, mit keinem späteren vergleichbar. Werfen wir einen blick auf den wunderlichen aufbau, den der feine ästhetiker entdeckt hat, ohne vorher zu fragen, ob die jetzige anordnung die ursprüngliche gewesen. Er unterscheidet drei gruppen: I. 1—5 enthüllen die motive mächtigen überraschens, freundlichen begegnens, der entstehung der sonette, der ersten verstimmung und der kulminierenden leidenschaft. II. 6—10 Ein unabänderliches schicksal trennt die liebenden. Auf dem meer, wo der liebende ganz allein in und mit seiner phantasie leben muss, leuchten und glänzen ihm seine erinnerungen in ihrer vollen helligkeit. Dreimal schreibt das mädchen dem fernen geliebten: zuerst will sie versuchen, da dessen gedanken auf sie wirken, dasselbe bei ihm durch einen brief zu erreichen, dann möchte sie, das schreiben gelange an ihn, beim drittenmal hofft sie auf eine antwort. III. 11—13 beziehen sich mit ausnahme von 12 auf die sonettform. Hier finden sich persönliche beziehungen auf Goethe's im januar 1807 gedrucktes sonett, worin er die sonettform als ihm unbequem abgelehnt hatte, und auf die weihnachtszeit, während die liebenden noch immer durch das meer getrennt sind. Die beiden letzten sonette sind der verteidigung und dem preise der sonettdichtung gewidmet. Man tadle und bemängele die form nicht, in welche sich der inspirierte inhalt liebenden gefühls ergiesst. Sie kommt von oben wie die inspiration. Wir müssen gestehen, dass wir kaum etwas unkünstlerisches denken können als die vereinigung dieser drei bunten gruppen, auf die wir nicht näher eingehen mögen, zum preise der erwählten. Das ist keine „liebesgeschichte“. Freilich sagt Fischer: „Erlebt ist die liebe, nicht die geschichte, als scenerie genommen, der lyrische bestandteil, nicht der epische.“ Aber seltsam ist doch eine geschichte, die keine geschichte ist, eine geschichte, in welcher die folge des geschehenden sich widerspricht. Nachdem die liebenden sich gefunden, das mädchen schon geklagt, dass ihr schatz, der bereits ein sonett auf sie gemacht, und sich beeilt hat, es ihr vorzusingen, ist dieser stumm und starr geworden. Plötzlich will er in „heissem liebestoben“ sie umarmen, aber von ihrem anblick wird er niedergeschmettert, als hätte er noch nie sie geküsst und umschlungen. Nachdem das schicksal den geliebten gezwungen, sich von ihr zu trennen, ja ihn getrieben, über das meer zu fliehen, schreibt das mädchen ihm dreimal; auf einmal wird er von „sonettenwut und raserei der liebe“ ergriffen, was er als strafe für seine verachtung der sonettform ansieht, und sendet auf weihnachten zur freundlichen erinnerung süssigkeiten über das meer. Weiter (ich scherze nicht, sondern Fischer deutet wirklich so),

wird er durch die weihnachtszeit als „den jüngsten tag im jahre“, an das weltgericht, als „den jüngsten tag der welt“, erinnert; da beschwört er sie denn, ihn „zu erhören, zu erwidern, zu belohnen“, damit nicht ihretwegen der jüngste tag zu einem ganzen jahre werde. Und doch hat die angeflehte ihm längst ihre liebe gestanden. Auch ziemt ein solches tändeln am wenigsten dem durch das schicksal von ihr getrennten liebhaber. Die drei gruppen schliessen mit der verteidigung der verwendung des sonetts zum liebesliede. So etwas muss jeder nicht vom vorurteil bestrickte für unmöglich halten, die dazu nötigende deutung verwerfen. Ebenso unverkennbar ist der zwang, den Fischer einzelnen sonetten antun muss. So schon dem zweiten. Dieses soll nach ihm nicht eine auf die allegorische darstellung des ersten folgende schilderung des plötzlichen ausbruchs der liebe sein, sondern die des widererkennens. „Der wanderer kommt in seinen wintermantel etwas vermummt; wie er die hülle abwirft, erkennt und begrüsst ihn das mädchen auf das herzlichste.“ Nun konnte der vermummte wol von der geliebten nicht erkannt werden, aber unmöglich hinderte die vermummung diesen, die geliebte zu erkennen, ja er hat des mädchens gesicht so genau gesehen, dass er davon entzückt war, wenn er sich auch zunächst so zu fassen wusste, dass er ihr nicht folgen wollte. Diese missdeutung ist viel ärger als v. Loeper's „dichterische widergabe einer wirklichen begegnung“ (zu Jena im november oder december 1807) und die beziehung auf die im sechsten sonett beabsichtigte abreise. Fischer glaubt durch seine missdeutung dem widerspruche zu entgehen, in dem bei seiner einheitlichen fassung des sonettenkranzes das zweite mit dem fünften steht. Aber dass das mädchen die geliebte gewesen, ist mit den folgenden sonetten unvereinbar. Freilich weist Fischer solche bedenken mit leichter hand zurück. „Man könnte fragen“, bemerkt er, „wie denn das vierte sonett auf Minna Herzlieb passe, auch das achte, neunte und zehnte, und das sechste und siebente auf Goethe“. Es seien, meint er, die motive, die der dichter in und zu der ausführung seines themas braucht, und der gegenstand des letzteren zu unterscheiden. Aber wenn der dichter die stimmung lyrisch schildern wollte, in die ihn die liebe zu Minna versetzte, durften die äusseren verhältnisse sich nicht geradezu widersprechen. Und wozu die einen so weiten raum einnehmende verteidigung der sonettform? Und alles, was wir von der entstehung der sonette und Goethe's eigenen äusserungen darüber wissen, stimmt nicht zu jener ausgetüftelten, jedem gesunden sinne widerstrebenden künstelei. Auch zwischen sonett 6 und 7 ist ein widerspruch nicht zu verken-

nen. Während im letzteren der liebende unmittelbar vor der abreise mit thränen und tausend küssen vom mädchen abschied genommen, hat er sich nach dem sechsten dadurch, dass er den gewöhnlichen genüssen eines behaglichen lebens entsagt, zur reise gerüstet. Ein solcher widerspruch ist nur gestattet, wenn alle sonette nicht ein unzertrennliches ganzes sind, und nicht auf dieselbe geliebte sich beziehen.

Ausser den fünfzehn sonetten der drei Fischer'schen gruppen erhalten wir zum schlusse noch zwei persönliche. Fischer betrachtet sie als guirlande zum kranze, und diese guirlande soll auf die beiden ersten sonette, die uns erwartungsvoll gespannt, die antwort geben. Fürwahr eine gar wunderliche! Der see des hingelagerten alpenstroms, womit der dichter sich im ersten sonett verglichen, soll nicht bloss die gestirne spiegeln, sondern auch ein frauenbild! Auf die frage, wann und woher er dieses frauenbild empfangen, deuteten die beiden letzten sonette Epoche und Charade. Aber wer wird hier noch an jenen vergleich mit dem see denken und an den ganz nebensächlichen zug, dass die gestirne sich im see spiegeln, während dort der hauptzug ist, dass sie zu ihrer verwunderung ein neues leben schauen. Die Epoche soll nach Fischer der abend des 29. november sein, an welchem Goethe die „Pandora" zu dichten begonnen habe. Das ist einfach nicht wahr. Dieses geplante und schon entworfene festspiel begann er am 19. zu dichten, erst zehn tage später, am mittag des 29., übte Minna einen so mächtigen eindruck auf ihn. Noch schlimmer ist die missdeutung des sonetts selbst. Dieses spricht deutlich genug. Wie dem Petrarca einst der karfreitag durch den ersten anblick seiner Laura so bedeutend geworden, da er ihn mit unendlich hoher liebe erfüllte, die ihm leider ewiges herzensweh gebracht, so ihm der advent (der 29. november) 1807, an dem die von ihm längst geliebte, aber dann aus dem sinn geschlagene Minna mit dem strahl vollendeter weiblichkeit sein herz getroffen. Doch die liebe solle ihm nicht, wie jenem, ein ewiger karfreitag sein, sondern ihr erscheinen am advent ihn stets erfreuen, wie der dem karfreitag vorangehende einzug des herrn in Jerusalem („süss unter palmenjubel, wonneschaurig") als seiner herrin (nicht des herrn) ankunft (ihr einzug in sein herz), als ein ewiger maitag, eine beseligende, ihm unvergängliche erinnerung. Die arge missdeutung, zu der die geistreichelnde manier v. Loeper's Fischer verleitet hatte, hier unter der herrin ankunft den völlig ungehörigen geburtstag Minna's zu verstehen, war Fischer hier so willkommen, dass ihn mein verständiger einspruch ausser sich brachte. „Als ob der

advent, der herrin ankunft, die der dichter ausdrücklich hervorhebt, etwas anderes sein könnte als ihr geburtstag“, lässt er sich vernehmen. Aber nicht Minna's geburtstag, den Goethe kaum kannte, hat sich ihm ins herz gedrückt, auch nicht der tag, wo er sie zum erstenmal als kind gesehen, nicht einer der späteren tage, wo er sich an ihr erfreut, nur der advent 1807, wo sie ihm in ihrer vollen, bezaubernden weiblichkeit aufgegangen. Auch war ja der advent nicht der geburtstag des herrn, er fiel fast vier wochen früher. Goethe hat auf den einzug des herrn in Jerusalem glücklich angespielt, ja die worte launig etwas verschlungen. Man widerlegt einen gründlichen forscher nicht dadurch, dass man ihn, wo man seinen einspruch unbequem fühlt, als absurd abfertigt. Auch Fischers auslegung der Charade, dass sie auf die frage antworte, von wem der see das bild empfangen, scheint wunderlich. Abweichend von Werners gröberem rätsel, wodurch es veranlasst worden, nennt es nicht den namen (welcher liebhaber würde auch die geliebte mit dem zunamen anreden?), sondern bezeichnet die geliebte mit dem kosewort Herzlieb, wobei freilich darin eine neckerei nicht zu verkennen ist, dass diesen namen wirklich ein geliebtes wesen führt, zu dem die bedeutung des namens stimmt. Wäre die in sämmtlichen sonetten gefeierte wirklich die Herzlieb, so hätte es am schlusse nicht heissen dürfen, er hoffe als namen der geliebten sie zu lallen, sie als solche zu erblicken und zu umfangen: schon im zweiten sonett hat diese in seinen armen gelegen, im vierten hatte sie geklagt, dass er so ernst gegen sie sei, im siebenten hatte er nach viel tausend küssen von ihr abschied genommen. Und stände denn bei einer dem faden durchgängiger einheit der handlung folgenden anordnung die Charade am schlusse nicht an unrechter stelle?

Dass die anordnung der sonette ursprünglich eine andere gewesen, hat Fischer gar nicht geahnt. Wie die Weimarische ausgabe berichtet, haben sich die sonette 3, 9, 15 und 17 auf vier einzelnen, von Goethe selbst geschriebenen blättern erhalten, die oben rechts nach Goethe's weise gezählt sind, während links die folge der sonette durch zahlen bezeichnet ist. Das erste trägt die zahl 3, das siebente 9, das fünfzehnte 17, das siebzehnte 16. Dem herausgeber entgieng, dass diese blätter zu einer dem ersten drucke (von 1814) vorangegangenen sammlung, wahrscheinlich der ersten, gehört haben müssen, die ihn 1808 nach Karlsbad begleitete. Hiernach giengen dem ersten sonett ursprünglich noch zwei voran; man könnte an 11 und 13 denken. Den schluss bildete 15, das gespräch des dichters mit dem mädchen; die Charade stand an drittletzter stelle, wonach man vermuten kann, dass Epoche,

wie jetzt, die vorletzte eingenommen. Auch in der Zelter gesandten probe waren die sechs ersten sonette in einer weise geordnet, die zu Fischers erster fünfergruppe nicht stimmt (4 fehlt, 5 steht vor 3). So sehen wir also den die dichtung schädigenden seltsamen aufbau eines einheitlichen ganzen auch durch die handschriftliche überlieferung zerstört.

KÖLN. HEINRICH DÜNTZER.

MISCELLEN.

Oberrheinische sprichwörter und redensarten des ausgehenden 15. jahrhunderts.

Nachstehende sprichwörter und redensarten sind der ohne den namen des verfassers in einer Colmarer handschrift überlieferten politisch-kirchlichen reformschrift aus den jahren 1490—1510 entnommen, über welche ich vor einiger zeit in der schrift „Ein oberrheinischer revolutionär aus dem zeitalter kaiser Maximilians I.“ (Westdeutsche zeitschrift für geschichte und kunst, ergänzungsheft VIII, 1893) mitteilungen gegeben habe. Der verfasser des umfangreichen werkes, der sich bei abfassung der schrift bereits in vorgerücktem alter befand, entstammte, wie A. Schulte[1] neuerdings wahrscheinlich gemacht hat, dem südlichen Breisgau; hier, etwa in der gegend von Lörrach, wird wol auch die reformschrift, die offenbar aus einer engen bekanntschaft mit dem dortigen bauernvolk heraus und für das volk geschrieben ist, entstanden sein. Nur einem teil der zahlreichen redensarten, denen der verfasser das prädikat eines „gemeinen spruchs“ oder „alten spruchs“ beilegt, scheint diese bezeichnung mit recht zuzukommen. Wir teilen im folgenden nur solche wendungen mit, die, zum teil in den gleichzeitigen oberrheinischen litteraturdenkmälern in ähnlicher form widerkehrend, mit einiger wahrscheinlichkeit als wirklich volkstümliche bezeichnet werden dürfen[2].

1. Alt schuld rost nit; lang gebeit ist nit lidig geseit (f. 43^b).

2. Wer will niessen, der soll mit der hilf zůschiessen (f. 49^b).

3. Ein alter spruch: bose geschlecht uff erden machen uns ein bosi figur in himeln (f. 52^a).

4. Ein gemeiner spruch: wen got nit het selber gesetz geben, so hiesch die vernuff noch der natur, daz wir můsten gesatz han (f. 52^b).

5. Hutt bi tag ein spruch ist: das glůk hilft dem kůnen (f. 53^b).

6. Ein altes wort: brief und siegel hant kraft, aber untrůw macht si lugenhaft. Truw und worheit[3] schlecht für, als ich in allen sachen spur, wie truw und gerechtikeit gont durch alle land, wan brief und sigel sint geschant[4] (f. 67^b).

1) Litterarisches centralblatt 1894 nr. 53 sp. 1917 fg.

2) Die den folgenden auszügen beigesetzten verweise beziehen sich auf blätter und seiten der handschrift nr. 50 der stadtbibliothek zu Colmar im Elsass. Die rechtschreibung ist nach den grundsätzen, die in dem vorwort zu meiner bearbeitung der reformschrift entwickelt sind, vereinfacht worden.

3) *Hs.* wordher.

4) f. 162^a, *wo derselbe spruch mit geringen abweichungen angeführt wird, steht* verbrant *für* geschant.

7. Do ist ein gemeiner spruch: wer het, dem gipt man noch mer, und man nimpt den armen die armůt, so si hand (f. 68[b]).

8. Das ist im bruch: zeig mir den man, ich zeig dir daz recht; hilf mir hut, hilf ich dir morn (f. 70[a]).

9. Als der gemein spruch: was daz herz ze voll ist, louf der munt uber (f. 72[a]).

10. Daz ist wider der gebuwer spruch, die unverholen sagen, es hab nie kein wolf sin vatter gesehen (f. 73[a]).

11. Also seit der babst: gib mir ein halben guldi, ich will dir ein brief gen, daz du sunder pin in dem himel kumpst: „ein burg wer gůt, sprach Holtzapfel“ (f. 93[a]).

12. Ein gemeiner spruch: wer eins brůders mangelt, der mangelt eins fiends, und wer nit gesibt hat, der hat nit nider (f. 122[a]).

13. Man spricht: ein gůtter rot sig eins bekummerten mans arzni (f. 122[a]).

14. Eigener nutz, kindscher rott het vil land vertodt (f. 124[a]).

15. Ein alter spruch: waz dich nit brent, daz unterstant nit zu leschen (f. 134[a]).

16. Der daz gluk het, der mag die brutt ziehen (f. 135[b]).

17. Der gemein spruch: man soll die berli oder schöne rosen nit den suwen furschutten (f. 154[a]).

18. Die kleinen dieb die henkt man, die grossen .... (*lücke im text*) (f. 159[a]).

19. Ein gemeiner spruch: wan der apt wurfel leit, so ist den munchen erloupt zů spillen (f. 178[a]).

20. Gliche burde brechen keinen den hals (f. 180[b]).

21. Darumb schlecht gern glis noch grommen. Es mach[t] kein rapp kein valken (f. 174[a]).

22. Mit dem munt verredt der specht sin junge (f. 96[a]).

23. Die zitt ist hie, daz daz rech[t] ist arm geworden. Der pur wird schlahen den Carnoffel[1], der lang der pabst im cartenspill ist gesin. Der sibende keiser wirt den kunig stechen. Der daz gluk het, der mag die brutt ziehen. Der suw vergeß ich nit. Wan ich fier hab, so zuch ich, waz do lit. Ubersich ich aber die schanz, so hilft mich nut der sequenz. Dem ich's nit gun, dem muß ich's weren, anders ich kem in hend eins anderen herren (f. 135[b]).

GIESSEN. HERMAN HAUPT.

Des Nigrinus schrift „Wider die rechte Bacchanten“.

„Die allgemeine einteilung, zahlreiche beispiele, am anfang die betonung des nationalen elements, die besondere ermahnung an die prediger, zum schluss die einwendungen der trinker, übernimt von Friderichs werk [„Wider den Saufftenffel“][2]

1) Über das karnöffelspiel und seine verwendung zur politischen satire vgl. J. Voigt, Über pasquille, spottlieder und schmählieder aus der ersten hälfte des 16. jahrhunderts, in F. v. Raumers Histor. taschenbuch, jahrg. IX (1838) s. 402 fgg. und Grimms Wörterbuch V, 220 fg.

2) Wider den Saufftenffel / Etliche wichtige vrsachen / Warumb alle Menschen sich fur dem Sauffen hüten sollen. Item / Das das halb vnd gantz Sauffen Sünde / vnd in Gottes Wort verboten sey. Item / Etliche Einreden der Seuffer / mit jren verlegungen. Durch Matthaeum Friderich von Görlitz M. D. L. II. Am schluss: Gedruckt zů Leipzig / Durch Georg Hantzsch.

Georg Nigrinus (eigentlich Jörg Schwartz) in seinen deutschen versen „Wider die rechte Bacchanten“ 1559[1]. Auch Franck's Laster der trunkenheit[2] benutzt Nigrinus, wie es die verwendung derselben sprichwörter und ähnlicher genrebilder (von der trunksüchtigen ehegattin, bei Frank F 2, bei Nigrinus s. 27 fg.) erweist.“

So spricht sich Hauffen in seinem aufsatz „Die trinklitteratur in Deutschland bis zum ausgang des sechzehnten jahrhunderts“[3] über das verhältniss des Nigrinus zu Friderich und Franck aus und erweckt durch seine ausführung durchaus falsche vorstellungen. Aus den worten Hauffens müssen wir heraus lesen, dass Nigrinus in der hauptsache sich auf Friderich stützt und nur gelegentlich auf Franck hinübergreift. Tatsächlich liegt nun, wie sich leicht zeigen lässt, der fall grade umgekehrt. Und die folgenden zeilen sollen dem nachweise dieser behauptung hauptsächlich deshalb gewidmet sein, weil uns die genauere vergleichung des Nigrinus mit Franck interessante aufschlüsse über die art der benutzung und die arbeitsweise des ersteren gibt. Und der Battenberger Jörg Schwartz, der streitbare superintendent der grafschaft Nidda verdiente wol auch eine ausführlichere und liebevolle behandlung, wie sie seinem landsmanne Erasmus Alberus durch Schnorr von Carolsfeld in so trefflicher weise zu teil geworden ist. Zu dieser arbeit können vielleicht die nachfolgenden bemerkungen einige bausteine herbeitragen.

Auf den saufteuffel des Friderich haben ersichtlich Franck und Schwarzenberg gewirkt. Daneben mag man noch an andere wie z. b. Brant denken. Die gleichen schriften kannte wol Nigrinus, so dass an einigen stellen die benutzung Friderichs fraglich bleibt. Merkwürdig ist auch, dass Nigrinus an stellen, wo er das gleiche erzählt wie Friderich, doch so gut wie gar keine wörtlichen anklänge an dessen text bietet, während sie im ähnlichen falle bezüglich Francks auf schritt und tritt begegnen. Zwar bietet ihm die lebhafte, mit sprichwörtern und wirksamen bildern getränkte redeweise Francks auch mehr gelegenheit dazu, als die trockene langweilige diktion Friderichs. Doch immerhin bleibt die ganz verschiedene art der benutzung auffallend. An manchen stellen lässt sich über die vorlage des Nigrinus nichts entscheidendes bemerken, da ja, wie Hauffen (a. a. o. 502 fgg.) schon gezeigt hat, die ganze trinklitteratur im 16. jahrhundert eng zusammenhängt und beispiele wie reflexionen sich überall vererben. Manches beispiel mag so nicht die nachbildung eines bestimmten musters sein, sondern aus den in jener zeit mit ungeheurem eifer angelegten sammlungen von loci und collectaneen stammen. Sie sind überall und immer typisch (z. b. Friderich D 1[a], Nigrinus s. 61; Friderich Diij[b], Nigrinus s. 67). Hierher gehört auch der patriotische eingang und die betonung deutscher macht und würde (vgl. Hauffen a. a. o. 508). An andern stellen mag bei Nigrinus ein einfluss Friderichs vorliegen, so wenn er gegen die prädikanten eifert, die durch ihr trunkenes leben selbst ärgerniss geben (Nigr. s. 13 und 19, Frid. Dij[a] fg.), so ferner, wenn

1) Wider die rechte Bacchanten / das ist / Bacchi diener / so dem schendlichen / greulichen / vnd schedlichen laster der Trunckenheit ergeben sind / auß heiliger schrifft / auch andern vnd Heidnischen Büchern ein sehr lüstig vnd nützlich Büchlein / Reimenweiß gestellet / ꝛc. Durch Georgium Nigrinum .... Gedruckt zu Franckfort am Mayn / bey Peter Brubach / im Jar 1559.

2) Von dem grewlichenn laster der Trunckenheit so inn disen letsten zeytenn erst schier mit den Frantzosen auff komen / Was füllerey / sauffen vnnd zůtrincken / für jamer / vnrath / Schaden der seel vnnd des leibs / auch armůt vnd schedlich not anricht / vnd mit sich bringet. Vnd wie dem vbel zůrathen wer / gruntlicher bericht vnd ratschlag / auß gőtlicher geschrifft / durch Sebastian Franck. [Unter der vorrede: 1531.]

3) Vierteljahrschrift für litteraturgeschichte 2, 501.

Nigrinus bei den einwürfen der bacchanten gegen die aufgestellten forderungen ihre gründe fast ebenso schildert, wie sie einzelne kapitelüberschriften in Friderichs letztem teil widergeben (vgl. Nigrinus s. 87 und 94 mit Friderich G j^b fgg.).

Aber der einfluss ist schwach und geht wenig tief, den der sauffteuffel auf Nigrinus ausübt. Die einteilung des ganzen bei Nigrinus steht Franck weit näher als Friderich, wie dies auch Hauffen (a. a. o. s. 504) im gegensatz zu seiner oben angeführten äusserung (a. a. o. s. 501) geltend macht. Im einzelnen soll es die nachfolgende übersicht zeigen, die jedoch nur die hauptstellen hervorhebt und nicht den anspruch macht, den einfluss von Francks schrift auf die darstellung des Nigrinus erschöpfend darzustellen[1]. Das gegebene material genügt aber vollständig zum beweise der oben aufgestellten behauptung. Ich ordne nach der zeitlichen folge bei Nigrinus, um dadurch zugleich zu zeigen, dass Nigrinus in seiner benutzung sich nicht an Francks anordnung hält.

Nigrinus.

S. 23 (Das trinken)
Bringt Augen rodt / den Schlag / vnd mehr /
Harmstreng / Hertigkeit im athem /
Lenden weh / den krampff in waden /
Die Lungen seuch / das Podagram /
Das vom wasser trunck nie her kam.
Macht blöde köpff / vnd in dem Heubt
Den Schwindel / der die sinn bedeubt /
Stinckenten Athem / Wassersucht /
Das einer allzeit blest und kaucht.
Die sprach sie manchem nimmet gar /
Macht Alt vnd graen für dem Jar.
. . . .

Franck.

Gj^b
Ain böß vnzeitigs alter / blöden dollen kopff / schwindel im haupt / trieffende augen / ain stinckennder athem / böser mag / zitterendt händ / das podagra / die wassersucht / fliessend ölschenckel / ein flüssig haupt kriegt
. . . .

Nigrinus.

Ein Truncken poltz ist sein selbs feind
Der sich mit keinen trewen meint /
Seins eigen leibs ein mörder ist /
Der sich vol seufft vnd vberfrist.
Vom andern könt ers leiden nicht /
Das durch sein eigen wiln geschicht.
Das sind je arm elende leut /
Die sich selbs schinden in der heut /
Sind ein vrsach jhrs verderben /
Wenig eins guten tods sterben.

Franck.

Dz seind je arm leüt / die also geplaget seinnd / das sy jhr selbst gröste feind sein müssen / vnd sich selbs vmbringen. Wann es jhnen ain andrer thet / wurden sy jhm biß an der welt end nachraisen biß sy jhren feind erschlichen.
. . . .

Nigrinus.

Vnmessigkeit das leben kürtzt /
Dann mancher so den hals abstürtzt.
Es wirt auch mancher lam vnd blind

Franck.

Gij^a
Von wegen des fraß / seind vil zů boden gangen. Wer aber mässig lebet / der wirt seinem leben zůthůn. Daher kommet auch das sprich-

1) Um nicht zu viel raum in anspruch zu nehmen, stelle ich nur für die erste hälfte des Nigrinus seinen wortlaut dem Francks gegenüber und gebe für die weiteren stellen nur die citate.

(S. 24) Gemacht werden arm weib vnd kind
Widwen vnd Waysen durch den wein /
Wer kan erzelen alle pein?
Das weinglaß mehr erseuffen thut /
Dans Meer vnd alle Wasserflut /
Viel so ersticken on gefehr /
Erstickt sich mancher so on wehr /
Mit einem glaß / vnd weiß nicht wie.

wordt / Ehs ertrinckenn mehr im̄ glaß / dann im̄ wasser. Der Bacchus bringet mer vmb dann Mars vnd Pallas.

(S. 24) Die narung macht sie manchem klein /
Vnd mit dem leib das gut verzert /
Das Zipffel vnd Sack werden glehrt.
Vber armut vnd thewer zeit
Klagt man im gantzen Land itzt weit.

Dj [b] Was wundert vns dann das wir arm seind / vnd kein gelt im̄ Teütschē land ist weil wir vollen / truncknen teütschē mer verthōd dann wir haben im̄ zypffel vnd sack.

Dj [a] . . ist leichtlich abzůnemen / vnd greiffliche vrsach / das ain arme welt ist / vnd yederman armůt klagt.

(S. 26) Man schütt mehr wein itzt in die kind /
Die kaum gestern geboren sind /
Dann die alten selbest etwan /
In grosser gastung han verthan.

Dij [b] Da wirt mer weyn verschlaudert vnd in̄ die kind geschüt / dan̄ vnser älteren haben außgetruncken.

S. 27 =

Fj [b] absatz 2 bis Fij [a] z. 7.

(S. 28) Will er haben ein nössel wein /
So muß jhr helblein dabey sein /
Sie hetschet jmmer nach dem man /
Das maul stinckt jhr nach der wein kan /
Nimpt er sie dann nicht allzeit mit /
So henckt sieß maul wie ein Pfanschmit /
Einer eln lang die gantz wochen.

Fij [a] Wann der man ein seidlein will haben / so will die fraw ein maß / Noch wunderet vns das kain gelt im land ist / Hetschen ymmer mit / hangen hinnden an den mannen / das der myst dest belder auß dem hof kom̄ / Nimpt er sy nit mit / so hengt sy das maul / vnd gibt dem man die gantzen wochen kain gůt wort.

(S. 33) Drumb muß sein so ein armer hauff /
Ders frist vnd seufft auff einmal auff:
Kein auffhörn ist bey jederman /
Obs schon ehrlich ist gfangen an.
Es wirdt nicht wölffler auf der erdt /
Dieweil das volck ist so verkehrt /
Vnd gantz dem sauffen ergeben /
Als könte man sonst nicht leben.
Der wein wirt am Jüngsten tage /
Die Gottlose Welt verklagen /
Welch jhn mißbraucht in völlerey /
Vnd leib vnd gut verderbt dabey.

Cij [b] Nun kan doch nit gnůg mehr wachssen / so ein sauffende welt ist jetz / von dem kind biß auff den altenn / alles versoffenn was wir auffbringenn / Darumb darff sich niemandts kainer wöl-[Ciij [a]] flen versehen / sonder einer ewigen ståten thewrung / geradt wie es wöll das ich des fürkauffs geschweige / Wie wöllen wir mit dem wein außkommen / an dem Jüngsten tag / der da wirt stehen vnd vns anklagen mit allen creaturen / die wir also laydig veruneeret haben / vnd Gott inn jn geunheyliget.

(S. 35) Denn was soll ich vom Geitz sagen /
Mit seinem grossen wolffes magen /
Dient jhm nicht auch die Truncken-heit?

(S. 36) Sprich ja / so gibstu recht bescheidt /
Wer viel verthut muß viel haben /
Vnd solt er all Welt außtraben /
Erdencken manchen ranck vnd list /
Das jm am sauffen nicht gebrist /
Da kompt her all finantzerey /
Wuchern / liegen vnd Triegerey /
Das itzlicher sein sack mach voll /
Erdacht wirdt mancher newer zoll /
Vnd stewr geschlagen auff den wein /
Dieweil sauffens kein end will sein /
Drumb haben auch das meiste gelt
Die mit wein handeln in der Welt /

. . . .

Drumb gehts wie Esaias spricht /
Ein jeder auff sein schantze sicht /
Ein jeglicher in seinem standt
Geitzet für sich durchs gantze Landt /
Vnd sprechen allzeit: kommet her /
Wir wöln aufftragen nach der schwer /
Vns voll sauffen beim guten wein /
Vnd soll morgen wie heutte sein /
Vnd noch viel mehr / vnd woll besser.

(S. 38) Viel geschicht in der Trunckenheit /
Das einem baldt muß werden leidt.

. . . .

Das hertz der Trunck im munde hat /
Es achtet weder nutz noch schad:
Ein voller offt mit lachen sagt /
Das er nüchtern mit weinen klagt /
Dann Kinder / Narn vnd Truncken man /
Die warheit nicht verbergen kan.

. . . .

Giiij b [vgl. Dj b]

Zu dē dritten / wa man gern wollebt vñ vil verthůt / muß mā vil haben / Daher geitzelt man wie man kan / rips raps iñ mein sack / dann wein will gelt haben / kein gelt / kein gesell / Da heben sich dañ all böß fäd vnd geschraufft griff an / wie man sich inn handel richt / das es wein trag / Da lůg ein jeder seins kauffs / wie er gelt vnd gůt gewinn. All fortel vnd finantz haben hie jrē vrsprung ... Gelt regiert die welt / das thůts fült vns den schlund. Darnach tracht jedermā dē wolfs magē zů erfüllen. [Vgl. auch Dj b]

[Als dann gylt es schyndens vnd schabens / vnd gehet vber das arm volck / welches selb nit eine geringe schuld daran hat .....

Daher kompt dann das der Fürst mit den Burgern verdirbet / vnnd niemandt nichts hat dann die selbigenn / die mit wein / gewůrtz / seyden vnnd samat handlen / vnnd zů der vppigenn hoffart vnnd hochmůt des lebens helffenn. Dj b]

Summa / sie lůgen all wie der Prophet Esaias .56. spricht / auff jr schantz / vnnd ein jeder auff seinen genieß / sprechend / Kompt her / wir wöllen sauffen vnd vns vol most trincken / es ist eben morgenn wie heüt / oder vielleycht noch besser.

Cij b

Zů dē dritten / Redt mancher vol / das er lähr mit dem leib můß zalen / vnd ander mit sich inn jamer vnd not bringt / vnd den offt die streng frag nit hat verrathen / den verrath der weyn das er sagt / das er morgenn klagt. Der wein waißt kain maß / behelt kein geheimnuß / hat kain zaum / redt jhm selbs den halß ab / sagt sein boßheyt selbs / Vnd den zehen Jar nit haben dargeben / den verkundschafft der wein. Darumb die Alten haben gesagt / Inn kindern / weinigen / vnnd narrenn sey die warheyt / was sie dencken vnd wissen / das reden sie / aber vnzeytig / nemen kein blat für das maul.

(S. 39) Ja Daummen Stöck vnd Hen-
ckersknecht
Kön nicht so woll ein lernen recht
Vnd heimligkeit außforschen fein
Wie die selber außgeust der wein.

. . . .

Sein eigen boßheit vnd auch schandt /
Macht offentlich derTrunck bekandt.

(S. 42) Der wein macht leichtfertige
leut /
In wort vnd wercken nichts ge-
scheut /
Doch menlichs vnd redlichs do /
Wer leppisch ist des ist man fro /
Ein Fatzman Lotterbub vnd Thor /
Den zeucht man für den andern
vor /
Der da Schalckheit sich thu fleissen /
Mit bossen vnd zotten reissen /
Zech frey ein solcher baldt muß
sein /
Mit silbern schildt behangen fein /
Vnd ist doch nichts dann ein grob
lapp /
Ein vnuerschempter recht dildapp /
Man solt sie mit kolben laussen /

. . . .

(S. 43) Wie Paulus alln gebeut mit
fleiß. 2. Thess. 3.

Fiiij[b] Wir wöllen alda [am jüngsten gericht] die vollen zapffenn sehen / die solch narrenn deß ding für ein hofweiß vñ wolstandt halten / gleich als hab ein Christ nit anderst zů thon vnd zů reden / dann das er sein zeit also hinbring. Da bestellen sie auch vñ besolden spylleüt / abenthewrer / fatzmenner / die mit loser thåding den narren ein kurtzweyl machen / Ja man hört hinder dem wein nichts dapfers noch manlichs / ich geschweig götlichs. Alda ist alle leüchtfertigkayt / sagt ein jeder sein tandtmer / Narren werck vnd wort seind das benedicite vnnd gratias schampare / vnzüchtige wort seind der hoffrecht / Da lacht vnd kytzelt ein narr den andern / vnnd wer [Gj[a]] gůt possen kan reyssen / vnd den armen beüchen ein frewd machen / der ist zech frey / můß vol sein / hengt jn silbere schylt vnnd wappenn an den halß. / Die sollenn nur vrkund gebenn seyner kunst wie redlich ers verdient hab / Sollich lappen vnd dildappen seind wir vnder dem Christenlichen namen ..... [Es folgt auch hier die stelle 2. Thess. 3.]

(S. 43.) Wer Trunckner leut hendel
betracht /
Das es jhm Christlichen weh
macht /
Muß mit Heraclito weinen /
Das erbarmen möcht die steinen /
Wers lecherlich als ein welt kind /
Anschawet / vnd kein ekel find /
Muß mit Democrito lachen /
Das ihm wol möcht der Bauch
krachen.
Solch ebenthewr vnd Affenspiel /
Muß einer sehn bein Trunckneu
viel /
Die Narn bey jm gar wolfeil sein /
Die Bacchus außbrut durch den wein.

E iij[a] (Der wein) vernicht alle Gottseelige anfeng wie man sicht / wann man wol betruncken ist / wie die narren so wolfayl seind / Da solt einer gern der abenthewr zůsehenn / was für affenspil sie anfahen / Vnd wer nüchtern darhinder steet / der sicht wünder. Sicht er die sach Christlich mit ernst an / so möchte er sich mit dem Heraclito zů tod weynen / Sicht ers schimpff weiß / vnd lecherlich an / solt er sich wol mitt Democrito kranck lachen

. . . .

Anacharsis ein Weiser Heid
Gab einem auff ein zeit bescheidt /
Der fragt / wie er feindt werden söll /
Der Trunckenheit vnd vbrig völl /
Er můß nemlich für augen stelln /
Allzeit die narheit der Geselln /
Ihrn groben schendlichen wandel /
So würd jhm mißfalln der handel.

Anacharsis warde gefragt wie einer dem zů-trincken solt feynd werden / Da sprach er / Wañ einer der wilden narren geberd der vollen jhm für die augen stellet.

S. 50 =

Eiij[b].

(S. 51) Wann schon einr will messig leben /
In zucht vnd nüchternkeit sich geben /
Wills nicht zu mall all sauffen auß /
Muß han mit andern manchen strauß /
Er ist keins mannes namen werdt /
Ja der verzagest auff der Erdt /
Trinckstu wenig so bist mein feindt /
Trinckstu jhr zwey so bist mein freundt /
Halber wein ist halber gesell /
Weibisch ist der nicht sauffen will /
Ein küssenpfenning muß er sein /
Ein saugenzippeln alln gemein /
Wer nicht all zech will halten auß /
Vnd teglich mit leben im sauß /
Ein Baur vnd auch ein grob gesell /
Dann sauffen macht jtzt recht Edel.
Wer dann nicht hengt an Christo hart /
Vnd volget dern Aposteln wort /
Vnd ist mit willn vnd gern jhr spott /
Damit er ehrlich sey für Gott /
Vnd ist ein narr willig auff Erdt /
Das er in Gotts reich weise werdt /
Will auch dann nicht der letzte sein /
Vnd soll er sich völn wie ein schwein /
Der seuffet hin ohn lust vnd willn /
Damit er anderns maul mög stilln /
Vnd bleib also ein Eselman /
Ey ich wolt sagen Edelman:

Hj[a] Vnnd wann schon etwan ein nüchter züchtig [Hj[b]] man ist / dem nit wol damit ist / vber disen schlahenn sie all den giel / diser taugt nit / darff nit vnder die Edelleut / Ist er eyn Edelman / so můß er darumb ein weib sein / ein saugennzypffel ein küssenpfeñing. Kurtz wer nit mit hetscht / der ist ein schelm paur / vnflat / keins gůtē gesellen wert / zů kainē ehren tauglich. Darzů ist es komen / das schād zů eheren füdert / Wer sich nun laßt bewegen vnd nit mit Christo vnd den Aposteln der welt narr vnnd gecreützіget will sein / der trinckt mit / machet ein narr zehen / ob er jhn schon nit wol last / er will darum̄ den Adel nit verlieren. Vnd ee er mit Christo ein paur wolt sein / ja recht edel / ee wolt ehr sich zů tod trincken / damit er ein esel (wie sprich ich) edel blib.

(S. 52) Vnd nicht mit Christo sey
ein Baur /
Gescholten von andern ein Laur /
Dann ehr bein Menschen lieber hat
Mancher / dann preyß vnd rum bey
Gott.

S. 54 abs. 1 = Hij[b]. S. 55 = Dij[b]. S. 57 fg. = Cij[a]. S. 59 fg. = Fj[b] und Ciiij[b]. S. 63 = Diiij[a]. S. 64 fg. = Giiij[a b]. S. 70 = Giiij[a]. S. 73 abs. 4—76 (passim) = Diij[a b] Diiij[a]. S. 80 = Cj[a b]. S. 80 = Eij[b]. S. 82 fg. = Aiiij[a]. S. 85 fg. = Hiij[a b]. S. 91 fgg. = Hij[a].

Die vergleichung von Nigrinus' art darzustellen mit der seines vorbildes Franck, zeigt uns, dass der nachahmer sich durchaus nicht zu verstecken braucht. In nicht ungewandte verse kleidet er seine lebensvolle und angeregte schilderung ein und weiss die gefahr der langweiligkeit, der Friderich bald erliegt, zu vermeiden ohne allzu krasse farben auf seine palette zu nehmen und allzu derb in seiner zeichnung zu werden. Seine benutzung von Francks schrift ist durchaus keine mechanische; Francks material, seine drastischen aussprüche und einzelnen ausführungen sind ihm in fleisch und blut übergegangen und bieten sich ihm ungesucht im verfolge seiner dichtung dar. Überall weiss er ungezwungen anzuknüpfen und in den gegebenen zettel einen neuen einschlag zu weben. Doch entgeht er allerdings, wie sein grösserer rivale Fischart, nicht immer der gefahr der weitschweifigkeit.

HALLE A. S., AUGUST 1895. JOHN MEIER.

Eichen.

Über dieses zeitwort hat Lucae 1886 in dieser ztschr. 18, 405 einen artikel veröffentlicht, der bei seinem erscheinen mich ebensowenig befriedigte wie heute nach 10 jahren. Denn darf man glauben dass *îchen* aus *îhten* und dies aus *ähten ahten* entstanden sei? bleibt nicht mnd. *îken* „eichen“ so völlig unerklärt? Mhd. *îchen* und mnd. *îken* korrespondieren tadellos und wer sie ohne vorurteil beurteilt, gelangt zu einem urdeutschen **îkôn*.

Dieses *îkôn* aber scheint mir nichts anderes zu sein als lat. *aequâre* „gleichmachen“. Wie unsere gefässnamen — *kessel*, *gelte, becher* usw. — entlehnungen aus dem latein. sind, so darf es nicht überraschen, dass auch das eichwesen mit übernommen worden ist. Vielleicht hiess im provinziallatein das eichzeichen resp. das eichmaass *aequum* oder *aequa* = mhd. *îche,* mnd. *îke.* Wenn man auch — nach Körtings Roman.-lat. wb. zu urteilen — in den roman. sprachen *aequum* — *aequare* so weder im latein. noch im roman. findet, der begriffliche zusammenhang muss unbedingt als möglich anerkannt werden. Denn *eichen* ist *aequare mensurae justae vel publicae.* Im mittelalter war das amtliche eichmass öffentlich angebracht, mit vorliebe an kirchen, wie sie noch jetzt am Freiburger münster zu sehen sind. In der zeitschrift Am urquell 5, 33 wird nach einer mitteilung Konr. v. Maurers daran erinnert, dass nach der isländ. biographie des bischofs Páll Jónsson von Skálholt das gesetzliche normalellenmass an einer kirchmauer angebracht sein musste und dass noch jetzt an einem pfeiler der kirche zu Nieblum auf Föhr die friesische normalelle hängt. Solchen öffentlich angebrachten normalmassen etwas gleichmachen, *aequare* — das ist eben *eichen.*

Ich glaube, dass diese deutung lautgesetzlich besser begründet ist als Lucae's meinung. Inneres *qu* entspricht westgerm. *k* auch in lat *coquina* — urd. **kukina* (ahd. *kuhhina*). Die behandlung von lat. *ae* in der tonsilbe (*aequo aequas aequat* und *aequum*) entspricht der von lat. *poena*, ahd. *pfîna pîna*.

FREIBURG I. B., 30. DECBR. 1895. F. KLUGE.

Narr.

Die herkunft des ahd. *narro*, mhd. *narre*, nhd. *narr*, ist bisher noch nicht genügend aufgeklärt. Diez, Etym. wb.[4] 646, hielt *narro* für das mlat. in den Isidor. glossen erscheinende *nario* = subsannans und erklärte es als „nasenrümpfer, spötter“. Aber Weigand sprach sich Dwb. 2, 199 direkt gegen diese ableitung aus, und ebensowenig zeigt sich Kluge im Etym. wb. durch das mlat. *nārio* befriedigt. Dieser fragt, ob das ahd. *snurring* = possenreisser, narr damit verwandt sei, und verweist noch auf *schnurre* und *schnurrig*.

Neben dem subst. *narr(e)*, das auch alliterierend und ablautend in *ir nurren und narren* (Birlinger, Alem. spr. 107) erscheint, und den zugehörigen adjektiven finden sich noch folgende bildungen: ahd. *narrên* (in *irnarrên*, mhd. *ernarren*) und nhd. *narren* intr. = ein narr sein, wie ein narr reden oder handeln, sich töricht betragen, närrisch tun, possen treiben; trans. und refl. = zum narren machen, äffen, foppen; ferner dän. *narre* hintergehen, anführen, äffen; schwed. *narra* täuschen, betrügen, *narras* scherzen, spassen; isl. *narra* ludibrio exponere, *narraz* scurrari sowie isl. *narri* scurra, (diese skand. wörter sind, da sie dem altn. fremd sind, sicherlich aus dem deutschen entlehnt); ahd. *narrizan* apostatare. Neben *narren* ist *närren* (= mhd. *nerren* zum narren machen, welches ahd. **narjan* vermuten lässt) im trans. und intrans. sinne in gebrauch (s. Dwb.), und Lexer führt noch ein drittes *närren* oder *narren* in dem sinne von knurren (= mnd. *narren*), ringere, hirrire, keifen, knurren machen, reizen (*sich mit dem hunde närren* den hund zum knurren bringen, zornig machen) auf.

Im ablautsverhältnis zu dem hd. mnd. *narren* steht mnd. *nurren* knurren, älteres nld. *norren* zänkisch brummen, und alliterierendes und ablautendes ostfries. *nir-narren* necken, vexieren (sbst. *nir-narrerê*); iterativbildungen sind *närreln närrlen* zum narren haben, foppen, äffen (bei Schmeller I, 1753), schweiz. *närrelen* kleinliche spässe machen, possen treiben, tändeln, lieben.

Verwandt mit allen diesen wörtern ist auch augenscheinlich nld. *nurken* = nörgeln, knurren, murren, keifen, verdriesslich sein, nd. ostfries. *nurken*, nld. *nurk nork* ein knurrer, murrtopf, sowie nordd. md. *nergeln nörgeln*, auch *närgeln* in anhaltender weise brummend und verdriesslich sich äussern (vgl. in Sächs. wbb. *nürgeln* grunzen), missvergnügt kritteln, quängeln, belästigen, ärgern usw.

Die letztgenannten bildungen gehen unzweifelhaft auf kürzere zurück, wie sie sich noch nachweisen lassen im ags. *nyrgan* tadeln, zu dem Kluge noch das mengl. *nurnen* murren, sowie *nurhth* (für ags. **nyrhþ*) das murren, schott. *nyarg* rechnet, und schwed. *narga*[1], welches „nagen, beissen“, aber auch soviel wie *knirgeln knergeln* (in Schlesien „verdriesslich sein, verdriesslich machen, zerreiben“ und in Posen und in der Lausitz in der form *gnirgeln* über kleinigkeiten viel und mürrisch reden) bedeutet (s. Grimm, Wb. V sp. 1412).

1) Daneben findet sich auch schwed. *knarga* im gleichen sinne.

Die zuletzt angeführte bildung *narga*, vielleicht ein altn. **narga*, ist wol noch in einem franz. worte erhalten, in *narguer* spotten, welches Diez auf ein vorausgesetztes ml. **naricare* „die nase verziehen“ zurückführte, wogegen aber schon Scheler widerspruch erhob (s. Diez, Wb. anhang), so lange sich nicht ein prov. *nargar* nachweisen lasse, und weil man eher *narger* als *narguer* erwarten müsste.

Dieser fülle von deutschen, zu einem ablautenden stamme *nar* und andern nahe verwandten stämmen gehörigen bildungen gegenüber, die lautlich und begrifflich aufs engste verwandt erscheinen und, wie die ags. und ahd. formen beweisen, in eine alte zeit zurückreichen, lässt sich die ableitung des ahd. *narro* aus dem mlat. *nario* kaum aufrecht erhalten. Dieses scheint vielmehr selbst erst aus einem deutschen, vielleicht frk. *narjo* = ahd. *narro* zu stammen, ebenso wie das mlat. *narire* verspotten oder die nase rümpfen, genau ein altes **narjan* = mhd. *nerren* widerspiegelt.

Der german. stamm *nar*, geschwächt *nur*, ist auch noch in anderen indog. sprachen nachweisbar, worauf noch niemand hingewiesen zu haben scheint; so im gr. *ἔνυρεν* = *ἤρισεν*, *ἐνυρήσεις* = *θορυβήσεις*, *ὀνυρίζεται* = *ὀδύρεται* (Hesych.), esthn. *nurrama* knurren, lett. *nurát*, mit nebenbildungen wie lett. *nurdét* (vgl. nd. *nurteln* = nd. nld. *nurken* nörgeln, murren, knurren) und *nurkét* (vgl. engl. *nurhth* das murren) knurren, brummen, lit. *niùrniu niurnéti* dass., welchem letzteren das mengl. *nurnen* murren genau entspräche, sowie skr. *narman* scherz, spass, und lit. *nìrsti* zürnen, *nàrsas* zorn.

Was nun das wesen des idg. stammes *nar : nur* und der damit nahe verwandten betrifft, so kann man sich, namentlich wenn man die bedeutungen „knurren, grunzen, zerreiben, nagen“ usw. ins auge fasst, kaum dem gedanken verschliessen, dass uns hier schallstämme vorliegen, die mannigfachen beobachtungen entsprungen sind. So stösst der hund oft bei halbgeöffnetem maule einen dumpfen laut *nar* oder *nur* aus, den man im allgemeinen mit knurren bezeichnet. In ähnlicher weise äussern sich oft schweine (vgl. sächs. *nürgeln* grunzen) sowie katzen und leicht eingeschlummerte menschen, wodurch das schwäb. schweiz. bisher nicht angeführte *noren nuren nauren* einnicken, schlummern, welches daneben im schweiz. auch wie *narren* „kindisch, einfältig tun, kurzweil machen“ bedeutet, und das schwäb. *nureln* leicht schlummern, seine erklärung finden würde. Ebenso dürfte das bei Schmeller I, 1757 erwähnte *nirkeln*[1] mit schlechtem (wol recht schartigem) messer gleichsam sägen, als eine lautmalende hierher gehörige bildung aufzufassen sein.

Der hund stösst aber auch einen ganz ähnlich klingenden laut aus, zum ausdruck der freude, und begleitet ihn mit possierlichen geberden und sprüngen; „er geberdet sich wie närrisch“.

Der so durch naturbeobachtung gewonnene laut konnte, vom menschen auf einer primitiveren stufe dem hunde abgelauscht, einerseits zur bedeutung „narr, närrisch, toll, verdreht“ gelangen, anderseits aber zum ausdruck des missvergnügtseins, ärgers und ärgerns, foppens und neckens dienen, und da er auch sonst in der natur vernehmbar war, je nach der situation andre bedeutungen annehmen. So werden gewiss auch *narre* = *boller, genus bombardae majoris,* und *närrin* ihren namen von dem ähnlich lautenden schall erhalten haben.

Dass der stamm *nar : nir : nur* aber in der tat als ein lautmalender schallstamm aufzufassen ist, dafür scheint der umstand zu sprechen, dass die bedeutungen,

1) Vgl. auch engl. *niril* das zittern, die zitterungen, die ein bohrer oder drechselwerkzeug hervorbringt, wenn es nicht gehörig befestigt ist.

die wir fanden, ebenso auch bei den nahe verwandten und an ihn anklingenden schallstämmen *gnar* oder *knar* sowie *snar* gang und gäbe sind. Es würde verlohnen, die einzelnen entsprechenden bildungen neben einander in ihrer reichen mannichfaltigkeit aufzuführen, ich will mich aber auf nur wenige beschränken.

Zu *narren närren* äffen, foppen, necken usw., ml. *narire* die nase rümpfen vgl. ostfries. *sniren* in der bedeutung scharf, spitzig und bissig sein, höhnen und spötteln, engl. *sneer* höhnisch lächeln, die nase rümpfen (daneben schott. schnarchen) ahd. *snërfan* das gesicht verziehen, engl. *snort* die nase rümpfen, und *knarren* (Grimm V, sp. 1354 5) carpere, reprehendere.

Zu schwed. *narra* täuschen, betrügen usw. vgl. ostfries. *snarren* prahlen, dicke tun, aufschneiden, lügen, und ahd. *chnarz* fraus.

Zu *narren* ein narr sein, possen treiben usw. vgl. ausser ahd. *snurring,* nhd. *schnurre* und *schnurrig,* ostfries. *snurren* singend und possen reissend oder bettelnd umherziehen.

Zu *närren narren* knurren usw., nld. *norsch* unfreundlich, mürrisch, *narren* keifen, nld. *norren,* nd. nld. *nurken,* nordd. *nergeln, nörgeln* usw. vgl. *knarren knorren* (Grimm V, sp. 1354, 3) und *knurren,* engl. *to gnarr gnarl* knurren, brummen, mnd. md. *gnarren,* dän. *knarre knurre gnirre* dass., mnd. *gnorren* ringere, mnl. *gnorren knorren* grunnire, fremere usw., ndl. *gnarren* knarren, knurren, *gnorren knorren* brummen, grunzen (= *knorren* bei Grimm V, sp. 1490, 2 und sächs. *nürgeln*), engl. *snar snarl* knurren, brummen, und mit noch anders ausgestaltetem anlaut mhd. *pfnurren* fremere (= schwed. *fnurra* schnurren, knurren).

Speciell zur bedeutung „keifen" vgl. *knarren* (Grimm V, sp. 1354, 5) brummen, nergeln, zanken, *knurren* (ebd. sp. 1525) mürrisch brummen, murrend tadeln, *knarre* (ebd. sp. 1353, 3) zänkisches, keifendes weib, dän. *gnarre knarre,* nordengl. *gnar* to growl, snarl, engl. *gnarl* knurren, brummen, murren, schwed. *knarra* murren, brummen, *knorra* unzufrieden sein und *knarr* murrkopf, *knarzen* (bei Grimm sp. 1356, 2) brummen, zanken, und mnld. *snarren* jurgare, fremere, engl. *snar snarl* knurren, murren.

Zu kurh. bair. leipz. *nergeln nirgeln* undeutlich sprechen vgl. ostfries. *gnarren* seine unzufriedenheit durch hervorgestossene unartikulierte töne oder unverständliche worte äussern, und engl. *snurl* durch die nase reden, näseln.

Zu demselben leipz. *nergeln nirgeln* halblaut und mürrisch weinen, gr. *ἐνυρήσεις* = *θρηνήσεις* und *ὀνυρίζεται* = *ὀδύρεται* vgl. nd. (mecklenb.) *gnirren* weinen wollen wie ein kind, altmärk.-plattd. *gnarren* quarren, bair. *knärren knerren* (Grimm V, sp. 1355), as. *gnornôn* lamentari, ags. *gnornjan gnyrnan* maerere.

An diese stelle gehört wol auch das dän. *nor* kleines, zartes kind.

Zum schwäb. *nuren noren nauren* einnicken, schlummern vgl. mengl. *snorin,* engl. *snore* schnarchen, stertere, mhd. *snarchen,* mnd. *snurten* schnarchen. Mit dem letzteren ist lautlich verwandt das ebenfalls schallnachahmende nd. *snart snirt snurt* (crepitus ventris) mit den vb. *snarten snirten snurten* und ostfries. *snirtjen* zischend ausspritzen, schnell und zischend herausfliegen, cacare, profluvio alvi laborare (vgl. nhd. *schnarzen* farzen), denen sich als bildung ohne anlautendes *s* das ostfries. *nurt* kleiner stossweise erfolgender guss, ein kleiner stoss, und *nurtjen nirtjen* stossweise giessen, stossen, coire, coitum exercere, und vielleicht auch kärntn. *narba* stossding[1] zur seite stellen.

1) Vgl. auch engl. *snorter,* das neben „schnarcher" auch „ungestümer mensch, schlag auf die nase" und als amerikanismus „windstoss" bedeutet.

Wir erwähnten oben das sächs. *nürgeln* grunzen; ähnlicher herkunft dürfte auch sein das mhd. *noren norn* wühlen, und nhd. mdartl. schweiz. *norgen nörgeln* herumfühlen, greifen[1], *nörgli* kleines schwein, da das tier beim wühlen einen ähnlich klingenden naturlaut ausstösst. Man vgl. dazu *knorzen* (Grimm V, sp. 1493) vom manschen, klatschenden reiben und kneten bei der wäsche, vom patschen in nässe und kot, welches Hildebrand zu *knorsen* zerknirschen, zermalmen stellt, sowie *knarbeln* knirschend nagen, wie ein schwein, das nüsse frisst.

Die letztgenannte bedeutung „zerknirschen, zermalmen", mit dem knirschenden klange als begriffskern, fanden wir auch beim schles. *knirgeln, knergeln,* zu dem sich das schwed. *knarga* und ohne anlautendes *k narga* „beissen, nagen" stellt. Vergleiche dazu bieten noch engl. *gnarr* nagen, *knarren* (Grimm V, sp. 1354, 1 c) knirschend kauen, *knirren* (ebd. 1441, 4), norw. *gnura* reiben, zerreiben, knirschend drücken, schwed. *knarrka* knirschend kauen, *knarbeln* (bei Grimm sp. 1352) knirschend nagen, *knarpen* und *knarpeln* (ebd.), fränk. *knorpsen* nebst *knarpel knorpelbein* (ebd. 1486) u. a.

Wie man aus den angeführten beispielen sieht, kehren alle die bedeutungen, die wir bei den zum stamme *nar* zu rechnenden wörtern und anderen nahe verwandten bildungen fanden, bei den schallstämmen *knar*, resp. *gnar* und *snar* wider. Schon Hildebrand hat mehrfach bildungen von dem stamme *nar* mit solchen, die im anlaute *k* zeigen, zusammengestellt, z. b. *nergeln* mit *knergeln, narren* knurren mit *knarren* und schott. *nirl* kneipen, dessen bedeutung sich aus der von „knirschend drücken" ergeben haben dürfte, mit bair. *knirren*, und ist der meinung (s. unter *knarren* bei Grimm V, sp. 1353, Ic), dass *snarren knarren gnarren* und *narren* aus einem älteren stamme *sknar* entstanden seien.

Sind aber die hier vorliegenden stämme, wie es nach allem scheint, wirklich schallstämme, so wird man in den kürzeren nicht erst verkürzungen aus einem längeren *sknar* zu sehen brauchen, sondern jeden von ihnen als eine art gleichberechtigter und selbständiger onomatopoetischer bildung betrachten dürfen. Alle zeigen zwar den gleichen kern, aber dieser hat durch eigentümliche nebengeräusche, die ihm vorausgiengen und die von dem ohre individuell aufgefasst wurden, seine eigenartige ausgestaltung gefunden. Dafür spricht einmal der wechsel im anlaut zwischen *k* und *g,* der nur in verschiedener auffassung des ohrs, zumal wo er sich in einem und demselben sprachzweige findet, seinen grund haben kann. Dafür spricht aber auch der umstand, dass sich noch andere bildungen mit anderem anlaut finden, z. b. mhd. *pfnurren* schnauben, schwed. *fnurra* schnurren, knurren, *fnurrig* verwickelt, geknotet, mürrisch, bissig, deren anlaut sich nicht aus *skn-* erklären lässt.

1) Vgl. *νάρειν* = *ζητεῖν* (bei Hesych.), sowie got. *atsnarpjan,* das neben wovon essen, kosten, auch mit *θιγγάνειν* anrühren, betasten glossiert wird.

BERLIN. THEODOR BRAUNE.

Zîtelôse.

Lexer III, 1138 bemerkt mit recht, dass in den mhd. dichtungen mit *zîtelôse* nie unsere herbstzeitlose (colchicum auctumnale) gemeint ist, während noch Weigand in seinem Deutschen wb. II[3], 1166 meint: „Diese galt im mittelalter als sehr schön, weshalb auch in mhd. dichtungen die jungfrau Maria *zîtelôse, zîtlôse* genannt wird." Eine bestimmte pflanze weiss auch Lexer nicht zu nennen. Wahrscheinlich ist eine

der vornehmen schwestern des colchicum auctumnale aus dem oriente gemeint, und zwar colchicum speciosum. die „schöne“ zeitlose[1]. Diese pflanze ist der herbstzeitlose sehr ähnlich. Die lilafarbene blüte bestrickt durch die zartheit der färbung, die ziemlich langen staubfäden mit den schwefelgelben antheren, das saftige grün ihrer lanzettförmigen blätter. Es wäre nun noch nachzuweisen, dass diese pflanze, die auch durch die eigenartigkeit ihrer entwickelung auffallen musste, schon im mittelalter nach Europa eingeführt ist.

1) Vgl. *diu schoene zîtlôse* in der Warnung 1922, 2296 und in Albers Tundalus 63, 44.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

Zum Fiebersegen, ztschr. XXVIII, 39 fg.

Auffällig ist es, dass hier 72 riten genannt werden, während sonst in solchen segensformeln die zahl der krankheiten auf 77 oder 99 angegeben wird. Vgl. Adolf Wuttke, Der deutsche volksaberglaube der gegenwart[2] § 227 und 476. Sollte dabei auf die 72 sprachen und völker, die das mittelalter auf erden annahm, rücksicht genommen sein? Wie hier werden auch in anderen beschwörungsformeln die krankheiten als persönliche wesen (böse geister) gedacht und von Christus oder einem heiligen, der ihnen begegnet, angeredet. Die einleitung lautet gewöhnlich: *Christus (der heil. Job u. a.) gieng über land* usw. Vgl. auch: Am ur-quell, monatschrift für volkskunde herausg. von Friedrich S. Krauss, bd. IV s. 218 fg.; V s. 82.

Zu Schmeller-Frommanns Bayer. wörterb. II, 265.

„Selbsterer = ledige bursche, welche auf ihre eigene faust in herbergen lebten und arbeiten.“ Für die von den herausgebern nur frageweise gegebene erklärung = *Selbst-erer* sprechen zusammensetzungen wie mhd. *selp-meister, selp-weibel,* mnd. *sulves-sulfhere, sulf-mester* u. a.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

Ein brief Jacob Grimms.

(Ein blatt in 4°.)

Hochgeehrter her archivar,

Auf ihre gütige zuschrift bin ich schon lange antwort schuldig; ihr versprechen fortwährend erläuterungen nach art der schon mitgeteilten für unsre weisthümer zusammeln hat mich erfreut. Sie wissen durch Dronke, dass es meine absicht ist, sobald ich das glossar entworfen haben werde, vor dem druck es ihnen beiden zuzufertigen, damit sie es durchgehen und vervollständigen. Vorher aber beendige ich die sammlung. Unterdessen wird sich unter ihren händen und in ihrer günstigen lage noch ein und das andre stück für die nachträge, die sich hinter den dritten band eignen, herbeischaffen lassen. Was hört man von Linde und seinen papieren?

Hochachtend und ergebenst

Cassel 2 april 1840. Jac. Grimm.

Der vorstehende brief ist an Heinrich Beyer gerichtet, damals archivar am königlichen staats-archiv zu Coblenz, den späteren herausgeber des „Mittelrheinischen urkundenbuches“, der am 17. september 1886 als archivrat zu Stolberg im 81. lebens-

jahre gestorben ist. Er hatte an Grimm vornehmlich mitteilungen über altertümliche bräuche im gerichtswesen gelangen lassen. Dronke, gymnasialdirektor in Fulda, ist der bekannte verfasser der „Traditiones Fuldenses“. Linde ist wahrscheinlich Justin Timotheus Balthasar von Linde, damals kanzler der universität Giessen (geb. 7. august 1797, gest. 9. juni 1870). — Eine wendung in diesem briefe verdient beachtung[1]. Grimm schreibt „Nachträge, die sich hinter den dritten band eignen“. Erklärbar ist diese sprachliche kühnheit durch eine ellipse; — vollständig etwa: „Nachträge, die sich dazu eignen, hinter den dritten band gesetzt zu werden.“ Dadurch tritt die phrase in parallele mit Goethes „windofen in ihr grün zimmerchen“, ferner mit desselben ausspruch: „Ich hätte Sie wol auch als masken in eins meiner fastnachtsspiele brauchen können“. Vgl. D. Sanders, Wörterbuch der hauptschwierigkeiten der deutschen sprache. Berlin, 1892, s. 230 fgg. (Präpositionen, 2, d.).

[1) Vgl. J. Grimms aufsatz: Die sprachpedanten (Kl. schr. VII, 215 fgg.). H. G.]

ERFURT. ALB. PICK.

LITTERATUR.

Zur syntax des althochdeutschen Tatian von **V. E. Mourek.** Prag, Fr. Řivnač. 1894. 28 s. — Ders., Weitere beiträge zur syntax usw. Ebda 1894. 51 s. (= Sitzungsber. der kgl. böhm. gesellsch. d. wissensch. klasse f. philos., gesch. u. philol. XI und XIII).

Wenngleich die forschung sich schon seit längerer zeit mit vorliebe und eifer dem gebiete der deutschen syntax zuwendet, so dürfen wir doch in absehbarer zeit noch nicht hoffen eine historische syntax der deutschen sprache zu erhalten; um dies ziel zu erreichen, fehlt es noch an den nötigsten vorarbeiten. Verf. scheint diese lücke für den ahd. Tatian ausfüllen zu wollen, und in diesem betracht sind die mühsamen, vollständig und übersichtlich zusammengestellten sammlungen dankbar hinzunehmen. Verf. behandelt I. den artikel; dann in der zweiten schrift II. pronominalsubjekt. III. Kongruenz im weitesten sinne (insbes. die flexion des adj.). In der anordnung ist zumeist O. Erdmann massgebend gewesen; vergleichsweise wird häufig die bibel der böhm. brüder vom jahre 1593 herangezogen. Mit recht wird hervorgehoben (zur synt. 4), dass der deutsche text manchmal auf ein anderes als das von Sievers (² 1892) abgedruckte original hinweist. Da verf. voraussichtlich seine dankenswerten sammlungen fortsetzen wird, so sei ihm hier der rat gegeben, noch mehr auf das lat. original rücksicht zu nehmen. Wie bei jeder übersetzungs-litteratur, so ist es namentlich beim Tatian, dessen übersetzung ich trotz Sievers und Steinmeyer für einheitlich halten muss, nie ausser acht zu lassen, wie treu oder wie frei er sich gegen seine vorlage verhält. Ein beispiel statt vieler: W. B. s. 13, n. 3 sind für die synesis numeri (zwischen subj. und präd.-verb) 4 bis 5 belege aus Tatian angeführt, die sich sämmtlich aus dem lateinischen wortlaut erklären. Nimmt man aber die (nicht angeführten) abweichenden stellen hinzu, so kommt man zu dem schlusse, dass Tatian (und also auch sicher die damalige sprache) eine abneigung gegen die synesis hatte; vgl. 79, 2 *forhta thên liut, uuanta her inan habeta* (= *habebant*) *samaso uuizzagon.* 89, 2. 119, 13. 129, 9. 141, 5.

Der druck könnte sorgfältiger sein. S. 10 u. lies (128, 9) *andero thioto sum* statt *man.* — W. B. s. 8 o. 104, 8. — S. 35 (104, 4) *iu* statt *in*; das beispiel muss unter *b* stehen. — S. 39 u. (60, 6) ist *uzgangen*] *exisse* sicher infin. — S. 29 liegt der grund, dass 36, 3 *liohter,* aber unflektiert *luttar* und *finstar* steht, an dem *r* (euphonie).

VREDEN I. W. ARENS.

Untersuchung des verhältnisses der handschriften von Rudolfs von Ems „Wilhelm von Orlens" von dr. **Victor Zeidler.** Jahresbericht der deutschen Staatsrealschule in Karolinenthal. Prag 1894.

Als ergänzung seiner abhandlung über die quellen des Wilhelm von Orlens (vgl. Ztschr. XXVII, 421—425; sowie Ztschr f. vergleich. litt.-gesch. VIII, 262—265, Anz. f. deutsch. altert. XXI, 233 fgg., Litteraturblatt f. germ. u. rom. phil. 1895 sp. 365—369) veröffentlicht Zeidler eine untersuchung des gegenseitigen verhältnisses der vielen handschriften des langen gedichtes, welche ebenso kurz ist, wie jene ausführlich. War es dort dem verfasser nicht gelungen, seinen hauptsatz zu beweisen, so reichen hier seine beweise nicht aus, wenn auch das von ihm behauptete vielleicht richtig ist. Es erweckt aber mistrauen die schnelligkeit und einfachheit, mit der das ganze grosse material (5 pgm.-hss., 13 pgm.-frgm. und 11 pap.-hss., vgl. Goedeke[2] I, 125, Zeidler s. 3—6) geordnet und daraus ein vielästiger stammbaum aufgebaut wird. Bei einer so reichen überlieferung sind die wunderbarsten komplikationen möglich; man vergleiche die verhältnisse beim Iwein. Eine ausführlichere begründung war ausserdem darum pflicht, weil das material kaum einem leser so zugänglich ist, dass er eine nachprüfung auch nur versuchen kann; und auf eine kritische ausgabe und deren apparat werden wir doch noch eine weile zu warten haben. Aber auch dem, der einen teil des handschriftmaterials zur verfügung hat, ist eine nachprüfung fast unmöglich gemacht. Die citate sind ohne angabe darüber, wo sie in der betreffenden hs. zu finden sind. Bei jeder besprochenen stelle ist zwar eine blatt-, seiten- und zeilen-bezeichnung zu lesen, aber ohne angabe darüber, auf welche hs. sich das bezieht. Nur aus dem vorgange der quellenuntersuchung (vgl. das vorwort derselben) ist zu erschliessen, dass es die Bonner pergamenths. sein soll. Diese ist aber in dem der untersuchung vorausgeschickten verzeichnis zu nennen vergessen. Dazu kommt, dass der dabei stehende text in einer normalisierten form gegeben ist. Dasselbe verfahren ist angewandt, wo die übereinstimmende lesart mehrerer hss. angegeben wird. Es ist daher in den meisten fällen nicht zu erkennen, was in einer hs. wirklich steht: es zu vergleichen, wäre, auch wenn man die hs. in der hand hätte, eine saure und nicht lohnende mühe. Es wäre aber sehr wünschenswert, wenn man überall ein genaues bild von der lesart jeder einzelnen hs. hätte. Je weniger stellen, im verhältnis zur länge des gedichts, angeführt sind, umsomehr hängt von ihnen ab. So weit sich das dargebotene prüfen lässt, kommt man nicht über bedenken hinweg. Zunächst soll zwischen der gesammten überlieferung und dem original ein archetypus stehen, weil an einer einzigen stelle alle hss., einzeln oder gruppenweis zusammengehend, einen namen verschieden, aber keine richtig, widergeben. So ein welschromantischer, phantastischer ortsname (*Norgaleis* oder *Kanroleis*) braucht in der vorlage nicht verderbt gewesen zu sein, um grosse verwirrungen bei den abschreibern zu erzeugen. Selbst der dichter oder der unter seiner aufsicht arbeitende schreiber kann sich da verschrieben haben. Es wäre aber sehr wichtig, wenn die annahme

eines gemeinsamen archetypus zuverlässig begründet wäre. Ähnlich steht es mit der zweiten these der hier gegebenen kritik der überlieferung. Von dem archetypus sollen zwei gruppen ausgehen, welche bis auf einige schwer zu bestimmende pergamentblätter sämmtliche hss. enthalten. Jede gruppe hat gemeinsame, ihr eigentümliche fehler. Für die eine gruppe, Donaueschingen, Tambach, Wien, Stuttgart, Haag pap., werden 13 stellen angeführt (s. 8 fgg.); mit einer ausnahme, einem reimpaar zu viel, liegt der gemeinsame fehler nur in einem einzelnen worte, wo der geringere wert der lesart nicht überall unbedingt sicher ist (*werlichen muot* gegen *manlichen m.; mit ganzer tugent* gegen *m. reiner t.*). Der verfasser gibt das selber zu: warum führt er sie denn aber an, da er vollständig sein weder wollte noch sollte? Einmal stimmen die hss. gar nicht unter sich, was aus einem erst späterhin bewiesenen umstand erklärt wird (s. 11), und schliesslich fehlt einmal auch der betreffende teil des gedichts in zwei von den 5 hss. (s. 9). Ähnliche einwendungen lassen sich gegenüber der andern gruppe machen. Zunächst wird die zusammengehörigkeit der Münchner, Bonner, Haager pgm. und Nürnberger hss. besprochen. Es fehlen in ihnen an einer stelle 4 verse (s. 16). Es wird aber nichts darüber gesagt, ob sie auch in der zweiten Heidelberger papierhs. fehlen, welche hier nicht erwähnt wird, aber nach § 17 (s. 39) mit der Bonner und Haager aus einer gemeinsamen engeren quelle stammen soll; ebensowenig, ob sie in der Kölner papierhs. stehn, welche auf s. 45 mit der Münchner und Nürnberger auf eine vorlage zurückgeführt wird. Weder der archetypus noch die zweigliedrigkeit der überlieferung erscheinen hinreichend erwiesen. Darauf beruht aber der am schluss gegebene stammbaum. Dort vermisst man sodann die praktische folgerung: wie ist nach Zeidlers ansicht bei der herstellung des textes zu verfahren? Welche der beiden gruppen ist die bessere? Soll man sich einer von ihnen oder einer einzelnen hs. anschliessen? Oder soll der text nach massgabe des stammbaums an zweifelhaften stellen nach der wahrscheinlichkeit berechnet werden? Diese fragen bleiben unter allen umständen für den, der sich an die herausgabe des gedichtes machen wollte. Ihm bleibt aber noch mehr; durch Zeidlers abhandlung wird ihm gar nichts erspart. Die beiden wichtigsten punkte seiner beurteilung, der gemeinsame archetypus und die scheidung der beiden gruppen, können vollkommen richtig sein, aber niemand kann sich mit ihrer begründung zufrieden geben. Und der verfasser selbst würde als herausgeber durch text und variantenapparat, was er hier behauptet, erst endgiltig beweisen müssen.

Im eingange gibt der verfasser eine erklärung ab, durch welche er sich das geistige eigentum an der entdeckung, dass Philipp de Remi's Jehan et Blonde die quelle des Wilhelm sei, noch einmal sichert. Wie wenig dies eigentum wert ist, hat er also noch nicht bemerkt. Heinzel wird darum doch die priorität der entdeckung behalten, dass zwischen den beiden gedichten ein quellenzusammenhang besteht. Ztschr. 27, 424 habe ich darauf hingewiesen, dass dér teil von Jehan et Blonde, für den die quelle bekannt ist, der mit dem Wilhelm gemeinsamen quelle nicht angehört hat. Die lokalisierung in beiden lässt nun eine englische herkunft vermuten. Darum sind einige ähnlichkeiten in einem gedichte des Percy'schen balladenmanuscripts, Sir Cawline, zu beachten (Bischop Percy's foliomanuscript, ed. by Hales and Furnivall, vol. III, 1—15; Percy's sehr freie bearbeitung steht in Schröers ausgabe der Relics of ancient English Poetry I, 46 fgg.): Sir Cawline ist ein ritter in diensten des königs von Irland, er liebt heimlich die vielumworbene tochter des königs (*fair Christabelle* tauft sie Percy, im manuscript ist sie namenlos); er wird so krank davon, dass er das bett hüten muss; bei tisch vermisst ihn der könig, da

er ihm den wein zu schenken pflegt; er schickt seine heilkundige tochter zu ihm. Sie schilt den kranken ritter, es werde erzählt in ihres vaters halle, er sei nur aus liebe zu ihr krank. Er gesteht es ein, ein kuss von ihr werde ihn wider gesund machen. Sie weist ihn zurück, da er ihr nicht ebenbürtig ist (*I cannot bee your peere*); gewährt ihm aber die bitte, für sie eine ritterliche tat ausfechten zu dürfen. Sie schickt ihn gegen den grimmigen könig Eldridge; er bleibt sieger und überreicht ihr die hand mit 5 ringen und das schwert des gegners als siegeszeichen. Dann erscheint ein fünfhäuptiger riese und fordert die königstochter. Der vater setzt alle seine lande und die tochter als preis aus — so gewinnt Cawline schliesslich die prinzessin. Der letzte teil geht seinen eigenen weg, der anfang aber gibt uns den schlüssel zu dem im Wilhelm sehr, in J. et Bl. ziemlich schlecht motivierten besuch der heldin am bette des kranken helden. Sie ist ursprünglich heilkundig, wie Isolde, und wird mit der heilung des kranken beauftragt. Dieser zug scheint auf hohes alter zu deuten. Die liebeserklärung am bette des kranken helden findet sich auch in der geschichte von Tristans eltern. Aber als drittes kommt noch das hindernis der verbindung dazu, der unterschied der stellung, der durch die tüchtigkeit des helden überwunden wird. In der verbindung dieser drei motive, sowie auch darin, dass Sir Cawline seinen herrn an der tafel bedient, darf man den kern der fabel der beiden romane sehen.

Vielleicht dient dies zu weiterer anregung. Ob noch variationen der „Sir Cawline"-ballade existieren, habe ich nicht feststellen können, da Childs grosses balladenwerk hier auf der stadtbibliothek nicht zu haben ist. Jedenfalls bietet der stoff grade für die jetzt lebhaft betriebene vergleichende litteraturgeschichte, wie Bechstein, Ztschr. f. vergl. litteraturgeschichte VIII, 262 richtig hervorhebt, ein so grosses interesse, dass eine ausgabe, trotzdem sie uns für die person Rudolfs von Ems nicht so viel neues verspricht, wünschenswert erscheint. Dabei wäre immerhin die frage aufzuwerfen, ob man sich nicht mit einem gekürzten text begnügen können wird, wenn etwa dem abdruck des ganzen praktische schwierigkeiten in den weg kommen sollten.

HAMBURG, DECEMBER 1895. G. ROSENHAGEN.

Diu Vrône botschaft ze der christenheit. Untersuchungen und text von dr. **Robert Priebsch.** Grazer studien zur deutschen philologie herausgegeben von **Anton E. Schönbach** und **Bernhard Seuffert.** II. heft. Graz 1895.[1]

Von dem zuerst genannten der herausgeber der Grazer studien ist die anregung ausgegangen, das von Haupt, der es zuerst veröffentlicht (Altdeutsche blätter II, 241—264), wegen seiner metrischen form sehr abfällig beurteilte gedicht von der „Vrone botschaft" wider hervorzuziehen. So hat es auch sein vornehmliches inhaltliches interesse mehr als beitrag zur geschichte der populären kirchlichen anschauungen des mittelalters, denn als denkmal der altdeutschen litteratur. Auf einem ähnlichen gebiet bewegt sich auch das erste heft derselben sammlung, welches die arbeit von Sattler über Wolframs religiöse anschauungen bringt. (Vgl. die rec. im Litteraturbl. f. germ. u. rom. philologie 1895, 364.)

Die grundlage des stoffes der Vr. b. bildet ein fingierter brief des herrn, welcher auf wunderbare weise vom himmel herabkommt und mit energischen worten

1) Vgl. Lit. centralbl. 1895, sp. 1530 fg.

zur heiligung des sonntags auffordert. Diese eigenartige tradition ist sehr alt; der verfasser dieser arbeit hat, wie er im vorwort mitteilt, die materialien zu ihrer geschichte sehr weit, bis ins 6. jahrhundert zurück und bis in die gegenwart hinaus, besonders auf englischen bibliotheken, verfolgt. Er beschäftigt sich aber in richtiger beschränkung nur mit dem, was auf das deutsche gedicht unmittelbar bezug hat. Seine nachforschungen haben den glücklichen erfolg gehabt, als resultat zu ergeben, dass aus der feststellung der quelle sich der beste anhalt für die herkunft des gedichtes selbst ergibtt. Die kurze, klare art, in welcher der verfasser dies darstellt, verdient lebhafte anerkennung. Das gedicht zerlegt sich gleich bei oberflächlicher betrachtung in vier teile. I ist eine selbständige einleitung des dichters (der kürze halber muss er so genannt werden — er hat ja auch gereimt!); II gibt den brief des herrn; III, einer himmlischen stimme in den mund gelegt, ist eine nahezu wörtliche, „widergleiche“, wie die turner sagen, widerholung von II; IV beschreibt ein göttliches strafgericht über Jerusalem. Das letzte ist ein ganz unpassendes anhängsel, das ganze keine poesie; doch hätte der verfasser es nicht so häufig und lebhaft zu betonen brauchen. Die verbindung von II und III findet sich in einer lateinischen prosa, die der verfasser in fünf handschriften kennen gelernt hat. Von diesen steht dem gedicht am nächten eine hs. des 10. jahrhunderts, welche aus dem bairischen kloster Weihenstephan stammt und jetzt in München liegt. In Weihenstephan hat sich nun auch die quelle für den teil IV gefunden. So wird in jenem kloster aus der hand eines mönches oder eines geistlichen das gedicht entstanden sein.

Auch die einzig erhaltene handschrift stammt ihrer sprachform nach sicher aus Baiern. Da sie hierin dem original sehr treu geblieben ist, dürfen wir annehmen, dass sie in dessen nächster nachbarschaft entstanden ist. Das poem ist nicht weit aus dem klosterwinkel herausgekommen, in dem es geschrieben wurde. So steht es auch im zusammenhang der deutschen litteratur isoliert da. Weder lässt sich nach rückwärts eine engere beziehung feststellen, noch ist irgend eine wirkung von ihm ausgegangen. Die meinung Haupts, die predigt der geissler in Fritsche Closeners Strassburger chronik (Stuttg. litt. ver. I, 89—95) sei eine prosa-auflösung der Vr. b., erweist sich als irrig. Sie geht nur auf dieselbe quelle zurück. Eine untersuchung des stils hat der verfasser nicht für nützlich erachtet; er begnügt sich im stil und in den abweichungen gegenüber der quelle die charakteristischen merkmale der predigt zu finden (s. 27). Er führt sie aber ausschliesslich auf den beruf des verfassers zurück, und man ist doch versucht nach vorbildern zu fragen, denen der dichter seine verse nacharbeitete, wenigstens nach solchen vorbildern, welche ihn veranlassten, einen derartigen stoff in deutschen reimen zu behandeln. Es wäre der versuch zu machen gewesen, nachdem das gedicht örtlich und social bestimmt war, es auf diese weise chronologisch zu befestigen und litterarisch zu gruppieren. In der letzten hinsicht passt darauf in mancher beziehung Scherers ausspruch: „gegen mitte des 12. jahrhunderts verlor die geistliche kunst von jahr zu jahr mehr an boden. Immer heftiger wird der ton, — die arbeiten subjektiven charakters immer leidenschaftlicher.“ (Quellen u. forschungen 12, 63.) Die übertreibungen und die häufung der androhungen in unserm gedicht gehören freilich zumeist der quelle an; der dichter tat im ganzen eine mechanische arbeit (vgl. s. 28—32): aber er wählte den stoff mit absicht, und ihm standen doch sprachliche formen, den ton seines originals widerzugeben, zur verfügnng. Darum war, wie gesagt, der versuch zu machen, besonders ob spuren einer einwirkung Heinrichs von Melk zu erkennen sind. Sehr ergiebig wird das resultat wol nicht sein. Zu brauchen ist aber alles, was dazu dienen kann, um

die chronologie genauer zu machen. Mit den worten „nicht vor ausgang des 12. jahrhunderts“ erscheint schon eine zu enge bestimmung gegeben zu sein (s. 12).

Auch die sprache des gedichtes ergibt für zeit und ort keine genaueren daten als das ende des 12. jahrhunderts und Baiern. Wir haben zwar ein so gutes bild davon, wie der dichter geschrieben hat, wie nur möglich. Denn wir sind glücklicherweise nicht nur auf die reime angewiesen, was bei der reimarmut (s. 12) ein spärliches auskunftsmittel wäre, sondern die schreibart der hs. kann im ganzen als ein treues abbild des originals gelten. Ausser einigen auslassungen kommen nur schreibfehler, sei es vertauschung, zusatz oder wegfall von buchstaben vor. Da dies so wichtig ist, wäre es am platze gewesen, die deutlich erkennbaren schreibfehler der hs. zusammenzustellen. Dann konnte alles übrige als zeugnis für die mundart des originals gebraucht werden, während hier die frage, ob schreibfehler oder nicht vorliegt, öfter erörtert werden muss. Man kann zwar nicht behaupten, dass, von den schreibfehlern abgesehen, jedes wort grade so vom dichter geschrieben ist, wie es in der hs. steht; wol aber, dass es am ort seiner entstehung oder in dessen nächster nachbarschaft gegen ende des 12. jahrhunderts so geschrieben worden ist. In diesem sinne als urkunde aufgefasst, würde eine genaue beschreibung der sprachformen der hs. einen grossen objektiven wert haben; solche zeugnisse sind gar nicht so häufig. Dann müsste allerdings als bewiesen vorausgenommen werden, dess sie aus jener zeit und aus Baiern stammt. Und dieser beweis wird in genügender evidenz erst durch das zusammentreffen der über die quelle ermittelten tatsachen mit den hervorstechenden eigentümlichkeiten (*ch* für *k*, überall auch im anlaut, aber auch für in den auslaut tretendes *g*; abfall des endsilben-*e*; keine diphthongierung der längen) der sprache des gedichts erbracht. Wenn aber dies festgestellt ist, dann hat jede erscheinung ihren wert, mag sie mit dem mhd. der kritischen ausgaben übereinstimmen oder nicht. Der betreffende paragraph dieser arbeit ist nur zu dem zwecke angelegt, dadurch einen beleg für die bairische herkunft zu gewinnen. Manches ist doch dabei gegeben, was dafür nicht von belang ist; andere dinge sind aber übergangen, wie die ausstossung des vorsilbe *ge-* und die adverbia auf *-lîchen* (vgl. unten.). Aber was gegeben ist, ist übersichtlich gegeben nach dem schema von Weinholds Mhd. grammatik. Besser wäre es, auch hier beim einzelnen denkmal, einheitliche vorgänge der sprachentwicklung wie den umlaut zusammen zu behandeln. Die frage, welcher lautwert für die geschriebenen formen anzusetzen ist, war auch zu erwägen, wenn auch schwierig zu lösen. Die reime würden nicht viel dabei herbeibringen; sie zeigen in der paarung der vokale alle möglichen freiheiten (§ 3, s. 10), während sie in den konsonanten genauer sind. Es liegt aber in der anlage des § über die sprache, dass den reimen hier doch mehr wert eingeräumt wird, als ihnen zukommt. Wenn es auch durch die rücksicht auf den folgenden § über den versbau zu entschuldigen ist, dass die in diesem fall methodisch richtigere reihenfolge: reimkunst — sprache nicht innegehalten ist, so musste doch die schlechte reimkunst bei der benutzung der reime für die sprache in betracht gezogen werden. Nun heisst es im § „sprache“: „*ă* zu *â* gelängt, wie die häufigen reimverbindungen beweisen, vgl. § 3“. Dort finden sich eine ganze reihe von fällen, für die, übrigens auch bei genauer reimenden dichtern, vorkommenden reime *a* : *â* vor *n l ht t*, als „unreine“ reime angeführt. Sind die reime unrein, ist der vokal nicht gelängt; ist der vokal gelängt, so sind die reime nicht unrein.

An einzelheiten ist zu bemerken: s. 3 scheint *viwer* als lautlich verschieden von *viuwer* aufgefasst zu werden. — S. 5: die bemerkung, in *ert-pibe* und *als palde*

seien vielleicht spuren des Notkerschen canons zu erblicken, klingt gelehrt, ist aber sehr unklar. Soll wirklich Notkers regel durch tradition noch bis zum ende des 12. jahrhunderts in Weihenstephan bewahrt sein? oder noch eine erinnerung an die regel vorliegen? Das *p* ist doch in beiden fällen nichts weiter als die naive graphische darstellung eines sehr einfachen phonetischen vorganges. — S. 5. Der unterschied *pater patriarch peter* gegen *bredigen* und *briester* erklärt sich daraus, dass die orthographie jener wörter dem schreiber aus dem lateinischen geläufig war. — S. 7. Ganz unverständlich ist die bemerkung, dass in fällen wie *nateren morgenes osteren* u. ä., deren *e* der endsilbe auffalle, „ein älteres aus der vorlage stammendes schriftbild“ zu erblicken sei, „dem, wie die reime beweisen, der lebendige dialekt des dichters nicht mehr gerecht wurde“. Welche vorlage? was beweisen die reime? — S. 8. In *oberist* ist das alte steigerungssuffix nicht vorhanden, da es ahd. *obarôst* heisst (Braune, Ahd. gr. § 296), wie in allen den zu präpositionen gebildeten steigerungsformen. Darum ist es, wie auch das *i* in *jungist*, als dieselbe widergabe des tonlosen lautes anzusehen, die im pron *iz* vorliegt (s. 3.) — S. 9. Von formen der wurzeln *bhû* und *was* beim verbum substantivum im mhd. zu sprechen, ist nicht angebracht; interesse hat es aber zu wissen, dass *birt* die ältere form ist, und dass der conjunctiv *wese* v. 2 an dieser stelle in stärkerem sinne, nicht als copula gebraucht ist (Braune, Ahd. gramm. § 378, anm. 1).

Bedenklicher als diese teils subjektiven, teils nebensächlichen ausstellungen erscheinen einige äusserungen des sinnes, dass gewisse formen durch den vers verlangt würden, am meisten folgende: „*mîn* erscheint richtig (versmass!) unflektiert . . . .; dies gibt uns das recht zur erreichung desselben zweckes, so gegen die hs. zu schreiben“ (s. 8). Welches „der selbe zweck“ sei, muss aus dem kommando „versmass!“ erraten werden. Noch deutlicher zeigt er sich in der ganzen behandlung, die dem versbau gewidmet wird, obwol er nicht ausdrücklich genannt wird. Dieser zweck ist einfach der, die grosse zahl der wirklich sehr schlechten verse, insbesondere der überlangen, durch allerlei mittel, so weit es geht, einzuschränken und sich über den noch bleibenden, stattlichen rest dadurch zu trösten, dass man ihn in procenten ausrechnet. Obwol der verfasser von der scheusslichkeit der verse seines Weihenstephanbruders durchaus überzeugt ist und die ganze frage für sehr heikel hält, so fühlt er sich doch mit rücksicht auf die sprache zu einer besonderen untersuchung verpflichtet; und weil der dialekt jener gegend damals schon zu starken syn- und apokopen neigte, glaubt er sein verfahren durch das beispiel Rödigers in der abhandlung über die Litanei (Ztschr. f. d. a. 19, 288—311) gestützt. Zunächst frage ich, woher der dialekt jener gegend, ausgang des 12. jahrhunderts, dem verfasser so genau bekannt ist. Sodann kommt er mit sich selber in widerspruch. Er erklärt, nur der einschlägige teil von Rödigers arbeit habe für ihn wert, da er sich nicht habe entschliessen können, überall seinen ausführungen zu folgen. So will er offenbar vermeiden, zwischen den divergierenden ansichten über die verse der sogenannten übergangszeit zu entscheiden, besonders in der frage, ob nur vier hebungen oder auch mehr anzunehmen sind. Jener einschlägige teil umfasst die ganze detailuntersuchung, welche durchaus auf den vorbemerkungen (Ztschr. f. d. a. 19, 288) beruht und auf die folgerungen hinarbeitet (a. a. o. s. 308). Wer also Rödigers verfahren übernimmt, übernimmt auch die dort vorgetragenen anschauungen über das verhältnis der umgangssprache zu der in den gedichten jener gattung geschriebenen sprache, sowie über die metrische form der klassischen zeit als mass für die vorher-

gehende zeit. Das macht sich hier auch fühlbar. Die cäsur wird gerne benutzt zur „milderung“ einer anzahl von versen (s. 16); damit ist die möglichkeit einer grösseren zahl von hebungen anerkannt. Und doch neigt der verfasser, aus richtiger beurteilung des gesammtcharakters der form des gedichts, dazu, vier hebungen als norm anzusehen und schwerere senkungen zuzugestehen (s. 17). Gleich dabei aber erklärt er für den idealvers des dichters, der in der mehrzahl seiner verse repräsentiert sei, den regelrechten der mhd. periode, den jener noch gar nicht kannte. So stehen die allgemeinen anschauungen des verfassers in widerspruch mit seinem tatsächlich gebrauchten verfahren. Wenn er dies anwandte, musste er auch sich ganz der auffassung Rödigers anschliessen; denn die zurückhaltung, welche er üben wollte, war damit gebrochen. Dagegen wäre dann nichts zu erinnern gewesen, vorausgesetzt, dass er das beispiel vollständig nachgeahmt hätte. Es ist aber grade das übersehen, was zu einer regelung des überlieferten textes, auf die er hinauswill, erst die berechtigung geben würde. Rödiger ist der ansicht, dass der dichter (Heinrich von Melk) kürzungen vorgenommen, d. h. dialektisch gekürzte formen angewandt habe, um die regelung des versbaues zu erreichen (a. a. o. s. 308), und er unterzieht ihn von diesem gesichtspunkte aus einer untersuchung. Dieser gesichtspunkt ist aber der Vr. b. gegenüber nicht eingenommen worden, und darauf kam es grade an. Lässt es sich in diesem gedichte nachweisen, dass der dichter neben sonst gebrauchten längeren formen kürzere angewandt hat, um den bau der verse glatter, um die senkungen kürzer, die füsse leichter zu machen? Diese frage sich zu stellen, lag hier ganz besonderer anlass vor, weil wir hier im grossen und ganzen sehen, wie der dichter selbst geschrieben hat. Ob die frage bejaht werden kann, ist sehr zweifelhaft. Wenigstens bei den fällen von synkopierung der vorsilbe *ge-* ist ein metrisches princip nicht nachzuweisen. Es ist ein sprachliches faktum, nichts weiter. Sie findet sich nur vor anlautendem *w l n* des stammwortes, überwiegend vor *w*, 10 fälle von allen möglichen wörtern gegen 3, vor *l* und *n* beschränkt sie sich auf die wörter *gnade gnist gnesen gliche glouben*. Dies sind überhaupt die einzigen fälle von synkope in der hs., welche mit sicherheit auch dem original zugeschrieben werden können (vgl. § 2, B, a, 2 s. 7 und c, 2 s. 9), und doch wird vom verfasser die synkopierung der genetivendung *es* mehrfach vorgeschlagen, obwol gar nicht einmal für „den zweck“ dabei viel erreicht wird. Grade die neigung dieses dialekts zur synkope, für welche die reime beweise genug bieten sollen, veranlasst den verfasser, diesen weg der untersuchung zu beschreiten. Für die apokope liegen allerdings belege vor, aber die berechtigung, sie auszudehnen, ist dann erst erbracht, wenn einmal eine apokopierte form vom dichter zu „diesem zwecke“ angewandt wäre. Eine grosse rolle spielen in der betreffenden darlegung die unflektierten formen der possessivpronomina, die mit der apokope nichts zu tun haben. Und grade bei der apokope ruft sich der verfasser, wie öfter, eine warnung zu, nicht zu weit zu gehn, mit rücksicht auf die metrische unbeholfenheit des gedichtes. Wenn er sich deren so bewusst war, so hätte er doch die behandlung der metrik des Trierer Aegidius durch Rödiger (Ztschr. f. d. a. 21, 382 fgg.) zum muster nehmen und die überlieferung respektieren lernen sollen. Einige beispiele nur, wie weit er sich hat bringen lassen, in v. 551 *und gesitzent mit vremeden wîben* soll *g e s i t z n t*, in 639 *und bî mîner muoter diu mich gebar* soll *m u o t r* gelesen werden.

Wollte der verfasser sich nicht vollständig den anschauungen nach der einen oder andern seite anschliessen, so musste er sich beschränken, „ohne zweck“ zu beobachten und zu beschreiben. Die beobachtung musste sich auf die verhältnisse

der hs. richten; wenn überhaupt aus diesem formlosen poem etwas zu lernen ist, so kann es nur auf diesem wege sein.

Glücklicherweise sind aber die resultate der metrischen untersuchungen nicht auf den druck des textes übertragen worden. Dieser schliesst sich so treu wie möglich an die hs. an; fast nur die offenkundigen fehler und versehen sind gebessert, die richtig erkannten zusätze im text eingeklammert und einige kleine lücken mit glück ergänzt. „Fast“ sage ich. Zur einklämmerung scheint in manchen fällen nur „dieser zweck“ anlass gegeben zu haben, z. b. v. 117. 143. 170. 190 u. a. m. Bei dem stande der überlieferung war dies ohne zwingenden grund nicht zulässig. Ganz unberechtigt war es aber, in demselben sinne umstellungen im text vorzunehmen, ohne dass sonst ein andrer grund zu erkennen, noch angeführt ist. V. 248 *ich hete iu anders benomen daz leben*, hs. *benomen anderz* (*z* druckfehler? vgl. v. 159); v. 535 *iweren sêlen dâ vil wê geschiht*, hs. *vil we da;* v. 738 *und sich dâ sîne sunde riwen lât,* hs. *sine sunde da,* wo die senkung den anstoss gab; v. 562 *und hân mîniu gebot iu chunt getân,* hs. *und han iu;* v. 278, 592, 688 *als mîn gebot iu* (592 *iuch!*) *hât gelêrt,* hs. *als iu* (*iuch*): wegen des auftakts; dies, wegen der übereinstimmung der drei stellen besonders bedenklich. Ausserdem vgl. v. 140 *also iuch mîn gotheit hât gelêrt* und 856 *als si daz vrône gebot hete gelêrt.* Kann man da sagen, dass sich die lesart der hs. „bei der lektüre als willkürliche umstellung aufdrängt“ (s. 13)? Schliesslich ist sogar eine änderung vorgenommen, um die beiden silben der senkung, welche grade beide den vokal *e* haben, nur durch einen konsonanten zu trennen, also eine regelrechte verschleifung auf der senkung herzustellen, — aus keinem andern grunde, als weil es durch eine leichte änderung möglich war: *der iz vravenlîche verbâre* v. 869, hs. *vravenlichen.* Je unscheinbarer die sache ist, um so mehr muss dagegen protestiert werden. Die schwersten und plumpsten füsse bleiben stehen und hier wird eine finesse eingeführt, weil es grade sich leicht machen lässt, nur ein buchstabe gestrichen zu werden braucht. Die änderung ist aber auch gegen den erkennbaren gebrauch des gedichtes: die adverbialendung heisst überall im verse und im reime *lîchen* (12 mal), nur im reime auf *rîche* steht einmal *endechlîche* 327, und sechsmal, formelhaft sich widerholend, *êwechlîche.* Dasselbe wort heisst sonst *êwechlîchen* 154. 369. 476. Die schreibung ist also ganz konsequent, nur der reim ist tyrann; die reime sind das, was der poet als kunst empfand.

Der text beruht auf einer neuen vergleichung der hs. Dabei zeigt sich, dass Haupt einige verse übersprungen und sich in der zählung einmal versehen, sonst aber nur in kleinigkeiten geirrt hat. Ohne das verdienst dieser notwendigen arbeit schmälern zu wollen, erscheint es doch überflüssig, dass sich der verfasser der „nicht unerheblichen ergebnisse“ selber rühmt.

Meine einwendungen gegen den text halte ich principiell zwar für sehr wichtig, sie betreffen aber so wenige stellen, dass darum der druck des textes im ganzen von seinem wert sehr wenig verliert. Daneben war der nachweis der quelle und der heimat der Vr. b. die wichtigste aufgabe dieser untersuchung. Beide hat der verfasser meines erachtens gelöst. Die punkte, in denen er sich weniger klar und sicher zeigt, lassen sich am ende nur in einem weiteren rahmen erfolgreich behandeln.

HAMBURG, DECEMBER 1895. G. ROSENHAGEN.

Grammatik und wortschatz der plattdeutschen mundart im preussischen Samlande. Von **E. L. Fischer.** Halle, buchhandlung des waisenhauses. 1896. 8. XXIV und 260 s. 3,60 m.

In der einzigen abhandlung, die man über die volksmundarten der provinz Preussen hat (von Lehmann, Preussische provinzialblätter 1842) heisst es, dass im Samlande (kreis Labiau und kreis Fischhausen) das reinste preussische plattdeutsch gesprochen werde. Der verfasser der grammatik, pfarrer in Quednau, vor 60 jahren in einer rein plattdeutschen familie des landes erzogen, sechs jahre volksschullehrer und seit 26 jahren pastor in der heimatgegend, war wie vielleicht kein anderer im stande, die alte samländische, jetzt schon vom hochdeutschen wesentlich beeinflusste volkssprache darzustellen. Er hat die grammatik derselben gegeben, wie man vor J. Grimm eine deutsche grammatik abzufassen pflegte und hat den wortschatz nicht in einem wörterbuche vereinigt, sondern bei der behandlung der einzelnen teile der grammatik die zugehörigen wörter mitgeteilt. Da seine schrift, „abgesehen davon, dass sie eine sehr langsam aber sicher absterbende mundart des vaterlandes darstellt, dem besonderen praktischen zwecke dienen will, dem volkslehrer eine handhabe zur überwindung der schwierigkeiten zu bieten, welche das idiom dem schulunterrichte, namentlich in der religion und im deutschen entgegenstellt", so ist über diese ignorierung der fortschritte der deutschen philologie nicht mit ihm zu rechten. Wir müssen ihm vielmehr dankbar sein, dass er uns und der nachwelt gelegenheit gegeben hat, wenigstens eine dieser östlichsten mundarten Niederdeutschlands genau kennen zu lernen. Wer sagt uns übrigens, ob die nach der neuesten sprachwissenschaftlichen methode redigierten dialektgrammatiken dem vielleicht nach ganz andern gesichtspunkten arbeitenden forscher der zukunft bequem sein werden?

Die samländische mundart erweist sich trotz der einwirkungen des älteren und neueren mitteldeutschen als eine im wesentlichen niederdeutsche durch ihre behandlung des alten *î, ô, û* und des aus *iu* entstandenen *ê, ei: wîn* (wein), *bôk* (buch), *sȫt* (süss), *schûwe* (schieben), *gȫte* (giessen), *bȫde* (bieten). Ihre zugehörigkeit zum seeniederdeutschen bezeugt namentlich die behandlung des alten *a* in offener silbe: *mäge* (magen), *däla* (taler), *mägd* (magd). Wie im ganzen ndd. osten fehlt der sächsische plural des praesens auf *-ed*: *wi mâke, wi dône, ju dône* (ihr tut). Deutlich treten zwei alte einwirkungen hervor. Die eine kommt aus Mitteldeutschland und seinen älteren kolonien. Namentlich fehlt das nd. *ü* fast ganz: *dìwel* (teufel), *hîle* (heulen), *tìdare* (tüdern), *tîje* (zeugen), *sindlich* (sündlich), *terigg* (zurück). Altes nicht erst aus der schriftsprache kommendes *z* in *zägel* (zagel), *zische, zäm* (zahm), *zäg* (ziege), *zips* (zopf). Auch das *scht* und *schp* im anlaut wird schon in älterer zeit durch das benachbarte mitteldeutsche eingeführt sein. Die abstossung des uvularen auslautenden *r* ist wol aus slavischem residuum zu erklären. Denn da der dortige slave auch inlautendes *r* in eigentümlicher weise mit der zungenspitze hervorbringt, so musste ihm das deutsche auslautende uvulare *r* recht lästig fallen: *anfänga* (anfänger), *räda* (vater), *ungha* (unter). Bei dem ausfalle des *r* bildete die bevölkerung dann aus dem ndd. plural *-s* der substantive auf *-er* ein *sch: lichtasch* (leuchter), *drîwasch* (treiber).

Die andere scheint mir aus der niederdeutschen heimat der deutschen ansiedler zu stammen. Für die herkunft vieler aus der gegend von Jülich und Geldern liegen einzelne historische nachrichten vor. Eine untersuchung der heimat der ostpreussischen herren und klosterbrüder fehlt. In bezug auf niederfränkischen einfluss kommt zunächst die freilich auch mitteldeutsche, aber in den zwischenliegenden

marken fehlende durchgehende abstossung des *-n* in der konjugation, im plural der schwachen substantive und in andern fällen, in betracht: *backe* (backen), *wi schtöte* (wir stossen), *wi makte* (wir machten), *sëwetie* (siebzehn). Inlautendes *nd* wird stets *ngh: kingha* (kinder), *hängh'* (hände), *winghele* (windeln), *ungha* (unter). Anlautendes *g* ist oft *j: je-* (*ge-*), *jîz* (geiz), *jeck* (geck), *jräwa* (gräber), *jrind* (gründe), *jlöck* (glück). Dies leiten freilich einige, da es auch in den andern ostelbischen gebieten vorkommt, aus dem slavischen ab. Ein *nuschnetret* (nichts-nicht-recht, taugenichts) zeigt den echt niederfränkischen ausfall des *ch* in *-echt, -icht.* Dann die vorliebe für *o* statt *u: domm, schtomm, plomp, ons*, *posske* (küsschen).

Auch das typisch-ostpreussische *ö* statt ndd. *ê* und *ö* statt *i* und *ü* hat seine entsprechung in gewissen niederrheinischen mundarten: *bröt* (breit), *bön* (biene und bein), *löf* (lieb), *döle* (teilen); *rösch* (risch), *nöckhe* (nicken), *söcha* (sicher), *schtöll* (still); *dönn* (dünn), *röstig* (rüstig).

Von wörtern, die auf westlichen ursprung hinweisen können, findet man: *klompe* (holzschuhe), *tîne* (zuber), *kujel* (eber), *schmant* (rahm), *schrats* (quer), *jrîne* (weinen, nicht „lachen").

Der versuch den kindern des volkes wieder, wie es vor 1806 allgemein geschah, durch eingehen auf die volkssprache zu hilfe zu kommen, ist am erfolgreichsten auf litterarischem wege durch die schriften des auch um die kenntnis der westfälischen sprache verdienten Honcamp gemacht worden[1].

Möchte der hauptzweck, den Fischer mit seinem buche verfolgt, erreicht werden. Was in unserem jahrhundert dem niederdeutschen volke an seinem religiösen, politischen, geselligen und dichterischen leben durch die nichtachtung der volkssprache geschadet ist, rächt sich jetzt schwer an der deutschen bildung. Fischer schreibt: „Nur bei fünf wörtern des vaterunsers, nämlich bei vater, himmel, komme, wille und brot können sich niederdeutsche kinder etwas denken. Alle übrigen wörter in diesem gebete sind für sie fremdwörter. Was sich die kleinsten dann selbst bei diesen wenigen wörtern denken, weiss ich noch heute aus meiner persönlichen kindheitserinnerung. Bei dem worte „komme" z. b. dachte ich an den kasten für hausrat, der komme genannt wurde. Bei dem worte „wille" dachte ich an den lockruf „wille, wille", mit dem die enten vom wasser gelockt werden. Dass die sechs- und siebenjährigen plattdeutschen schüler in unserer zeit beim beten höhere gedanken haben sollten, als ich vor 60 jahren, ist nicht wol anzunehmen. Ist das gebet aber den kindern in den ersten schuljahren ein gedankenloses plappern geworden, so bleibt es ein solches meistens auch in den spätern schuljahren, ja vielleicht für das ganze leben."

1) Er hinterliess ausser einem westfälischen wörterbuch eine vortreffliche sammlung von 4000 westfälisch-niederdeutschen sprichwörtern, deren original im besitz von herrn dr. med. Honcamp sein wird, während eine von Wander genommene abschrift nach Italien verkauft wurde.

H. JELLINGHAUS.

Beiträge zur lehre vom gebrauch des infinitivus im neuhochdeutschen auf historischer grundlage. Von **P. Merkes.** Erster teil. 171 s. Leipzig, J. Robolsky. 1896. 3 m.

Erdmann hat einmal in einer entgegnung auf eine recension seiner „Grundzüge“ geäussert: es würde nicht schwer sein, aus jedem der 214 paragraphen seines buches ein buch von dem umfange der ganzen „Grundzüge“ zu machen. Das mag übertrieben sein; dass aber für manche paragraphen eine so ausgedehnte behandlung auf grund der Erdmannschen darstellung möglich ist, beweist das vorliegende buch, das als eine ausgeführte bearbeitung der § 142, 6 und § 153—154 des ersten teiles der Grundzüge gelten kann, das also aus der ganzen lehre vom infinitiv nur einen sehr kleinen ausschnitt behandelt.

Die syntax des infinitivs im deutschen muss noch immer als unerforschtes gebiet angesehen werden. J. Grimm hat zwar hier wie überall den weg gewiesen, und seine nachfolger, besonders Kehrein (Nhd. gramm. II, 1 § 52—69; Gramm. d. 15.—17. jahrh. III § 31—38; § 48—50) und Vernaleken im ersten bande der Deutschen syntax haben viel brauchbares material zusammengebracht; auch an ausführlichen monographien über einzelne fragen fehlt es nicht. Aber eine zusammenfassende, systematisch aufgebaute, alle sprachperioden und sprachgebiete gleichmässig berücksichtigende darstellung ist aus ihnen noch nicht erwachsen. Auch von dem vorliegenden buche darf eine solche, wie schon der titel bekundet, nicht erwartet werden. Als vorarbeit aber für eine systematische darstellung kann es — das mag hier gleich ausgesprochen werden — gute dienste leisten.

Nach einigen nicht sehr in die tiefe gehenden allgemeinen vorbemerkungen (für wen ist die notiz bestimmt, dass der name infinitiv „lateinischen ursprungs“ sei?) zerlegt der verfasser abweichend von der seit Grimm üblichen anordnung (a. reiner infinitiv. b. inf. mit *zu*. c. substantiv. inf.) seinen stoff in zwei teile: 1) inf. als teil einer umschriebenen zeitform; 2) Inf. als selbständiger satzteil. Ob diese einteilung sich als praktisch bewährt, wird von der gliederung des zweiten teiles abhängen, dem nun eine überwältigend grosse stoffmasse zufällt. Das vorliegende buch beschäftigt sich nur mit dem ersten teile und zerfällt in 2 abschnitte: einen kurzen (s. 14—30), der den inf. als teil des umschriebenen futurums behandelt (*ich werde schreiben*), und einen sehr langen (s. 30—171), in dem der gebrauch des inf. als stellvertreter des part. perfecti (besser: praeteriti) in wendungen wie *ich habe schreiben können* (statt *gekonnt*) einer eingehenden untersuchung unterzogen wird.

Der erste teil bringt nicht eben viel neues. Merkes schliesst sich der von Erdmann (I, 99) vertretenen erklärung an und sucht entstehung und ausbildung der form im einzelnen näher nachzuweisen. Er verteidigt dann nicht ohne geschick die vielfach angegriffene form *ich würde* + inf. gegen Sanders, Wustmann u. a. und bespricht kurz die bildung des futurum exactum, ebenfalls in erkennbarem anschluss an Erdmann. Gegen den sachlichen gehalt seiner ausführungen in diesem teile habe ich wesentliche einwendungen nicht zu machen.

Der schwerpunkt des buches liegt im zweiten teile, in dem Merkes sich die aufgabe gestellt hat zu untersuchen, aus welchen gründen, zu welcher zeit und bei welchen verben der ersatz des part. durch den inf. eintritt. Die von den meisten neueren angenommene Lachmann-Grimmsche particip-hypothese, nach der in der formel *ich habe reden können* das *können* nur dem scheine nach ein inf., in wahrheit das part. praet. des alten starken verbums **kinnan* ist, wurde schon von Erdmann Grdz. I § 153 angegriffen und darf nunmehr nach Merkes' gründlicher wider-

legung als endgiltig beseitigt angesehen werden. Es ist einleuchtend, dass der inf. des einen verbums bei dem anderen, ihm eng verbundenen verbum die gleiche form hervorgerufen hat. Ob man nun diesen vorgang mit Erdmann „Assimilation der formen“ oder mit Merkes „eine art ausgleichung auf syntaktischem gebiete“ nennt, ist meines bedünkens ziemlich nebensächlich.

Bei der „gesamtgeschichte“ der form, die Merkes s. 51 fg. entwirft, scheint mir die historische entwicklung nicht genügend ins auge gefasst zu sein. Auszugehen war doch von den ältesten nachweisbaren belegen des ersatzes. Nun behauptet Merkes, dass die satzform *er hat thun sollen* bis ins 15te jahrhundert nicht vorhanden gewesen sei und erst auftrete, als zu den modalen hülfszeitwörtern das vorher nicht existierende schwache participium gebildet war. Danach würden die ersten fälle des ersatzes erst ins 16te jahrhundert gehören. Das mag für die hilfsverben *sollen, müssen* usw. richtig sein; bei einem anderen verbum aber sind viel frühere beispiele des ersatzes längst nachgewiesen, nämlich bei *hoeren:* Ernst 4179 *ich hân ouch hoeren sagen;* Rabenschl. 98, 4 *ir habt des ofte hoeren sagen;* vielleicht auch Gudr. 637 *ich hân des jehen hoeren* (vgl. auch Kehrein, Gramm. d. 15—17. jhdts. III § 50 anm.). Zu diesen ältesten beispielen hat Merkes merkwürdiger weise gar keine stellung genommen, obgleich er sie zum teil kennt (s. 128). Meines erachtens erklärt sich gerade hier die assimilation sehr leicht, da die verbindung *sagen hoeren* im mhd. fast formelhaft geworden war (vgl. die beispiele im Mhd. wb. 1, 710).

Merkes gibt dann s. 52—90 nähere bestimmungen über die anwendung des ersatzes. Im ganzen kommt es ihm dabei weniger darauf an, die historische entwicklung darzulegen als eine norm für den heutigen sprachgebrauch zu finden. Seine erörterungen sind daher zuweilen recht subtiler natur und fassen fälle ins auge, die dem wirklichen leben der sprache nicht angehören und sich auch wol aus keinem schriftsteller belegen lassen, wie *schreiben wird er ausgezeichnet haben können, wenn er das hätte wollen drucken lassen können* (!). Doch finden sich in diesem abschnitte auch manche interessante und wertvolle beobachtungen. Unter den beispielen, die Merkes für die auslassung des verbum finitum aus dem älteren nhd. anführt, vermisse ich belege für auslassung des conjunctivs; sie war im gegensatz zu dem, was Merkes von Lessings sprachgebrauch feststellt, im älteren nhd. sehr gebräuchlich. Ich gebe ein paar stellen aus Reuters Schelmuffsky (1696; Neudr. 57 und 58), auf die ich zufällig stiess: s. 114 *o sapperment! wie der Frembde die Ohren* [hätte] *aufsperren sollen und mich ansehen!* 115 *dass sie keinen Tag ohne ihn* [hätte] *leben können.* Das. *damit er nun* [habe] *anfangen mögen, was er nur selbsten gewollt.*

In einer sehr kurz gehaltenen übersicht (s. 90—93) und einer angehängten beispielsammlung sucht dann der verfasser die frage zu lösen, die meiner ansicht nach die wichtigste ist und in den mittelpunkt der ganzen untersuchung hätte gerückt werden müssen: welche verben lassen den ersatz zu? Gegen die anordnung der beispielsammlung und die schlüsse, die Merkes aus ihr zieht, erheben sich manche bedenken. Zunächst erfährt man an vielen stellen nicht, ob Merkes alle ihm bekannten oder nur ausgewählte belege bringt. Ist das erste der fall, so muss man sich oft über den geringen ertrag wundern, der in der tat in keinem verhältnis steht zu dem langatmigen quellenverzeichnis mit seinen 116 nummern, von denen freilich nahezu die hälfte der litteratur der letzten 20 jahre (und nicht gerade der besten) angehört, während die klassische periode des vorigen jahrhunderts verhältnismässig recht schwach vertreten ist (z. b. von Goethe nur der Werther, poetisches überhaupt

fast gar nicht). Wenn aber wirklich Merkes in der von ihm durchgesehenen litteratur nicht mehr belege fand, so wäre es doch ein leichtes gewesen, wo es darauf ankam, ihre zahl zu erhöhen, wenn nur Merkes die einschlägige litteratur besser ausgenutzt hätte. Fast überall lassen sich ohne mühe nachträge machen entweder aus dem gedächtnis oder aus den sammlungen Kehreins (Nhd. gr. II, 1 § 59 fg.; Gr. d. 15.—17. jhdts. III § 48 fgg.) und Vernalekens (Deutsche synt. 1, 94 fgg.) oder auch aus den wörterbüchern, die Merkes an anderen stellen selbst benutzt. Ganz bekannte beispiele wie die Faustelstellen *ihr habt mich weidlich schwitzen machen, ich hab' es öfter sagen hören* sind ihm entgangen. Das wirkt besonders da störend, wo Merkes auf statistischem wege aus der zahl der belege eine entscheidung über die gebräuchlichkeit oder den wert einer form zu treffen sucht; so z. b. s. 125 bei *machen*, wo sich ausser der genannten Faustelstelle noch Sir. 34, 7 aus der Bibel von 1470 zu den 2 formen gesellt, so dass deren zahl schon um das doppelte gestiegen ist; oder s. 128 bei *hoeren*, wo die 8 „ersätze“ sich allein aus Vernaleken 1, 124 und durch die oben angeführte Faustelstelle auf 12 bringen lassen. Freilich sind überhaupt statistische entscheidungen eine missliche sache, wenn das material gering ist, wie z. b. auch bei *brauchen* s. 141. Bei *vermögen* und *bedürfen* hat auch der verfasser selbst stillschweigend verzichtet. Für *heissen* und *helfen* gibt er nur s. 92 in der übersicht einige allgemeinere bestimmungen; s. 140 bietet er nur wenige belege ohne endresultat; hier hätten sich die beispiele aus Kehrein a. a. o. § 49 wesentlich vermehren lassen. So bleibt trotz der aufgewendeten mühe auch auf diesem eng begrenzten gebiete der dunkeln punkte und ungelösten fragen noch eine menge.

Im einzelnen liessen sich an der sammlung noch manche ausstellungen machen. So ist der verfasser in der anordnung der beispiele nicht immer consequent. Bei *machen* ist er ohne jeden ersichtlichen grund von seiner sonst gebrauchten einteilung abgewichen und mischt verschiedenartige beispiele bunt durcheinander. Einen methodischen fehler begeht meines erachtens der verfasser, wenn er glaubt, dass beispiele von ersatz und participium, die bei demselben schriftsteller neben einander stehen, sich „neutralisieren“ und nicht „beweiskräftig“ sind; wenn Luther in den fabeln neben einander schreibt: *wer hat dich so geleret teilen* und *wer hat dich so leren teilen,* so beweist das doch nur, dass ihm beide formen geläufig waren.

Die vorhandene litteratur hat Merkes, wie schon angedeutet wurde, nur unvollständig oder mangelhaft benutzt. Kehreins wissenschaftliche arbeiten kennt er nicht, und doch hätte ihm namentlich die Gramm. d. 15—17. jhdts. sehr gute dienste leisten können; z. b. hätte er aus ihr ersehen können, dass auch bei *tun* der ersatz vorkommt (III § 48 stehen 5 beispiele). Auch Vernalekens Deutsche syntax scheint ihm unbekannt zu sein. Erdmanns Grundzüge hält er zwar erfreulicher weise für so bekannt, dass er, im gegensatz zu seiner sonstigen weitläufigen art zu citieren, den titel des buches nirgends nennt; ausgenutzt aber hat er sie nicht. Dieser mangel an litteraturkenntnis wird dadurch nicht aufgewogen, dass er in seiner übersicht eine reihe von secundären quellen nennt, die sonst in wissenschaftlichen büchern nicht aufgeführt zu werden pflegen. Endlich, wer citiert wol Grimms Grammatik nach der schulbearbeitung von Eiselein?

Die form, in die Merkes seine darlegungen gekleidet hat, weicht von der sonst in wissenschaftlichen büchern üblichen nicht unerheblich ab. Die darstellung ist an vielen stellen von einer breite und umständlichkeit, die das lesen erschwert und zuweilen lebhaft an den „aufsatzstil“ erinnert. Nur einige beispiele: s. 39 „beschäftigen wir uns etwas eingehender damit, so werden wir sofort erkennen“, s. 78 „führen

wir einige beispiele dieser art an", s. 44 „erklären wir uns" usw. Wenig geschmackvoll finde ich wendungen wie s. 60 „wir zucken mit den achseln (!) und bleiben die antwort schuldig; wir wissen es nicht". Ähnliches findet sich öfter.

Höchst unangenehm berührt hat mich endlich die überlegene miene, die Merkes gegen die aufstellungen seiner vorgänger überall zur schau trägt. Bei dem überblick, den er über die leistungen früherer grammatiker gibt, regnet es urteile wie „unglaubliche oberflächlichkeit", „ungereimtheiten", „verworrene, elende darstellung", „unsinn", „der stil ist geradezu elend" u. dgl. Dass stümpernde dilettanten, die sich in der wissenschaft breit machen, in die gebührenden schranken zurückgewiesen werden, dass vor schlechten büchern nachdrücklich gewarnt werde, ist notwendig. Dass aber verdienstvolle männer wegen einzelner aufstellungen in der von Merkes beliebten art gemassregelt werden, widerstrebt wissenschaftlichen grundsätzen. Der verfasser möge bedenken, dass jeder, der ein kleines, eng begrenztes gebiet zum gegenstand sorgfältiger untersuchungen macht, naturgemäss zu genaueren ergebnissen kommen muss, als jemand, der einen weit umfassenden stoff nach seinen haupterscheinungen darstellt, und ich zweifle nicht, dass jemand, der den „participeisatz" noch genauer durchforscht und seine darstellung auf ein noch umfassenderes material gründet als Merkes, in der lage sein wird, auch ihn in manchen punkten zu ergänzen und zu berichtigen. Wäre es dem verfasser erwünscht, wenn ein solcher forscher seine genauere kenntnis ihm gegenüber in derselben weise ausspielte, wie er es seinen vorgängern gegenüber tut?

Der widerspruch, den ich im einzelnen erheben musste, hindert mich nicht, zum schlusse anzuerkennen, dass der verfasser seine aufgabe mit eifer und gewissenhaftigkeit angefasst hat, und dass es ihm mit seiner arbeit ernst ist. Sollte es ihm gelingen, bei weiteren forschungen die angedeuteten fehler zu vermeiden, insbesondere auch für die vermittlung seiner beobachtungen eine angemessenere, ich möchte sagen wissenschaftlichere form zu finden, so sollen die im vorwort in aussicht gestellten weiteren teile uns willkommen sein. Es ist ja auf dem gebiete der deutschen syntax noch so unendlich viel zu tun, dass wir uns über jede noch so geringe bereicherung unserer kenntnis freuen müssen.

FLENSBURG IM FEBRUAR 1896. OTTO MENSING.

Fortunati glückseckel und wunschhütlein, ein spiel von Adelbert von Chamisso (1806), aus der handschrift zum ersten male herausgegeben von **E. F. Kossmann.** Stuttgart, Göschen. 1895. XXXVII und 68 seiten. (Sauers litteraturdenkmale 54. 55.) 1,20 m.

Chamissos bearbeitung des volksbuches vom Fortunat, vom dichter selbst niemals veröffentlicht, aber auch nach erscheinen der Tieckschen dichtung sorgsam aufbewahrt, wird uns hier zum ersten male als ein zeugnis des ernsten ringens des nordsternbundes und seines begabtesten dichters vollständig vorgelegt. Der text gibt die handschrift des dichters genau wider (auch die lesarten 17, 11. 35. 21, 104 waren beizubehalten); lesarten eines fragments, über dessen verhältnis zum haupttexte nichts mitgeteilt wird, bietet der anhang, der auch sprachliches mit nicht immer ausreichender erklärung versieht. Kossmanns einleitung zerfällt in zwei abschnitte: der erste behandelt die entstehungsgeschichte des gedichtes nach den gleichzeitigen briefen an die freunde (verschiedentlich wird hier, wie mir scheint, mit glück gegen aufstellungen Walzels in seiner biographischen skizze polemisiert), der zweite analy-

siert der reihe nach die einzelnen scenen und sucht die psychologische entwicklung und dramatische bedeutung aufzuhellen sowie das einzelverständnis zu fördern; der vergleich mit dem volksbuche könnte eingehender sein. Es ist zu wünschen, dass auch noch weiteres aus Chamissos ungedrucktem nachlass bekannt werde.

WEIMAR, 17. DECEMBER 1895. ALBERT LEITZMANN.

Unsere umgangssprache in der eigenart ihrer satzfügung dargestellt von **Hermann Wunderlich.** Weimar und Berlin, Emil Felber. 1894. XV, 271 s. kl. 8. 4,50 m.

Das einzige, was man dieser vortrefflichen schrift zum vorwurf machen könnte, ist dass titel und inhalt sich nicht decken. Der inhalt bietet viel mehr, als der titel verspricht, und in der ausführung vermissen wir manches, was wir nach dem titel erwarten könnten. Doch ist gewiss nichts so verzeihlich wie diese incongruenz. Der überreiche, bisher kaum in den gesichtskreis der forschung getretene stoff forderte überall die darstellung heraus, denn überall bot er probleme, an denen man bisher achtlos vorübergegangen war. Wollte man nicht so manches interessante ergebnis auf jahre hinaus zurückhalten, abwartend bis die frucht ganz reif sei, beständig aber fürchtend, dass ein unberufener in den garten dringen und sich die besten früchte aneignen würde, um daraus ein schlechtes mus zu fabrizieren, so musste man sich zur zusammendrängung entschliessen: aber was sollte man aufnehmen, was ausschliessen, da alles gleich sehr lockte?

Man kann, glaube ich, ganz gut die fugen erkennen: so scheinen besonders das 3. und 4. kapitel solche frühgeburten zu sein, erst nachträglich auf das stichwort des titels zusammengeschnitten. Doch das nebenbei. Im übrigen muss jede kritik dies büchlein mit der grössten freude begrüssen.

Der verfasser schöpft seine überreichen treffenden und mit besonderem geschick ausgewählten belege für die umgangssprache zum grössten teile aus der litteratur, zumal den modernen dramen des Fischerschen verlages — Sudermann, Hauptmann, Halbe —; die mündlichen quellen berücksichtigt er fast gar nicht. Ich habe stimmen gehört, die ihm daraus einen schweren vorwurf machten. So getreu diese modernen auch die sprache des lebens zu copieren verständen — es seien doch nur schriftliche quellen, denen unter allen umständen das unvermögen der schrift anhafte, der rede ganz folgen zu können. Dabei sei gar nicht an die phonetisch genaue widergabe der rede zu denken; nein, keiner der die feder zur hand nehme, und sei es auch der allersicherste moderne naturalist, könne sich von der ihm anerzogenen schriftsprache ganz frei machen. — Ich kann solchen stimmen nicht recht geben. Im gegenteil: Wunderlich verrät gerade darin feinen philologischen takt, dass er sich nicht auf das „sprachgefühl“ verlässt, das so leicht zum irrlichterieren verführt, sondern auf den festeren boden schriftlicher quellen: von vorne herein nimmt er ja stellung der gefahr gegenüber, die in dieser art quelle liegt. Ausserordentlich fein ist das, was er im ersten kapitel über „rede und schrift“ sagt. Nur einmal scheint er sich dem irreführenden einfluss schriftlicher quellen nicht entzogen zu haben, wenn er s. 45 mein herr als anredeformel verzeichnet. So häufig man dies mein herr auch geschrieben finden mag — es steht in allen lehrbüchern des deutschen — der wirklichen umgangssprache ist es fremd. Ich habe diese anredeform nur von denen gehört, für die das „gemeine deutsch“ der guten umgangssprache eigentlich eine fremdsprache ist; wenn einmal ein „gebildeter“, dessen muttersprache dieses „gemeine deutsch“ de facto ist, einen anderen mit mein herr anredet, so tut er es nur unter

dem zwange des erlernten. Bekannte reden wir mit herr und dem namen oder titel an, und unbekannte — nun jeder wird schon das bequeme monsieur, sir und mənēr lebhaft genug vermisst haben. Man mag sich doch nicht helfen wie der norddeutsche commis und kellner, der für solche fälle sein herr mit „geschliffenem“ accent, aber ohne mein zur hand hat. Die mittel, von denen der deutsche in diesem falle gebrauch machen muss: der titel hinter herr oder gar frau, das liebe(r), liebste(r), gnädige(r), gnaden und so weiter zeigen gerade in ihrer mannigfaltigkeit und oft sinnlosigkeit, dass das mein uns fremd ist. Es ist doch wahrhaftig nicht liebedienerei allein, die dahinter steckt, wie der fremde meint, dem die deutschen doch hauptsächlich dieser anredeschnörkel wegen eine „nation von bedienten“ sind.

Wir können wol die frage aufwerfen, warum uns dies mein nicht vom munde will, wo wir doch einem damit verwandten ganz besonderen gebrauch des mein von dritten personen und sachen in familiärer rede so oft begegnen (z. b. da hätten sie mal meinen dieb laufen sehen sollen!) ein gebrauch, der sehr alt sein muss, da wir ihn schon so früh antreffen (z. b. Wiener Genesis 67, 24 *den brâhten wir ze mînes herren kamere*). Es müssen hier psychologische momente in frage kommen, deren tiefe zu ergründen Wunderlich der geeignete mann wäre. Zu ergründen — mit schöngeisterei allein, wie man glauben möchte, käme man da zu nichts. Vielleicht lässt sich durch eingehende forschung auf diese weise die handhabe finden zu einer sonderung der deutschen stämme oder — ein gedanke, der bei solchen forschungen stets im auge behalten werden müsste — ihrer ethnischen unterlagen; wir müssen zu diesem ende tiefer reichende quellen anbohren, als sie uns das leichtverwehende und bisher ausschliesslich beachtete wort- und lautbild zu bieten im stande ist. Wunderlich weist darauf hin: möge er uns einmal mit dem ergebnis einer solchen forschung überraschen!

GREIFSWALD. J. W. BRUINIER.

The Authorship of the West Saxon Gospels. Von **Allison Drake.** New York 1894. 45 s.

Auf grund eingehender vergleichung gewisser stileigentümlichkeiten kommt der verfasser zum folgenden ergebnis hinsichtlich der verfasserfrage der ae. Evangelienübersetzung:

Mindestens zwei, vielleicht drei verschiedene übersetzer lassen sich unterscheiden; und zwar rühren das Markus- und das Lukasevangelium von einem übersetzer her, welcher in einem etwas anderen dialekt schrieb, als der, in dem das Matthaeus- und das Johannesevangelium abgefasst sind. Matth. und Joh. haben gewisse sprachliche eigentümlichkeiten mit einander gemein, weisen aber doch auch gewisse verschiedenheiten auf, so dass zwar örtliche nähe, aber nicht identität der verfasser wahrscheinlich wird.

Die beweisführung ist, besonders was die zusammengehörigkeit von Markus und Lukas gegenüber Matthaeus und Johannes betrifft, recht plausibel. Freilich können die übereinstimmungen allenfalls auch nur durch zeitliche und örtliche nähe, die abweichungen vielleicht mehr aus chronologischen gründen erklärt werden.

Bei übersetzungen sind ja verfasserfragen noch schwerer zu entscheiden als bei originalwerken, und im grunde kommt nicht sehr viel darauf an.

KIEL, MÄRZ 1896. G. SARRAZIN.

Forelæsninger over oldnordiske skjaldekvad af **Konráð Gíslason,** udgivne af kommissionen for det Arnamagnæanske legat. [A. u. d. t.: **Konráð Gíslason,** Efterladte skrifter, 1[ste] bind.] København, Gyldendalske boghandel, 1895. (IV), XII, 311 s. 5 kr.

Als der litterarische nachlass Konráð Gíslasons untersucht wurde, fand man darin mehrere manuscripte, welche aufzeichnungen über die altnord. skaldenpoesie enthielten; doch zeigte es sich sogleich, dass nur ein kleiner teil davon in einigermassen druckfertigem zustande war. Dieser teil, eine sammlung von ausgewählten und kritisch berichtigten strophen alter skalden von Bragi bis auf Sigvatr nebst erklärenden anmerkungen, wurde sofort von der Arnamagnæischen commission unter dem titel: „Udvalg af oldnordiske skjaldekvad med anmærkninger ved K. G.“ herausgegeben (Kbh. 1892); das übrige sandte man, dem eigenen wunsche des verstorbenen entsprechend, an dr. Björn Magnússon Ólsen (gegenwärtig rector der lateinischen schule in Reykjavík), um dasselbe zu untersuchen und zu bestimmen, wie viel davon für die publication geeignet wäre. Aus diesen papieren hat nun der genannte gelehrte das vorliegende buch als ersten band von K. Gíslasons „Efterladte skrifter“ herausgegeben. Er enthält vorlesungen über fünf skaldische gedichte: Snorris Háttatal, die Hrynhenda und die Hrafnsmál von Sturla Þórđarson, die Vellekla von Einarr Skálaglamm und Hallarsteins Rekstefja (ein gedicht auf könig Óláfr Tryggvason). Jede strophe (bez. halbstrophe) wird in prosaischer wortfolge gegeben, woran öfter eine dänische übersetzung, durchweg aber ein sehr detaillirter commentar sich anschliesst. Von der hand des herausgebers rührt — ausser einem kurzen vorworte — ein vollständiges, mit grosser sorgfalt ausgearbeitetes register her, das in seiner anlage mit dem dem „Udvalg“ beigegebenen genau übereinstimmt.

Wir begrüssen diese publication mit freuden, nicht nur weil sie, wie der herausgeber bemerkt, K. Gíslasons wirksamkeit als universitätsdocent in klares licht stellt, sondern auch wegen ihres wissenschaftlichen wertes; von den commentierten gedichten gehören jedesfalls zwei zu den schwierigeren, eins (die Hrafnsmál) sogar zu den allerschwierigsten. Besonders muss die angabe der prosaischen wortfolge als äusserst willkommen bezeichnet werden. Denn Konráð Gíslason war, wie dies schon mehrfach hervorgehoben worden ist, ein wahrer meister darin, in den geist des dichters einzudringen und gleichsam das vibrieren seiner seele im gesange nachzuempfinden; keiner war wie er imstande dazu, die richtige folge der einzelnen sätze innerhalb der strophe festzustellen und die logische gedankenverbindung zwischen denselben darzulegen. Mit scharfem blicke für die verschiedenen bedeutungen eines jeden wortes und den entwickelungsgang derselben verband er ein seltenes feingefühl für den poetischen wert der einzelnen wörter im zusammenhange. Seine erklärungsweise kommt in dem vorliegenden bande sehr gut zu ihrem rechte; jedoch teilte er oft etwas mit, was nicht niedergeschrieben worden war, wodurch sein vortrag lebhafter wurde; auch ist das, was er sagen wollte, häufig nur ganz kurz angedeutet.

Gegen das in diesem bande gebotene könnte man den vorwurf erheben, dass allzuviel rein elementare dinge, die für das sprachliche verständnis überflüssig sind, aufgenommen wurden; der herausgeber, könnte man meinen, hätte dies alles wegschneiden sollen. Dieser vorwurf wäre nicht ganz unberechtigt, aber ref. kann es sehr gut verstehen, warum der herausgeber von derartigen streichungen abgesehen hat: sowol die pietät gegen den ausgezeichneten gelehrten, als auch der umstand, dass hier eine bestimmte grenze schwer gefunden werden konnte, hat ihm die hände gebunden. Jedesfalls ist der commentar für den anfänger ganz vorzüglich, und ref. kann

einem solchen nur dringend empfehlen, die hier behandelten gedichte eingehend zu studieren. Nur würde ich nicht, wie der herausgeber, dem anfänger empfehlen, mit der nachklassischen und poetisch wenig interessanten Rekstefja, sondern mit dem leichtverständlichen, jugendfrischen und poetischen liede Einars, der Vellekla, zu beginnen.

An einzelheiten kritik zu üben fühlt sich ref. im ganzen nicht veranlasst, zumal da er nur selten gegen eine erklärung von K. Gíslason etwas einzuwenden oder eine andere auffassung geltend zu machen hätte. Nur über den text der Vellekla, zu dem ich (Aarb. f. nord. oldk. og hist. 1891, s. 147 fgg.) einige erklärungen gegeben und verbesserungen vorgeschlagen hatte, möchte ich ein paar kleinigkeiten bemerken. Mehrfach findet sich bei K. Gíslason dieselbe oder fast dieselbe anschauung wie in meinem artikel, mitunter spricht er zweifel an der richtigkeit der handschriftlichen überlieferung aus. Meine untersuchungen der varianten haben mich an einigen stellen zu einer abweichenden ansicht geführt, so z. b. in str. 24[a] (s. 180 fg.), wo die richtige lesart sein wird: *hjarl sextían jarla* (nicht: *hjarl ok sextán jarla*). In der umschreibung *Heđins reikar folkfúrs leikr* (str. 24[b], s. 182) beanstandet K. Gíslason mit recht das unmögliche *folk*, aber das wort, das er statt dessen einsetzen will — *flík* — ist wol kaum das richtige (ich hatte *fald* vorgeschlagen), denn *flík* wird sonst nicht in umschreibungen gebraucht. Str. 9 (s. 124 fgg.), die das verhältnis Hákon jarls zu den göttern behandelt, hat K. Gíslason ähnlich aufgefasst wie ich. Einige wol ganz unheilbare stellen (z. b. str. 8[b]) sind auch bei K. G. unerklärt geblieben. Überhaupt ist es eine von den vielen guten eigenschaften, die er als erklärer besass, dass er stets die strenge grenze zwischen dem, was sich durch methodische behandlung ungezwungen erklären liess, und dem, was als dunkel oder ganz verderbt anzusehen ist, innezuhalten wusste; auch war er sehr vorsichtig in seinen conjecturen und betonte stets den verschiedenen grad der wahrscheinlichkeit derselben. — Bisweilen findet man ganz neue worterklärungen (z. b. *þengill* = *þǫngull* s. 199).

K. Gíslason pflegte in seinen vorlesungen auch etymologische und sprachhistorische bemerkungen einzuflechten. Aber auf diesem gebiete war, was kaum befremden wird, sein standpunkt etwas veraltet. Die in dem hier besprochenen bande edierten vorlesungen enthalten auch solche bemerkungen; ein teil davon ist schwerlich haltbar, und es wird nicht schwer fallen, von diesen durch die moderne wissenschaft überholten hypothesen abzusehen. Aber auch hier war K. Gíslason sehr vorsichtig; mehrmals führt er die meinung anderer in solcher weise an, dass man ersieht, dass er sie nicht gebilligt oder daran geglaubt hat (z. b. s. 180 unter 5 die herleitung von *guđ*). Sicher aber ist es, dass auch seine etymologischen bemerkungen (die stets als untergeordnetes und beiläufiges gegeben werden) im ganzen anregend und belehrend wirkten. Es darf aber nicht vergessen werden, dass in der zeit, wo er auf der höhe seines schaffens stand, J. Grimms grammatik und Schleichers compendium noch als kanonische bücher galten; und in seinem hohen alter hatte er nicht zeit — vielleicht auch nicht lust — der raschen entwickelung der neueren comparativen philologie zu folgen.

Der druck (aus einer isländischen officin) ist vorzüglich und die correctur überaus sorgfältig. Die tätigkeit des herausgebers verdient überhaupt das höchste lob; nur hätten die quantitätszeichen über lateinischen wörtern ohne schaden gestrichen werden können.

Es sei also hiermit dieser erste band von K. Gíslasons „Efterladte skrifter“ aufs beste empfohlen, da nicht nur angehende studenten, sondern überhaupt alle, die sich mit der alten skaldenpoesie beschäftigen, hier reiche belehrung finden werden.

KOPENHAGEN, DEC. 1895. FINNUR JÓNSSON.

Die walpurgisnacht im ersten teile von Goethes Faust. Von **Georg Witkowski.** Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1894. 2 m.

Die vorliegende, Rudolf Hildebrand zu seinem fünfundzwanzigjährigen jubiläum als docent an der Leipziger universität gewidmete, lesenswerte schrift will an dem gewaltigen baume der Faustdichtung „einen zweig, die „walpurgisnacht“, in seinem entstehen verfolgen, die wurzeln, die zu ihm hinführen, aufdecken und zeigen, wie er sich entwickelt hätte, wäre er nicht vor der zeit abgestorben“ (vorrede, s. V und VI). Die berechtigung dieser überzeugung, dass beim „Faust“ die historische betrachtungsweise mit der ästhetischen verbunden werden müsse, um zu einem gerechten urteile zu gelangen (vgl. s. 65), wird niemand Witkowski bestreiten, am wenigsten bei der „walpurgisnacht“. Die folgerung aber, dass die „walpurgisnacht“, betrachtet im lichte der Paralipomena, „statt einer lose eingefügten episode ursprünglich eines der wichtigsten glieder in der gesamten entwickelung des dramas bedeuten sollte“ (s. 37, vgl. s. 57 und 65 fg.), scheint mir doch übertrieben. Das bild freilich, welches Witkowski auf diese weise von dem ganzen, insonderheit von den unausgeführt gebliebenen teilen der „walpurgisnacht“ entwirft, wird im ganzen sich mit dem plane des dichters gedeckt haben. Einen zu grossen raum nehmen meines erachtens die quellennachweise ein, die hier zum ersten male systematisch zusammengestellt werden (s. 17 fgg.). Witkowski muss selbst zugeben, dass Goethe von dem zusammengetragenen material schliesslich nur das wenigste benutzt hat (s. 37). Zu loben ist besonders das bestreben Witkowskis, grundsätzlich die einheit des ganzen „Faust“ zu verfechten (vgl. s. 52), ein streben, das er mit Valentin und Baumgart teilt, gegenüber der seit Scherer angewandten und arg übertriebenen methode der forschung, die widersprüche der einzelnen teile des „Faust“ aufzusuchen und die grosse dichtung in eine reihe von stilistisch verschiedenen, sachlich sich häufig widersprechenden elementen zu zerlegen. Der mangel an berechtigung derselben für den „walpurgisnachtstraum“ ist Witkowski jedoch keineswegs entgangen.

EUTIN. AUGUST BREDFELDT.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

A. J. Arfsten sin Düntjis ütjdenn fan dr. **Otto Bremer.** Halle, Niemeyer. 1896. [A. u. d. t.: Ferreng an öömreng stacken ütjdenn fan O. B. II.] 76 s.

Beiträge zur volkskunde. Festschrift Karl Weinhold zum 50jährigen doctorjubiläum am 14. januar 1896 dargebracht im namen der Schles. gesellschaft für volkskunde. [A. u. d. t.: Germanistische abhandlungen, begründet von K. Weinhold, herausg. von Fr. Vogt. Heft XII.] Breslau, Wilh. Koebner. 1896. (X), 245 s. 8 m.

Inhalt: W. Creizenach, Zur geschichte der weihnachtsspiele und des weihnachtsfestes. — P. Drechsler, Handwerkssprache und -brauch. — S. Fraenkel, Die tugendhafte und kluge witwe. — A. Hillebrandt, Brahmanen und Çûdras. — O. L. Jiriczek, Die Amlethsage auf Island. — E. Mogk, Segen- und

bannsprüche aus einem alten arzneibuche. — K. Olbrich, Der Jungfernsee bei Breslau. — P. Regell, Etymologische sagen aus dem Riesengebirge. — F. Schroller, Zur charakteristik des schlesischen bauern. — Th. Siebs, Flurnamen. — Fr. Vogt, Dornröschen-Thalia. — O. Warnatsch, Sif.

Biese, Alfred, Lyrische dichtung und neuere deutsche lyriker. Berlin, W. Hertz. 1896. VIII, 270 s. 3,60 m.

Braune, Theodor, Über einige schallnachahmende stämme in den germanischen sprachen. Programm des kgl. Luisengymnasiums zu Berlin 1896. 18 s. 4° und 1 autogr. tafel.

Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse, hsg. von H. Schüddekopf. 2. hälfte. Weimar, Felber. 1896. [A. u. d. t.: Quellenschriften zur neueren deutschen litteraturgeschichte, bd. IV.]

Eberlin von Günzburg, Johann, Ausgewählte schriften, herausg. von L. Enders. Band I. Halle, Niemeyer. 1896. [Neudrucke nr. 139—141; = Flugschriften aus der reformationszeit XI.]

Festschrift zum siebzigsten geburtstage **Oskar Schade** dargebracht von seinen schülern und verehrern. Königsberg i. Pr., Hartungsche verlagsdruckerei. 1896. VIII, 415 s.

Inhalt: H. Becker, Zur Alexandersage (der brief über die wunder Indiens bei Joh. Hartlieb und Seb. Münster). — B. Brill, Ein beitrag zur kritik von Lessings Laokoon. — H. Fietkau, Die drei ausgaben von Rückerts Weisheit des brahmanen. — L. Goldstein, Beiträge zu lexikalischen studien über die schriftsprache der Lessingperiode. — F. Graz, Beiträge zur textkritik der sogen. Cædmonschen Genesis. — E. Hasse, Schillers glocke und das griechische chorlied. — L. Jeep, *alias*. — M. Kaluza, Zur betonungs- und verslehre des altenglischen. — E. Lagenpusch, Walhallklänge im Heliand. — A. Ludwich, Erinnerungen an Oskar Erdmann. — K. Marold, Zur handschriftlichen überlieferung des Tristan Gottfrieds von Strassburg. — J. Müller, Liscow und die bibel. — R. Nadrowski, Über die entstehung des Nibelungenliedes. — F. Schulz, Jagdallegorie. — G. Thurau, E. T. A. Hoffmanns erzählungen in Frankreich. — J. Tolkiehn, De Livii Andronici Odyssia et de Cn. Matii Iliade latina. — W. Uhl, Der waise. — A. Zimmermann, Etymologisches aus dem bereiche der germanistik [*pilger, pilgrim; folgen, in Sachsen wo die schönen mädchen wachsen; ulk, ulken; tand*]. — O. Carnuth, Das Etymologicum Florentinum parvum und das sogen. Etymologicum magnum genuinum. — L. Fischer, Die charakteristischen unterschiede zwischen dem plattdeutschen und hochdeutschen dialekt in den lauten und der formenbildung der substantiva. — U. Friedländer, Metrisches zum Iwein Hartmanns von Aue. — H. Hartmann, Über William Cowpers Tirocinium. — H. Reich, Über die quellen der ältesten römischen geschichte und die römische nationaltragödie.

Festschrift zur 50jährigen doctorjubelfeier Karl Weinholds am 14. januar 1896. Strassburg, Trübner. 1896. VIII, 170 s. 4,50 m.

Inhalt: O. Brenner, Zum versbau der schnaderhüpfel. — Finnur Jónsson, *hǫrgr*. — Fr. Kluge, Deutsche suffixstudien. — G. Kossinna, Zur geschichte des volksnamens „Griechen“. — H. Meisner, Die freunde der aufklärung; geschichte der Berliner mittwochsgesellschaft. — E. H. Meyer, Totenbretter im Schwarzwald. — Fr. Pfaff, Märchen aus Lobenfeld. — P. Pietsch, Zur behandlung des nachvokalischen *n* in der schlesischen mundart. — R. Schröder,

Marktkreuz und Rolandsbild. — H. Wunderlich, Die deutschen mundarten in der Frankfurter nationalversammlung. — O. v. Zingerle, Etzels burg in den Nibelungen.

Jellinghaus, Herm., Die westfälischen ortsnamen nach ihren grundwörtern. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. 1896.

Meitzen, August, Siedelung und agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. Berlin, W. Hertz. 1895. 3 bde. 48 m. Bd. I 623 s. und 52 abbildungen. — Bd. II 698 s. und 38 abbildungen. — Bd. III 39 karten und 140 figuren nebst einem gesondert herausgegebenen atlas von 125 karten und zeichnungen.

Mitteilungen aus dem germanischen nationalmuseum jahrg. 1896, 1—28 (Nürnberg); darin s. 24 aus dem rats-protokoll 28. febr. 1497: Es ist bey einem erbern rat erteylt wolff Ketzel vnnd den osswalt der geselschafft von Rafenspurg diener, yr yden ein monat vff ein versperten thurn, zu straffen, den halben teyl mit dem leyb zuuerbringen aber den anndern halben teyl mag Ir yder mit dem geltt darauff gesetzt ablosen, darumb das sie Hannsen Zamasser mit einem fassnacht Spil als ein narren gehondt haben.

Rimkronike, Den danske. Efter et haandskrift i det kgl. bibliothek i Stockholm udg. af universitetsjubilæets danske samfund ved **Holger Nielsen.** 1. hefte. Kjøbenh. 1895. 112 s.

Saran, Franz, Über vortragsweise und zweck des evangelienbuches Otfrids von Weissenburg. Hall. habilitationsschrift. 1896. 32 s.

Vietor, Wilhelm, Die northumbrischen runensteine. Marburg, N. G. Elwert. 1895. VIII, 50 s. 4°, 1 karte und 7 taf. 8 m.

Wolff, Eugen, Geschichte der deutschen litteratur in der gegenwart. Leipzig, S. Hirzel. 1896. VIII, 400 s.

Wülker, Richard, Geschichte der englischen litteratur von den ältesten zeiten bis zur gegenwart. Mit 150 abbildungen im text, 25 tafeln in farbendruck, kupferstich und holzschnitt und 11 facsimile-beilagen. Lief. 1 und 2. Wien und Leipzig, Bibliogr. institut. 1896. (Vollständig in 14 lieferungen à 1 m.)

NACHRICHTEN.

An der universität Halle habilitierte sich dr. Franz Saran für germanische philologie.

Die privatdocenten dr. A. Kraus an der cechischen universität in Prag und dr. Albert Bachmann an der universität Zürich wurden zu ausserordentlichen professoren ernannt.

In dem verlage von Carl Fromme in Wien ist soeben unter dem titel: „Deutsche mundarten“ das erste heft eines neuen organs für deutsche dialektologie erschienen. Herausgeber ist der privatdocent dr. J. W. Nagl in Wien.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZUR ALTSÄCHSISCHEN GRAMMATIK.

1) Altsächsische participia auf *-in*.

R. Koegel hält, Ergänzungsheft zu seiner Geschichte der deutschen litteratur s. 19, die participia *githungin, bismitin, gefallin* der altsächsischen Genesis für frisonismen. Ich kann ihm hierin nicht beipflichten. — Mir scheint es dass diese wortformen ebenso gut sächsisch gewesen sein können.

Zwar sind die participia auf *-in* in den ostfriesischen dialecten ziemlich zahlreich vertreten, wie auch van Helten, Alt-ostfr. gramm. § 284 nachgewiesen hat. Man sollte sich aber die sache nicht so vorstellen, dass der eine dialect bloss die form auf *-in*, ein anderer bloss die auf *-an* bewahrte. Ursprünglich werden beide formen neben einander gestanden haben, als stammformen, welche sich unter verschiedenem accent in verschiedenen casus entwickelt haben, wie Paul Beitr. 6, 239 fgg. überzeugend nachgewiesen hat. In einigen wörtern ist die form der casus obliqui auf *-in* durchgedrungen, in anderen wörtern hat die form auf *-an* die form auf *-in* ganz verdrängt; aber es finden sich noch wörter, welche beweisen, dass beide formen in den germanischen sprachen neben einander bestanden haben. So ist z. b. im got. *fulgins* nur die form auf *-in* bewahrt, während sonst die participia die form auf *-an* zeigen. Im fries. findet sich vorwiegend *-en,* und in Rüstringer hss. *-in*, auch da wo der wurzelvocal auf früheres *-an* hinweist; daneben hat das fries. *-an.* Für das angelsächsische haben Paul, Beitr. 6, 240 und Sievers, Beitr. 8, 328 fgg. formen auf *-in* neben solchen auf *-en* aus *-in* und aus *-an* nachgewiesen. Warum sollen nun diese beiden formen dem altsächsischen abzusprechen sein?

Im as. findet man in den Heliandhss. *-an* und *-en*; besonders in M ist *-en* häufig. Dasselbe ist der fall in den kleineren denkmälern. Wenn wir die *en*-formen beiseite lassen, welche sowol auf *en* (*an*) wie auf *in* zurückgehen können, so haben wir doch einige participia auf *in,* welche wir neben die oben genannten participia des Vaticanus setzen können. Ich erwähne nur das partic. prt. Merseb. gl. 103[c] *forse-*

kenun, das sein *e* durch umlaut durch *i* des suffixes kann bekommen haben — ähnlich wie auch im ags. *-in* umlaut verursacht hat in *geslegen, gecymen* usw.

in findet sich in der Münchener hs. des Vergil. s. 148[b] Aen. 7, 109 *bradine,* während im Ess. Evangeliar Mt. 4, 22 *giuuunnian* statt *giuuunnan* erscheint, eine schreibweise, welche durch contaminierung von *giuuunnan* und *giuuunnin* entstanden sein kann.

In den heutigen sächsischen dialekten gibt es solche, worin die bildung auf *-an* vorherrschend ist. Ein dialekt, welcher von mir untersucht wurde, weist in einigen verben bildung mit *-in,* in anderen bildung mit *-an* auf.

Der südöstliche teil der holländischen provinz Overyssel (die landschaft Twenthe) hat eine in der hauptsache mit den benachbarten sächsischen dialekten übereinstimmende sprache, aber in einigen hinsichten weicht sie von ihren nachbarn ab. Die grenze habe ich näher angegeben in meinem Woordenboek van het Geldersch-Overysselsch dialekt. Die abweichungen des *ô* und *uo, ie* und *ee* und zahlreiche participia mit umlaut des wurzelvocals, welche also auf *-in*-formen weisen, sind hauptsächlich charakteristisch. Jedoch haben nicht alle participia den umlaut:

Z. b. die I. kl. der starken verba weist in Twenthe denselben vocal auf wie die anderen dialekte.

bîtĕn part. prt. Twenthe *ĕbetĕn,* Westl. dialekte: *ĕbetĕn*
liegĕn „ „ „ *ĕläogĕn,* „ „ *ĕlaogĕn*[1]
stûvĕn (stauben) Tw. *ĕstäovĕn*, westl. *ĕstaovĕn*
klûvĕn (klauben) „ *ĕklóvĕn,* „ *ĕklóvĕn*
bindĕn „ *ĕbündĕn,* „ *ĕbondĕn*
bergĕn „ *ĕbörgĕn,* „ *ĕbòrgĕn*
helpĕn „ *ĕhölpĕn,* „ *ĕhòlpĕn*
wòrdĕn „ *ĕwördĕn,* „ *ĕwordĕn* (sehr schwaches *r*)
brekĕn „ *ĕbrökĕn,* „ *ĕbròkĕn*
stélĕn „ *ĕstäolĕn*, „ *ĕstaolĕn*
nemĕn „ *ĕnömĕn,* „ *ĕnòmĕn*
dragĕn u. *drégĕn* „ *ĕdrègĕn,* „ *ĕdragĕn* und *ĕdrégĕn*
slaon „ *ĕslagĕn* und *ĕslegen*, westl. meist *ĕslagĕn,* neben *eslégen*

1) *ao* auszusprechen wie engl. *a* in *war, äo* ungefähr wie fr. *oeu* in *soeur, ö* einigermassen ähnlich *ö* in *köpfe*, vgl. Woordenboek van het Geldersch-Overysselsch dialect, 's Gravenhage, Martinus Nyhoff, 1895, einleitung, s. II fgg.

slaopĕn	Tw.	*ĕslaopĕn*,	westl.	*ĕslaopĕn*
heitĕn (heissen)	„	*ĕheetĕn*,	„	*ĕheitĕn*
loopĕn	„	*ĕloopĕn*,	„	*ĕloopĕn*
rôpĕn (rufen)	„	*ĕrôpĕn*,	„	*ĕrôpĕn*.

Der umlaut in diesen participien scheint nicht bei allen verben aus derselben zeit zu datieren. Participia wie *ĕdrünkĕn, ĕbündĕn, ĕzüngĕn* (gesungen) weisen einen umlaut auf, der durch einfluss des *i* im folgenden *in* veranlasst sein muss, wodurch auch das *u* der wurzelsilbe sich erhalten hat.

Ebenso können alten umlaut haben participia wie *ĕdrègĕn, ĕslègĕn*.

Bei andern kann dieses nicht der fall gewesen sein; z. b. bei *bergĕn, helpĕn, wòrdĕn, brekĕn, stélĕn, nemĕn* müsste, wenn das suffix *i* gezeigt hätte, *ü* der vocal der wurzelsilbe sein.

Bei diesen und andern verben muss, bevor der umlaut gewirkt hat, ein *o* in der wurzelsilbe gestanden haben, welches also auf ein *a* im suffixe hinweist; denn *ȍ, ö* und *äo* sind umlaut von *ò, o* und *ao*, aus *ò* entstanden durch dehnung.

Hier muss also der umlaut auf andere weise aufgekommen sein. Wahrscheinlich nicht bei allen verben auf dieselbe weise. Bei einigen kann der umlaut des praet. indic., das den umlaut aus dem optativ übernommen hat, die umbildung veranlasst haben, z. b. *helpĕn* prt. ind. *hölp*, plur. *hölpĕn*, partic. *ĕhȍlpĕn*. Bei anderen verben z. b. *worden* praet. *wier*, plur. *wierden*, *bergen*, praet. *barg* (und *börge*) plur. *bòrgen* werden die partic. *ewȍrden, ebȍrgen* analogiebildung nach anderen verben mit *ȍ* als wurzelvokal sein.

Drittens scheint es mir nicht unwahrscheinlich, dass, da ursprünglich verschiedene casus mit *an* und *in* neben einander im gebrauch waren, als der umlaut durchgeführt wurde, dieser auf die casus mit *an* übertragen worden ist und so das *o* der *an*-casus den umlaut bekommen hat. Das partic. von *brekĕn* (brechen) war urspr. *brokan* — *brukin*. Wests. hat sich nur die form *brokan* in *bròkĕn* erhalten. In Twenthe können vielleicht eine zeit lang *bròken* und **brükĕn* im gebrauch gewesen sein. Die contaminierung beider formen leitete zu *brȍken;* ähnlich wie im Geld. w. *stòk*, plur. *stȍkker*, neben *stük*, plur. *stükke*[1]. Hierin meine ich genügende gründe zu haben, um auch für die as. participia praeteriti der st. verba das nebeneinander von *-an* und *-in* annehmen zu dürfen.

1) Vielleicht ist der umlaut der pluralbildung von wörtern, welche kein *i*-suffix haben, wie *schaop*, pl. *schäope* auf ähnliche weise zu erklären, nl. durch die beeinflussung anderer worte mit *i*-suffix.

2) *hwô — hû.*

Koegel l. c. hält auch *hu* für einen frisonismus. In der tat, *hu* findet sich im fries., auch im mnl., wo es frisonismus sein könnte, und schliesslich im ags. und mengl., wo es später zu *how* geworden ist. Im as. ist es aus V und aus zwei stellen des Essener Evangeliar Mc. 4, 26 *hu san* und Joh. 3, 8 *hu uuisu* bekannt.

Es kommt mir vor, als ob *hû* und *huuô* neben einander bestanden und vielleicht verschiedene function gehabt hätten; um so mehr als in den neueren dialekten noch spuren beider wörter zu finden sind. In den sächsischen provinzen Hollands, im Geldersch-Overysselschen, hört man *hu* (ausgesprochen wie *hoe* im niederländischen [1]). Der jetzige gebrauch ist, dass *hu* verbunden steht mit adverbien, wo das hochd. „*je*" hat: *hû langer, hû bèter* (je länger je besser), auch mit adjectiven in ähnlicher bedeutung: *hû òlder, hû gröner* (je älter je toller); aber auch mit adjectiven, wo im hd. „wie" gebraucht wird: *hû gauw ginkĕ wal* (wie schnell lief er).

Das alte *hwô* hat den hauchlaut beinahe ganz verloren und lautet *wó.* In sätzen wie hd. *wie geht es?* wird niemals etwas anderes gehört als *wô: wô géĕt ĕt?* So auch *wô völle bint er* (quot sunt).

Wie verhalten sich *hû* und *hwô?*

Wie Paul, Beitr. 8, 163 nachgewiesen hat, kann *hû* entstanden sein aus **hwu.* Das *ô* in *hwô* ist kein *ô* aus *au*; dagegen spricht sehr entschieden die jetzige aussprache. Das alts. *huuô* muss urgerm. *ô* haben, und unmöglich kann *hû* aus *huuô* entstanden sein. Wir haben wol in *hû* und *huuô* zwei verschiedene casusformen desselben pronomen zu sehen.

Ähnlich gebildet sind im as. *hiu* (C 203, 5636), *hui* C 158 (M *huuo*), C 5181, *bihui* C 3624, M 817 (C *huo*), *huuiu* M 3624, *huiu* M 5181, *hua* M 1528 (C *huo*) und *huueo* M 4652 (C *huo*). Die bedeutung ist ziemlich dieselbe, auch werden sie promiscue gebraucht.

hi und *huui* sind wol instrumentale eines *i*-stammes (vgl. Brugmann, Gramm. II, 633) oder alte locative wie altn. *þí* und *hví* nach Bechtel, Ztschr. f. d. a. 29, 366. *huueo* aus *huuêo* stimmt überein mit got. *hwaiwa* — ein correlativ zu einer form wie skr. *êwam.* Mit dem *a* in *hua* weiss ich nichts anzufangen.

Der eigentliche instrumental sg. der *o*-stämme hatte den ausgang *u* im germanischen, vgl. Brugmann, Gramm. II § 275, 1. In *hû* aus

1) Daher habe ich in meinem wörterbuch dieser mundart s. 18 den fehler gemacht, dieses *hû* durch *hoe* widerzugeben, so wie *hôneer* statt *hûneer* zu schreiben.

hwu hat man wol den instr. sg. eines pron. *hwat*, idg. **qod* (nom. sg. n.) zu sehen. Nun ist es möglich, dass *hiu* und *huuiu* analogiebildungen sind, indem der vocal *u* an den alten instr. *hi*, *huui* angefügt ist.

Brugmann l. c. s. 627 nimmt an, dass in *hwo* das alte indog. *ô*, griech. *ω* (in *πω*) erhalten sei, während *ô* sonst überall zu *u* geworden ist. Mir scheint es mehr wahrscheinlich, dass man in *hwo* einen casus auf indog. *âm*, vielleicht einen acc. sg. fem. zu sehen hat, wie in den adverbien auf *ô* (s. Osthoff, Kz. 23, 90; Morph. unt. 1, 271 und Brugmann, Gramm. II, § 213), dass also adverbia wie lat. *palam*, skr. *ùttaram* u. a. zu vergleichen sind. Es steht *huuô* neben *huuiu* wie *thô* neben *thiu*. Letztere können casus sein eines idg. nom. sg. m. n. **tos *tod* und *tios tiod*, wie im skr. neben einander vorkommen *tad* und *tyad*. Ebenso würde es möglich sein, dass wir in *huuiu* nicht eine analogiebildung zu sehen hätten, sondern eine form eines pronom. **qios *qiod*, während *hwo* auf **qos *qod* zurückgeht.

Wie verhalten sich nun *hi* und *huui*, *hiu* und *huuiu?* Noreen weist, Abriss der urgerm. lautlehre (1894) s. 144, auf eine art grammatischen wechsels von idg. *q* und *k*, germ. *hw* und *h*, und man wird zugeben, dass es allerdings nahe verwandte wörter gibt, worin wechsel von *q* und *k* sich findet. Hierzu möchte ich auch *hi* und *huui* rechnen, beide als instrumentale eines idg. **kis*, **qis*, und wie an. *tad* neben *tyad*, so würde auch **qios* und *kios* neben **qos*, **kos* stehen können. Wenn aber altn. *hví*, as. *hwi* und altn. *þí*, got. *þei* locative sind, wie gr. *ποῖ*, *ἐκεῖ*, so würde man vielleicht nach got. *þei* (zu idg. nom. sg. n. *tod*) auch für *hì*, *hwì* einen idg. nom. sg. n. **kod*, **qod* annehmen dürfen. Sed haec sapientiores videant. Mir war es nur darum zu tun, die casusverschiedenheit von *hwô* und *hû* nachzuweisen und das fortleben beider formen im heutigen dialekte zu constatieren.

UTRECHT, 26. JANUAR 1896. J. H. GALLÉE.

MUNTANE CLUSE (PARZ. 382, 24).

Das verhältnis der deutschen ritterlichen epik zu den quellen und vorbildern in französischer sprache ist noch nicht in allen punkten aufgeklärt. Grade bei dem bedeutendsten werke wird die frage: war Kyots buch oder war es nicht? noch immer verschieden beantwortet. Hat Wolfram Crestien und Kyot, oder nur Kyot benutzt, oder hat er den Provenzalen nur erfabelt, um seinen eignen combinationen und erfindungen autorität zu geben? Diese fragen legen eine andere nahe. Wie gross ist überhaupt die verbreitung, wie allgemein die kenntnis der französischen romane in Deutschland gewesen? Kannte das höfische publikum mehr davon, als ihm die deutschen bearbeitungen gaben, aus eigener anschauung? Was kannten die verfasser dieser bearbeitungen, ausser dem gegenstande ihrer arbeit, sonst noch von der französischen litteratur? Meines erachtens ist das sehr wenig gewesen. Nur wenige dichter sind auch nur in der lage gewesen, die französischen bücher vor sich zu haben, mit eigenen augen zu lesen und mit eigenem verstande zu übersetzen. Wirnt bekam durch dritte hand ein sehr ungleichmässiges bild von seiner quelle. Wolfram konnte augenscheinlich wenig französisch; sonst würden wir vom könig *Antikotê* und ähnlichen misverständnissen nichts bei ihm lesen. Und selbst Hartmann, der mit Chrestiens Iwein und Erec es so brav gemacht hat, kennt ausser diesen beiden büchern wahrscheinlich nichts von demselben dichter, jedenfalls nicht den Conte de la charette, wie sich aus seiner erzählung über den raub der königin im Iwein (v. 4570 fgg.) ergibt. Diese episode werde ich an anderer stelle zu besprechen gelegenheit haben. Hier will ich eine vermutung über ein verloren gegangenes deutsches Lanzelotgedicht ausführlicher besprechen, die ich bereits in der anm. zu des Strickers Daniel v. 508 geäussert habe. Grundlegend sind für die ganze betrachtung die aufsätze von G. Paris in der Romania (10, 465 fgg. und 12, 459 fgg.). Sehr lehrreich, wenn auch in einem wichtigen punkte von G. Paris widerlegt, ist der aufsatz von Märtens über die Lanzelotsage in Böhmers Romanischen studien V, 557—700. Den französischen prosaroman kenne ich aus einem druck vom jahre 1520, den die königliche bibliothek zu Dresden mir gütigst zur benutzung auf der Hamburgischen stadtbibliothek überlassen hat. Ich benutze diese gelegenheit, um meinen dank dafür auszusprechen.

Auch Wolfram hat den Conte de la charrette nicht unmittelbar gekannt. „Unmittelbar“ verstehe ich so: er hat ihn weder selber gele-

sen, noch sich durch eine andre person übersetzen lassen, noch eine auf frischer lektüre beruhende inhaltsangabe gehört.

Die stellen aus dem Parzival, die zunächst in betracht kommen, werden auch von Heinzel, welcher sonst Kyot für den gewährsmann Wolframs hält, als das persönliche eigentum des deutschen dichters angesehen (Sitzungsberichte der k. k. akademie zu Wien, phil.-hist. klasse 130, s. 4). Die inneren gründe, welche an diesem orte dafür angeführt werden, sind unstreitig richtig. Es sind rein litterarische anspielungen, die ganz ausserhalb der erzählung stehen und ihren zweck nur in der erregung der teilnahme der hörer haben:

Parz. 357, 21. (Meljakanz)
und reit ein schœne kastelân,
daz Meljakanz dort gewan,
do er Keyn so hôhe derhinder stach,
daz man'n am aste hangen sach.

Diese worte gehen offenbar auf die schon erwähnte Meljakanz-episode in Hartmanns Iwein. Die stelle ähnelt in ihrer art den andern anspielungen auf Hartmann und Veldeke (z. b. 253, 10. 436, 5; vgl. Heinzel a. a. o. s. 4 und 5). Das verständnis dafür wird beim hörer vorausgesetzt. Den beiden stellen, welche auf den Conte de la charrette Chrestiens sich zu beziehen scheinen (vgl. Holland, Chrestien v. Troies s. 113, Heinzel a. a. o.), fehlt gerade das eigentümliche detail, welches die bestimmte anspielung auf eine bestimmte litterarische stelle auszeichnet. Sie deuten nur allgemein das hauptabenteuer des romans an.

Parz. 387, 1. *Des kom Meljakanz in nôt,*
daz im der werde Lanzilôt
nie sô vaste zuo getrat,
do er von der swertbrücke pfat
kom und dânach mit im streit.
im was gevancnusse leit,
die frou Ginovêr dolte,
die er dâ mit strîte holte.

Parz. 583, 8. *swaz der werde Lanzilôt*
ûf der swertbrücke erleit
und sît mit Meljakanze streit,
daz was gein dirre nôt ein niht.

Diese stellen zeigen nur, dass dem dichter und auch seinem publikum der inhalt des romans im allgemeinen bekannt war. Ähnlich ist es mit den beiden von der liebe Surdamurs und Alexanders (586, 27 und

712, 8), welche auf Chrestiens Cliges zurückgehen können, weil es nicht wahrscheinlich ist, dass Fleckes Clies vor dem Parzival entstanden ist, aber durchaus nicht eine direkte kenntnis desselben voraussetzen. Für den Karrenritter kommen noch zwei punkte hinzu, welche dagegen sprechen, dass Wolfram Chrestiens buch selbst gekannt habe. Es fehlt eine bestimmte andeutung auf das verhältnis zwischen Lanzelot und der königin; die worte *im was gevancnusse leit, die vrou Ginovêr dolte* passen besser zu der älteren form der sage, wie sie noch in Ulrichs Lanzelot vertreten ist, wo Lanzelot nur als diener seines königs für ihn die königin zurückholt. Bei Chrestien ist dies chevalereske verhältnis pulsschlag und triebkraft des ganzen. Bei mehrfacher erinnerung an den roman konnte es gar nicht vergessen werden; wenn beide namen zusammen genannt wurden, war eine unmissverständliche andeutung schwerlich zu vermeiden. Überall, wo Chrestiens roman bekannt geworden, ist es so aufgefasst. Der prosaroman hat es ausgestaltet und erweitert und unter alle abendländischen völker getragen. — Als auffällig darf bemerkt werden, dass dem namen des helden an beiden stellen dasselbe beiwort gegeben ist: *der werde Lanzilôt.* Es klingt wie ein citat.

Wolfram hat aber auch in die handlung seines gedichts motive, die in den bereich von Chrestiens Conte de la charrette gehören, verflochten. Der vater des Meljakanz, Poydiconjunz (franz. Bademagus), tritt als heerführer auf; er führt mit sich die gefangenen Berteneise, ehemalige untertanen des königs Artus.

Parz. 356, 15. *wan Poydiconjunzes kraft:*
der füert die herten ritterschaft.
dâ ist unser grœster freise
die gevangen Berteneise,
der pfligt der herzoge Astor;
den siht man hie gein strîte vor.
dâ ist ouch sîn sun Meljakanz. —

Diese ritter spielen bei Chrestien eine grosse rolle, Lanzelot findet sie überall im lande Gorre: durch seinen sieg über Meljakanz werden sie aber befreit und kehren mit ihm an Artus hof zurück. Wenn Wolfram sie noch in des königs Poydiconjunz diensten auftreten lässt, so versetzt er sich damit in eine frühere zeit, als die, auf welche seine oben angegebenen anspielungen sich beziehen.

Chrestien gibt keine erklärung darüber, wie diese ritter in die gefangenschaft gekommen sind, obwol sich die frage danach gradezu aufdrängt. Sie sind einfach da; und merkwürdig genug, scheinen sie

die ankunft eines geweissagten retters zu erwarten. Der reise Lanzelots fliegt der ruf voraus, dass der befreier nun komme. Ja sie erheben sich in masse, und es findet ein grosser kampf zwischen den einheimischen und den fremden statt, in den auch Lanzelot entscheidend eingreift. Folgen hat dies ereignis im laufe der erzählung nicht. Es gehört das zu den mancherlei unklarheiten in Chrestiens erzählung, die sich zum teil daraus erklären, dass ihm sein stoff durch mündlichen bericht vermittelt wurde, zum teil daraus, dass er gar nicht danach gestrebt hat, die ganze reihe der abenteuer, in die er seinen helden verwickelt, in einen klaren zusammenhang zu bringen (G. Paris, Rom. 12, 483 fg.). Was er klar hat geben wollen, das hat er auch meisterlich besorgt: die zarte, leidenschaftliche, vorbildlich höfische liebe Lanzelots zu Ginevra und — damit eng verbunden — die allmähliche entschleierung der im anfang unbenannten persönlichkeit seines helden, dessen name erst im packendsten momente ausgesprochen wird. Der französische prosaroman von Lanzelot ist auch ausser dem teil, welcher Chrestiens buch in prosa widergibt, im wesentlichen nur eine umformung, widerholung und variierung von motiven aus Chrestien, wie dies sich aus den erörterungen von Märtens deutlich ergibt, obwol er die letzte notwendige folgerung nicht daraus gezogen hat (vgl. G. Paris, Rom. 12, 493 fgg.). Seinen verflossenen weltruf hat das buch nur dem nachglanz der höfischen liebe Lanzelots und der königin, wie sie Chrestien poetisch geschaffen hat, zu verdanken. Für den verfasser eines solchen werkes lag es nahe genug, eine antwort auf die angedeutete frage zu suchen und hier einen weiteren, historischen zusammenhang zu geben, wie er überhaupt die handlung von Chrestiens erzählung weit ausgedehnt, besonders seine jugendschicksale reichlich behandelt und die ganze geschichte des Lanzelot in den ring der Gralsage eingeordnet hat. Dort wird nun erzählt (Vol. I, fol. 158 fgg. des Dresdener druckes): Schon zwischen Uterpendragon und dem vater des Bademagus, Urien, bestanden heftige kämpfe. Der sieg war im anfang bei Uterpendragon; er eroberte Gorre und hauste dort so, dass nur wenig menschen übrig blieben. Aber Uterpendragon wurde wider seiner eroberung beraubt. Bald nachher erhielt Bademagus die königswürde, während sich sein vater in das privatleben einer *hermitage* zurückzog. Er trachtete danach sein land wider zu bevölkern. Er liess dazu an der grenze gegen Britannien zwei schmale brücken bauen und davor je einen festen turm, mit rittern und knechten wol besetzt, errichten. Ritter, frauen und fräulein, die herüberkamen, wurden gefangen und mussten einen heiligen eid schwören, dass sie das land

nicht verlassen würden, bis ein ritter komme, der sie mit gewalt befreie. Im ganzen ist der eindruck der, dass alles dies erfunden ist, um Chrestiens erzählung zu erklären, und dass die elemente dazu aus dessen gedicht entnommen sind. Doch darf die möglichkeit nicht ausser acht gelassen werden, dass der verfasser hierfür noch andere, Lanzelot betreffende quellen oberflächlich gekannt hat. Dafür spricht auch die im ganzen gleiche, im einzelnen abweichende erzählung im Livre d'Artus, welche nicht aus dem Lanzelot entlehnt sein kann; vgl. Freymond, Ztschr. f. franz. spr. u. litt. XVII, 65. Solche quellen müssen wir wenigstens für die jugendgeschichte des helden annehmen, welche in den ersten kapiteln des ersten bandes erzählt wird und mit Ulrichs von Zazichoven Lanzelet sich berührt. Schon die ähnlichkeit des namens seines vaters (*Ban* und *Pant*) dürfte nicht zufällig sein. Die schicksale der eltern, denen ihr reich gewaltsam genommen wird und die bei den wirrnissen ihr kleines kind verlieren; das eingreifen der dame vom see, welche den kleinen zu sich nimmt und aufzieht, und häufig hilfreich in seine schicksale eingreift, stimmt im grossen und ganzen. Die andeutenden worte Chrestiens sind zu wenig bestimmt. Den zauberspuk an der schwertbrücke verjagt Lanzelot durch einen blick auf seinen ring, bei dem er eine dame um hilfe anruft. *Cele dame,* heisst es weiter, *une fée estoit, qui l'anel doné li avoit Si l'avoit norri en s'enfance; S'avoit en li mout grant fiance que ele, en quel leu qu'il fust, secorre et aidier li deust* (G. Paris Rom. 12, 472).

Diese möglichkeit muss gegenüber den anspielungen, welche nun auch Wolfram über die entstehung jener gefangenschaft macht, wenigstens angedeutet werden. Es heisst dort:

Parz 382, 20. *ouch möchte Poydiconjunz*
die Berteneis hân ledec lân:
sô wart ez dâ von in getân.
si waren Artûse
zur muntâne Clûse
ab gevangen, dâ man strîten sach:
in eime sturme daz geschach.

In einer feldschlacht (das bedeutet hier *sturm*), sind sie also gefangen; die örtlichkeit, so viel lässt der dunkle ausdruck *zer m. Cl.* erkennen, liegt im gebirge: also nichts von strom und brücken. Wolframs bemerkung kann sich demnach weder auf den prosa-roman, noch auf eine mögliche quelle desselben beziehen. Wolframs ausdruck, sowie der bestimmt angegebene name *muntâne Clûse* lässt eine anspielung

auf eine ihm bekannte poetische erzählung vermuten. Eben jener name gibt auch die richtung an, wo sie zu suchen ist. Derselbe, in wenig veränderter form, erscheint eine beträchtliche zeit später im Tandareis des Pleiers als *Montani kluse.* Trotzdem es verschiedene inhaltsanalysen dieses gedichtes für den gibt, der sich dem genuss entziehen will, die endlos, wie an der rolle, laufenden verse des originals zu lesen, gebe ich hier den zusammenhang wider, in dem sich dort der name findet, weil darauf viel ankommt. Auf seinen irrfahrten kommt der held Tandareis zuletzt in konflikt mit einem herzog von Emparuse, namens Kandalion. Der lehnsherr dieses herrn ist Poydiconjunz, könig von Gors (v. 11087 fgg.) Die erlebnisse und abenteuer des helden, die sich daraus ergeben, füllen den letzten teil des romans, mehr als ein drittel des ganzen (ca. 6000 verse). Tandareis reist in begleitung einer prinzessin; diese ihm abzunehmen, greift Kandalion mit vielen begleitern ihn an. Er wird von Tandareis verwundet, seine begleiter drängen aber heftig auf jenen ein. Er verteidigt sich, den rücken durch eine felswand deckend, gegen die überzahl. Da droht Kandalion, der sich wider ein wenig erholt hat, die prinzessin solle schmählich vergewaltigt werden, wenn er sich nicht ergebe: so gibt er sich gefangen, und die dame ist frei. Man führt ihn ab auf Kandalions burg, die den namen *Montani kluse* hat. Dort wirft man ihn in einen fürchterlichen turm, *Malmort* genannt, wo er wie viele andre vor ihm, die Kandalion besiegt und eingesperrt hat, ohne speise und trank qualvoll verderben soll. Aber die retterin ist nahe. Antonie, die schwester des feindes, ebenso gut wie der bruder schlecht (v. 11205 — 11222), hört von dem tapfern fremden, der ihren bruder besiegt und ihm so viele leute erschlagen hat, und als sie erfährt, aus welchem grunde er sich ergeben hat, da wird aus dem interesse lebhafte sympathie. Was aber tun? Sie hält eine feierliche beratung mit ihren frauen ab; alle geloben schweigen und halten es mehrere monate lang. (Überwältigend wahr — der echte Pleier!) Eine findets, und die herrin führt es aus. Sobald es nacht geworden, schleicht sie mit ihrer begleitung auf den unbewachten turm, oben öffnet sie und lässt erst eine laterne und dann zusammengeschnürte tücher hinunter, daran wird er hinaufgezogen. Sie führt ihn in ein heimliches gemach und pflegt und speist und wartet ihn fein. So bewahrt sie ihn auf Montani Kluse längere zeit, ohne dass der bruder Kandalion es weiss. Inzwischen wird Tandareis von Artus und der königin vermisst. Sie finden ein mittel, das ihnen gewissheit geben soll, ob Tandareis frei in der welt lebt, oder ob er gefangen oder tot ist. Artus lässt in allen landen ein grosses fest verkündigen.

Ein ganzes jahr lang soll allmonatlich ein grosses turnier stattfinden. Kann Tandareis, so wird er sicher dazu kommen. Es kommt natürlich so. Kandalion rüstet sich, seinem lehnsherrn zur fahrt dorthin zu folgen, so erfährt es die schwester, von ihr wider Tandareis. Er zeigt grosse sehnsucht und kummervolle ungeduld. Sie errät den grund (allerdings nur halb, da sie von seiner liebe zu Flordibel nichts weiss), und entlässt ihn zum turnier, gegen das feierliche versprechen, widerzukommen. Ein guter freund, graf Kilimar, wird ins vertrauen gezogen; mit seiner hilfe werden für drei turniertage drei vollständige ausrüstungen beschafft: zum ersten ross und rüstung schwarz, auf helm, schild und decke eine weisse *poye* als wappenzeichen (wol ein sinnbild seiner gefangenschaft, der Pleier sagt aber nichts darüber), zum zweiten rot mit *poye härmin*, zum dritten weiss mit schwarzer *poye*. Unerkannt kommt er jedesmal zum turnier, sein quartier nimmt er fern vom lager der andern festteilnehmer in einer „öden mühle"; beim kampfspiel tut er sich jedesmal als der erste hervor, der preis wird ihm allgemein zuerkannt: aber er ist nicht mehr zu finden. Heimlich wie er kam, entkommt er aber nur das erste mal, am zweiten turniertage wird er von Flordibel erkannt, darum schickt Artus am dritten tage ritter aus, ihn zu fangen; er weiss sich aber ihnen zu entziehen. Da setzt Artus ein herzogtum zum preise aus für den, der ihm Tandareis widerbringt. Dadurch wird leicht die schöne, gemütliche lösung (ende gut, alles gut!) herbeigeführt. Die einzelheiten interessieren uns nicht weiter.

Der held im turm gefangen und herausgezogen durch die schwester seines feindes; der held von seiner gnädigen, in liebe zu ihm entbrannten hüterin in fremder rüstung zum grossen turnier des königs Artus unter dem versprechen, wider zurückzukommen, entlassen, von der geliebten dort erkannt, aber heimlich wider zurückeilend: die beiden motive bilden, nur in umgekehrter reihenfolge, auch den wesentlichen inhalt des letzten teiles von Chrestiens Conte de la charrette. Lanzelot ist durch verrat, auf veranlassung des Meleagant gefangen; er befindet sich aber in bequemem gewahrsam bei einem seneschal, dessen gattin sich lebhaft für ihn interessirt. Sie entlässt ihn, in den waffen ihres abwesenden mannes zum turnier von Pomelagloi. Nachher aber erzählt sie's dem manne, der mann wider Meleagant. Der lässt ihn dafür in einen einsam belegenen turm einmauern. Durch ein kleines fensterchen wird ihm speise und trank hineingelassen. Es befreit ihn Meleagants schwester, indem sie ihm zu dem fenster hinaushilft. Im einzelnen ist die stelle nicht ganz klar (vgl. Rom. 12, 480); sie lässt

sich aber so auffassen, dass Lanzelot an einem tau, an dem ihm die lebensmittel herabgelassen werden, sich hinaufzieht und dann mit einer von der dame ihm gereichten hacke das fensterloch verbreitert, bis er hindurch kann (Conte de la ch. v. 6439—6625).

Mit dieser erzählung steht die episode des Tandareis im zusammenhang. Aber in welchem? War Chrestiens buch unmittelbar oder mittelbar des Pleiers quelle? Haben beide stellen einen gemeinsamen ursprung? Wie dem auch sei, dürfen wir doch den gang der erzählung Chrestiens nicht bloss aus chronologischen gründen für den älteren halten. Wenn der Pleier beide motive auf eine person vereinigt, die schwester des feindes zur befreierin macht und ihr die aussendung zum turnier überträgt, so vereinfacht er nicht bloss die verstreute, unruhige fabel seiner quelle, sondern er bereitet besser auf seine, durch diese schwester vermittelte, friedliche lösung vor. Auch bekam er auf diese weise nur noch eine dame mehr, welche der Flordibel nachher ihren Tandareis streitig macht und mit einer andern guten partie abgefunden werden muss. In anderer beziehung ist die änderung nicht ohne weiteres verständlich, in der dreifachen aussendung zum turnier; doch davon wird noch zu handeln sein.

Ist es nun anzunehmen, dass in des Pleiers quelle, wie bei Chrestien, Lanzelot samt Meleagant und dessen schwester vorkamen, dass der Pleier also Lanzelot auf Tandareis, Meleagant auf Kandalion übertragen hat? Die beziehung der beiden letzten zu einander ist allerdings noch zu erkennen. Kandalions lehnsherr ist Poydiconjunz (v. 11089), derselbe name, welcher bei Wolfram an die stelle des frz. Bademagus getreten. Der sohn Meljakanz erscheint auch bei dem grossen turnier, und seine ritterliche tüchtigkeit wird rühmend erwähnt (v. 12944—12946). Den namen des vaters und sein verhältnis zu Meljakanz konnte der Pleier aus den angeführten Parzival-stellen kennen. Es ist aber wahrscheinlicher, dass er sie in dem zusammenhang, in dem er sie bringt, auch vorfand, als dass er bei der bearbeitung dieser episode, jener entlegenen, ausser dem zusammenhange stehenden stellen sich erinnerte, ohne dass ein besonderer anlass dazu vorlag. Ganz unglaublich ist aber, dass er den namen *Montani kluse* aus dem Parzival entnommen hat. Vielmehr wirft das gedicht des Pleiers erst das richtige licht auf Wolframs kurze, unbestimmte worte. Wir können allerdings nicht ohne weiteres sagen: *Muntane kluse* (oder wie die genaue form gewesen sein mag) hiess in des Pleiers quelle die burg des Meljakanz, dieselbe quelle erzählt auch von der gefangennahme der ritter; darauf bezieht sich Wolframs anspielung. In Wolframs ausdruck passt der bestimmte

artikel *zer m. Cl.* nicht dazu, dass mit *muntane Clûse* eine burg bezeichnet werden soll. Man hat eine örtlichkeit darunter zu verstehen. Diese muss aber zu Poydiconjunz und Meljakanz gehören, in ihrem lande liegen. Gebildet ist dieser ausdruck von einem Deutschen, der einen französisch klingenden namen brauchte. Gegen die herleitung aus dem französischen hat Bartsch (Germanist. studien II, 152) eingewandt, dass es dann *close* heissen müsste, und deshalb provenzalischen ursprung angenommen. Heinzel (Wiener sitzungs-berichte b. 130 s. 11) wies darauf hin, dass die namenbildung im frz. unmöglich sei. Was soll denn bedeuten, sei's frz. oder provenzalisch: „der geschlossene berg?" Der deutsche erfinder dieses namens hat damit eine berglandschaft und zwar einen engpass bezeichnen wollen. Namen wie *Klus* (heute *Klausen*), *Cluse* in den frz. alpen, mögen ihm vorgeschwebt haben (vgl. meine anm. zu Strickers Daniel von dem Blühenden tal v. 508). Dazu stimmt Wolframs *ab gevangen.* Die ritter sind in dem engpass eingeschlossen oder dieser ist ihnen versperrt worden und dadurch sind sie dem könig Artus abgefangen. Auch des Pleiers angabe über die lage seiner burg *Montani kluse* verrät eine ähnliche anschauung als ursprung: *sîn burc vor dem birge* (so!) *lac, diu beslôz gewalteclich daz lant* (v. 11096 fgg.). Sollte in *beslôz* gar eine etymologische erklärung von Kluse zu erkennen sein, so dürfte auch die nicht vom Pleier stammen, sondern der quelle entlehnt sein. Jedesfalls spielt diese angabe gar keine rolle in seiner erzählung, sie hat gar keinen zweck darin.

Fast ebenso wenig bedeutung hat für den zusammenhang des Tandareis die charakteristik des Kandalion, welche gleich bei seinem ersten auftreten gegeben wird.

v. 10738. *Kandaliôn*
der hât an lobe hellen dôn
mit rehter ritterschaft bejaget,
er was des lîbes unverzaget,
wan daz er untugende pflac.
der site an sînem lîbe lac:
sîn dienest was gein wîben kranc,
unt daz er maneger über ir danc
angewan ir êre.

Im anfang, bei der gefangennahme des Tandareis, wird davon ein den genialen fähigkeiten des Pleiers entsprechender, höchst plumper gebrauch gemacht, in einer weise, die genau genommen gar nicht dazu passt, v. 10775. Nachher ist aber alles vergessen. Da ist er zwar noch habsüchtig und ängstlich, aber sonst ganz artig. Genau

dieselbe charakteristik gibt Wolfram von Meljakanz. Er ist bei ihm das verabscheuungswürdige beispiel des ritters, der bei aller hohen tüchtigkeit seinen ruhm dadurch schändet, dass er frauen vergewaltigt. So sind die ritter im dritten buch, denen Parzival verhängnisvoller weise begegnet, auf seiner verfolgung begriffen, weil er eine dame geraubt hat. Später heisst es von ihm:

Parz. 343, 23. *dâ vert ein unbescheiden lîp,*
dem minne nie gebôt kein wîp:
er treit der unfuoge kranz
unde heizet Meljakanz.
ez wære wîb oder magt,
swaz er dâ minne hât bejagt,
die nam er gar in nœten:
man solt in drumbe tœten.

344, 1. *Er ist Poydiconjunzes suon*
und wil ouch ritterschaft hie tuon:
der pfligt der ellens rîche
dicke unverzagetlîche.
waz hilft sîn manlîcher site?
ein swînmuoter, lief ir mite
ir värhelîn, diu wert ouch sie.
ine hôrte man geprîsen nie,
was sîn ellen âne fuoge.

Ähnlich:

Parz. 356, 21. *dâ ist ouch sîn sun Meljakanz,*
het den erzogen Gurnamanz
sô wær sîn prîs gehœhet gar.

Weder bei Chrestien noch im prosa-roman findet sich dergleichen. Seine ritterliche tüchtigkeit wird dort durch grausamkeit und falschheit beeinträchtigt. Er legt dem verwundeten Kei giftpflaster auf, so dass er gar nicht wider gesund wird. Bei der gelegenheit heisst es:

Conte de la ch. v. 3164.

Nus ne fust miaudres chevaliers,
Se fel et desleauz ne fust;
mes il avoit un cuer de fust,
tot sanz dolçor et sanz pitié.

Ähnlich vorher v. 3143 fgg., sowie die Prosa vol. II, f⁰. 17 v. Sein betragen der königin gegenüber ist sehr reserviert, trotzdem ihm nach Chrestiens erzählungen von den sitten unter diesen rittern ein recht auf sie zusteht. Auch in dem frz. gedicht Durmart, worin eine erzäh-

lung vom raube der königin nach dem vorbild einer der quelle Ulrichs von Zazichoven nahestehenden Lanzelotversion eingeflochten ist (v. 4190 fgg. der ausgabe von Stengel, Stuttg. Litt. ver. nr. 116), macht der räuber zwar anspruch auf die person der königin, unterwirft sich aber selbst der bedingung, vorher einen ritterlichen kampf zu bestehen. Eine Wolfram entsprechende charakteristik bringt dagegen der prosa-roman von Lanzelot für ein ganz unritterliches wesen, den riesensohn Malduyt (Dresdner druck vol. II, f⁰. 64 v.).

Die gemeinsame grundlage, auf welcher Wolframs andeutungen und die episode im Tandareis beruhen, war ein deutsches gedicht von Lanzelot. Auf ein gedicht beziehen sich Wolframs anspielungen; die erfindung des namens und seine conservierung durch so lange zeit setzt das gleiche voraus. Sodann liegen hier zwei auffällige und bedeutende umgestaltungen der französischen version vor, welche nur einmal vorgenommen und nur durch litterarische aufzeichnung festgehalten worden sein können. Das ist einmal die charakteristik des Meljakanz und zweitens die veränderte anschauung von dem lande desselben, welches Wolfram Gors nennt. Das entsprechende Gorre ist bei Chrestien und im prosa-roman durch einen strom begrenzt, über den die beiden brücken, die schwertbrücke und die, nach G. Paris' ansicht von Chrestien hinzuerfundene unter-wasser-brücke allein führen. Der name *Montani kluse* aber zeigt die anschauung, dass das land durch ein gebirge begrenzt wird, ein gebirge, das auch nur auf einem engen wege zugänglich ist. Diese vorstellung vom lande des abenteuers, im letzten, mythischen grunde identisch mit der andern (vgl. G. Paris Romania 12, 508. 533), war nicht selten (vgl. meine anm. zu des Strickers Daniel v. d. Bl. tal v. 508). Sie ist hier auf die Lanzelotsage übertragen worden.

Eine bearbeitung dieser sage bildete den inhalt des gedichtes. Wir müssen festhalten, dass der Pleier jene episode als ganzes aus einer quelle entnommen hat, indem er sie allerdings nach seiner weise umformte. Dann enthielt das gedicht 1) eine erzählung, wie *zer muntâne clûse* eine grosse anzahl von britannischen rittern durch den vater des Meljakanz gefangen genommen wurde und dort in gefangenschaft verblieb. Die veränderung des frz. *Bademagus* in *Poydiconjunz* dürfte auch dahin gehören. 2) Eine erzählung von Lanzelots gefangenschaft, seiner befreiung durch die schwester des Meljakanz, sowie auch den heimlichen turnierbesuch. Dass dazwischen der raub der königin und der gang Lanzelots über die schwertbrücke erzählt worden sind, ist nicht sehr verwegen anzunehmen. Ob die beiden im anfange gegebenen

stellen des Parzival sich aber darauf beziehen, kann nicht so ohne weiteres behauptet werden, obgleich es das einfachere wäre, wenn einmal unsere vermutung überhaupt das richtige trifft. Sie können immerhin, wie es bei den Cliges-stellen möglich war, auf mittelbarer oberflächlicher kenntnis vom Conte de la charrette beruhen. Diese meinung würde aber ausgeschlossen sein, wenn *der werde Lanzilot* wirklich eine formelhafte wendung jenes gedichts wäre, die Wolfram absichtlich widerholt.

Diese stellen zeigen, wie bereits bemerkt worden ist, nicht, dass Wolfram sich des liebesverhältnisses zwischen Lanzelot und der königin bewusst gewesen wäre. Aber daraus darf in keinem falle der schluss gezogen werden, dass der vorauszusetzende deutsche Lanzelot nicht nach Chrestiens Conte de la charrette gearbeitet worden ist. Wenn Wolfram sich über jenes verhältnis nicht klar war, so kann das auch die schuld des überarbeiters gewesen sein. Er hat jedesfalls den stoff sehr frei behandelt. Er kann es daher entweder aus mangel an verständnis für die feinheiten Chrestiens, oder auch aus sittlichen bedenken so dargestellt haben, dass es nicht mehr als treibendes motiv zu erkennen war. Dass es dichter gab, die sich von solchen erwägungen leiten liessen, zeigt der unterschied z. b. der abenteuer des vom Pleier frei componierten Tandareis von dem Lanzelet Ulrichs, welcher doch getreu übersetzt worden ist. Das schema ist dasselbe: der held löst viele abenteuer, deren preis eine dame ist; Lanzelet nimmt den preis, Tandareis begnügt sich mit der ehre und sorgt nachher noch für gute versorgung der vielen mädchen, die ihn gerne haben möchten. Oder man vergleiche den Tandareis mit dem Conte de la charrette. Die dame, welcher der held treu ist, und die, der er zu dank verpflichtet wird, sind beide beim Pleier mädchen, beim meister von Troyes verheiratete frauen. Aber etwas haben diese beiden erzählungen, ausser den erwähnten äusseren umständen, gemein: das abenteuer mit der dame, die den helden dadurch zu dank verpflichtet, dass sie ihm die gefangenschaft erleichtert und ihm möglich macht, heimlich an dem grossen turnier teilzunehmen, ist in beiden fällen der prüfstein für die treue zu der geliebten, in deren nähe wider beide bei dieser gelegenheit zu kommen hoffen. Im Conte de la charrette muss Lanzelot der dame, der seneschalls-frau, als lohn dafür seine liebe versprechen, und er kann sich nur mit einer „reservatio mentalis“ heraushelfen. Im Tandareis kommt es nicht zur offenen aussprache. Aber Tandareis bemerkt wol die wünsche seiner holden wächterin und kommt dadurch in grosse innere unruhe. Auch versucht sie seine sinnlichkeit zu rei-

zen. Nehmen wir dazu die grosse übereinstimmung in den tatsachen, welche, soweit irgend etwas bisher darüber feststeht, als erfindung Chrestiens anzusehen sind (vgl. G. Paris, Rom. 12, 533), so dürfen wir als vorlage für jenes gedicht den Conte de la charrette annehmen.

Zu den veränderungen, welche mit dem original vorgenommen sind, wird dann auch gehören, dass der heimliche turnierbesuch dreimal widerholt wird, und zwar jedesmal in anderen farben. Diese änderung gehört nicht dem Pleier an. Denn dies motiv findet sich schon in Frankreich in verbindung mit Lanzelot. Im prosa-roman erscheint Lanzelot zu den „assembleen“ zwischen Artus und Galehaut, aus der gefangenschaft der dame von Malohaut gegen ehrenwort, wider zurückzukehren, entlassen, dreimal hintereinander, jedesmal in anderen farben. Es sind auch weiss, rot und schwarz (bei Chrestien rot, die farbe des seneschalls, bei dem er gefangen ist), nur in andrer folge. (Vol. I, f⁰. 53—67.) Man muss nun bedenken, dass weder über die quellen, welche die Lanzelot-prosa ausser dem Conte de la charrette benutzt hat, noch über die zeit der abfassung klarheit besteht (vgl. Märtens a. a. o. s. 608). Jedenfalls ist die deutsche übersetzung nicht vor 1300 entstanden. Die älteste spur davon ist das in München gefundene niederdeutsche fragment, welches schon aus dem hochdeutschen übersetzt ist (Behaghel, Germ. 23, 441—444). Auffällig ist die angabe, die über das alter jener pergamentblätter gemacht wird (Keinz, Münch. sitz.-ber. 1869, II, 312). Unter allen umständen ist eine benutzung des Prosa-Lanzelot durch den Pleier ausserhalb der wahrscheinlichkeit, und kaum innerhalb derselben für den verfasser des verlorenen Lanzelot. Meines erachtens hat derselbe das ihm von irgend einer andern seite bekannte motiv auf seine vorlage übertragen. Es lässt sich nicht leugnen, dass es, geschickt verwertet, sehr wirksam sein kann. Es ermöglicht eine steigerung. Vom Pleier kann man allerdings nicht behaupten, dass er geschickt damit umgegangen sei. Auf zwei punkte ist dann noch hinzuweisen, die der Pleier auch seiner vorlage entlehnt haben dürfte. Tandareis kommt jedesmal am vorabend auf dem platze an. Er übernachtet, abgelegen vom lagerplatz der andern festteilnehmer, in einer „öden mühle“. Lanzelot, im Conte de la charrette, kommt morgens erst an, übernachtet dann aber ebenfalls ganz ausserhalb des festplatzes in einer sehr kümmerlichen herberge. Ausserdem hat, wie erwähnt, der Pleier, dem sonst die worte nicht fehlen, nichts zur erklärung des abzeichens, der *poye,* zu sagen. Er scheint also die symbolik desselben nicht verstanden zu haben. Dann hat er es auch nicht erfunden.

Weiter aber darf nicht gegangen werden, sonst verliert man sich in den bereich der phantasie. Die vermutung, dass eine auf Chrestien beruhende, freie bearbeitung der Lanzelotsage schon zu Wolframs zeiten in Deutschland existiert hat, ist festzuhalten. Die übereinstimmung in dem namen *Muntane Cluse* und seiner bedeutung und in dem charakter des Meljakanz-Kandalion bildet die stütze dafür.

Finden sich auch anderswo spuren dieses verschollenen gedichtes? Wahrscheinlich im Daniel vom Blühenden tal des Strickers. Da heisst das land des königs Matur, den Artus bekriegt, Cluse. Es ist durch gebirge eingeschlossen. Darin wird Artus mit seinem heere abgefangen, indem der einzige ausweg versperrt wird. Die tapferkeit seiner ritter und die wundertaten des Daniel retten ihn allerdings. Dazu kommen noch die beziehungen zum prosa-roman von Lanzelot, die sich schwer erklären lassen (vgl. meine untersuchungen über Daniel vom Blühenden tal s. 62—65). Am grössten ist die übereinstimmung in der art und weise, wie Artus durch den abgesandten des Matur herausgefordert wird. Die ähnlichkeit tritt in dem frz. text noch schärfer hervor, als in der übersetzung Füetrers. Wenn man ins auge fasst, in welcher weise der Stricker in diesem gedicht Hartmann und Ulrich von Zazichoven benutzt hat, so wird man auch hier vermuten, dass der Stricker nach einem deutschen vorbilde gearbeitet hat. Man würde dann aber wider darauf kommen, dass unser supponierter deutscher Lanzelot (mittelbar natürlich) aus denselben quellen geschöpft hat, welche der prosa-roman ausser dem Conte de la charrette benutzt hat.

Weiter gehen die möglichen spuren aber nicht. Die Lanzelotstellen der Krone Heinrichs von dem Türlin dürfen wir der hauptsache nach mit G. Paris auf eine neben dem roman Chrestiens, der quelle des ersten teiles in Malorys Mort d'Arthur und der quelle Ulrichs von Zazichoven vorhandene version der sage zurückführen (vgl. Rom. 12, 533). Es fehlt alles, was auf ein liebesverhältnis zwischen Lanzelot und der königin deuten könnte, und das ist, anders als bei den Parzival-stellen, in der Krone ein beweis dafür, dass die quelle auch nichts davon enthielt. Der Milianz (so heisst hier Meljakanz) Heinrichs zeigt nichts von dem charakter, den er bei Wolfram und als Kandalion beim Pleier hat. Anderes beruht auf verwechslung und verdrehung: die bemerkung, dass Lanzelot ein ritter und ein pfaffe war (v. 2076), die angabe, dass seine kraft von mittag bis mitternacht zunehme, dann aber wider abnehme (v. 2089 fgg.), dass er die liebe der göttin verschmähte, die ihn „in dem see“ erzog (24520). Die annahme von Warnatzsch (Der mantel, s. 105 fgg.), dass diese stellen anspielungen

auf einen Lanzelot-roman von Heinrich selbst seien, von dem der anfang in dem fragment „Der mantel“ erhalten sei, ist mit gutem grunde verworfen worden (G. Paris, Rom. 12, 461, note). Gegen die erklärung, dass die hauptbeweisstelle eine anspielung auf Ulrichs Lanzelet ist, liesse sich zwar der unterschied der namen für die geliebte Lanzelots einwenden: bei Ulrich Iblis, bei Heinrich Janphie. Eine solche veränderung oder verwechslung ist bei Heinrich aber recht erklärlich, da er mit hunderten von solchen phantastischen namen arbeitet. Ihm war die stelle nur so weit im gedächtnis, dass es die dame Lanzelots war, welche in dem edeln wettstreit um den mantel siegerin blieb. Ähnlich nennt er den gegner Lanzelots bei dem karrenabenteuer Milianz, obwol dieser name sonst, bei Wolfram z. b., eine ganz andere persönlichkeit bezeichnet. Noch anderes lässt sich gegen Warnatzsch sagen. Es ist zweifelhaft, ob die von ihm vorgeschlagene lesung *das buoch ander mære* (v. 24094) grammatisch korrekt ist und den gewünschten sinn haben kann: „das buch, in dem ich die andere geschichte erzählt habe“. Und es ist willkürlich anzunehmen, dass in Heinrichs bearbeitung des Fabliau vom schlechtsitzenden mantel Lanzelot der glückliche freund der tugendhaftesten dame gewesen sein soll und nicht der in allen älteren versionen mit ausnahme von Ulrichs Lanzelet genannte Karados. (Vgl. Warnatzsch a. a. o. s. 70 fgg.)

Die befreiung des Tandareis aus dem turme Malmort hat Ulrich von dem Türlin in seinem Willehalm benutzt (vgl. Singers ausgabe s. XXXIV; Ztschr. XXVI, 419 fg.). Die im Wigamur vorkommenden, nicht so bedeutenden verwendungen von motiven der Lanzelotsage lassen sich genügend aus Ulrichs Lanzelet erklären.

Wichtiger als der nachweis eines zu supponierenden deutschen Lanzelot-gedichtes erscheinen mir die allgemeinen gesichtspunkte, die bei der besprechung dieser einzelheiten sich ergeben. Die direkte bekanntschaft mit den französischen epen war etwas seltenes in Deutschland. Ihr inhalt ist auf dem wege mündlicher überlieferung nach Deutschland gekommen. So sind auch erzählungen eingewandert, deren litterarische form in Frankreich nicht mehr erhalten ist, die vielleicht auch dort nur mündlich umgiengen. Darum, wenn ein französisches original nicht bestimmt vorliegt, oder seine frühere existenz nicht sonst feststeht, ist keine ursache vorhanden an der selbständigen erfindungs- und combinationsfähigkeit der deutschen dichter zu zweifeln.

HAMBURG. G. ROSENHAGEN.

ZU MORIZ VON CRAON.

Die hier folgenden bemerkungen gelten vorzugsweise dem von Edward Schröder in seinen Zwei altdeutschen rittermæren neu herausgegebenen texte.

V. 1—3 *Ir habet dicke vernomen Und ist iu mit rede für komen Von wærlîchem mære Daz rittterschaft ie wære Wert und müeze immer sîn.* Mit recht hat Schröder das überlieferte *mit rede* wider hergestellt, für das Haupt *rede* gesetzt hatte. Der dativ *iu* für das *ouch* der hs. wird empfohlen durch die von Schröder, Ztschr. f. d. a. 38, 97 herangezogene stelle im Erec 3804 fg. *als ez diu werlt vernæme Und ez ir für kæme.* Ebenso sprach aber schon Veldeke in seiner Eneide 4357 fg. *den hêren sî dar ane ontbôt, Als si't hadde vernomen Und wie et her was vore komen, Die vel leide mâre.* Schwierigkeit macht hier der mehrdeutige ausdruck *mit rede.* Nach Schröder ist es „eine adverbialische bestimmung, die dasselbe besagen mag wie das adv. *redelîche* und die also durch das *von wærlîchem mære* des folgenden verses nur variiert wird.“ Er wird es also gefasst haben im sinne von nach gebühr, mit recht, mit gutem grunde, wie es Benecke zu Wigalois s. 447 erklärt hat. Diese bedeutung will mir zu *für komen* nicht recht passen; auch wird nach meinem sprachgefühle durch *von w. m.* die formel *mit rede* nicht sowol variiert, als vielmehr näher bestimmt und erläutert. Wie sie sich z. b. im Iwein 879, in den Nib. 785, 2; 1967, 4; im Trist. 5422; 12326; 19103; Parz. 826, 30 (nach A. Wallner in Ztschr. 28, 565) gebraucht findet = mit worten, ausdrücklich, bestimmt, so lässt sie sich auch hier fassen. Ich verstehe daher v. 2—3 so: und ist euch ausdrücklich kund geworden durch wahrhaften bericht, durch glaubwürdige überlieferung. Der dichter denkt bei dem *wærlîchen mære* wol an das, was er nachher im laufe seiner einleitung über die helden des trojanischen krieges, über Cäsar, über Olivier und Roland berichtet.

V. 30—31 *der Kriechen sturm und der were Reichte nie für wâr.* Haupt setzte *ruote* für *reichte,* Schönbach will *ruete* im Österreich. litteraturbl. IV, 56. Schröder lässt *reichte* stehen, bekennt aber selbst, dass er *reichen* im sinne von *sufficere* nicht nachweisen könne. Auffällig ist mir immer das *der* vor *were* erschienen. Ich schlage daher vor zu lesen *der Kr. sturm an ir were reichte n. f. w.,* d. h. das stürmen der Gr. konnte ihren (= der Trojaner) mauern in der tat nie etwas anhaben.

V. 77—79 *ritterschaft mac ze merken sîn — — wan dâ man si minnet:* vor *mac* scheint der schreiber *en-* unterdrückt zu haben.

V. 89—91 *(der site) niuwet aller tegelich, [Er breite ie] und breitet sich Wîten after lande:* die ergänzung Roethe's könnte gespart werden, wenn man läse: *unde breitet wîten sich After deme lande. Niuwen* stände dann ebenso wie *breiten* reflexiv. Zur stellung von *wîten* vgl. Eneide 4507 *vel wîden her die sande Met boden achter lande.*

V. 177 *dô tet er als im [kündic] was:* die überlieferung lässt sich hier wol ohne einfügung von *kündic* halten nach der anmerkung Amelungs zu Ortnit 359, 4 und Lambels zum Steinbuch 446.

V. 194—95 *ander wunder âne zal Der künic manigez begienc:* Schröder findet *manigez* anstössig; doch vgl. Mhd. wb. II, 59[a], 24 fg.; Gregor 78 *(houbethafter missetât) der er vil lîhte manege hât.*

V. 222—230. Die überlieferung hat hier dem texte arg mitgespielt, so dass es einem herausgeber schwer wird, dem ursprünglichen auf die spur zu kommen. Dass in v. 224—25 der hs. dem zusammenhange nach eine negation fehlt, ist bald erkannt worden. Nur möchte ich nicht mit Haupt *noch* in *niht* verwandelt sehen; es steht wol ebenso sicher wie das *noch* in v. 228. Meiner auffassung nach liegt es näher an *nimir* zu denken, für das Hans Ried oder seine vorlage *mir* gelesen haben kann, Haupt *in ir* gesetzt hat. Kaum richtig ist wol auch v. 228 *man manic palas* für *sô manic palas,* an welches sich *alse [dô] verbran* in v. 230 anschliessen würde wie *als ir an den zîten was* in v. 227 an *sô manec man* in v. 226. Sonach könnten die verse so gelautet haben:

222 *die frumen lâgen alle tôt*
die beidenthalben wâren,
daz noch in tûsent jâren
225 *gewahset nimir lande*
sô manec man âne schande
als ir an den zîten was;
noch gesiht sô manic palas
ze Rôme nimir dehein man
230 *ganz alse [dô] verbran.*

Über die stellung *in tûsent jâren — nimir* vgl. die beispiele in der Germania 19, 58. In dem texte, welchen Schröder vermutungsweise aufgestellt hat, scheint mir der überlieferung zu viel gewalt angetan zu sein. Wenn man *sô manic palas* liest, wie es der zusammenhang

zu fordern scheint, so bietet *ganz* = unzerstört, auf *palas* bezogen, keine schwierigkeit mehr.

V. 294 *daz ist aber danne ir wert:* hier scheint *wert* dem zusammenhange nach gleichbedeutend mit *gelt (widergelt)* „entgelt, lohn, auszeichnung“; ähnliche bedeutung dieses wortes bei Herbort L. v. Tr. 6449 *hie nam er ane sîn wert*, vgl. 9899; Krone 23284 *man bôt im dâ rîchen wert;* Neidhart 89, 34 *von den hân ich bœsen wert;* Clara Hätzlerin s. 263 (331) *des müsz er nemen sölichen wert* vgl.; DRAkten II, 55, 23; 56, 45. Schönbach l. l. vermutet *daz ist in aber danne irwert* ohne zu sagen wie er dies verstanden haben will.

V. 409 fg. *vil swache lônent bœsiu wîp: Si machent sêle unde lîp Den mannen dicke unmære;* statt der drei ersten worte steht in der hs. *all sölhe lone geben*, wofür Haupt *swachen lôn gebent* setzte. Die verderbnis in der überlieferung scheint sich mir leichter zu erklären, wenn man als vorlage des schreibers annimmt: *swelhe lône* (oder *swaz lône*) *gebent*, vgl. 440 *waz lône möhte bezzer sîn.*

V. 448 *ez wirt noch alles guot rât: ez* wol druckfehler für *es*, vgl. 1603 *es ist kein rât.*

V. 657 *ze Vlandern:* in der hs. verderbt *Heulannder;* dafür *ze Vlander* scheint nicht unmöglich nach J. Titurel 2065, 1 *der fürste ûz Johereine unde Aliart ûz Flander, Die riten doch niht eine; ob ir wâpenrocke salomander Wære? nein, diu kost was in ze tiure;* Trierer ostersp. (ed. Froning I, 80) 575 *so ist das di ander* (sc. *salbe*), *Di ist chomen von Flander;* Der ring von H. Wittenweiler 8[b], 33 *seu ritten in einander Recht sam die säu von Flander*, vgl. 8[d], 25; Diefenb. Gloss. s. v. Flandria; Cornel. Kil. ed. Hasselt 884; Varr. zu Ottokar 3957 und 22936.

V. 661 *(nâch rôtem scharlâte) dâ man die ûzeren want Alsamitìn mite bevie:* in der hs. *allesambt enmitten;* dafür bei Haupt *alle samt mite.* Dagegen erklärt sich Schröder (in Zts. l. l. 100), denn zu dem singular „die aussenwand“ könne man nicht *alle samt* sagen. Gleichwol heisst es v. 699 *dô was ez* (das schiff) *allez samt gar nâch sînem wâfen gevar;* Athis s. 119 (30) *daz stirbit allinsamit nû;* Lanzel. 4892 *so begund ez allez sament brogen;* Grieshaber, Predd. I, 53 *der leo viel an in und zerzarte in allensament*; Elsäss. predd. in der Alemannia I, 67 *man schleht den kopf und zerleit in allen samet.*

V. 782 fg. *golter lanc unde breit*, *Harte wol gemâle Von golde in zendâle:* hs. *von golde hin ze tale;* Haupt *von guldim zendâle.* Warum nicht *von golde und zindâle* und mit Haupt (dem auch Schönbach l. l. folgt) nach *gemâle* ein komma? vgl. Eneide 1284 *ein kolter*

van zendâle lach ondern bedde; Erec 377 *kulter von zendâle, riche und gemâle;* Elisabeth 2514 *daz du niht rîcher kleider Hast zu disem mâle Von golde und ouch zindâle.*

V. 828 *ein wambes [von] buggeran:* statt *von* liesse sich auch *was ein* hier vermuten; parenthetische sätze der art finden sich nicht bloss auf md., sondern auch auf oberdeutschem sprachgebiete, z. b. Eckenliet 57, 11 *der vuort an sînem schilte ein löuwen, was von golde rôt;* Reinfrid 1465 *man fuort Fontânâgrîse vor ein kreftic ros, was starc;* vgl. darüber Roethe zu Reinmar v. Zw. 186, 7; Germania 17, 276; Weinhold, Alem. gr. § 319; Zimmermann zu H. v. Beringen 1880.

V. 873 *Der burc an einem orte — — — dâ stuont ein hûs gevieret:* in der hs. *Uber burc* statt *Der burc;* nicht unmöglich wäre *In der burc,* vgl. 184 *(dô wundert er sich) wâ in ir diu stat — — an dehainem ende wære;* Eneide 33 *In der borch an ein ende — — dâ wonde ein rîke man.*

V. 957 *an allem sîme gelæze (: sæze)*: nach der hs. heisst es *an aller sîner gelaeze,* was sich nach den beispielen, die Lexer I, 806 aus Walther von Rheinau anführt, wol halten lässt.

V. 982 fg. heisst es von dem ritter, der in den turnierkampf reitet, nach der hs. *do machte er freude ane zorn | kam er rechte als ein ar | under kleiner vogele schar.* Nach *zorn* setzen die letzten herausgeber einen punkt, für *kam er* Haupt *er kam,* Roethe *jâ kam er.* Diese änderungen des textes sind mir nicht wahrscheinlich. Der ausdruck *vreude âne zorn* klingt zu phrasenhaft; viel bedeutungsvoller wird *âne zorn,* wenn man es mit Massmann dem sinne nach zu dem folgenden *kam er rehte* usw. zieht und nach freude interpungiert. Dem zusammenhange würde dann der gedanke durchaus entsprechen, dass das sprengen unter die entgegenstehenden ritter kein feindliches *(âne zorn)* war. Ohnehin bedeutet *freude machen* hier „freude zeigen, sie zu erkennen geben, frohlocken, jubeln", vgl. Germ. V, 499 und John Meier zu Jolande 322; Heinr. v. Neustadt, Von gotes zukunft 7937 *sîn antlitze als ez lache Und neuwe freude mache;* Karlm. 212, 53 *dô wart von vrouwen sêre gelacht Ind groesse vroude gemacht;* Parzival von Wisse und Colin 156, 22 *von Kador und von Gyngeniere Machtent sü groze freude schiere;* 250, 20 *grôzer fröide wart nie gemacht;* ebenso Heinr. v. Veldeke, Serv. I, 1327 *he solde skiere maken toren;* II, 771 *grôten jâmer si makden;* Karlm. 268, 5 *de machden jâmer groes;* Tristan als mönch 821 *(sô er) in allen solte machen Gemelîche unde lachen (= froelîche gebâren) Mit zuht und mit güete, Daz er denne ungemüete Mit unfuoge machte (= unfroelîche gebârte);* 1000

mit klage machte er grôze nôt = 1670 und 2234; 1059 *er machte und het grôze pîn;* 1855 *sus machet sîne wîse kint* = so geben kinder ihre art zu erkennen. In diesen redensarten hat *machen* dieselbe bedeutung wie *stellen* in verbindung mit den objekten *jâmer, klage, leit, nôt, sêr, vreise* usw., vgl. Mhd. wb. II, 2, 561[a], 30 fg.

V. 1283—84 *ich möhte im sô liep sîn, Er hæte baz gewartet mîn:* Schröder hat dem zweiten verse zu anfange noch *ob* hinzugefügt; mir scheint dem zusammenhange nach die umstellung *möhte ich* für *ich möhte* näher zu liegen.

V. 1297 fg. *daz wil ich immer gote klagen, Daz dîn müeder lîp erslagen Ie wart gegeben in mîn gewalt:* für *erslagen* hat Schröder mit Haupt *zerslagen* in den text gesetzt; aber denselben sinn hat auch *erslahen*, vgl. Rol. 167, 17 *die christen sich erslûgen, Daz in der lîp begunde müden* (Mhd. wb. II[a], 375[b], 28 und Lexer); Stricker in v. d. Hagens Germania 8, 298 *nu gelernet ouch an uns daz, Swie schiere er uns erslagen hât, Daz ez danne über iuch selben gât;* Gotfrid Hagen 4773 *hei wart geslagen sô dar neder, Dat hei nei upen gestoint seder, Sô wâren eme erslagen sîn leder;* Erzählungen von Ad. v. Keller 315, 35 *hausfraw, das sey euch gecleyt, Dasz mich meyn wirt hat erslagen;* 317, 21 *er hot mich heint erslagen, Das ich es got mues clagen.*

V. 1589 fg. *si enwiste an dirre nôt Ir man lebet oder wære tôt. Si getorste zuo im niht komen: Ir hâte der [zouber] benomen Beide witze unde sin:* Massmann und Haupt hatten *schric* an der stelle von *zouber* vermutet; in der Ztschr. f. d. a. 38, 104 gibt Schröder Roethes vermutung *ritter* den vorzug. Indessen eine ergänzung scheint mir nicht geboten, wenn man *dirre* statt des überlieferten *der* liest. *Dirre* = der mann, der augenblicklich bei ihr lag, im gegensatz zu *ir man* in v. 1590; auch v. 1589 hat der schreiber *der* für *dirre* geschrieben.

V. 1021—22 *wær er betalle ein heiden, Von der kristenheit gescheiden:* es ist noch nicht vermerkt worden, dass dieselben verse auch bei Hartmann in seiner Klage 209 stehen: *und ob ich wære ein heiden, Von der kristenheit gescheiden.* Den einfluss Hartmannischer diktion könnte man auch in folgenden beispielen finden: Craon 363 *daz ist ein schade ân êre* und 1718 fg. *nû muoz ich immer mêre Mit grôzem schaden ân êre Mîne jugent verslîzen* = Hartmanns Klage 1584 *der frume wirt niht mêre Wan der schade ân êre* (?); — Craon 226 *sô manec man âne schande* = Erec 438 *ir geburt was âne schande;* — Craon 283 *er was schœne unde wol gezogen Und aller*

dinge unbetrogen — Erec 2735 *er was — stæte unde wol gezogen, Sîniu wort unbetrogen;* — Craon 944 *ime wart daz ûzer dach Ein harte guoter samît* = Erec 8941 *daz dach ein rîcher samît was* und 1569 *daz dach ein rîcher sigelât;* — Craon 289 *dô sîn dinc sô wol stuont, Dô tet er als dicke tuont Werde liute* = Erec 5963 *jâ hete mir got gegeben, Daz mîn dinc sô wol stuont, Ich tete als die tôren tuont;* — Craon 1489 fg. *ez solte veste ein herze sîn, — — — Wære ez als ein adamas, Ez würde weich von sîner klage* = Erec 5328 fg. *daz doch niemen wære Alsô vestes herzen* und 8425 *des herze doch vil stæte was Und vester dann der adamas;* — Craon 1012 *sîniu — sper vertete er — ze rehter juste* = Erec 2508 *diu selben (= sper) vertete er ze rehter just,* vgl. Niedner, Das deutsche turnier s. 52; — *ez, ez baz, daz beste tuon,* mit bezug auf den turnierkampf gesagt, im Craon 281 *dô was nieman des lîp ez baz tete* und 124 *daz er gerne daz beste tuot* = Erec 2612 *dô tet erz vor in allen* und 2724 *swâ ez im ze tuone geschach Daz man ritterschaft urborte* und 2479 *der ist der baz tuonde man Den unser lant ie gewan,* sowie 2671 *si tâtenz dâ — sô nie drî ritter baz* und 2719 *Gawein tet ez des tages dâ Guot als ouch anderswâ;* im Iwein scheint sich Hartmann diese redensart abgewöhnt zu haben. Durch diese anführungen fühle ich mich bewogen, meine ansicht über das verhältnis des Craon-dichters zu Hartmann zurückzunehmen, die ich einst in der Germ. 17, 177 im anschluss an M. Haupt ausgesprochen habe. Dass aber der dichter aus Gottfrids Tristan geschöpft habe, vermag ich nicht zu glauben. So scharfsinnig und bestechend auch die erörterung ist, mit der Schröder dies nachzuweisen versucht, so bleibt es mir doch undenkbar, dass die lektüre des Tristan dem verfasser des Craon nicht mehr eingetragen haben sollte als die zufälligen, sonst nicht oder wenig belegten namen, von denen Schröder in der einleitung zu seinen Altd. rittermæren XIV fg. handelt. Von der stilistischen art Gottfrids ist doch hier noch keine spur zu finden.

ZEITZ, MÄRZ 1896. FEDOR BECH.

ZUM TOBIASSEGEN.

In seiner neubearbeitung der „Denkmäler“ ist es Steinmeyer entgangen, dass sich eine prosa-auflösung des Tobiassegens, oder wenigstens eines teiles desselben, in klasse I der von Merzdorf herausgegebenen „Deutschen historienbibeln des mittelalters“ s. 520 findet. Sie ist an der passenden stelle in der geschichte des Tobias eingefügt und erstreckt sich daher auch nur auf den teil des gedichtes, der seine worte enthält (v. 15—83). Das übrige war im zusammenhange nicht verwendbar. Aber auch das in betracht kommende stück ist in sehr gekürzter gestalt und ohne rücksicht auf die reihenfolge der verse widergegeben. Ich lasse hier den wortlaut der historienbibel folgen und setze, wo er sich mit dem gedicht berührt, die betreffenden verse rechts daneben.

Tobias segnet den mit dem engel davonziehenden sohn:

Got múß úwer pfleger sin und helff úch, daȥ ir wol wandlind, und die engel mússent úch wol belaiten. got behút úch

vor wasser und vor fúr	(g 26—31 ... *vor wasser, vor feuer* ...)
und vor dem gächen toud	28. *vor dem gæhen tôde*
und vor unfrid und	
vor hunger und vor durst	23. *vor hunger und vor durste*
schlauffind und wachint,	29. *du slâfest oder wachest*
und behüt dir din ere und din gůt.	
der got, dem nútz verborgen ist,	15. *dem gote dem niht verborgen ist*
behút dich mit siner vätterlichen krafft	19. 20. *der müeȥe dich behüeten durch vaterlîche güete*
über feld und über wald,	21. *über velt und durch* (A. *über*) *walt*
vor wind und vor regen und vor schne.	
din lib sy baini,	45 fgg. *dîn herze sî dir steinîn,*
din hopt sy staini,	*dîn lîp sî dir beinîn,*
din hertz sy (R. *dir*) *stächlin.*	*dîn houbet sî dir stehelîn.*
der himmel múß din schilt sin,	48. *der himel sî der schilt dîn*
alle wäffen mússend dir beschlossen sin,	52. *elliu wâfen sîn vor dir versloȥȥen* (A. *sien dir beschloȥȥen*)
(ABDM; *das sie dich nimmer verschneiden*).	54. *daȥ sî dich niht versnîden.*
des helff dir got und	

send dich mit fröden wider her heim (B: *dich gesund her wider*)	32. *got sende dich gesunt her widere*
und lauß dich nymer kains unrechten toudes sterben.	82. *und rehtes tôdes sterben.*

Offenbar ist die freie widergabe aus dem gedächtnis gemacht[1]. Für die textkritik ist sie ohne bedeutung, doch durfte sie wol als ein weiteres zeugnis von der verbreitung des trefflichen gedichtes hier erwähnung finden.

1) Der verfasser der Historienbibel zeigt sich überhaupt sehr belesen in der mhd. dichtung. Widerholt finden sich bei ihm anklänge an sie. Ich will von der art, wie er dichterworte verwendet, hier nur noch ein beispiel geben. S. 476 wird von einem gastmahl erzählt, das könig Nebucadnezar veranstaltete *Zu der zitt wolt der küng ain groß hôchzitt haben, daz rüfft man wytnan wytnan uß, und er bôt den spilluten, er wölt nüwe claider tragen und wölt die alten hingeben.* Das ist fast wörtlich der eingang einer Strickerschen fabel (Wackernagel, Lesebuch[2] sp. 567 fg. — fehlt in der 5. auflage):

Ein herre wolte ein hôchzît hân:
daz wart vil wîten kunt getân.
er hiez den spilliuten sagen,
er wolte niuwe kleider tragen
und wolt diu alten hin geben.

KIEL, DEN 6. FEBRUAR 1896. JOHANNES STOSCH.

EIN XANTENER BRUCHSTÜCK DES JÜNGEREN TITUREL.

Bei gelegenheit von urkundenstudien im pfarrarchiv zu Xanten unter der freundlichen förderung des pfarrers Hacks stiess mein bruder dr. Armin Tille im frühjahr 1895 auf ein pergamentblatt, das als umschlag eines registers (VIII; 4° Pp. 1545) diente, von ihm aber aus seiner stellung als umschlag befreit wurde. Es stammt aus einem foliobande und ist auf beiden seiten in zwei columnen beschrieben, welche absätze mit abwechselnd blauen und roten initialen zeigen. Von der linken columne ist seite a etwa ein rand von 2 cm abgeschnitten. Ganz zu lesen ist die rechte. Die rückseite b ist stark beschädigt; hier ist die linke columne einigermassen erhalten, die rechte dagegen um 2 cm gekürzt. Die schriftzüge gehören dem ende des vierzehnten jahrhunderts an. Das blatt enthält 27 strophen des Jüngeren Titurel ganz oder teilweise und zwar die strophen 1996—2018 von Hahns ausgabe (Quedlinburg 1842) und ausserdem eine zusatzstrophe zwischen 1998 und 1999 und drei zusatzstrophen zwischen 2009 und 2010. Von strophe

1996 ist nur eine einzige zeile vorhanden und strophe 2013 und 2014 sind ebenso wie drei strophen am schluss, wahrscheinlich 2016, 2017 und 2018, so gut wie unleserlich. Die zahlreichen abweichungen von der Heidelberger handschrift n. 383, deren abdruck Hahns ausgabe ist, zeigen, dass das Xantener bruchstück einer anderen handschriftengruppe angehört als diese. Leider ist mir hier in Glasgow ausser der Hahnschen ausgabe kein weiteres Titurelmaterial zugänglich. So bin ich augenblicklich ausser stande, dem bruchstück seinen platz in der überlieferung anzuweisen. Ich gebe im folgenden einen genauen abdruck der mir zur veröffentlichung übergebenen abschrift in verse eingeteilt, und ergänze in kursivdruck aus Hahns ausgabe das abgeschnittene.

1996 *Die freut der vogelin sing*en
so hoe nicht so sper krack mit *done*

1997 *Von d*em sconen walde
roret de*r*[1] ko*nic r*iche.
de sper vil ungetzalde
by *morhold e*r swente ritterliche
unde ouch *der* wirt von Adriane
unde der ko . . . .
man hi waren aller zacheit ane.

1998 *Der konig*h schut von lize
unde royz poy*dikuni*unze
von Meliachans der grise
unde *duca*seor der furste uz Levaruntze
*Von bearo*chz Linbinc unde ouch sin bruder
*der hertzo*ge Marangliez
de tzobrachen *sper vi*l manik fuder.

1998[a] . . . . . . de uz prevegorze
liez im daz sper . . . . . liphen
er habt iz gelich dem harze
. . . . . . ir vil de er da mocht irgrifen
daz . . . . . . m bruder libiute
unde dez burch . . . . . . herules
gelich da wurben wer . . . . . n trute.

1999 *Kegn f*imf landen voghete
bedorften se *wol k*unste
der hi do kegn im tzogete
*der het ouc*h kunst unde manheyt vil mit *gunste*

1) hs. den.

*se*ghen der achtzte meyde mit wis*sen henden*
der wille was kegn *im* suze
want *si den kus* kegn niman gerner wenden.

2000 *Ob daz* icht weder bete[1]
der katelangher *frowe*
der anlitze sulher wete
phlac ly*lien varwe* unde rose in dem towe
der Ada*mas het* ouch da mit ir phlichte
der trůwe *sonder wi*chen
de sich uf stete wol de lenghe *richte.*

2001 *Ich wen* ir wille were
daz er den pris beja*ghete*[2]
*u*nde ob de seldebere
ir werden kus *dem werd*en icht vorsaghete
hey were mir *als dem keiser* riches gutes
alzo vil *m*ich wol tzo *gebene*
man sehe mich in vrouden hoes *mutes.*

2002 *Hie sach* man den ghenenden
vil snellichen *spren*gen
wer wil in des nů phenden
an wirde an *e*ren der wil villichte menghen
*ritter*liche witze mit unwitzen
wan *aller* . . . llent ane
macht sunder pris vil *dicke w*ol besitzen.

2003 *Ot* zionatulander
hi reyt uf Floriscanze
*Sin sp*er von varbe glander
furte nicht *daz ma*n do heyz Durantze
er furte sper *die liz*en sich wol brechen
da mit vil rit*terlich*en
sach man in schilde nůwe dur*kel ste*chen.

2004 Nach richeyt der tzimire
da kerte do der stoltze
der clare unde der fire
vil manik sper vertet daz tzo eynem boltzen
uz den trunzen kunde niman vinden
sint iz Sigune waz sehende
do muste ouch walt von siner hant vorswinden.

1) hs. bote. 2) hs. besa.

2005 Der voghet uz Britanie
het sinen sweher Schuten
geschicket uf der planie
kegn strit dez er im nicht tzo trute
iehen mochte an dem uz Kingriwale
der valt im vil der fursten
durch de vrucht so reyne von dem grale.

2006 Ouch Kurkelcalz eyn furste
in gedrenge nach dem herren
wol kunde mit geturste
de tzioste beyde slichten und werren
hurtichlichen dar unde wider wenden
unde Likont de Arbidone
de kund ouch ritterscaft mit eren lenden.

2007 Nu waz ouch wider saghende
zacheyt ingesinde
Arfitantz der pris beiaghende
burcgrave in Kamvaleyse an dem ich vinde
niender mal des kastis se waz tzo kranke
daz er so manigen fursten
het erzogen vor untat so kranke.

2008 Sold ich us fumf landen
die fursten gar benennen
wer mochte so manigen handen
itzliges pris tzo sunder wol erkennen
ia gibt mir der eyn so vil tzo prisen
der ritterlichen eren
daz ich mir laze der anderen vil untrisen.

2009 Nu ist ouch hi gesundert
Lot vurste von Norwege
ichn weyz mit we vil hundert
ob Algorismus noch lebens plege
unde Abakuc de geometrien kunde
de heten vil tzo scaffen
solten se ir aller tzal da haben funden.

2009[a] De suzen claren iungen
der grave hat noch esundr

degelich den rosen drůngen
uz Belgelin kegn sunnen blickes tzunder
unde sich des morgens vlocket unde breytet
suz het ir clare iugende
denst nach werder minne an sich geleytet.

2009[b] Got der wol vorsunnen
an ritterschaft der wise
wolde in dez ergunnen
daz ir vreche ger tzo hoem prise
ich wol grife alz iz begert ir girde
er sprach: ir sit der sunnen
blick noch tzo krank nach des ams wirde.

2009[c] Doch wolten se iz nicht lazen
er heyz ir aber huten
vor uberkraft unmazen
se kunden lazheyt wenic an in brůten.
in allen wart in lewen stymme erkucket
dez wart in manigen landen
mit irm prise manigen pris enzucket.

2010 Der konigk von Padakone
unde Trerolaz der riche
bi lone reyt so scone
ob in de mit de minne minliche[1]
uzzmurde da kunde er wol vorgelten
mit lobelicher tate
daz er da von unwurde enphienc vil selten.

2011 Als tumpentampen valken
de pondir sich do wurren
Nu wart iz dar[2] ghewalken
der truntzen horte man da wunder smurren
unde de spretzen vleghen kegn den luften
den herzogen Yngram
den horte man an sulher wirde guften

2012 Grave eppen unde fursten ander
dem konig von Norwege
suchte er icht daz vand er
an dem von Ascalun der ouch nicht trege

1) hs. minlich. 2) hs. daz.

was kegn wibe lone unde nach ir gruzen
des *iahen* im de werden[1]
ez wer in ziten sin unmuze.

2013 Kingrisen . . . .
(unleserlich)
2014 (unleserlich)
2015 Sin wart von herzen leyde
de tat[2] alz umbe scheyden
gevangen uf der heyde
gap er bi[3] sich mit waphenlichen kleyden
daz der schimpf an ernst ich*t* ger*i*et*e*
welch tugent in des mante
der wer noch hute wert vil richer miete[4]

Am schlusse noch drei weitere verwischte strophen, vermutlich 2016, 2017 und 2018.

1) hs. do worden. 2) hs. tac. 3) hs. bi oder hi? 4) hs. ere.

GLASGOW. ALEXANDER TILLE.

AAR UND ADLER.

Unter obiger überschrift hat Friedrich Kluge (Zeitschr. XXIV, 311 fgg.) die in dem Deutschen wörterbuch von Moritz Heyne aufgestellte behauptung, dass *aar* „in der schriftsprache des 18. jahrhunderts erst allmählich durch die beschäftigung mit dem mhd. aufgekommen“ sei, mit stichhaltigen gründen bestritten. Allein die von ihm dagegen angeführten belege aus früherer zeit sind zumeist blosse zusammensetzungen mit *aar,* aus welchen er die folgerung zieht, dass sich das einfache wort, nachdem es ausser gebrauch gekommen, daraus allmählich wider erzeugt habe. Zwar gibt er der vermutung raum, *aar* dürfte sich überhaupt bis 1550 in der sprache behauptet haben, und verweist auf das vorkommen dieses simplex in der Nürnberger und Augsburger bibel aus der zweiten hälfte des 15. jahrhunderts, er kann aber von einem bei dichtern vorkommenden *ar* aus dem 16/17. jahrhundert keine spur entdecken.

Ich bin nun in der lage mehrfache belegstellen für *ar* und die mehr mittel- und niederdeutsche form *arn*[1] aus schriften seit der zweiten hälfte des 15. bis in den anfang des 17. jahrhunderts nachzuweisen.

1) Schon das ahd. kennt neben *aro* eine nebenform *arno.* Graff I, 432.

Wie gangbar noch gegen ende des 15. jahrhunderts das einfache wort gewesen, beweist u. a. zu voller genüge das von W. L. Holland herausgegebene Buch der beispiele der alten weisen, worin *ar* mehr als dutzendmal vorkommt. Ich beschränke mich auf die mitteilung folgender zwei beispiele. S. 103 *Vnd mit gemeinem rat erwelten sy jnen einen aren zů künig.* S. 104 *Rapp, du hast den gewalt, den wir all vnd vnser yeglicher haben; wir wöllen, daz du vns sagest deinen willen vnd deinen rat, dann wir haben den aar zů vnserm künig benamptzt.*

Ebenso ist *ar* in zwei in meinem besitz befindlichen vocabularen aus dem ende des 15. jahrhnnderts vertreten, in dem „Vocabularius rerum“ (s. l. 1487) im kapitel „De auibus“ unter *Miluus* und in dem „Vocabularius incipiens teutonicum ante latinum“ (s. l. et a.) sign. a[8]: „*Ar miluus, idem vultur, quamuis differunt gyr*“; ferner in Diefenbachs Glossarium latino-germanicum (1857) s. v. Miluus, belegt aus dem „Breuiloquus vocabularius“ vom jahre 1487.

Ich lasse nun die belege aus dem 16. jahrhundert folgen.

„Alphabetisches wörterbuch a. 1502, geschlossen von Math. Kranheybel de Praw.“ Laut Diefenbach, Novum glossarium lat.-germ. (1867) findet sich darin die bezeichnung *or* für *aquila.*

Sebastian Franck, Sprichwörter (Zürich, Froschouer, 1545) I, 87[b]: *Fhür kan niemant verbergen. Quis enim caelauerit ignem? Bruchs wenn du wilt sagen, es füre einer sin eigen vnglück ins huß. Als so die muß katzen zehuß vnd der mann tuben, jung pfaffen vnd alt affen zehuß luede, oder einer ein huor, schmeichler etc. im huß hielte vnd besudlete, das heißt fhür in der schoß tragen. Arn oder wyhen über die hennen ziehen, wie vilen geschicht, daß sy gugker in jres kefe setzend, die jn jre eyer vnder legend vnd darnach daruon fliehend. Bruchs ouch, so du wilt zeuerston geben, das einer einem ding nicht recht thuye, oder in grossen gefaren schwäbe.*

Burchard Waldis, Esopus, hg. von J. Tittmann (Neudruck nach der ausgabe von 1548) I, 26: .... *Herr arn, Eins wil ich sagen euch zuvorn: Mit eurem werfen und mit picken Brecht ir den schnecken nicht zu stücken.* (Fabel vom „adeler und der kräen“.) — Ebd. I, 95: *Er rief im nach und sprach: Herr arn, Ich bitt, laßt meine kinder farn Und haltets mit mir nachbeurlich, E wider euch erzörne ich.* (Fabel vom fuchs und dem adler.) Dieselbe form *arn* an den obigen beiden stellen steht in der nach dem drucke von 1557 von Heinrich Kurz besorgten ausgabe.

Rollenhagen, Froschmeuseler, hg. von K. Goedeke (Neudruck nach der ausgabe von 1608) I, 258: *So bald das ghört und gericht ward, Sind wir frölich zur hinnefart; Wer aber bleibt, der wird zerrissen, Der arn frißt ihn für leckerbissen.*

Ebenso wird in dem „Thesaurus eruditionis a Bas. Fabro Sorano“ (Hainae 1587) nach Diefenbachs Glossarium lat.-germanicum das wort *aquila* durch *arhn* verdeutscht.

Damit ist der beweis erbracht, dass das simplex *ar, arn* an der neige des 15. jahrhunderts und das ganze 16. jahrhundert hindurch bis über die grenze desselben im sprachgebrauch fortlebte und zwar keineswegs bloss in der ungebundenen rede, sondern, was Kluge bezweifelt, auch in der dichtung anwendung fand. Da nun nach Kluges eigenen angaben die Oeconomia ruralis von Colerus (1656) und die glossarien und wörterbücher von Henisch (1616), Helvig (1620), Zehner (1622), Stieler (1691), Kramer (1715), Frisch (1741)[1] das einfache wort *aar* als in der sprache vorhanden nachweisen, so steht die durch alle jahrhunderte laufende fortdauer des wortes unwiderleglich fest und die frage Kluges: „wann entwickelt sich aus den zusammensetzungen ein simplex *aar?*“ zerfällt in sich selbst. Allerdings scheint die anwendung des simplex *aar*, so weit meine beobachtungen reichen, im 16. und 17. jahrhundert nicht allzu häufig stattgefunden zu haben; in den meisten von mir durchgesehenen schriften dieses zeitraumes, darunter auch vielen aus den beiden schlesischen schulen, steht dafür das compositum *adler, adeler.* Dies mag wol darin seinen grund haben, dass *aar* als simplex im gegensatz zum alt- und mittelhochdeutschen gebrauch seit dem 16. jahrhundert zu veralten beginnt, wie es ja auch heutzutage nur noch mehr in der poetischen sprache häufiger, in der rede und im prosastil dagegen höchst ausnahmsweise gebraucht wird. Man vgl. Sanders, Wörterbuch der deutsch. sprache I, 2.

1) Auch Zedler, Universal-lexicon (Leipzig 1731 fgg.) I, 18 verzeichnet das simplex *ahr* und verweist davon auf *adler.*

GRAZ. A. JEITTELES.

UNTERSUCHUNGEN ZUR ENTWICKELUNGSGESCHICHTE DES VOLKSSCHAUSPIELS VOM DR. FAUST.[1]

I.

Der grosse monolog.

Füglich hat die untersuchung mit der betrachtung des monologes einzusetzen, den Faust im deutschen drama überall bei seinem ersten auftreten spricht, und den wir ausserdem bei Ma Mo Ne Goethe Müller Klinger — hier der romanform angepasst —, nicht bei Weidemann Soden Klingemann widerfinden. In di und bei Müller gehn ihm andere scenen vorauf, sonst beginnt mit ihm überall die eigentliche handlung. Von den volksschauspielen bieten BM³MüS wenig oder nichts alt überkommenes; was Tc di f lo r ru hier hatten ist unbekannt. Wir haben uns also hauptsächlich an ADGJKrLM¹M²O SwUWhe schha schho schle so z zu halten.

Mehr als andere scenen hat diese unter der ungunst der verhältnisse zu leiden gehabt. Dass der monolog wie das ganze stück in viel niedrigere sphären hinuntergezogen worden ist, als da er noch der grossen bühne angehörte, das zeigt ausnahmslos jeder text. Hölzern, hausbacken, dem beschränkten gesichtskreise der immer ungebildeter werdenden sprecher und hörer angepasst ist alles. So klagt z. b. Faust in U und anderwärts, dass er nur doctor sei. Einem prinzipal fiel dabei die stehende verbindung des titels mit dem namen ein: er liess seinen Faust klagen, dass er nichts sei als dr. Faust. So kann es später in M¹, niedergeschrieben zu einer zeit wo jene formelhafte verbindung ihre kraft verloren, Faust nur zu Faust und nichts weiter bringen. Oder: in O ist das buch der nigromantie, das einzige was ihm in seiner bibliothek noch fehlt, der alleinige gegenstand von Fausts sehnsucht: das nebensächliche mittel zum zweck wird hier selbstzweck. Ganz damit zu vergleichen ist es, wenn in Sw Faust nur darüber jammert, dass er trotz seiner bemühungen die nigromantie nicht ergründen könne.

1) Vgl. meine bemerkungen Faust vor Goethe I. vorwort. Die siglen sind die bekannten, zuletzt von Kraus „Das böhmische puppenspiel vom dr. F.“ gebrauchten. Nur nenne ich die berichte Horns, Leutbechers und v. d. Hagens schho, schle und schha (nicht ho, le und ha), um das verwandtschaftsverhältnis dieser auf Schütz zurückgehenden fassungen näher zu charakterisieren. Marlowe nenne ich Ma, Mountford Mo, den Necromancer Ne, das Münchener spiel Mü und die drei von mir (Faust vor Goethe II) herausgegebenen Moebiusschen texte M¹ M² M³. di geht auf Dietrich, f auf Fischer (diese beiden nach den ausführungen Engels, Volksschauspiel²), he auf Hebenstreits bericht (GJB. 14, 296), r auf Rosenkranz' bericht, ru auf das russische spiel, sw auf Schwiegerling nach Bodes bericht (bei Engel a. a. o. s. 91 fgg.).

Ausserdem müssen wir mit dem ebenfalls durch die umstände bedingten streben nach abkürzung der dramatisch weniger belebten scenen rechnen, vor allem also der monologe. Endlich darf auch nicht vergessen werden, dass die nicht mehr naiven berichterstatter, wie Horn und Leutbecher (der sich von Horn überdies sehr stark beeinflussen lässt) gewiss vieles herausgehört haben, was gar nicht im sinne ihrer gewährsmänner lag. Man darf ihnen daraus keinen vorwurf machen; sie hatten noch keine kritischen absichten. Dass ich mit der wahrscheinlichkeit widerholter entlehnungen und wanderungen von motiven zur „vorhistorischen“ zeit — d. h. vor etwa 1800 — überall rechnen musste, brauche ich nicht ausdrücklich zu versichern.

Wir können nun zwar das skelett des alten monologes auch aus der trostlosen überlieferung mit ziemlicher genauigkeit erschliessen — blut aber und fleisch, leben und geist sind unwiderbringlich verloren. Dagewesen ist ein lebensvoller monolog sicher. Wenn auch kein Marlowesches pathos, keine Goetheschen verse vorkamen, wenn auch schwulst und übel angebrachte gelahrtheit sich einst breit gemacht haben werden: besser, als was sich jetzt so ledern und zusammenhangslos liest, haben gewiss einst die tragöden der Neuberin, Schuchs und v. Kurtzens gesprochen.

Dies zur beherzigung voraus.

Ich setze mit der betrachtung der lateinischen floskeln ein, die in ADLM^1M^2UW eingestreut sind und für *J*Kr*O vorausgesetzt werden dürfen. Während bei Marlowe die lateinischen sätze im direkten zusammenhang mit der späterhin zu betrachtenden „facultätenschau“ stehen, indem einer jeden facultät ein satz aus werken ihres typischen vertreters mit auf den weg gegeben wird, sind sie hier über den ganzen monolog verteilt und dienen deutlich als rubren der summe seiner einzelabschnitte. In einem nebensächlichen punkte stimmen Marlowe und das volksschauspiel zusammen: in beiden werden die sätze vorgelesen. Am deutlichsten geht dies aus A hervor, dann auch aus LM^2, weil die sich hier an den satz *variatio delectat* anknüpfende bemerkung „'das wäre ein schöner spruch, den er oft gelesen hätte“ doch nur motiviert ist, wenn wir uns den spruch vorgelesen denken[1]. Sonst weicht alles ab. Die floskeln sind im volksschauspiel gemeinplätze; ob das latein oder das in den meisten fassungen dabei stehende übersetzende oder umschreibende deutsch das prius ist, lässt sich

1) In einem buch liest Faust bei Ma Mo NeMüller (Goethe) ADGLeschle (loschho?), bücher sind aufgeschlagen in Wschha (schho), liegen auf dem tisch in BJM^2M^3OS(lo), werden nicht erwähnt in KrM^1Uso.

nicht entscheiden. Der annahme steht nichts im wege, dass das deutsch eher da war als das latein; jedenfalls ist der zum ausdruck gelangte gedanke deutsch-volkstümlich, nicht lateinisch-gelehrt. Vgl. hierzu das s. 191 gesagte. Der lateinische satz in D wird, wie aus dem inhalte hervorgeht, aus einem manuscripte vorgelesen, an dem Faust gerade arbeitet — naiver weise ist es der monolog selbst; auch in O hat Faust die feder in der hand. Der satz, mit dem W beginnt, kann ebenso, aber auch als freie ansprache aufgefasst werden. Von diesen beiden abgesehen sind es folgende sätze:

1. *Sicut avis ad volandum, ita homo ad laborandum* A; metrische deutsche übersetzung im vierten akt von Kr. Derselbe gedanke in den einleitenden deutschen sentenzen von U.

2. *Quot capita tot sensus* AU. Deutsche umschreibung des sinnes in O, undeutlicher auch in L.

3. *Nemo sua sorte contentus est* AM¹W. Deutsche oder böhmische übersetzung in JO, undeutlich, weil aufgelöst, in DKr.

4. *Variatio delectat* LM².

Von diesen floskeln werden nun die folgenden abschnitte eingeleitet.

1.

In ADGJKrLM²(Sw)Uso, vielleicht auch schhoschle finden wir den gedanken, dass Faust erst nach langer arbeit seine stellung erlangt hat. Mit der zeit und dem sinken des niveaus wird auf diesen anfänglich weniger hervortretenden punkt ein stärkerer accent gelegt. Die lange arbeit allein — Uso — genügt nicht mehr. Das motiv muss hinzutreten, dass Faust auch aus eigener kraft soweit gekommen ist, ohne weitere hilfe — L —, während AU gerade die von den lehrern erfahrene unterstützung in höchst altertümlicher weise erwähnen. Aus eigener kraft — denn sein vater war ja ein armer tagelöhner: DJKr. Eine weitere verstärkung ist die hineinziehung der armut in die gegenwart — GKrM², ein gedanke, der in GM² alle anderen erdrückt. Er ist so recht dem geiste der jahrmarktstragöden wahlverwandt. Ob noch das volksschauspiel selbst diese stufe erklommen, oder ob der gedanke von aussen hineingetragen wurde — man könnte an Müller denken, der G stark beeinflusst hat — ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist diese starke betonung der armut nicht alt. Sie führte gewiss in keinem archetypus Faust zum teufelsbunde.

In der in AU vorliegenden bescheidenen ausführung ist dieser teil des monologes jedesfalls sehr alt und wird ihm von anbeginn an

angehören. Bei Marlowe finden wir ihn, nicht eigentlich im monolog selbst, ganz nebenbei v. 96 A 93 B erwähnt in einer sehr wahrscheinlich erst nachträglich eingeschobenen stelle, worüber später weiteres.

2.

Dieser gemeinplatz leitet in AU die facultätenschau ein, die hier in einer ganz anderen gestalt und function erscheint, als bei Ma und Goethe.

Von einer facultätenschau haben spuren ADJKrM³U und wahrscheinlich die fassung, in der die arie *Fauste jene himmelsgaben* entstand, s. s. 186. M³ fällt gleich weg, da Moebius seine weisheit offenbar aus Goethe geschöpft hat. Während DJKr wie Marlowe und Goethe bruchstücke der vier facultäten haben, gehen AU und die von Müller befolgte fassung ganz gewiss auf eine solche zurück, die an stelle der facultäten die sieben freien künste hatte. In U werden 1. malerei, 2. baukunst, 3. dichtkunst, 4. beredsamkeit, 5. philosophie, 6. medicin, 7. theologie aufgezählt, in A 1. philosophie, 2. medicin, 3. mathematik, 4. astrologie, 5. musik, 6. jus civile, 7. jus canonicum. Von Müller ziehe ich *Fausts leben* s. 41 hierher: *Der mahler, dichter, musikus, denker, alles was Hyberions strahlen lebendiger küssen und von Prometheus fackel sich wärme stiehlt — möchts auch seyn, und darf nicht.* Die schulgerechten sieben künste sind hier allerdings nicht mehr da; aber die siebenzahl wol, und mathematik, astrologie, musik, poesie, beredsamkeit sind deutlich erinnerungen an den alten canon. Je mehr diese verblassten, um so abweichender gestaltete sich die completierung der festgehaltenen zahl sieben. Dass man zu diesem zweck die neuen facultäten heranzog, ist selbstverständlich.

In DJKr ist Faust so gelehrt, dass er doctor der theologie ist, nicht etwa bloss dr. med. oder dr. jur. Für *z werden wir ähnliches voraussetzen dürfen. Wir können annehmen, dass die unverkümmerten vorstufen von DJKrz diesen gedanken vertieft und erweitert boten: Faust wird sein eigenes theologisches studium mit dem medicinischen, juristischen und philosophischen der andern verglichen haben; diese werden zu leicht befunden worden sein. Er wird sich ferner mit seinem theologischen doctortitel gebrüstet und verachtungsvoll von den inferioren geistern gesprochen haben. All das kann man noch jetzt aus DJ und besonders Kr heraushören. Wir werden dann auch für *G*W*schha und die in Goethes erinnerung lebende fassung ähnliche vorstufen voraussetzen dürfen. Von Goethe ziehe ich Faust v. 366 hierher:

Zwar bin ich gescheidter als alle die laffen, doctoren, magister, schreiber und pfaffen. In GWschha ist das alte schon sehr stark alteriert: es hat sich nur der zug erhalten, dass Faust als eitler seines standes bewusster mann erscheint, ein zug, der dann in übereinstimmung mit dem leitmotive des ganzen dahin gewandt wird, dass Faust trotz seines hohen titels und wissens nicht nach gebühr geachtet wird. Wahrscheinlich hat die vorstufe von GW — beide gehören zusammen — diesen zug allein entlehnt, die facultätenschau selbst aber nicht, da sich von dieser hier keine spur erhalten hat. schha ist, wie wir das noch sehr häufig sehen werden, dann wider secundär von W beeinflusst[1]. — Wir haben also eine vielleicht sehr vertiefte und gedankenreiche facultätenschau anzunehmen, die mit der Marlowes sehr nahe verwandt sein konnte, aber in einem hauptpunkte von ihm abgewichen sein muss: Faust verwarf das inferiore wissen der andern, er selbst ist nur theologe und darauf stolz: bei Marlowe ist er zwar auch *a Divine,* aber nur *in shew,* die andern wissenschaften hat er selbst studiert und verwirft sie und die theologie, weil er ihre unzulänglichkeit selbst erfahren hat. Jedesfalls ist DJKrz hier, mit Marlowe verglichen, secundär: d. h. die von Marlowe übernommene facultätenschau wurde der eigenen fassung, in der Faust nur theologe war, so gut es gieng adaptiert. Organisch mit dem übrigen verwachsen ist hier die facultätenschau doch gewiss nicht.

Noch viel oberflächlicher hängt die „künsteschau“ mit dem monolog zusammen. Sie dient in AU und *L*O sowie Müllers stück[2] nur dazu, zu zeigen, dass, wie alle menschen verschiedenen sinnes wären, wie der eine dies und der andere das fach sich erwählt, dass so auch Faust sich ein specialfach, die theologie, erwählt habe. Braucht das überhaupt und mit einem solchen aufwand erwiesen zu werden? Gewiss nicht. Mit dem kern des monologs steht diese künsteschau in gar keinem organischen zusammenhang: wir müssen annehmen, dass

1) *G: ... ich, professor zn Wittenberg, mit den* (= dat. sg.; gemeint ist *ein armer taglöhner, ein knecht, der am pfluge arbeitet*) *in einer klasse?* W: *Was nutzt es mich, wenn ich auch die numeröse oder menge der heutigen doctores betrachte, so trage ich fast ein bedenken diesen titel länger zu führen.* schha: *So weit bin ich, Johannes Faust, mit meiner gelehrsamkeit gekommen, dass ich mich fast vor mir selbst schämen muss. Allenthalben werde ich ausgelacht, meine bücher lieset niemand, alles verachtet mich.*

2) Dass dieses die künste in demselben zusammenhang hatte, darf man aus dem satze *Mit wie vielen neigungen wir in die welt treten* a. a. o. s. 40 schliessen. Müller versucht natürlich einen organischen zusammenhang mit dem übrigen herzustellen, was uns nicht beirren darf.

auch sie erst secundär in den monolog hineingekommen ist. Es verschlägt nichts, dass dies verhältnismässig sehr früh geschehen sein muss. Über den urheber dieser einschiebung werde ich mich erst nachher äussern können. Mit dieser künsteschau fällt natürlich der ganze zweite abschnitt des monologes und die floskel *quot capita* aus dem rahmen des ältesten monologes hinaus.

Die beiden gruppen DJKrz einer-, ALU anderseits haben das gemeinsam, dass Faust in ihnen bloss theologe, und nicht etwa polyhistor ist Ist das altererbt oder neu geworden? Dies ist von entscheidender wichtigkeit. Damit steht und fällt die weitere frage, ob überhaupt ein archetypus eine organisch mit dem übrigen verschmolzene facultätenschau gehabt haben kann. Denn eine solche findet nur da eine stelle, wo Faust ein polyhistor ist.

Nun erscheint Faust als mann, der auch andere wissenschaften neben der theologie betrieben hat — ich muss mich vorsichtig ausdrücken — bei Schroeder[1] O[2] schho[3] schle[4]. W[5] schha[6] sind allgemein gehalten, so[7] kann man, trotzdem von *wissenschaften* die rede ist, nicht hierher ziehen: Sommer hat sich offenbar versehen, ihm lag Faust der „unzuvergnügende sterbliche“ allzusehr in der erinnerung. In allen anderen fassungen (wir nehmen Sw natürlich aus) ist Faust ausschliesslich theologe. Und sehen wir uns die genannten an: sind schhoschle nicht verdächtig schon der berichterstatter wegen? Noch weit mehr als Sommer, der vorsichtige forscher, den wir eben bei einer unvorsichtigkeit *in flagranti* ertappt haben. Kann ferner nicht Wiepking von selbst auf den in der luft liegenden gedanken gekommen sein, dem er in O worte verleiht? Solch junger und überallher zusammengestoppelter text hat in diesem punkte gar kein gewicht in die schale zu legen. Es bleibt also Schroeder übrig — und von Schroeders text weiss man nichts. Hatte er eine facultätenschau? Müssige frage. Jedesfalls hatte die weit überwiegende mehr-

1) *Hierauf begibt es sich, dass d. Faustus mit gemeiner wissenschaft nicht befriediget sich um magische bücher bewirbet.*

2) *Ich habe alle nur denkbaren wissenschaften der welt studiert.*

3) *Faust erklärt, er habe nunmehr sämmtliche wissenschaften durchstudiert.*

4) *Er hat schon vieles gelernt und auch vielerlei, denn er hat nach und nach die verschiedensten gebiete der menschlichen wissenschaft durchforscht.*

5) S. 285 *Ich habe soviel erlernt.*

6) *So weit bin ich mit meiner gelehrsamkeit gekommen.*

7) *Faust klagt, dass er so lange vergeblich den wissenschaften obliege und immer nicht den ruhm erlange, nach dem er trachte. Was helfe ihm sein eifriges studium der theologie?*

zahl aller archetype nichts, was an Marlowes facultätenschau erinnert. In ihnen war Faust theologe schlechthin und er war bei seinem leisten geblieben; einen *professor theologiae* nennen ihn schon alte zettel aus dem 18. jahrhundert. Schön stimmt hierzu, dass bei v. Kurtz Faust nur zwischen der theologie und der nigromantie schwankt, dass in so vielen texten das studium theologicum zum schlusse des monologes verabschiedet wird, und dass in den meisten fassungen der in der folgenden scene zur rechten Fausts ertönende engelsruf ihn auffordert, bei der theologie zu verharren. Nicht etwa *pro domo* spricht hier der himmel, sondern so, wie es die situation erfordert.

Ein einziger archetypus, den die phantasie ja mit Schroeders text in verbindung bringen könnte, hat aber sicher Faust als polyhistor gekannt. Es ist der, zu dem die arie gedichtet wurde:

Fauste jene himmelsgaben
So dir mitgetheilet seyn,
Können jeden menschen laben
Heilen, lindern krankheit, pein usw.

Das lied wird uns späterhin noch zu schaffen machen. Es reagiert in den ersten vier versen sicher auf die facultätenschau im Marloweschen sinne; auch sonst wird die innere kritik den archetypus, der zu diesem liede gehört, als von Marlowe stark beeinflusst erweisen. Dieser archetypus und Schroeder sind ganz vereinzelte erscheinungen. Sie sind in den entlehnungen aus Marlowe noch weiter gegangen als DJKr, basieren aber wie diese nicht direkt auf ihm.

3.

Wie die facultätenschau in AU*L den spruch *quot capita tot sensus* exemplificiert, so die stufenleiter[1] den satz *nemo sua sorte contentus est.* Die stufenleiter ist in ADJKrM¹OW erhalten, für *L vorauszusetzen. Sie ist ein höchst volkstümliches moment und

1) Im einzelnen ist die stufenleiter besonders in M¹OW² stark verkümmert. In A lautet die reihe bettler — bauer — bürger — edelmann — fürst — könig — kaiser — nicht zufrieden; in W¹ bauer — bürger — edelmann — graf — fürst — könig — kaiser — Alexander und bezwinger der ganzen welt; in W² soldat — general — könig — kaiser — nicht zufrieden; in DJ bauer — edelmann (fehlt J) — baron — graf — fürst — könig — kaiser; in Kr tagelöhner — bauer — bürger — beamter — baron — fürst — herzog — könig — kaiser; in M¹ fürst — könig — kaiser — nicht zufrieden; in O handwerker — kapitalist — staatsmann — graf — könig — kaiser — abgott seines volkes. Dieser *abgott* und die verschleierungen der höchsten stufe in AM¹W deuten wol darauf hin, dass auch hier, wie im märchen (Hausmärchen nr. 19), die leiter mit gott aufhörte. Dass die Österreicher DJKr es mit dem kaiser genug sein lassen, den *baron* haben und dass Kr speciell den *beamten*

gehört nach meiner ansicht zu den ältesten bestandteilen des monologes. Denn sie führt dessen grundgedanken besser ein als alles andere: „Niemand ist zufrieden. Selbst der kaiser nicht. Wie kann da Faust zufrieden sein, der nur dr. ist und es nicht weiter bringen kann.“ Die unzufriedenheit geht, wie wir nach der stufenleiter ja auch erwarten, nur auf den äusseren stand. In ADGJKrLM^{1}M^{2}UWhe schhoso wird dieser grund der unzufriedenheit mehr oder weniger stark betont. In ADJKrLM^{1}M^{2}U und wol auch so kann Faust es nicht weiter bringen als bis zum doctor. Über GWschha s. oben s. 184 anm. 1. Etwas stärker pointiert ist der gedanke in he(so), wo er nach ruhm und bewunderung einer ganzen welt strebt, wie er auch in LM^{1}M^{2}W nach unsterblichem ruhme trachtet. Auch in dem sonst so abweichenden Mü spielt Fausts ruhmsucht die höchste rolle. Das in Leipzig 1760—1770 gespielte stück muss ebenfalls Fausts ehrgeiz mehr als alle anderen motive betont haben, wie die darauf bezug nehmende kritik von Goethes Faust in der Bibliothek der redenden künste 6, 327 deutlich zeigt[1]. Wir müssen dieses motiv für das leitende des ältesten monologes halten. Faust ist hier der deutsche professor, wie ihn sich das volk denkt und das dürfen wir nicht aus dem monolog hinausinterpretieren. Im einzelnen mag wie das Leipziger stück und he verraten, das streben nach verbesserung des standes und die ruhmsucht einen schwungvollen ausdruck erfahren haben, und wir werden sehr wol annehmen dürfen, dass hier aus dem Marloweschen vieles in das deutsche drama entlehnt wurde.

Widmet er sich nun aber der nigromantie nur aus diesem grunde? Ist er nicht vielmehr der himmelstürmende Prometheus, der aus unbefriedigtem wissensdrange den folgenschweren schritt tut? Ist er nicht der Faust, der adlers flügel an sich nahm, und alle gründe an himmel und erde erforschen wollte?

Dieser gedanke wird in einigen fassungen deutlich genug ausgesprochen, und zwar sind es AU — die fassungen mit den sieben kün-

hat, wird bezeichnend sein; der *kapitalist* von O ist ebenso ein zeichen der modernen zeit mit ihrer socialen frage, wie die soldatische reihe in W^2 ein widerschein des weltkrieges ist. Die ursprüngliche reihe war wol bauer — bürger — edelmann — fürst — könig — kaiser — gott. Vgl. auch Alemannia 12, 6.

1) *War es nicht besser, wenn er sich aus überspanntem ehrgeiz dem teufel ergab? wenn er herrschen, alles neu einrichten wollte? Auch die alte deutsche haupt- und staatsaction, doctor Faust betitelt* (die der kritiker vorher s. 315 erwähnt hatte), *konnte den verfasser leiten, diesen weg einzuschlagen, um seinem helden mehr achtung zu verschaffen.*

sten —, GM^{2}W und Schroeder und dann die zweifelhaften schhoschle.[1] Vielleicht kann man auch D hierherziehen, wenn die stelle in sc. 5 *dass mir alle verborgenen schätze sichtbar sein werden* auf die naturgeheimnisse (*sekretorijum*) gedeutet werden dürfte. Eher aber geht das auf handgreifliche schätze. Denn die nächsten verwandten J Kr kennen den wissensdrang nicht. In den meisten fassungen aber findet man auch nicht die leiseste anspielung auf diesen gedanken. Zu bedenken gibt es, dass nur AU deutlich historisch überliefertes bieten, denn auch GM^{2}W fassen den gedanken in solch moderne gewandung, dass man viel eher versucht ist,

1) A: .. *so finde ich doch in dem studium theologicum kein solches vergnügen, als meine wünsche es fordern, denn ich habe vieles von der planeten eigenschaft gehört und gelesen, dass nämlich in forma sphaerica der himmel rund seyn soll, also möchte ich die beschaffenheit des firmamentes, planeten, aspecten und aller elementen mich durch die astrologie recht erkundigen, desswegen habe ich mich resolvirt, durch das studium nigromanticum alle meine noch abgehende wissenschaften zu erlangen,* ... ferner s. 821 Satan: *Fauste! erwähle das studium nigromanticum, so wirst du der gelehrteste doctor werden* — und s. 827 in den vertragsbedingungen: *Mein verlangen ist, dass du mir .. alle verborgene künste und wissenschaften der welt entdeckest.* — U: *Habe aber viel mehr gehört und gelesen von der planeten eigenschaften und dass der himmel in forma sphaerica oder rund seyn soll; aber alles zu sehen und mit händen zu greifen, möchte ich wünschen, desswegen habe ich mich entschlossen, das studium theologicum ein zeitlang auf die seite zu setzen und mich an dem studio magico zu ergötzen.* Ferner Mephistopheles: *Faust, fahre fort in dem studio nigromantico, so wirst du der gelehrteste doctor werden, so jemalen in Asia, Afrika, Amerika und ganz Europa gelebt hat.* In den (absichtlich) ja sehr kurzgehaltenen vertragsbedingungen steht nichts, der inhalt des monologes in I, 4 geht auf ganz anderes. — G: *Ich suche in diesem buche die gelehrsamkeit, und kann sie nicht finten! ich mag alle bücher durchwandern, so kann ich den stein der weissheit nicht finten! — ich will es nicht länger aufschieben, ich will mir alle mühe geben, um in das verborgne einen tiefen blick zu machen, und die natur zu ergründen.* Hier ist höchstens der gedanke, nicht der wortlaut historisch überliefert, ebenso wie in M^2. In den (ausführlichen) vertragsbedingungen nichts. — M^2: *ich wolte hinunter greifen in das unterste buch der natur, ich wollte das gras wachsen hören, .. ich wollte .. den menschen offenbaren und aufschliessen, das geheimniss der natur, was da alles noch verborchen liegt ... der berümte docktor Johannes Faust, den alle mittel geboten waren, der auf das undurchdringlichste zu ervorschen verstand ..* Nichts im vertrag. — W (3. aufzug): *Immer haben wir menschen einen wunsch und nie bleiben wir ohne diesen. Ein zeichen, dass ein spiritus in uns lebt, der mit den irdischen wünschen nie zufrieden, der sich immer nach etwas höherem sehnt, das wir menschen in dieser hülle nicht erreichen können.* Also ziemlich undeutlich und jedesfalls viel individuelles, selbstgemachtes. In den vertragsbedingungen s. 288: *2tens sollst du mir auf alle meine fragen eine kategorische antwort erteilen.* Zu Schröder schhoschle vgl. s. 185 anm. 1 3. 4. In schhoschle verlangt Faust, dass Mephisto ihm auf jede frage die wahrheit sagen soll; dasselbe in OSwschha. Die vertragsbedingung: beantwortung aller fragen habe ich nur, um nicht der parteilichkeit geziehen zu werden, hieraufgeführt. Sie braucht

bei ihnen ganz neue erfindung des gedankens anzunehmen als überarbeitung von traditionellem. Und vollends die erwägung, dass dieser zug, so selbstverständlich er uns auch jetzt dünkt — ist er doch für die meisten das leitmotiv der sage, die ohne ihn nur eine schnurre wäre — jedesfalls nicht zu den volkstümlichen momenten der sage gehört. Widman bekämpft mit der offenkundigen tendenz des besser unterrichteten seinen vorgänger, dessen Historia Fausti ihm *zu wunderlich daher rauscht* (Kloster 2, 275) — ihn ärgern die adlerflügel am leibe eines so verlotterten subjects. Widmans Faust ist nun ganz zweifellos eine treuere widergabe der naiven sage als die anonyme historia, mag diese auch — was die richtige erkenntnis erschwert — von Widman stark genug benutzt worden sein. Ein „volksbuch" hätte man die Historia, die dazu schon viel zu teuer war[1], nie nennen sollen. Sie stammt aus gelehrten kreisen, der verfasser verspricht sehr bezeichnend eine lateinische übersetzung. Wir müssen dem anonymus dankbar sein, dass er die sage zu münzen verstand, aber wir müssen uns hüten, das für volkssage zu halten, was sich nur einige gebildete erzählten[2].

mit dem wissensdrang nichts zu tun zu haben, sondern ist viel eher ein dramaturgisches moment und bereitet nur die entscheidende wendung der handlung vor. Die fassung von W ist hier am deutlichsten.

1) Für ein exemplar gab der graf von Stolberg 1587 nicht weniger als 9 groschen, zu einer zeit, wo man für das kg schweinefleisch 28 pf. (jetzt circa 4 mal so viel) bezahlte, und ein zimmerer an tagelohn 1 m (jetzt circa 3—4 mal so viel) erhielt. Nach unserm gelde wären die 9 gr. also ungefähr mindestens 3 mark. Für ein volksbuch sicher zu viel.

2) Der historische Faust erschien dem volke als der grosse zauberer, den kritischen gebildeten, zumal also den protestanten, als eitler Hans Narr, betrüger und hochstapler, aber einzelnen mystisch veranlagten gelehrten sicher als hochbegabter mann, besonders als vortrefflicher astrolog, dem man gerne anerkennung zollte. Der Würzburger kreis — Stibarus, dessen freund Joachim Camerarius war, und die gebrüder Hutten — scheint von ihm geradezu hypnotisiert worden zu sein. Trotzdem auch dieser enttäuscht worden ist, mag er die erinnerungen an die eigenschaften Fausts, die ihm diesen früher so beliebt machten, bewahrt haben; in diesem kreise wird der heimatlose vagabund die aureole des himmelstürmers erhalten haben (vgl. übrigens Vierteljahrschr. f. litgesch. 1, 181). Man beachte den ton, in dem Philipp Camerarius, der sohn Joachims, über ihn berichtet. Trotz aller parenthesen und relativsätze guckt doch überall ein eigenes interesse für den *artifex magicae artis* hervor. Die meinungen dieses Würzburger kreises finden wir bei Spies wider — vielleicht bietet sich so ein fingerzeig auf den verfasser der Historia; die sage des volkes hat uns Widman überliefert. — Soweit ich die litteratur überschaue, hat man den grund dafür noch nicht aufgedeckt, dass Faust auch aus dem warmen Würzburger neste hinausfliegen musste. Er ergibt sich leicht, wenn wir

Nur AU bieten, wie gesagt, tradition. Wie steht es nun hier?

Faust ist hier durchaus nicht mit den ergebnissen seiner theologischen forschung unzufrieden. Er äussert nur den wunsch, hinter die geheimnisse der sternenwelt zu kommen, und sagt, dazu könne ihm die theologie nicht verhelfen, das könne nur die magie. Hier haben wir eine sehr alte vorstellung anscheinend rein bewahrt. Nicht die schulweisheit der aussertheologischen facultäten gibt ihm naturerkenntniss, sie braucht er also gar nicht nach dem stein der weisen zu durchforschen, wie er es etwa bei Marlowe tut, sondern nur die magie.

nur einige daten combinieren. 1. Der Würzburger aufenthalt Fausts fällt etwa 1535/37. 2. Tritenheims brief an Wirdung, der den Georgius Sabellicus Faustus iunior so schwer compromittierte, erschien 1536 im druck. 3. Melanchthon war ein intimer freund von Joachim Camerarius; dieser stand in lebhaften beziehungen zu den Würzburgern. 4. Melanchthon sah im Georgius Sabellicus dieselbe person wie in dem Johannes Faust. (Ich schloss darauf aus der bekannten stelle bei Manlius-Melanchthon, besonders aus der bemerkung *ita ut semel atque iterum interfectus sit propter libidines,* schon ehe es mir aus der von Binz herausgegebenen letzten auflage von Lerchheimers Christlich bedenken unbezweifelbar geworden war (s. 41: *war eine weile schulmeister vnder Frantz von Sickingen bey Creutzenach: von dannen muste er verlauffen von wegen begangener sodomia.* Lercheimers quelle für alles, was Fausts leben betrifft, ist in Wittenberg zu suchen (s. 43, 111), vielleicht bei Melanchthon selbst, der ihm sehr gewogen war. Die Kreuznacher affaire kann aber Melanchthon-Lercheimer nur aus dem gedruckten briefe Tritenheims bekannt geworden sein. Dass in den früheren auflagen seiner schrift Lercheimer davon nichts erzählt, ist nicht etwa so zu erklären, als ob Tritenheims brief ihm erst ganz spät zu gesicht gekommen wäre; in der letzten auflage polemisiert L. gegen Spies und holt nun alles hervor, was gegen die auffassung der person Fausts in dieser schrift sprechen kann, das er aber früher anzuführen nicht für nötig befunden hatte.) Wir können diese 4 daten nun so ungefähr combinieren: Camerarius erzählte Melanchthon von der in Würzburg herrschenden schwärmerei für Faust, erhielt aber von diesem, der den ihm eben im druck bekannt gewordenen brief Tritenheims gelesen hatte, aufklärung über das wahre sein des vagabunden. Camerarius berichtete darüber weiter nach Würzburg und daraufhin erhielt Faust dort den laufpass. Dem feig-dreisten wesen Fausts würde es nun sehr gut anstehen, dass er sich von Würzburg direkt nach Wittenberg begab; er heuchelte dort vielleicht den reuigen sünder (vgl. dass gerade Lercheimer s. 131 von Fausts entschluss sich zu bekehren erzählt) und ward deshalb wol dort einige zeit gelitten (s. 41; Lercheimer gibt als grund an, weil man gehofft hätte, er würde sich von der lehre, die dort im schwung war, bekehren lassen). Melanchthon selbst ermahnte ihn. Natürlich half es nichts. Faust musste auch aus Witberg fliehen und ist nicht lange darnach (s. 141) im elend gestorben. Wie hieraus hervorgeht, fällt Fausts aufenthalt in Wittenberg nach dem in Würzburg, nicht etwa früher, wie man leicht annehmen und auch aus Binz s. 111 schliessen könnte. Aber vielleicht war Faust auch früher schon in Wittenberg gewesen, ohne in Melanchthons horizont getreten zu sein.

Eigentlich ja nur die „weisse“ magie, die nicht für gefährlich gilt. Aber dem, der diesen gedanken erfand, war zwar der gedankenzusammenhang zwischen magie und naturerkenntnis klar, dass man aber eine unschädliche „weisse“ und eine schädliche „schwarze“ magie zu unterscheiden habe, das wusste er nicht mehr und hielt jede magie für verwerflich und gefährlich.

Nun setzt aber dieser gedanke, so unbezweifelbar alt er auch sein muss, den von uns als das leitmotiv des monologes erkannten gedanken *Nemo sua sorte contentus est* nicht fort, im gegenteil, er unterbricht ihn. In der disposition von AU erscheint er nur als secundärer, weder durch eine floskel noch durch ein exempel erläuterter grund für Fausts unzufriedenheit, wenn er auch in der ausführung selbst stark und in U sogar stärker als das leitmotiv hervortritt (s. u.). In den allermeisten fassungen fehlt er ganz. Ich glaube, dass der gedanke, der in GM²W erst sehr spät eindrang, auch für *A*U nicht angenommen werden darf. Wie ich annehme, war der interpolator derselbe, der die sieben künste eingeführt hatte. Hier wie dort ein stück aus der rumpelkammer des scholastischen wissens; hier wie dort dieses formale wissen nicht mehr in treuer gestalt, sondern trümmerhaft bewahrt. Ein halbgebildeter schulmeister der alten schule wird es gewesen sein, wir werden ihm als solchen noch oft begegnen. Sollte nicht derselbe mann das übrige gelehrte brimborium: die lateinischen sätze, das prädikat, das Faust im rigorosum davongetragen hatte, verschuldet haben? Lässt ferner nicht die ausschliessliche betonung des astronomischen wissens dem gedanken raum, dass dieser interpolator den kreisen nicht fern stand, die den historischen Faust besonders als sterndeuter geschätzt hatten, denselben kreisen, denen der Spiessche Faust seine adlerflügel verdanken wird? Allerdings kann der mann nicht wie der verfasser der Historia zu den wirklich „eingeweihten“ der „Faustgemeinde“ gehört haben, er colportiert nur das, was er von diesen gehört hat, und schneidet dies wenige nach seinem verstand zu.

Vielleicht ist der ausdruck „interpolator“ schlecht gewählt. Denn es hat allen anschein, als ob der mann den alten grundgedanken *Nemo contentus est* mit der stufenleiter ganz entfernen, also nicht den alten monolog durch interpolationen erweitern, sondern einen ganz neuen monolog dichten wollte. Denn der neue gedanke *quot capita tot sensus* ist einerseits im grunde nur eine andere wendung des alten *nemo sua sorte contentus est,* anderseits schliesst sich ihm überall, wo er erhalten ist, in ALU, der schlussgedanke der stufenleiter ziemlich

unvermittelt an[1]. Dass auch für *U der alte grundgedanke anzusetzen ist, beweist nicht nur das oben angeführte, sondern auch der umstand, dass die logische folge der stufenleiter, der ausspruch Fausts *doctor bin ich und doctor bleibe ich,* ebenfalls bewahrt ist. U bewahrt uns ein ganz treues bild dieser umarbeitung, ihm am nächsten — vom standpunkte der disposition aus — steht L; A hat die stufenleiter secundär wider aus den anderen fassungen entlehnt, wie wir deutlich sehen können, und wie auch sonst hier der monolog stark erweitert ist.

4.

Dieser spruch kann nur den entschluss Fausts, sich von der theologie abzuwenden, eingeleitet haben. Er kommt nur in zwei fassungen — LM² — derselben gruppe, der Sachsen vor, scheint also recht jung zu sein. In ihnen steht er augenscheinlich an falscher stelle, an der spitze des ganzen. Andere fassungen dieser gruppe haben die floskel *nemo contentus* am anfange. Es ist wahrscheinlich, dass diese in *L *M² neben der neuerfundenen *variatio delectat* (diese aber noch an der richtigen stelle) ebenfalls stand, und dass dann nachträglich die alte durch die neue ersetzt wurde. Die neue hatte als deutsche übersetzung ein verspaar, die alte einen prosasatz. Als eine von beiden weichen musste — die meisten fassungen haben nur eine floskel —, traf dies natürlich die weniger effektvolle. Um den sinn kümmerte man sich nicht.

Am schluss des ganzen sprach Faust den entschluss aus, der theologie zu entsagen und dafür die nigromantie zu ergreifen, die ihm das gewähren werde, was jene ihm versagt, verbesserung seines standes, ruhm und ansehen, glück. Nur in AU strebt er, wie gesagt, nach höherer erkenntnis. Der wunsch vollkommener zu werden, den er in schha äussert, möchte doppelsinnig erscheinen. Das motiv „vollkommen in der wissenschaft", wie wir als am nächsten liegend ergänzen möchten, kennt schha nicht. Wir finden die erklärung, wenn wir W heranziehen. Dort sagt Faust, dass niemand das ziel seiner vollkommenheit erreichen könne. Zwischen Geisselbrecht (W) und Schütz (schha) besteht aber, wie wir im folgenden noch sehr oft gele-

1) U: *Dieser legt sich auf das studium theologicum, gedenket dadurch ehre und ruhm zu erlangen.* A: . . *und wenn endlich der wankelmütige mensch in seinem gemüte ist schlüssig geworden, eine kunst oder profession zu erlernen, so trachtet er auch seinem stande ein hohes ansehen zu geben.* L: *Ein mensch hat lust zu diesem, der andere zu jenem, aber alle tragen wir den trieb in unserer brust einen höheren stand zu erlangen, als wir besitzen.*

genheit haben zu sehen, eine unverkennbare konkurrenz: der eine von ihnen ist bestrebt, es dem gefährlichen nebenbuhler möglichst gleich zu tun, indem er alles neue und sensationelle, das dieser erfand, in den eigenen text hineinbrachte. Schon v. d. Hagen weist auf diese konkurrenz hin, allerdings ohne sie richtig zu beurteilen. Denn Schütz ist der plagiator und Geisselbrecht der neuerer. Darüber später näheres. Die idee, Faust von seinem wunsche vollkommener zu werden, sprechen zu lassen, war bei geeigneter vertiefung jedesfalls wirkungsvoll. Das vollkommen wird möglichst allgemein gefasst worden sein, und kann, da wir bei Geisselbrecht den wissensdrang als neues element gefunden haben, auch auf die vollkommenheit der erkenntnis gegangen sein.

Wenn auch der entschluss, die nigromantie zu erwählen, den teufelsbund zur notwendigen folge hat, so ist doch der in einigen fassungen direkt ausgesprochene wunsch Fausts, sich mit der hölle in verbindung zu setzen, jedesfalls nur eine secundäre anticipation. Wir finden ihn unverhüllt in Se schle, übergangsstufen bieten B so und sogar schon A.

Ebenso ist secundär der wunsch nach dem buche der nigromantie, den er in BGOSw so äussert. Die frage, ob er in den ältesten fassungen schon im besitze des buches ist oder nicht, als er den monolog spricht, werde ich im zusammenhang später beantworten können.

Das ergebnis der untersuchung stellt sich in kürze folgendermassen dar:

1. Im ältesten monolog fehlten sicher die facultätenschau, die polyhistorie Fausts, das motiv des unbefriedigten wissensdranges. Er enthielt als grundgedanken die (durch die stufenleiter exemplificierte) unzufriedenheit Fausts mit seinem stande, der ihm trotz seiner mühevollen arbeit nicht die früchte bringe, die er erwarten könne. Er sei nur doctor. Das sei zu wenig für ihn, die nigromantie solle ihm zu höherem verhelfen. — Dieser archetypus ist nirgends rein erhalten, in den hauptpunkten halten ihn die Sachsen und Schütz-Dreher fest. Geisselbrecht baut auf ihm als grundlage weiter und zeigt viele neuerungen. Im laufe der entwickelung ergeben sich die formen GM²OSw, in denen früher nur leicht angedeutete keime sich voll entwickelten und das alte ganz überwucherten.

2. Sehr frühzeitig — wann? wird die spätere untersuchung lehren — muss die durch AU repräsentierte umarbeitung entstanden sein, über die wir oben sprachen. Sie konnte sich nicht halten. Müllers Faust benutzte sie als grundlage.

3. DJKrz (und Goethes grundlage?) gehen auf einen typus zurück, der die Marlowesche facultätenschau übernommen aber in nicht ungeschickter weise auf das überkommene zuzuschneiden verstanden hatte.

4. (Schroeder und ?) die fassung mit der arie *Fauste jene himmelsgaben* stehen Marlowe noch näher, indem sie dessen facultätenschau und Fausts polyhistorie übernehmen.

Vergleichen wir den ältesten monolog mit dem Marlowes, so finden wir neben erheblichen übereinstimmungen sehr bedeutende abweichungen.

Marlowe und das deutsche spiel stimmen überein

1. In der idee, das stück mit einem monolog beginnen zu lassen, wozu sage und prosawerke bisher keinerlei anlass bieten konnten.

2. In der situation, Faust am schreibtische lesend.

3. In der auch bei Marlowe als solche leicht zu erkennenden grundidee, dass Faust von der nigromantie vor allem äussere güter erwartet.

4. Darin, dass Faust der stellung nach theologe ist[1].

Die bedeutendsten abweichungen sind die folgenden:

1. Im volksschauspiel fehlt ursprünglich facultätenschau und polyhistorie.

2. Im volksschauspiel ist der monolog volkstümlich-naiv, dabei klar und logisch disponiert und besitzt eine, wenn auch flache leitende idee. Bei Marlowe aber ist deutlich eine mischung der tendenzen zu erkennen[2].

1) Später entlehnte einzelheiten: a. Lateinische sätze, die für das volksschauspiel secundär sein können. b. Facultätenschau, polyhistorie. c. In DJ wundert sich Faust, dass der engel ihn auffordert, sich der schule der theologie zu weihen; er hätte diese schule längst absolviert. Ebenso will bei Marlowe Faust sich mit philosophie und medicin darum nicht mehr abgeben, weil er die höchsten stufen dieser wissenschaften bereits erklommen habe. d. In U will Faust die theologie eine zeitlang bei seite setzen, bei Marlowe lautet der erste statz des monologes *Settle thy studies, Faustus.* e. Später werden wir bei der behandlung der hofscene gelegenheit haben, über Parma zu sprechen, das vielleicht ebenfalls durch eine stelle aus Marlowes monolog in das deutsche stück hineingekommen ist.

2) Die facultätenschau soll doch eigentlich nur den zweck haben, Fausts unzufriedenheit mit der schulweisheit zu zeigen; ihnen soll die nigromantie als die wissenschaft entgegengehalten werden, die das bietet, was die schulweisheit nicht gibt: die möglichkeit, in alle tiefen zu dringen. Aber das auszusprechen fällt Faust bei Marlowe gar nicht ein: er ergeht sich nur in phantasieen über den von der nigromantie erwarteten äusseren gewinn:

πρόσθε λέων, ὄπιθεν δὲ δράκων.

Ja, nicht einmal die χίμαιρα in der mitte vermisst man: auch die facultätenschau selbst ist nicht einheitlich gehalten.

3. Bei Marlowe wird Faust nicht als unzufriedener von vorne herein eingeführt; unzufrieden wird er immer nur, wenn er die unzulänglichkeit der einzelnen facultäten erkannt hat, um gleich wider mit zufriedenem herzen die folgende facultät zu betrachten. Im grunde fehlt diesem monolog die entwickelung, die ansätze dazu fallen gleich wider zusammen. Im volksschauspiel ist Faust von vorne herein unzufrieden, in getreuer übereinstimmung mit der grundidee des ganzen stückes.

Direkt aus dem Marloweschen abgeleitet kann der deutsche monolog nicht sein.

Es bestehen drei möglichkeiten:

1. Das deutsche volksschauspiel dichtete sich einen ganz neuen monolog, der mit dem Marloweschen gar nichts gemein hat.

2. Marlowe und das volksschauspiel gehen auf eine und dieselbe dramatische quelle zurück.

3. Das deutsche volksschauspiel ist selbst die quelle Marlowes.

Welche möglichkeit den grössten anspruch auf wahrscheinlichkeit hat, können wir jetzt noch nicht sagen. Halten wir aber an den dreien fest.

GREIFSWALD, 1. MÄRZ 1896. J. W. BRUINIER.

ZU DEN KLEINEREN SCHRIFTEN DER BRÜDER GRIMM.

Schon früher habe ich in dieser zeitschrift (24, 562—567) beiträge zu Wilhelm Grimms Kleineren schriften geliefert. Da sich mir inzwischen eine anzahl neuer nachträge und bemerkungen ergeben hat, will ich sie jetzt als fortsetzung mitteilen, in der hoffnung, dass meine ausführungen hie und da auch einen schritt weiter in die geschichte der Heidelberger romantik führen.

1. Die ankündigung der altdänischen heldenlieder.

In Wilhelm Grimms Kleineren schriften (1, 172) ist die „Ankündigung der Altdänischen heldenlieder", die 1810 im 3. intelligenzblatt der Heidelberger jahrbücher anonym erschien, mit dem vermerk „mit Clemens Brentano und Achim von Arnim" versehen worden, so jedoch, dass Wilhelm das eigentliche besitzrecht des aufsatzes belassen oder ihm zugesprochen wurde. Hinrichs als herausgeber stützte sich seiner zeit auf den briefwechsel der brüder Grimm aus der jugendzeit (1, 193. 208), wo Wilhelm aus Berlin, im november 1809, Jacob im voraus darauf hinwies, dass er eine tolle ankündigung der altdänischen lieder in den Heidelberger jahrbüchern lesen werde, an der sie alle drei —

also Clemens, Arnim und Wilhelm — gearbeitet und mancherlei stil darin nachgeahmt hätten. Die ankündigung geht von den neuesten untersuchungen über Homer, Moses und von den Nibelungen aus, als den grösseren nationaldichtungen, neben denen sich die quellen, aus welchen sie zusammenflossen, nicht hätten erhalten können. In Dänemark, Norwegen, Schweden und Schottland dagegen, wo die bildung des grossen gedichtes gehemmt gewesen sei, zeige sich noch ein grosser reichtum einzelner lieder. Die dänische sammlung des 17. jahrhunderts, die Kämpeviser, wird dann historisch und ihrem inneren werte nach beschrieben, der zusammenhang mit der deutschen und englischen volkspoesie betont, und Grimms übersetzung angekündigt.

Insofern als die anzeige in die vorgeschichte von Wilhelms erstem selbständigen werke gehört, konnte natürlich jedermann mit ihrer aufnahme in seine Kleineren schriften einverstanden sein. Wer etwa doch im stil fremdartiges finden mochte, durfte sich durch die entstehungsart des aufsatzes beruhigt fühlen. Es liegt mir jedoch jetzt das urconcept desselben vor, drittehalb bogen in folio, nicht ganz beschrieben. Wilhelms hand hat mit rötel auf der rückseite vermerkt: „In Berlin von Clemens und Arnim ankündigung der dänischen lieder." Nun wird es pflicht, zuzusehen, wie sich das handschriftliche zu dem gedruckten verhält.

Die erste seite des manuscripts ist von Brentanos eng sparender kaufmannshand beschrieben: der erste entwurf der ankündigung. Hier sind bereits fast alle gedanken fixiert, die die druckgestalt bietet, in derselben abfolge und in sehr ähnlichem wortlaut. Brentano hebt an:

> Wir wissen, dass die Iliade und die Odyssee des Homers nicht die reine erfindung eines einzigen menschen gewesen, sondern, dass sie aus vielen liedern und gesängen zusammen geronnen.

Wir bedenken, dass damals noch die ergebnisse der Wolfschen Homerkritik so gut wie unbestritten waren. Auf der festen vertretung des satzes von der präexistenz homerischer einzellieder beruhte ja die kraft unsrer ankündigung, die die dänischen lieder umgekehrt als die wichtigen vorstufen einer nicht erfolgten höheren zusammenfassung erklärte. Brentano hat dann jedoch dem eingang eine andere nüance gegeben: anstatt des „wir wissen" setzte er: „wir glauben", und darin liegt allerdings eine für damals bemerkenswerte, aber in Brentanos art begründete kritik an Wolfs methode, die ihn von Arnims, und wol auch Wilhelm Grimms, auffassung entfernte; Arnim war in Halle Wolfs schüler gewesen und seitdem ihm befreundet und zugetan. Die zweite

redaction des manuscripts, von Arnims hand, und ebenso die druckgestalt greift wider auf das „wissen wir“ zurück und stellt die untersuchungen Wolfs als „des grössten altertumsforschers“ nur noch schärfer und sichtbarer an den anfang.

Diese zweite redaction ist, wie gesagt, ganz von Arnims hand geschrieben; die schriftzüge eilen, weiten raum verschlingend, wie im fluge der gedanken mit fortgerissen über das papier. Unmittelbar aus ihr floss die druckvorlage und druckgestalt, die sie — von wenigen beim copieren geänderten einzelwörtern abgesehen — von anfang bis zu ende widergibt. Manche verderbnis gedruckter stellen erfährt daher aus der handschrift jetzt ihre berichtigung. Es muss (Kl. schr. 1, 173) „Erinnerungen“ anstatt der singularform heissen. Die übersetzung Wilhelms wird (ebenda 1, 175) als eine treue und echt deutsche gerühmt, deren mitgenuss die drei freunde allen ihren Deutschen recht bald wünschen: um so mehr, als „die von Herder, der so vieles herrliche angeregt habe, bearbeiteten romanzen vom könig Oluf und die zauberische Elvershöh . . . hier sich auch in gemeiner übersetzung widerfänden.“ Man empfindet, dass das, was gedruckt dasteht, die von den freunden gewollte begründung eines vorzugs der Grimmschen übersetzung vor der bearbeitung Herders nicht ausdrücken könne. Arnims handschrift belehrt uns aber, dass es „in genauerer übersetzung“ heissen sollte. Wie der anlass des irrtums in der undeutlichen schreibung dieses wortes sofort erkennbar ist, so ergibt sich auch, dass ein anderer als Arnim aus dem manuscript die reinschrift für den druck, die druckvorlage, hergestellt hat. Und dies war Wilhelm Grimm, dessen „sehr leserliche“ hand öfters den freunden und seinem bruder in ähnlichen fällen gedient hat.

Auf Wilhelm gehen auch die drei einschaltungen zurück, die die druckgestalt gegen Arnims handschriftliche fassung mehr aufzuweisen hat. Wo von der blindgewordenen riesenamme die rede ist, die im tiefen norden noch an der leeren wiege sitze und die alten lieder singe, ist im druck (1, 174) eingeschaltet:

> ihr mann, der alte bergriese, ist längst neben ihr eingeschlummert, schnee bedeckt sein haupt, und nur zuweilen, wenn er von den kämpfen mit den recken träumt, haucht er feuer aus —

und wir besitzen Wilhelms eigenes zeugnis gegen Jacob in den jugendbriefen s. 193: „Der alte bergriese, der feuer ausatmet, ist von mir und soll nach Görres sein.“ Die andere stelle findet sich zu anfang des in der ankündigung vorhergehenden abschnittes (1, 174). Arnim hatte in erster eile den überladenen satz geschrieben:

> In Dänemark finden wir dagegen eine sammlung solcher lieder[1] aus dem siebzehnten jahrhunderte, durch einen glücklichen zufall auf der insel Huen, auf befehl der königin Sophie durch Anders Söfrenson Wedel veranstaltet, die kriegsflüchtig dahin vertrieben sich an dem gesange des volkes ergötzte —

wofür Wilhelm Grimms sicherere kenntnis des gegenstandes und die notwendigkeit eines besseren ausdrucks folgende fassung einsetzte:

> In Dänemark finden wir dagegen eine sammlung solcher alten lieder, die durch einen glücklichen zufall im siebzehnten jahrhundert schon veranstaltet wurde. Eine dänische königin wurde durch sturm genötiget, drei tage auf der insel Huen zu verweilen, wo sie sich an Tygo de Brahes anstalten erfreute, noch mehr aber an den alten liedern, welche der geschichtsschreiber Anders Söfrensön Wedel zusammengebracht, ergötzte, dass sie ihn veranlasste, seine sammlung zu vermehren, die im jahr 1691 erschien und späterhin unter dem namen Kämpe Viser bekannt wurde.

Und ebenso werden wir berechtigt sein, den 1, 175 eingeschobenen hinweis auf „den wassermann, der in Göthes Fischerin steht", Wilhelms früh betätigter Goetheliebe zuzusprechen.

Am schlusse stand ursprünglich der geschäftliche vermerk, dass die übersetzung als vierter band des Wunderhorns bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erscheinen werde, und so ist die ankündigung damals von Berlin abgeschickt worden. Auf Brentanos veränderte haltung hin zog Wilhelm Grimm diese art des erscheinens zurück. Grimm schrieb deshalb an Zimmer; aber dieser wie die übrigen briefe der brüder Grimm an Zimmer sind seltsamer weise verloren gegangen, kein einziger findet sich in dem buche über „Zimmer und die romantiker". Schliesslich also wurde doch die übersetzung als ein selbständiges buch angekündigt

Wenn die Heidelberger anzeige also auch gewiss auf geistiger gemeinsamkeit der drei freunde beruht, so gehört sie tatsächlich doch nur zu einem kleinen teile Wilhelm Grimms feder an. Der hauptmasse nach fällt sie Arnim zu und bildet ein glied in der reihe der litterarischen und publicistischen vertretung des Wunderhorns nach aussen hin, die wesentlich von Arnim, nur schwach und nicht mit glück von Brentano, geführt wurde. So darf also auch diese ankündigung einer künftigen Arnim-ausgabe nicht vorenthalten bleiben.

1) Über „solcher lieder" ist im manuscript fast unleserlich von Arnims hand „Volks" überschrieben, woraus in der copie für die drucklegung „solcher alten lieder" wurde.

2. Eine neue benachrichtigung in sachen der altdänischen heldenlieder.

Mit dem drucke der übersetzung sollte schon im frühling 1810 begonnen werden. Allein es trat eine für Wilhelm Grimm höchst unbequeme verlegenheit insofern ein, als eine von dem dänischen gelehrten Rasmus Nyerup in aussicht gestellte abschrift der Elskovsviser, die er noch zu benutzen wünschte, der zeitumstände wegen erst nach mitte juli 1810 in seine hände gelangen konnte. Nur mit mühe hatte er, wie er selber sagt, von seinem verleger den nötigen aufschub erhalten können. Es erschien also im Intelligenzblatt der Heidelberger jahrbücher 1810 nr. XXII s. 93 die folgende anzeige:

> Die im 3. stück des Intelligenzb. dieser jahrb. 1810 angekündigte übersetzung der dänischen Kjempeviser von Wilhelm Carl Grimm, wird noch im laufe dieses jahres erscheinen. An der verzögerung war der wunsch des verfassers schuld, eine andere, höchst seltene sammlung, die Elskovs Viser (liebeslieder), von welcher nur noch ein einziges gedrucktes exemplar existirt, zu benutzen. Es ist ihm gelungen, durch die güte eines nordischen gelehrten eine vollständige abschrift zu erhalten, und die vorzüglichsten lieder daraus werden der übersetzung einverleibt werden. Ein anhang wird eine historische erläuterung der Heldenlieder, welche in den cyklus des Nibelungen lieds und des heldenbuchs gehören, enthalten, in welcher alles zusammen gestellt ist, was das verhältnis dieser lieder zu der ursprünglich deutschen sowol, als der ursprünglich nordischen gestaltung der sage erläutern kann, indem sie merkwürdiger weise bald zu dieser, bald zu jener sich neigen, und gewissermassen einen übergang bilden. Sodann wird man anmerkungen zu den merkwürdigsten liedern der zweyten abteilung: balladen und märchen finden, welche teils auf die frühern sagen, aus welchen sie entstanden sind, teils auf den volksglauben, der darin erscheint, teils auf die übereinstimmung derselben mit der urkundlichen geschichte hinweisen. In der vorrede wird im allgemeinen die ansicht des verfassers von der entstehung dieser lieder dargelegt, und das verhältnis und die verwandtschaft bestimmt, in welcher sie zu der poesie benachbarter völker stehen.
>
> Mohr und Zimmer in Heidelberg.

Diese anzeige blieb bei der herausgabe der Kleineren schriften Wilhelm Grimms unbeachtet. Sie ist aber trotzdem, dass die verleger sie unterzeichneten, von ihm allein geliefert worden. Der stil verbürgt es ebenso wie der inhalt, den nur der mit der künftigen gestaltung

seines buches völlig ins reine gekommene autor selbst zu geben vermochte. In Wilhelms briefen an Nyerup, auf die ich hier für meine ausführungen überhaupt verweise, finden sich auch zu einzelnen stellen der anzeige willkommene parallelen. „Ich weiss nicht", schrieb Grimm am 11. juli 1810 (Briefwechsel mit nordischen gelehrten s. 22), „ob ich Ihnen schon geschrieben, dass ich zu meiner übersetzung der Kaempe Viiser einen anhang liefere, worin ich namentlich auseinander zu setzen gesucht, in welchem verhältnis die lieder darin, welche den cyklus der Nibelungen berühren, sich zu unserm deutschen gedicht, zu der Wolsunga und Niflunga saga wie zu der Edda verhalten, und ich hoffe, dass es für die freunde der geschichte der poesie nicht ohne alles interesse seyn wird." Und über zwei monate später (ebenda s. 29): „An meiner übersetzung der Kämpe Viiser wird jetzt gedruckt. Ich habe die lieder in zwei teile geteilt, der erste enthält die heldenlieder, der zweite balladen und märchen." Also die anzeige ist von Wilhelm Grimm und gehört unmittelbar hinter s. 175 des ersten bandes seiner Kleineren schriften, zwischen die erste ankündigung und die vorrede der Altdänischen heldenlieder.

3. Die Leipziger recension der Schottischen lieder von Henriette Schubart.

Aus der Leipziger Litteratur-zeitung für das jahr 1818 ist in Wilhelm Grimms Kleinere schriften 2, 208—210 eine anonyme anzeige von Henriette Schubarts übersetzung Schottischer lieder und balladen aufgenommen worden. Ich schreibe sie aber Jacob zu. Erwägen wir, welche stellung die brüder Grimm zu diesem buche und zur verfasserin persönlich einnahmen.

Henriette Schubart war die schwester von Clemens Brentanos erster frau Sophie. Die frühesten proben ihrer aus Walther Scott übersetzten schottischen lieder waren ebenso wie die der altdänischen lieder Wilhelm Grimms in Arnims Einsiedlerzeitung erschienen. Beider fast schon druckreife gesamtmanuscripte lagen im jahre 1809 Goethe gleichzeitig zur einsicht und — vergebens — erhoffter förderung vor. Grimm bedurfte der schottischen lieder zur erklärung und ausdeutung der nordischen wie der deutschen volkspoesie, und in den briefen an Nyerup spricht sich widerholt die wachsende erkenntnis ihres wertes aus. Er liess 1811 in dem sendschreiben an Gräter die übersetzung dreier schottischer lieder drucken (Kl. schr. 1, 228—233), unter ausdrücklicher bezugnahme auf eins der schönsten, das in Trösteinsamkeit von H. Schubart übersetzt sei, und kündigte seinerseits eine auswahl

der originale mit glossar und erläuterung an, wozu hoffentlich auch eine übersetzung treten werde nach den grundsätzen, die bei der übertragung der Kämpe Viser befolgt seien.

Wilhelm Grimm hat diese absicht bekanntlich nicht ausgeführt. Nicht am wenigsten deswegen, weil Jacob der sich an das Wunderhorn anlehnenden arbeitsweise seines bruders durchaus entgegen war. Dies ist allgemein bekannt. Im einzelnen sei daran erinnert, dass sich Jacob selbst zu von der Hagen (im Anzeiger für deutsches altertum 1881, s. 461) mit grosser unbefangenheit gegen die Altdänischen heldenlieder Wilhelms aussprach. In den anzeigen der litthauischen volkslieder von Rhesa (Kl. schr. 4, 399) erklärte er sich grundsätzlich dahin, dass er übertragungen von volksliedern nicht für tunlich halte. Und der ihm befreundeten Therese von Jakob sagte er öffentlich an derselben stelle frei heraus (Kl. schr. 4, 420): „Die serbischen lieder sind unübersetzlich.“ Um davon die anwendung auf die recension der Schottischen lieder zu machen: wer kann nur sätze wie „Noch viel weniger lässt es, d. h. das echtnationale, sich übersetzen“ (2, 208) oder „da eine jede übersetzung von volksliedern misslingen muss“ (2, 209) geschrieben haben, Jacob oder Wilhelm? Kein zweifel, dass diese urteile einzig und allein der gesinnung Jacob Grimms entsprechen. Wilhelm würde sich mit ihnen selbst negiert haben.

Für Jacob als verfasser entscheidet aber auch neben dem sachlichen das formelle der anzeige. Wir erkennen leicht die nämliche vorwärtsbewegung der gedanken in den recensionen der schottischen wie der litthauischen und serbischen lieder. Erst die wahrung seiner principiell abweichenden meinung; dann trotzdem möglichst wolwollende anerkennung des geleisteten; aber auch offener tadel gegen etwa eingeführte unvolksmässige wendungen. Diese nicht behaglich weilenden, sondern fest angehenden sätze hat nur Jacobs hand geschrieben; das empfindet jeder, der den stil der brüder zu unterscheiden weiss.

Wie geriet aber die recension in Wilhelms Kleinere schriften? Hinrichs gibt auskunft darüber. Nach seiner anmerkung zu 4, 648 waren vierzehn Grimmsche anzeigen der Leipziger Litteratur-zeitung auf Jacobs namen gebucht worden, und Hinrichs glaubte (1, IV) nicht fehl zu gehen, wenn er sie sämtlich Wilhelm zuschriebe. Nun ergab sich aber schon aus einem briefe an Benecke (briefe s. 120, vgl. s. V), dass die Leipziger anzeige von Köpke's Barlaam und Benecke's Wigalois (Kl. schr. 2, 235) von Jacob verfasst worden ist. Das gleiche resultat, denke ich, wird die vorstehende betrachtung für die recension der schottischen lieder geliefert haben.

4. Beziehungen zu frau Henriette Hendel-Schütz.

Im nachfolgenden ist es meine absicht, wider auf schon 1815 gedruckte verse Wilhelm Grimms aufmerksam zu machen, die im engsten zusammenhange mit zwei sonetten Achims von Arnim entstanden sind.

Als nämlich Arnim 1808 in Heidelberg war, erschien in Mannheim die durch spiel, declamation und mimische darstellung berühmte frau Henriette Hendel. Er reiste hinüber und berichtete, wider nach Heidelberg zurückgekehrt, am 5. november 1808 an Bettina (ungedruckt): „Ich sah die Hendel als jungfrau von Orleans, als mutter in der braut von Messina und als die allgemeine weltgeschichte in pantomimischen darstellungen, die sie eines abends gab, wo sie nach einander das leben der Maria nach Raphael und Correggio, dann nach Dürer, gemälde aus der sündflut, Sabiner, Antigone usw. in beweglichen gruppen vormalte. Sie hatte ein dutzend weissgekleidete jungfern und ein halbes dutzend schwarzgekleidete jünglinge zu gehülfen, die sie mit unglaublicher gewandtheit in recht herrliche malerische verbindung brachte... Ich war mit einigen andern den abend bei ihr zum thee, wo sie uns manches aus ihrer merkwürdigen lebensgeschichte erzählte. Sie ist seit dem zweiten jahre auf dem theater, wo sie zuerst als Pierrot in komischen pantomimen spielte, zuletzt als Colombine und Harlikinette. Als Pierrot wurde sie unter andern aus einem mörser geschossen, musste oft an wolken hängen; so wuchs sie herauf in immer edlere rollen, bis sie zuletzt auf diese mimische darstellungen aus leidenschaft kam. Den andern morgen gab sie mir ein stammbuchblatt und ich suchte diese biographie als ein rätsel in ein sonet zu bringen, das ich ihr samt der auflösung flugs machte. Ich schreibe es her, nicht weil es mir besonders gefällt, sondern weil es zu einer so ausführlichen reisebeschreibung, wie die meine, gehört:

Rätsel.

Ich spielte gern, man hielt mich ernst zum spiele,
Zum spiel sie mich aus einem mörser schossen,
Am himmel bin ich ruhig angestossen,
Ich hing daran, wie eine frucht am stiele;

Mild reifend hat die sonn mich da umflossen
Sanft rötend mich mit wachsendem gefühle,
So drang ich wie ein wandrer durchs gewühle,
Die wolken wurden mir zu himmelssprossen.

Ich fand genossen, kronen und auch heerden,
Es ging zum kampf mit tückischen gewalten,
Kaum weiss ich, was ich alles war auf erden,

Bis ich zu allem ward, in den gestalten
Ein reich mir schuf auch ohne die gefährten,
Durch alle weltgeschicht' als gott zu walten.

Auflösung.

Nein ich errat dich nicht, du weltgeschichte,
In dem verwandeln schwindet mir dein wesen,
Was ich in mir gedacht, was ich gelesen,
Das stellt mir alles dar ein lieb gesichte.

Und wie der seher, der von gott erlesen
Die zukunft sieht in einem blauen lichte,
So lese ich in ihm vergangene geschichte,
Was gross und schön, was wirklich ist gewesen.

Wie nenn' ich dich, du wechselndes gesicht?
Heut werd ich dich als fürstin noch begrüssen,
Als bauermädchen möcht dich jeder küssen.

Du bist die fantasie, du bist wie licht,
Du zeigst uns alles, was wir armen missen,
Nichts fehlt der welt, fehlst du den freunden nicht.

Es ist noch eine zweite, völlig übereinstimmende niederschrift Arnims vorhanden, datiert vom 1. november 1808. Gedruckt erschienen die sonette in der 1815 dargebotenen „Blumenlese aus dem stammbuche der deutschen mimischen künstlerin, frauen Henriette Hendel-Schütz“ s. 128—130, mit der unterschrift „von Arnim. Mannheim“ und mit einer nicht genau zutreffenden bemerkung des herausgebers; die varianten sind gegenüber der doppelten handschrift von sehr geringem werte; die Arnim-ausgabe enthält die sonette nicht. Die idee derselben ist, dass die Hendel auf dem wege ihrer künstlerischen tätigkeit gleichsam in den himmel der ideale emporgestiegen, dort sie geschaut und in sich aufgenommen, und sie nun auf die erde mit herabgebracht habe.

Es war nötig, anlass und text der sonette mitzuteilen, weil ohne sie Wilhelm Grimms gereimtes stammbuchblatt, das gleichfalls in der Blumenlese s. 131—134 gedruckt ist, nicht zu verstehen wäre. Frau Henriette Hendel besuchte auf ihrer tour auch Kassel, und hier lernte sie Wilhelm Grimm kennen. Ich fand sonst noch einige spuren dieser bekanntschaft. Zu dem aus der Maingegend stammenden märchen vom

wolf und den geiserchen (1822. 3, 15) ist bemerkt, in Pommern werde es von einem kinde erzählt, das, als seine mutter fortgegangen, von dem kinder-gespenst, ähnlich dem knecht Ruprecht, verschlungen wird — und am rande seines handexemplars hat Wilhelm eingetragen: „Erzählte die Hendel-Schütz“. Ich kenne auch noch ein zettelchen von Wilhelms hand, darauf steht

eck häte mine mödde verloren
senk se, senk se, dat was nun rode.
Anfang eines volkslieds
in Pommern, von der Hendel recitirt.

Man darf also annehmen, dass das gespräch beider sich auch auf volksmässige poesie in märchen, sagen und liedern erstreckt habe. Und so erklärt sich dann, in freundschaftlicher anlehnung an Arnims sonette, Wilhelm Grimms in bekannter Hans-Sachsischer manier gereimte

Neue auflösung des rätsels.
(Kindermärchen.)

Ein kindlein blickte in die welt,
Und sprach: „Mir alles zwar gefällt,
So weit ich schau', doch säh' ich gern
Über die berge und die blaue fern',
Und weiss doch nicht wie's anzufangen,
Damit ich mag vom fleck gelangen.
Wär' ich ein fischlein, fort schwämm' ich bald,
Nur ist das wasser mir zu kalt;
Wär' ich ein vöglein, hätt' flügel zwei,
Ich ständ' so ruhig nicht dabei;
Den regenbogen schau ich zu zeiten,
Die brücke könnt' mich hinüber leiten,
Wer aber weiss, sie ist von feuer,
Das käm' den füsschen gar zu teuer.
Auch stehn davor die alten riesen
Mit grauen bärten und langen spiessen,
Und nies'te einer — gott bewahr'!
Da flög' ich von der brücke gar.“

Doch schaut es hin und schaut es her,
Und denkt, wenn ich nur drüben wär'!
Auf einmal sieht es gegenüber
Eine haubitze stehn, von altem caliber,
Wo dreissig bis vierzig pfund ohne müh'

Fahren heraus, sie wissen nicht wie.
„Ei! ei! nun weiss ich eine list,
Mir ist geholfen zu dieser frist!“
Legt zierlich zusammen händ’ und bein’,
Und rollt in den feuerschlund hinein.
Ein kanonier ist hier nicht brauch,
Es drückt ein wenig an das aug’,
Gleich springt das feuer hell heraus:
Ade! Es fährt zum sternenhaus!
Da oben in dem himmelszelt
Vor allen orten es ihm gefällt.
Im häuschen alle sterne sitzen,
Die gucken nach ihm erst durch die ritzen,
Dann kommen sie gelaufen heraus,
Und jeder lädt es in sein haus.
Es muss sich setzen auf’s bänkchen nieder,
Sie erzählen ihm da und singen lieder,
Von der alten und der neuen zeit,
Was ist geschehen weit und breit;
Und hätt’ ich mit dabei gesessen,
Ich hätt’s gewisslich nicht vergessen,
Und wär’ ich mit dabei gewesen,
Ich wollt’s hier wider wol verlesen.
Und wie es alles wol vernommen,
Die morgenwinde sind gekommen,
Die trugen es hinunter fein
In ihrem wolkenschiffelein,
Die sternlein aus ihren fenstern all’
Nachwarfen rosen und zindal,
Hielten’s säuberlich am haare lang,
Dass es fein sacht hinabgelang.
Und nun es ist zur erde kommen,
Erzählt es was es dort vernommen,
Viel wunderbare herrliche geschicht’.
Doch worte dazu braucht es nicht.
Und sagt es bloss durch seine mienen,
Was vor viel tausend jahr die stern’ beschienen.
Und wer’s will wissen, der schau’s an,
Ich selber nicht alles erzählen kann.

Cassel. W. C. Grimm.

5. Beziehungen zu Ernst Wagner.

Der sammlung der Kleineren schriften Wilhelm Grimms ist auch eine anonyme recension fern geblieben, die er 1810 über Ernst Wagners Historisches A B C eines vierzigjährigen Hennebergischen fiebelschützen in die Heidelbergischen jahrbücher (5, 2, 371—374) geschrieben hat. Es entfiel somit der geistigen hinterlassenschaft Wilhelms ganz und gar der litterarische niederschlag von beziehungen, die Grimms und der Arnim-Brentanosche kreis mit der damals gleichzeitigen sogenannten schönen litteratur unterhielten. Weil sich im zusammenhange meiner untersuchung mancherlei ausblicke auf bisher verdeckte punkte öffnen, so will ich eine umfänglichere darstellung nicht scheuen.

Ernst Wagner war über ein jahrzehnt älter, als der Arnim-Brentanosche freundeskreis. Im jahre 1769 als pfarrerssohn im Hennebergischen bei Meiningen geboren, führte er sich zuerst 1804 mit dem romane „Wilibalds ansichten des lebens“ in das publicum ein: Wilibald, dem väterlicher reichtum und eigene begabung eine schnelle staatscarriere versprechen, wählt doch das dem naturzustande sich nähernde leben eines landwirtes und die hand der in freier natur aufgewachsenen Mathilde, deren vater sich gleichfalls aus dem treiben der welt in die ländliche einsamkeit gerettet hatte. Hielt Wagner diesen roman innerhalb der tradition des Wilhelm Meister, so macht sich bei ihm von jetzt an ausser Goethe ein steigender einfluss Jean Pauls bemerkbar. Hier treffen wir auf den punkt, von dem aus Wagner sich den romantischen dichtern seiner zeit zubewegte. Jean Paul wusste als launiger, scherzender erzähler wie kein anderer damals den durchschnittston und durchschnittsgeschmack des lesepublicums zu treffen. Darin stand er den älteren deutschen erzählern nahe. Dieses volksmässige war es, das seinen schriften den grossen erfolg verschaffte. Indem nun Wagner in diese wege einzulenken suchte und zugleich aus einer eingeborenen, wenn auch litterarisch noch ein wenig mit Gessnerscher hirtenpoesie verbrämten, liebe zu dem landleben den sagen, gebräuchen und liedern des volkes seine aufmerksamkeit zuwandte, gab er sich tatsächlich eine art mittelstellung zwischen dem klassischen und romantischen, die sich auch in seinen litterarischen urteilen zeigt, und die für seine unoriginalität wirklich die angemessenste war.

Wagner hatte als mensch und patriot treffliche eigenschaften. Seine liebe zu allem deutschen lehnte sich gegen den einfluss jeder schädlichen fremden kultur auf. Ihn schmerzte die politische zerrissenheit und ohnmacht des vaterlandes. Es schwebte ihm ein durch

die kunst ideal geeinigtes Deutschland vor. In diesem sinne entwarf er schon früh seinen „kunstplan“, durch den er einundfünfzig städte, von Riga bis Zürich durch alle deutschen lande, zu einer grossen kunstschule, wo wahrhaft deutsch gelehrt und gelernt werde, zusammenfassen wollte. Und er, der stets von beschränkten verhältnissen abhängige mann, wandte geld und mühe auf eine sache, die von vornherein eine verlorene war. Fichte vermittelte zwar in Berlin den plan an den freiherrn vom Stein, durch Beyme gelangte er in Königsberg wol auch an Friedrich Wilhelm III. Doch Jean Paul, der ihn in der Levana (Hempel 55, 287) im voraus empfohlen hatte, zog sich später wolwollend zurück. Und Goethe, dessen meinung Wagner durch Fernow, Johanna Schopenhauer oder andere Weimaraner erfuhr, wünschte zweifelnd und achselzuckend, Wagner hätte sich nicht auf den kunstplan eingelassen. Ähnlichen misserfolg hatte er bei Goethe mit seiner dramatischen dichtung „Der wald von Myra“, die er im manuscript zu „gnädiger durchsicht und prüfung“ mit stiller hoffnung auf eine aufführung in Weimar überreichte, die Goethe aber mit dem bemerken zurückgab, er rate von einer aufführung ab, da ein nicht allgemeiner beifall dem verfasser diesen ersten schritt verleiden möchte.

Wagner hatte schon 1806 als ein „Vehikulum“ seines kunstplanes, wie er sich selbst ausdrückt, den zweibändigen künstlerroman „Die reisenden maler“ ausgegeben. Er lässt drei maler auf einer studienreise mit der sommerresidenz eines kleinen deutschen fürsten zusammentreffen. Diese fiction gibt ihm gelegenheit, sich über die verschiedenheit der stände und ihren wert für bildung und kultur auszusprechen. Für fürst und volk bekundet er seine neigung, den eigentlichen hofleuten ist er gramgesinnt. Die kunst und ihre vertreter hätten, allein von allem ständischen zwange befreit, im allgemeinen veredelnd auf die bildung einzuwirken. Den kunstplan aber und seine dramatische dichtung legte er doch schliesslich erst in die „Reisen aus der fremde in die heimat“ ein, deren erster band 1808, zweiter 1809, erschien, und die, in briefform an seinen freund August (von Studnitz) verfasst, an selbstbiographischer darstellung nicht gewöhnliches und im sinne jener zeit vielen willkommenes boten.

Diese drei werke Wagners — Wilibalds ansichten in zweiter ausgabe — lagen Arnim vor, als er 1808 in Heidelberg an den Jahrbüchern mitarbeitete. Er war zuerst auf die reisenden maler von Brentano als auf ein buch, das ihm sehr gefallen habe, hingewiesen worden; Wagners kunstplan fand Arnim als ein neues vereinigungszeichen deutscher nation immerhin recht merkwürdig, wenn auch ohne prak-

tische folgen (Arnim und Brentano, s. 186. 255). Die drei durch die namen Goethe, Jean Paul, Volksmässig bezeichneten momente empfahlen Wagner der Heidelberger romantik. Für Arnim, den ländlichen grundbesitzer, kam Wagners liebe zur landwirtschaft hinzu. Denn das ist, glaube ich, bei Wagner doch etwas neues, dass in seinen schriften das landwirtschaftliche an sich als ein poetisch verwertbares motiv erscheint. Und so unternahm es Arnim, die drei werke in einem zuge durchzulesen und in die Heidelberger jahrbücher eine besprechung zu liefern; sie erschien das folgende jahr (1809. 1, 4, 169) unter der chiffre *Π σ*.

Sie geht von Wilhelm Meister aus. An Goethes verfahren, das für alle vorbildlich sei, beleuchtet Arnim die vorzüge und mängel bei Wagner. Wolwollender anerkennung des guten gesellt sich schonende freimütigkeit dem verfehlten gegenüber. Es ist eine eigenart Arnimscher recensionen, dass sie eigentlich nie ein scharfumrissenes bild der von ihm besprochenen bücher geben. Er verbindet zu gern und äusserlich nicht sichtbar das eigene, in ihm selbst sich regende mit dem ihm dargebotenen. So ist es auch mit unsrer recension. Wer aber die werke Wagners zuvor gelesen hat, wird befriedigt sehen, wie tief und treu Arnim den gehalt derselben in sich aufgenommen hat, und wird um so leichter den herzlich-launigen zusatz des persönlichen von Arnims seite begreifen und mitgeniessen. Deshalb schrieb ihm auch Brentano damals: „Wie herrlich hat mich deine recension des Wagner entzückt! Wenn ich dich nicht kennte und ich suchte diesen recensenten auf aus liebe zu ihm und fände einen mann wie dich, wie glücklich müsste ich sein“ (Arnim und Brentano s. 276). Wilhelm Grimm äusserte, dass „Arnims recension von Wagner mild und freundlich und anerkennend, wie läuternd durchdringe“; Jacob selbst war sie weniger lieb; er gestand aber auch zugleich, dass er zu wenig und ungern von Wagners schriften gelesen habe (Jugendbriefe s. 89. 90). Am meisten erfreute die anzeige natürlich Wagner selbst. Ihm war zwar von befreundeter seite als Goethes ausspruch berichtet worden, er habe lange nichts besseres als die „Reisen“ gelesen, was immerhin nicht viel zu besagen brauchte. Aber jetzt stand in den Heidelberger jahrbüchern, dem damals wol angesehensten organ der litteratur, eine für ihn wahrhaft ehrenvolle recension. Er wünschte dem ungenannten und ihm unbekannten verfasser seinen dank zu sagen und mit dem inzwischen fertig gewordenen zweiten teile der „Reisen aus der fremde in die heimat“ schickte er den folgenden brief an die redaction, die beides an die richtige adresse gelangen liess:

Mein herr!

Unter wahrhaft herzlichen dankgefühlen las ich Ihre beurteilung meiner drei bücher, die mir von meinem verleger Hanisch vor einigen tagen zugesandt ward. Dieser verleger war sehr verlegen darüber, dass man mich in den „Heidelb. jahrbüchern der lit.“ so sehr persiflirt habe. Zugleich liefen mehrere klagen von andern ein, die in demselben tone sprachen. Aber — das sind meine wahren freunde nicht; sie verstehen nicht einmal mich, geschweige denn Sie, und würden mich verlachen, wenn ich ihnen sagte, ich hielte Sie, mein herr, für meinen wahren freund, und würde mich bei Ihnen bedanken. Sie haben mich mit so vieler menschenliebe gelesen und beurteilt! — Sie haben Ihr sanftes spiel mit mir getrieben; aber in der ganzen recension ist auch kein einziger ausdruck, der mich ärgern oder erbittern könnte. Jeder von meinen fehlern, die aus meinen büchern ersehen werden können, ist so richtig, so rein, so schonend, so gutlaunig und so gemütvoll aufgestellt — und mein gewissen hat jeden derselben gleich mit so voller überzeugung anerkannt, ja, ich möchte sagen, mit solcher freude bewillkommt (ach, noch niemand hat mir sie suchen und finden helfen), dass ich — der hienieden nur zwei eigentliche freunde hat, — Sie, verehrter mann, für den dritten und im geiste für den bessern auszusprechen wage. — Was hätte ich werden können, wenn ich vor sechs jahren Ihr urteil gekannt hätte, wenn Sie wenigstens damals meinen Willibald beurteilt hätten! — Aber, hat man wol in unsern übrigen lit. zeitungen nur einen begriff von wert und nutzen eines richterstuhls, wie der Ihrige ist? Da ist kein guter, noch böser wille gegen den autor, sondern nur reines streben, das organ der welt für den autor, und das organ des autors für die welt zu sein! Da ist keine lieblosigkeit, keine schmerzende spötterei, keine geringschätzung oder vorliebe für das kunstwerk! — da steht — (verzeihen Sie mir den ausdruck der bewunderung!) da steht ein mensch so erhaben und so schön vor mir da, dem ich nicht wert bin, die schuhriemen aufzulösen, und der doch mit liebevollem scherz zu mir spricht, keine unfreundliche miene mir gibt und mich nicht verschmäht! — O dank ihm!

Verschmähen Sie es auch nicht, aus beikommendem, letztem bande meiner Reisen, mich vollends ganz kennen zu lernen, und nehmen Sie dieses angedenken so herzlich gern an, als ich es Ihnen reiche. Gern wüsste ich Ihren namen, gern Ihr urteil über dieses buch! — Wollen Sie mir beides schenken, oder das des letztern

(denn die gedruckte recension dürfte ich wol schwerlich erleben, da eine siebenjährige nervenauszehrung — die, meines runden und gesunden portraits ungeachtet, schon damals weit vorgerückt war[1] — diesen frühling auf einmal mit mir zu eilen beginnt), so würden Sie mir eine grosse freude machen, da ich ausser Ihrem urteil noch kein vernünftiges wort über mich gelesen — auch ausser Göthe's und meines Augusts (kammerherrn von Studnitz in Gotha (sed haec inter nos!) den ich Sie aufzusuchen bitte, wenn Sie nach Gotha kommen, da er das schönste gemüt ist, das ich je fand) nichts vernünftiges über mich gehört habe — doch will ich eine kleine recension im „Freimüthigen" ausnehmen, die zwar bitter schmeckte, aber doch manches wirklich treffende enthält (ich rede im ernste!) worüber ich mich gewundert habe[2].

Leben sie wol, trefflicher mann, und — ist es möglich, so erfüllen Sie meine zwei bitten. Ewig Ihr dankbarer

Meiningen den 6. mai 1809. J. E. Wagner.

Dieser für Wagner wie für Arnim nicht unbedeutsame brief kam erst zum vorschein, als Friedrich Mosengeils ausgabe sämtlicher schriften Wagners, deren beide letzten bände lebensgeschichtliche nachrichten, nachgelassenes und briefe enthalten, 1828 abgeschlossen war; oder vielmehr seine veröffentlichung wurde erst durch diese ausgabe veranlasst. Er ist 1831 in C. Herlosssohns Kometen nr. 123, sp. 980, gedruckt, und zwar von „Fr. G.", das heisst: von Ferdinand Grimm, dem jüngeren bruder Jacob und Wilhelm Grimms. Über Ferdinand findet sich mancherlei in dem briefwechsel aus der jugendzeit. Er war ebenso begabt wie schwankend und ungewiss in der anwendung seines talentes. In frühester zeit arbeitete er im sinne seiner brüder für die märchen und sagen; er hat selber unter dem pseudonym Philipp von Steinau — Philipp sein zweiter vorname, und Steinau sein geburtsort — ein bändchen „Volkssagen der Deutschen", Zeitz 1838, herausgegeben, und handschriftliche aufzeichnungen sind von ihm vorhanden. Eine zeitlang war er in Berlin, von Arnim empfohlen, in einer buchhandlung tätig. Er ist in Wolfenbüttel gestorben.

1) Der erste band der Reisen aus der fremde in die heimat ist mit dem bildnisse Wagners versehen. Arnim hatte in der recension über die behäbigkeit seines aussehens eine scherzhafte bemerkung getan. Darauf bezieht sich Wagners äusserung.

2) Die recension im Freimüthigen 1808 (nr. 125), von August Kuhn, behandelt die Reisen aus der fremde in die heimat, streift aber auch mit schärfe die übrigen schriften Wagners.

Ferdinand Grimm teilte als jüngling, wie natürlich, die vorliebe der seinigen für Ernst Wagners romane. Als er auf einer reise im august 1812 Meiningen berührte, besuchte er dort das grab des dichters, der im februar seinem jahrelangen siechtum erlegen war. Zu häupten und zu füssen wuchs ihm ein junges eichenbäumchen, und um den hügel herum blühten seine lieblingsblumen, besonders schlüsselblumen. Auf kleinem schildchen las man den todestag und sein lieblingslied „Jerusalem, du hochgebaute stadt, wollt Gott, ich wär in dir!“, dessen ruhige und selige klänge, wie Wagner in den Reisen (2, 259) erzählt, ihm in seiner kindheit schon auf ewig in das herz gezogen waren. Auch Matthisson hat, wie wir wissen, später an der ruhestätte dieses „echten Deutschen“ gestanden. Ferdinand Grimm verfasste damals ein gedicht auf „Ernst Wagners grab“. Er feiert ihn als den edlen mann, dessen sinn allein für seine Deutschen geglüht habe. Er liess es 1814 in Heinrich Zschokke's Erheiterungen, drittem quartalheft, s. 257, drucken, nicht gerade zu Jacobs zufriedenheit, der sich in den Jugendbriefen s. 416 darüber zu Wilhelm äussert.

Ferdinand kannte von früher her das schreiben Wagners an Arnim, und unter dem eindruck der Mosengeilschen gesamtausgabe wandte er sich an Arnim mit der bitte, es ihm zu öffentlicher benutzung zu überlassen. Er erhielt es mit folgendem begleitbriefe, der zugleich über das weitere verhältnis zu Wagner aufschluss gibt:

> Sie erhalten, Ihren wünschen gemäss, eine abschrift des Wagnerschen briefs, der mich damals so angenehm überraschte, und den ich damals gleich mit freundlichem grusse und mit nennung meines namens erwiderte. Ich mache es mir zum vorwurf, dass ich Meiningen nicht berührte, dass ich dem manne, der, ohne von mir irgend etwas zu wissen, als jene recension seiner schriften, mir so herzlich die hand bot, diese nicht in wirklichkeit gedrückt habe, doch entschuldigen mich die sorgen jener zeit, die bald schonungslos mich umgaben, endlich auch die nahe erfüllung seiner in dem briefe ausgesprochenen todesahndung. Der himmel hatte ihn lieber als die welt.
>
> Wiepersdorf den 6. juli 1830. Ludw. Achim v. Arnim.

Auch dieser, gänzlich vergessene, brief ist im Kometen mitgeteilt, und zwar als der erste, der nach Arnims tode überhaupt gedruckt wurde. Wie menschlich liebenswert erscheinen nicht Arnim und Wagner in dieser aus rein litterarischer tätigkeit hervorgegangenen berührung!

Die Reisen aus der fremde in die heimat waren nun freilich nicht das letzte werk, das Wagner schrieb. Nach einem roman Ferdinand Miller, folgte 1810 als anhang zu den genannten Reisen das Historische ABC eines vierzigjährigen Hennebergischen fiebelschützen: ein aus lauter einzelnen, alphabetisch eingeordneten betrachtungen zusammengesetztes bändchen. Es ist Jean Paul zugeschrieben. So bunt auch und keineswegs gleichwertig der inhalt ist: es tritt doch überall die löbliche absicht hervor, in einfacher, natürlicher weise aus dem bereiche seiner eigenen lebenserfahrung auf das gemüt seiner lieben Deutschen erziehend zu wirken. Darum fand das buch auch, gleich den früheren, wider im Grimmschen kreise freundliche aufnahme. Wilhelm schrieb an Clemens Brentano nach Berlin (ungedruckt): „Ein angenehmes buch hab ich in dieser zeit gelesen, den A. B. C. Schütz von Ernst Wagner, es ist nichts grosses damit gemeint, aber es enthält allerlei gute dinge, kinderjahre, volksglauben, volkssitten, aufrichtig erzählt.“ Und diese worte machen nun gleichsam in gedrängtester kürze den inhalt einer anonymen Heidelberger anzeige aus, die lautet:

Historisches A B C eines vierzigjährigen Hennebergischen fiebelschützen. Herausgegeben von Ernst Wagner. Ein anhang zu den Reisen aus der fremde in die heimat. Tübingen bey Cotta 1810. 232 s. 8. (2 fl. 24 kr.)[1]

Dies buch hat auf uns durchaus einen angenehmen eindruck gemacht. Wir sagen nicht, dass es eine grosse bedeutung einschliesse, aber es füllt seinen platz ganz und recht aus, und das ist etwas bedeutendes. Der verfasser hat darin erstlich die erinnerungen seiner kindheit dargestellt, die heimlichen plätze kindischer lust, die erste sünde im obststehlen, die erste freude an bildern, die gespensterfurcht, die mitleidigkeit mit der armut, die sehnsucht nach einem idealischen bettlerleben; sodann, was aus anderer zeit ihm im andenken geblieben, betrachtungen, die ihm lieb geworden; endlich allerley volkswitz, volkssitten und glauben. Alles ist recht gut mit gemüt und herzlichkeit erzählt, in einer form, die wir ihm besonders bequem glauben; in dem ausdruck ist eine gewisse geradheit oder derbheit, womit jeder zufrieden seyn wird, da sie dem verfasser natürlich scheint, und also zu seinem stil gehört; wir danken zuvörderst für die erzählungen aus der kinderzeit. wir haben uns darüber gefreut, weil wol jeder leser, dem

1) Heidelbergische Jahrbücher 1810. Philologie, historie, schöne litteratur und kunst. 5, 2, 371—374.

das buch gefällt, seiner eignen dabei gedenken wird. Denn das kindliche leben hat, wie der paradieszustand und die goldne zeit jedes volkes, bey allen, die es nur wirklich erlebt haben, etwas ungemein ähnliches: es ist der reinste ausdruck des herzens ohne alle heucheley, daher jene mythische bedeutung, wovon es in der wirklichkeit oft wunderbar den schein trägt, und die wir finden in dem buch von der kindheit Christi, oder in dem ausspruch, dass den kindern das himmelreich gehöre. Dies ist der eine grund, warum die poesie, welche die kinderjahre beschreibt, einen so unbeschreiblichen reiz hat, der andere ist ihre tiefe wahrheit. Dieser letztere ist auch den erinnerungen aus späterer zeit eigen, und es gilt von ihnen, was wir von jenen sagen wollen. Nämlich, wenn der dichter uns mit tausend goldenen fäden, die ihm der genius gewebt, an seine dichtung fesselt, so fühlen wir uns hier von allen, an die unser leben gebunden, und die uns oft unsichtbar, weil sie zu zart sind, hingezogen. Alles wirklich erlebte, d. h. aus des menschen herz hervorgetretene hat durch die vielen beziehungen, in welchen es zum leben gestanden, die wir oft nur empfinden, aber sicher, ohne sie aussprechen zu können, eine bedeutung, die keine erdichtung erreicht, weil sie nicht tiefer geht, als die erkenntnis des dichters, die gross seyn kann und gewaltig, aber doch nur die eines einzelnen menschen ist, nicht unbedingt göttlich, wie alle wahrhaftige geschichte. Wir glauben nicht, dass es der verfasser ungern hören wird, wenn wir ihm sagen, dass was in seinen andern büchern uns das liebste gewesen, aus dieser quelle getränkt worden; ja, wir sehen in seinen romanen oft dieses als die grün bewachsenen plätze an, und das andere nur als wege, die uns dahin führen. So z. b. in der Reise aus der fremde, die erzählung von der rückkehr des holzmannes (s. 53), die beylage zum fünften brief (109—173), vor allen die beschreibung der jugendjahre (330—387). In dieser lieblichen wahrheit, die fleisch und blut hat, erkennen wir die geistige am hellsten, während in andern charakteren, die der verfasser mit liebe behandelt, und in welchen wir manches gute nicht verkennen, wie in der Kordelia und Luise (Reisende maler) und in der Mathildis (Wilibalds ansichten) die wärme und das leben mehr nur das blosse glühen der phantasie des dichters ist. — Wenn uns nicht alle bemerkungen gleich wichtig und bedeutend vorgekommen sind (wie z. b. die artikel: Rache, Schöne frau, Schadenfreude), oder wenn wir nicht damit übereinstimmen konnten, wie etwa in der lust nach Afrika zu reisen, wo, wenn James Bruce recht hat, die heisseste, herzloseste grausamkeit herrscht, so ist doch in allen die aufrichtigkeit des verfassers unver-

kennbar. Allein sie zeigen noch eine schöne seite, nämlich eine stille und ruhige empfänglichkeit für alle lust des lebens, auch für die kleinste. Was bey dem guten artikel: Mahlzeit, richtig gesagt wird: „jetzt ist nur eile und übereiliges vom halse schaffen an der tagesordnung, sowol beym bereiten als geniessen“, das gilt allgemein von der art sich am leben, an der poesie zu erfreuen. Wie manche werden wir im urteil gegen uns haben, welche die romane des verfassers, worin die vorstellung der geschichte sie zuweilen wenigstens reizt, bey weitem diesem buche vorziehen, wo wir leise nur und ruhig uns berührt fühlen. Und doch wird niemand ohne gefühl für solches stillleben der poesie jemals wissen, was sie bedeute in dem höheren. Alles, was von volksglauben angeführt worden, vermehrt in unsern augen den wert des buchs ungemein, wie z. b. die auslegung des sausens der vögel, wovon Hebel ein alemannisches gedicht geben müsste, weil wir eine grosse neigung zu dieser volksdichtung nicht leugnen. So haben wir auch bey dem ersten lachprobierstein (s. 92) nicht lachen können, als über etwas dummes (abgeschmacktes): diese verbindung des menschen mit der leblosen natur, wodurch sie zu einer lebendigen wird, und die so häufig in dem glauben des volks ist, hat uns stets etwas rührendes gehabt; wir empfinden, sie ruht auf einer wahrheit, aber sie ist wie verloren gegangen. Aus den artikeln, die volkssitten beschreiben, nennen wir nur einen: Hurenmenuet, der vortrefflich ist; wir stimmen der meinung des verfassers ganz bey, es sind schlechte strafgesetze, die den verbrecher bloss zur erde schlagen, und es ihm unmöglich machen, durch busse sich zu entsündigen. Sollten wir an dem buch etwas tadeln, so wäre es, dass der verfasser es nicht mehr mit solchem glauben und leben des volks ausgestattet, weil es dann noch reicher geworden wäre, oder dass die bilder aus der kinderwelt nicht jene tiefe der darstellung haben, die uns den Quintus Fixlein so herrlich machen, allein wir erkennen, dass wir nicht besser handeln würden, als die, welchen gold gereicht wird, und die es nachwiegen, ob auch kein as daran fehle.“

Nun, wir hören hier den kindermärchen- und sagenfreund Wilhelm Grimm. Seine sprache ist für jeden, der darauf aufmerksam wird, sofort erkennbar; seine lieblingswendungen kehren wider. Das freundliche hervorheben des guten und der milde tadel des wenigergelungenen, wie früher bei Arnim. Und damit auch die äussere beglaubigung uns nicht fehle: im später vorgeschobenen inhaltsregister ist der anonymen anzeige der vermerk „Von GVmr“ gegeben. Das heisst „Wm. Gr.“, und ist dasselbe zeichen, das auch Wilhelm Grimms unmittelbar in den

Heidelberger jahrbüchern auf Wagner folgende anzeige der gräfin Dolores trägt.

6. Wilhelm Grimm an Zimmer und eine voranzeige der Altdänischen heldenlieder von Friedrich Schlegel.

Ganz kürzlich habe ich noch (s. oben s. 198) einen brief Wilhelm Grimms an Mohr und Zimmer, der von einem hiesigen antiquariate angeboten wurde, erstanden, so dass ich während der correctur diesen nachtrag bringen konnte. Ich sah auch nach, ob im nachlass der brüder briefe Zimmers vorhanden seien. Daraus, dass dies nicht der fall ist, sowie aus dem doch etwas geschäftlich gehaltenen tone des nachstehenden briefes, darf wol geschlossen werden, dass zwischen Zimmer und den brüdern sich ein ähnlich freundschaftliches verhältnis, wie es die herausgeber des Wunderhorn zu ihrem verleger gewannen, nicht herausgebildet habe. Abgesehen von den zu anfang berührten mehr bloss persönlichen angelegenheiten, gibt uns das schreiben in seinem weiteren verlaufe doch immerhin ein stückchen vorgeschichte von der Edda (1815), zeigt wider die litterarische anlehnung der damaligen Grimmschen arbeitsweise an die emporgekommene moderne richtung, und deutet mit dem zuletzt gestellten programme gleichsam schon über das erscheinen der Altdänischen heldenlieder hinaus auf eine Heidelberger anzeige hin, die Gräter gegen die lieder schrieb und Wilhelm Grimm in einer eigenen kleinen schrift (Kl. schr. 1, 228. 2, 104) bekämpfte, der man auch heute noch, rein formell, die anerkennung als einer gelungenen litterarischen satire nicht versagen wird. Der brief lautet:

Cassel am 12 mai 1811.

An herren Mohr u. Zimmer in Heidelberg.

Ihr letztes schreiben vom 26[ten] april habe ich richtig erhalten. Von den anweisungen ist mir ausbezahlt worden:

1) der wechsel an den prinzen Ernst von Philippsthal von	62 — 24.
2) die anweisung an die sächsische gesandtschaft von	7 — 12.
	69 — 36.

also die summe von neun und sechszig gulden sechs und dreissig kreuzern Frankf. währung, welche ich richtig empfangen zu haben hiermit bescheinige.

Was die anweisung an herrn hofrat von Huhn betrifft, so ist mir solche nicht ausbezahlt worden, weil er schon seit einiger zeit mit dem fürst Repnin, der hier gesandter war, und in dieser qualität nach Spanien gehen sollte (vor kurzem aber noch in Weimar war)

abgereist ist. Herr legat. rat von Struve, an den ich mich wendete, hat aber keinen auftrag zur auszahlung erhalten. Sie müssen also an h. von Huhn die rechnung direct senden.

Ich bin es recht gern zufrieden, dass Sie mir erst michaelis und weihnachten das honorar für die dänischen lieder auszahlen, um so eher, da ich Ihnen etwas ähnliches angeboten habe; wenn ich nur sicher darauf rechnen kann, es dann zu erhalten. Eine einzige bedingung ist dabei, nämlich dass Sie dort an herrn Batt für herrn Glöckle in Rom 4 Louisd'or für mich auszahlen, innerhalb eines monats. Denn Batt besorgt Glöckles angelegenheiten.

Es tut mir leid, dass Sie die nordischen sagen ausschlagen, und so will ich Ihnen auch gar nicht den zweiten ungedruckten teil der ältern Edda Sämundar, die ich seither durch ein seltenes glück erhalten, und die ausser ihrem poetischen wert als merkwürdige quelle der alten bildungsgeschichte immerbleibend ist, anbieten.

Die dänischen lieder sind nun fertig gedruckt; Grunert hatte aber das titelkupfer noch nicht und ich bitte es ihm, wo er es jetzt nicht schon hat, baldigst zuzusenden. Ich hab es selbst nicht vorher gewusst, dass das buch so stark werden würde, da ich die zweite sammlung erst spät erhielt; indess hat es an innerm wert gewiss gewonnen. Man fängt in Östreich an sich für die alte literatur zu interessiren, es ist eben in dieser messe von Hofstätter etwas bedeutendes darin erschienen[1], und so darf ich hoffen, dass Ihnen dort ersetzt, was im nördlichen Deutschland entzogen wird. Zudem hat Schlegel im Östreichischen Beobachter (1810. Beilage 12.) auf die dänischen lieder schon aufmerksam gemacht und sie empfohlen. Sie dürfen es nicht versäumen in den dortigen blättern eine anzeige des buchs abdrucken zu lassen.

Sie könnten mir einen recht ausgezeichneten gefallen tun, wenn Sie mir folgendes programm, welches zu Schwäbisch Hall von Gräter letztes neujahr erschienen ist, um jeden preis, wär es auch von einem privatmann zu kaufen, verschafften:

> Helga-Quida Haddingia Scata, hoc est carmen de Helgio Haddingorum Heroe Sectio 1. Specimen eddicum codicis Vidaliniani, nunquam antea impressum, quod programmatis loco in anniversariis Majestatis regiae in Gymnasio Halensi Cal. Jan. MDCCCXI

1) Über die von Hofstäter aus Wiener handschriften 1811 in moderne sprache übertragenen „Altdeutschen gedichte aus den zeiten der tafelrunde“ hat sich Jacob Grimm später nicht günstig ausgesprochen (Kl. schr. 6, 71).

celebrandis publico eruditorum examini subjicit F. D. Graeter. Hal. 8 s. in fol.

Ich bitte es mir, sobald Sie es erhalten, auf der packetpost zuzuschicken. Die honorarberechnung erhalten Sie hierbei quittirt zurück.

Mit versicherung der aufrichtigsten hochachtung

Ihr ergebener

Wilhelm C. Grimm.

Die einlage, bitte ich, gefälligst auf die post tragen zu lassen.

Der brief erschliesst uns nun auch eine bisher für Friedrich Schlegel nicht in anspruch genommene voranzeige der Altdänischen heldenlieder Grimms. Der Österreichische beobachter, 1810 von Pilat in Wien redigiert, hatte sich der tätigen beihilfe Schlegels zu erfreuen. Aus dessen verbindung mit dem Zimmerschen verlag und der Einsiedlerzeitung sowie mit den Heidelberger jahrbüchern nahm Grimm, vermutlich, die äussere veranlassung, Schlegel seine ankündigung (vgl. oben s. 195) zuzusenden. Im Österreichichen beobachter heisst es nun anonym a. a. o.:

> Von der unter dem nahmen Kämpe Viser bekannten sammlung altdänischer volkslieder kündigt hr. Wilh. Karl Grimm eine deutsche übersetzung unter dem titel: Altdänische heldengesänge, liebeslieder und mährchen an, die bey Mohr und Zimmer erscheinen soll. Hier wird man das original von Herders König Oluf, von Göthe's Fischer wieder finden. Mehrere dieser altdänischen lieder sind (auf verwandten ursprung deutend) denen von Percy gesammelten altenglischen sehr ähnlich; andere beziehen sich auf dieselben sagen und dichtungen, welche dem grossen deutschen Niebelungen-liede zum grunde liegen. — Es ist diess unternehmen, eine deutsche übersetzung von dem dänischen Kämpe Viser zu geben, um so mehr zu loben, da viele dieser lieder auch historisch sehr merkwürdig und wichtig sind; und da das original bey den literatoren zwar hinreichend bekannt und berühmt, ausserdem aber um so weniger verbreitet war, da die ältere scandinavische literatur in Deutschland obwohl mit unrecht noch so wenig cultivirt wird, die wichtigsten denkmahle derselben oft auch auf gut eingerichteten bibliotheken vergeblich gesucht werden[1].

1) Herr Walzel in Wien hatte die gefälligkeit mir auf mein ersuchen eine abschrift der stelle aus dem (hierorts nicht vorhandenen) original zu geben.

Zur erklärung des auffälligen irrtums, dass sich in der übersetzung das „original von Göthe's Fischer“ widerfinden solle, muss bemerkt werden, dass in Grimms ankündigung (oben s. 198) von dem wassermann in Goethes Fischer — durch druckversehen anstatt Fischerin — die rede war. Für die sicherung der autorschaft Schlegels vermag ich zwei zeugnisse, ein früheres und ein späteres, beizubringen. Schon in der Heidelberger recension von Büschings und v. d. Hagens Sammlung deutscher volkslieder (1808. 1, 134—142), die Walzel bei Kürschner (180, 361) mit recht gegen eine controversstellung geschützt hat, erklärte Schlegel, dass „eine nähere bekanntmachung des (!) Kämpe Wisers und anderer alten dänischen liederbücher um so wünschenswerter sein werde, da sie bis jetzt nur wenigen litteratoren bekannt sind.“ Fast wörtlich also wie im Österreichischen beobachter. Und als das buch erschienen war, schrieb Friedrich Schlegel, gemäss seiner hinlänglich belegten unzufriedenheit mit dem Wunderhorn, 1811 an seinen bruder Wilhelm (in Walzels ausgabe 1890, s. 529): „Grimms Altdänische lieder haben meine erwartung nicht befriedigt. Die eigentlich dänischen sind, obwol sie treu übersetzt scheinen, oftmals sogar etwas wunderhörnern ... Die wenigen auf Niebelungische mythologie sich beziehenden in Grimms sammlung scheinen mir ein äusserst später, verworrener und wenig erfreulicher nachhall der deutschen Niebelungen-lieder zu sein usw.“ Also auch hier legte er einen nachdruck auf das verhältnis der dänischen lieder zu den Nibelungen. Mag nun Wilhelm Grimms briefliche angabe auf directer mitteilung, was ich glaube, oder auf blosser vermutung beruhen, er hat recht: diese voranzeige ist von Friedrich Schlegel.

BERLIN. REINHOLD STEIG.

MISCELLEN.

Zur Helmbrechtshoffrage.

Meine abhandlung über den Helmbrechtshof und seine umgebung[1] gründete sich einerseits auf eine umfassende lokalkenntnis und eingehende informationen, anderseits auf urkundliche belege. Nichsdestoweniger fand sie eine erwiderung, die bereits vor jahresfrist erschienen ist.

Es fällt mir schwer, dem von mir hochgeachteten forscher entgegentreten zu müssen. Ich kann mich aber der pflicht nicht entschlagen, meine sache auf das entschiedenste zu verteidigen.

1) „Der Helmbrechtshöf und seine umgebung“. 51. bericht des Museum Francisco-Carolinum, Linz, 1893. (Leipzig, G. Fock. 31 s. 8).
2) F. Keinz, Anzeiger f. d. a. XX, 258—262.

Indem ich die einzelnen streitpunkte bespreche, halte ich mich an die von Keinz beobachtete reihenfolge. Der erste punkt ist der wichtigste.

1. Der Helmbrechtshof. Zur tradition über diesen hof wäre zu bemerken, dass ich bei allen alten und geistesfrischen personen (die meisten waren bereits achtzigjährig) in der nähe des Helmbrechtshofes nachfrage gehalten und folgendes in erfahrung gebracht habe: 1) dass die befragten weder von einem Helmbrechtshofe, noch von dem inhalte der dichtung etwas wussten, trotzdem sie dort aufgewachsen sind; 2) dass ein vor zwei jahren noch vollsinniger mich auf die frage nach dem Helmbrechtshofe zu den gütern Hartl und Bauer wies; 3) dass ein massgebender, mittlerweile verstorbener zeuge, der 79jährige Johann Hartl vom Hanslechnergute mir im verflossenen herbste berichtete: „Mein vater sagte immer, er sei vom Hartlgute, vom Helmbrechtshofe“; 4) dass erst durch die Keinz'sche untersuchung der Lenzhof zu der ihm fälschlich zugekommenen bedeutung gelangt ist. Ich betone, nicht durch Keinz und nicht durch andere forscher, die ihm zur seite standen.

Keinz gibt selbst zu, dass man schon lange im Hartlgute einen teil des Helmbrechtshofes vermutete. Bei dem mangel an urkundlichen beweisen (s. 259) kann dieses bekenntnis nur einer tradition ihr dasein verdanken.

Wir können uns bei besprechung dieser frage der führung des urbars von 1581 vollkommen anvertrauen. Sein Helmbrechtshof ist mit dem in M. B. XXXVI. II. 14 angeführten identisch und fällt mithin mit dem bei Keinz („Helmbrecht“, 2. aufl.) s. 7 und 8, aber nicht mit dem s. 8, 2. abs. erwähnten zusammen. Die von Keinz ventilierte orts- und familiennamenfrage, die zur entkräftung meiner beweisführung dienen soll, verdient hier kurz besprochen zu werden.

Dieses urbar beschreibt 94 höfe der pfarre Gilgenberg. Die familiennamen, die uns auf diesem altehrwürdigen kulturboden mit einer von jeher streng konservativen bevölkerung begegnen, lassen sich in 3 gruppen einteilen, wovon die zweite, in der das gut (der ort) der familie den namen gibt, die beachtenswerteste ist. Von den 94 höfen gehören 47 hieher. Es würde weit über den rahmen dieses aufsatzes hinausgehen, sie alle anzuführen; es dürften 5 genügen, um die gegnerische behauptung zu widerlegen: Dikhe[1], Sebastian Dickher zu Dickh[2], Dick[3]; Weilen, Michael Weilner zu Weiln, Weilner; daz Gallen, Sigmundt Gal zu der Galnstat, Gall; Ravhenperg, Jakob und Georg Rauhenberger zu Rauhenperg, Rauhberg; Hopferspach, Hanns Hopferspacher zu Hopferspach, Hopfersbach; endlich als 6. beispiel: Helmprechtz hof, Hanns und Utz Helbmprechtshofer auf dem Helbmprechtshofe, Helmbrechtshof (Hartl und Bauer).

Die konsequenzen, die sich daraus für den Helmbrechtshof ziehen lassen, bedürfen wohl keiner weiteren erörterung. Der name war fest auf dem hofe. Eine rückbildung (s. 260) von dem familiennamen auf den gutsnamen ist ausgeschlossen, ebenso die ansicht, dass ein Helmbrechtshofer sich im 14. oder 15. jahrhunderte an der stelle des heutigen Hartlgutes ansiedelte.

Dass der neue besitzer auf dem 1. halbhofe des Helmbrechtshofes, Johann Hartl, dem erworbenen hofe seinen namen gab, oder dass dieser ihm von der umwohnenden bevölkerung gegeben wurde, lag in der natur der sache. Dadurch, dass Johann Hartl diesen halbhof erwarb, kam dieser als bestandteil des Helmbrechtshofes ausser betracht, er erhielt das gepräge der selbständigkeit und erforderte ein merkmal, das ihn nicht allein für die bewohner der landschaft, sondern auch für die

1) M. B. XXXVI. II. 2) Urbar 1581. 3) Heutiger gutname.

amtspersonen vom zweiten halbhofe unterschied und dies war der neue gutsname: Hartlgut.

Dieser begründung habe ich noch die bemerkung hinzuzufügen, dass Keinz die randbemerkung im urbar: „Diß haist das härtlguet“ irrtümlich beim namen Helbmprechtshof liest (s. 260).

Für die von Keinz erwähnte zähigkeit am festhalten der gutsnamen liefern das Lenz- und das Nazlgut den schlechtesten beweis. Der name Lenz ist einer der jüngsten der gegend, und das gut erhielt denselben von dem 1801 abgetretenen besitzer Lorenz (Lenz) Bürger. Sein eigentlicher name ist Gebetsreithergut. Dieser name verschwand. Zuerst erscheinen beide namen noch nebeneinander, erst seit neuerer zeit ist der name Lenz allein im gebrauche. Amtlich, im alten grundbuche, erscheint er zum erstenmale als „Gebetsreither- oder Lenzengut“; die kirchenbücher bringen ihn einige decennien früher.

Der name Nazl ist noch jünger. Ihn kennt das alte grundbuch überhaupt noch nicht. Amtlich erscheint er erst in dem um 1880 angelegten neuen grundbuche. Der ursprüngliche name ist Langgut. Sein jetziger name hängt mit dem 1811 erfolgten abtreten des Ignaz (Nazl) Ecker zusammen.

Die kombination: Lenzgut und Hartlgut als Helmbrechtshof (s. 259) ist bei den territorialen verhältnissen gar nicht annehmbar, auch dann nicht, wenn das Hubergut, *daz aigen avf der hveb* (M. B. XXXVI. II. 15), nicht im wege stünde. Übrigens weiss auch darüber das urbar von 1581 bescheid. Das „dorf Gebharts Reith“ umfasste damals fünf höfe. Drei davon haben ihre ursprünglichen namen behalten, die anderen zwei, der eine gehörig dem „Leonhardt zu Gebertzreuth“, der andere dem „Leonhardt Langer zu Gebertzreuth“ sind die heutigen güter Lenz und Nazl und repräsentieren die ortschaft „Gebhartsreith“, „Reith“ im engsten sinne. Auch das urbar in Mon. Boic. XXXVI. II zählt die drei vorerwähnten höfe in gleicher benennung und reihenfolge auf, setzt aber voran Reith; s. 15: *Aber daz lehen ze Raevt da avfsitzet Gebhart* — das Gebetsreither- oder Lenzgut, und s. 16: *Aber da selben von einem ackcher* — das Nazlgut, im gegensatze zu dem s. 14 auftretenden Helmprechtz hof.

Um jeden zweifel zu beseitigen, dass der zweite halbhof zum Hartlgute kein anderer sein kann als das bauerngut, und dass die annahme einer späteren urbarmachung des dazu gehörigen bodens irrig ist (s. 259), verweise ich auf den in meiner arbeit erwähnten situationsplan des hofes, wie auf den darauf bezüglichen text (s. 17). Überzeugender jedoch spricht eine urkunde, gefunden im unterdache des bauernhofes, jetzt im besitze der schule Gilgenberg. Dieselbe ist ein heiratsbrief ddo 9. september 1737 und beginnt mit den stolzen worten: „Ich, Johann Hofmann, bauer am Helmbrechtshofe, selbst zugegen usw.“ Dieser Hofmann heiratete laut trauungsbuch am 8. juli 1737 auf das bauerngut.

In welchem zusammenhange stehen nun die güter Hartl und Lenz? Auch für dieses rätsel gibt es eine lösung. Am 6. mai 1801 hielt, vielleicht gleichzeitig mit dem neuen gutsnamen, Johann Hartl, der vierzigjährige sohn des Ulrich Hartl auf dem Hartlgute seinen einzug als besitzer auf dem Gebetsreithergute. Die Hartl blieben auf demselben bis 1868.

Der auf das Lenzgut übersiedelte Hartl führte, vielleicht weil er der älteste in der zahlreichen familie war, die familientradition fort, und dies mit um so grösserem rechte, da die Hartl auf dem Helmbrechtshof bereits 1848 ausstarben, nachdem sie den hof seit 1582 in ununterbrochener männlicher erbfolge besessen hatten.

Nach einer erst jetzt von Keinz gebrachten tradition (s. 261) wurde der „alte“ Lenz von seinen jugendgenossen als Helmerldieb, Helmelrauber verspottet. Sein vater beruhigte ihn stets mit den worten: „Lass ’s gehn die buben, ist mir auch nicht besser gegangen; ist schon auf dem haus.“ Diese tradition erschüttert bedenklich den wert des traditionsmateriales. Eine kleine genealogische skizze wird uns darüber belehren. Der „alte“ Lenz, Georg Hartl, von dem diese äusserung stammen soll, besass den hof von 1830—1857; dessen vater war Johann Hartl, der, wie schon erwähnt, 1801 in einem alter von 40 jahren auf diesen hof heiratete. Nimmt man dies als grundlage für die beurteilung der äusserung, so ergibt sich die tatsache, dass Johann Hartl, als er von den buben so geneckt wurde, dem Lenzgute und infolge dessen dieses dem gedichte noch ganz ferne stand. Der zusatz: „ist schon auf dem haus“ verliert damit jede berechtigung.

Einem zufalle verdanke ich die bekanntschaft mit dem einzigen noch lebenden sohne (geb. 1839) des „alten“ Lenz. Ihm war die vorher angeführte, wie überhaupt jede auf den Helmbrechtshof bezügliche tradition fremd. Nur das konnte er berichten, dass sein vater bereits sagte, das Lenzgut sei der Helmbrechtshof. Diese einzige mitteilung, die der vater dem sohne in dieser interessanten sache machte, muss als sehr dürftig bezeichnet werden. Wir werden wohl nicht annehmen dürfen, dass er wichtige und interessante mitteilungen seiner familie vorenthielt, die er fremden gegenüber zum besten gab.

Dass auch die von Keinz („Helmbrecht“ 2. aufl.) s. 8 erwähnte urkunde ihr dasein auf dem Lenzgute der übersiedlung der familie Hartl verdankt, kann wohl nicht mehr bezweifelt werden.

2. Der Hohenstein. Wenn man Keinz bei seiner anwesenheit auf dem schauplatze von Gilgenberg aus den Hohenstein als „anständigen kegel“ zeigte, so wurde er das opfer eines irrtums. Von Gilgenberg aus ist der hier ins auge zu fassende fälschliche Hohenstein, der Grastenberg, überhaupt nicht sichtbar; von dem tiefer gelegenen Hohenstein muss daher ganz abgesehen werden. Nur von einem punkte beim pfarrhofe — $^1/_4$ stunde südlich von Gilgenberg, der günstigst gelegene punkt in der linie Gilgenberg-Hohenstein — will ein geübtes auge die gipfel der bäume des Grastenberges beobachtet haben. Die generalstabskarte gibt darüber hinlänglich bescheid.

3. Der Haldenberg. Der neueste versuch, um aus dem Adenberge den Haldenberg zu machen, erscheint mir deshalb verunglückt, weil *halde* hier zu lande weder schriftsprachlich noch weniger aber im dialekt gebräuchlich ist, und der weidegründe des Adenberges in des wortes eigenster bedeutung zu gedenken, sich nicht der mühe lohnt. Zum namen „Adenberg“ wäre zu bemerken: Die urkunde CXVI s. 241 im Urkb. d. L. v. d. E. I nennt c 1180 ein „predium *suum* in Atenberch.“ Unter diesem „Atenberch“ dürfte nur die heutige ortschaft Adenberg zu verstehen sein. Ob damals auch der berg schon so geheissen, ist nach dem urbar in M. B. XXXVI. II s. 11 zweifelhaft, denn der wortlaut dieser stelle: *Aber Eberhart Polan, avf dem Adelhartsperg, giltt* ... spricht dagegen. Für die wahrscheinlichkeit, dass aus dem namen Adelhartsberg Adenberg geworden, mag der name der ortschaft Adenbrunn, gem. Schwand, welcher aus *Aermprvnn* (M. B. XXXVI. II. 9) hervorgegangen, als beweis gelten. Jedenfalls wird durch diese nachweisung dem Adenberge als Haldenberg ein schlechter dienst erwiesen.

4. Der Loh. Keinz sagt (Helmbrecht, 2. aufl. s. 88): „Der Loh (amtlich jetzt Lach) ist jener teil des Weilhartes usw.“ Niemand kann annehmen, dass damit

etwas anderes als die Lach, der Lachforst, gemeint sein kann. Dazu wäre nun zu bemerken: Der Lachforst ist die fortsetzung des Sidlberges, dieser des Haunsberges. Er besteht aus der „unteren" Lach (bis zur strasse Burgkirchen-Neukirchen), der „mittleren" Lach (bis zum sog. Kernsteige) und der „oberen" Lach (bis in die gemeinde Pischelsdorf). Die „untere" Lach befindet sich wol bei Ranshofen, die „mittlere" und „obere" Lach aber sind, sich weit vom schauplatze entfernend, aufwärts zwischen Enknach und Mattig.

Dass der Lachforst zur zeit der handlung des gedichtes nicht über seine heutigen grenzen hinausgieng, beweist hinlänglich das urbar in Mon. Boic. XXXVI. II s. 5 fgg.

5. Die Kienleite. Der name der fraglichen leite ist Sternleite. Der dem „Kern" gehörige teil heisst Kernleite. Diese leite erwähnt das urbar an zwei stellen: fol. 103a: *Holtzgrundt j Tagwerch, nur eine Leittn von Pürchenstaudach* und fol. 104a: *Hat ein Holzleitn, soweit dieselbe mit allerley gstaudach überzogen.* Es hat den anschein, als ob um diese zeit überhaupt kein nadelholz auf der leite wuchs, sondern nur laubholz, eine häufige erscheinung nach abtreibung des nadelholzes.

Keinz behauptet dann: „Solche objekte[1] werden aber höchst selten nach besitzern benannt und am allerwenigsten, wenn sie nur teilweise, wie er selbst angibt, einem solchen gehören." Diese behauptung lässt sich widerlegen. Hunderte von beispielen aus dem bezirke sprechen dagegen. Um nur aus der gemeinde Gilgenberg selbst einige anzuführen, seien von den mir bekannten 16 leiten (ihre zahl ist weit grösser) aus der nächsten nähe des Helmbrechtshofes genannt: die Hartl-, Schick-, Kastenberger-, Stern- (Kern-), Engsberger-, Ganserer-, Zeitlmaierleite usw.

6. Die quelle. Es muss befremden, dass Keinz sie in der kritik meiner arbeit ignoriert.

Endlich erwächst mir noch aus dem gegen J. Strnadt gerichteten teil eine pflicht; sie betrifft die clamirre-frage.

Strnadt besprach dieselbe auf grund von mündlichen mitteilungen, die er von mir erhielt. Für die angenommene speise hat man von alters her nur die bezeichnung pafese. So kannte der erwähnte sohn des „alten" Lenz — und dies mag bei vielen der anderen befragten der fall gewesen sein — noch grossmutter und urgrossmutter, er hörte aber aus ihrem munde keinen anderen namen als pafese. Es müsste befremden, wenn das mundgerechte klemmer, klammer durch pafese verdrängt wäre. Nach Keinz scheint es aber vor jahren noch häufiger gewesen zu sein, denn nebenbei konnte man „selten" klemschnitte hören. Nun will eine person von der grossmutter klemschnitte für pafese gehört haben. Ich gebrauche absichtlich „will" gehört haben, weil ich überzeugt bin, dass sie es in traditioneller bedeutung nicht gehört hat. Ich nehme vielmehr an, dass manche leute zur zeit der forschungen durch das viele herumfragen nach klemschnitte selbst daran glaubten, dass die speise einst so geheissen hat. Das ist konstatiert, dass sich im ganzen gebiete des Weilharts klammer und klemschnitte nicht erfragen lässt. Wenn nun eine benennung, welcher nachgerühmt wird, dass sie einst im volksmunde fest wurzelte, mit einem schlage nur noch in einem einzigen falle nachweisbar sein soll, so kann solch ein fall den stempel des gemachten nicht verleugnen.

1) leiten.

Und dass manches durch gar zu grosse gefälligkeit der befragten gemacht wurde, lässt sich am erkennbarsten am Fulda'schen schergamte[1] nachweisen. Fulda musste sich gefallen lassen, dass man ihm aus der „Scherersölde“ ein „Schergamt“ machte.

1) L. Fulda: „Meier Helmbrecht“; L. d. G.-L. s. 22.

MATTIGHOFEN, AUGUST 1895. MAX SCHLICKINGER.

Zu Ztschr. XXVIII, 423 (*ærdisen*).

Herr dr. G. Ehrismann macht mich freundlich darauf aufmerksam, dass er die von mir im Anz. f. d. alt. 17, 291 angedeutete und dann in dieser ztschr. 28, 423 im anschluss an H. Haupts lexicalische funde näher begründete auffassung von *ærdisen* Recht ed. Karajan 6, 16 als *artîsen* bereits 1888 in der Germania 33, 372 vertreten habe, und zwar im anschluss an das Helbl. I, 184 überlieferte *hert eisen,* das ihm gleichfalls eine entstellung aus *artîsen* zu sein scheint.

MARBURG. EDWARD SCHRÖDER.

LITTERATUR.

Die syntax in den werken Alfreds des Grossen. Von **J. Ernst Wülfing.** Erster teil. Hauptwort — artikel — eigenschaftswort — zahlwort — fürwort. Bonn, G. Hansteins verlag. 1894. XXIX und 491 s. 12 m.

Eine ausserordentlich fleissige und sorgfältige, wolgeordnete, mit genauem register versehene materialsammlung für eine zukünftige altenglische syntax, die allerdings im erörtern allgemein bekannter dinge, geringfügiger einzelheiten manchmal wol etwas zu weit geht, wie schon von anderer seite bemängelt worden ist.

Immerhin bezeichnet Wülfings buch für das studium der sprache könig Alfreds, ja des altenglischen überhaupt einen erheblichen fortschritt, wie sich besonders aus den zahlreichen fällen ersehen lässt, in denen der verfasser, gestützt auf seine genauere kenntnis des sprachgebrauchs, schwierige stellen zu erklären, verdorbene zu bessern, auffassungen und übersetzungen der herausgeber von Alfreds schriften (selbst von Sweet und Miller) zu berichtigen vermag.

Auf sprachhistorische und sprachvergleichende erörterungen, auf logische und psychologische erklärungen hat Wülfing sich im allgemeinen nicht eingelassen; er begnügt sich damit, die syntaktischen erscheinungen nach hergebrachtem schema oder in ganz äusserlicher anordnung zu registrieren. So werden z. b. alle verba, die den accusativ regieren, in alphabetischer ordnung aufgezählt. Hier und in anderen fällen hätte der verfasser von Erdmanns tiefer gehender und die sprachlichen tatsachen mehr in ihrem ursächlichen zusammenhange erfassender darstellung der syntax Otfrids doch noch manches lernen können (Erdmann II, 75 fgg.).

Da Wülfings buch bereits mehrere besprechungen erfahren hat, so sei im folgenden nur auf einige punkte hingewiesen, die vielleicht allgemeineres interesse bieten.

Mit besonderer ausführlichkeit ist die casuslehre behandelt. Die rection der verba ist in den schriften Alfreds, wie überhaupt in ae. sprache, sehr schwankend. Bisweilen sind die abweichungen vom gewöhnlichen sprachgebrauch wol durch nach-

ahmung lateinischer constructionen veranlasst (worüber sich Wülfing leider nicht ausspricht).

Wenn z. b. das verbum *folgian* (*fylgan*) im Beda mehrere male mit dem accus. construiert wird (s. 190), statt, wie gewöhnlich, mit dem dativ (s. 88), so ist dies gewiss ein latinismus, ebenso, wie die entsprechende construction von ahd. *folgên* im Tatian und Isidor (Erdmann a. a. o. II, 201). Gerade die Beda-übersetzung ist zum teil so ängstlich wörtlich, dass man auch aus diesem grunde, wie aus manchen anderen, die autorschaft Alfreds in zweifel ziehen kann (vorrede s. XII). Ähnlich wird das verbum *gefultumian* im Beda mehrere male mit dem accus. construiert (s. 201), sonst bei Alfred regelmässig mit dem dativ (s. 80). Auf solche syntaktische unterschiede zwischen den einzelnen, Alfred zugeschriebenen werken, dürfte bei erörterung der autorfrage zu achten sein. Es lässt sich allerdings auch denken, dass ein und derselbe schriftsteller zunächst wörtlicher, allmählich freier übersetzt (wol kaum das umgekehrte).

Interessanter sind andere schwankungen in der verbalrection. Bekanntlich teilt die ae. sprache bis zu einem gewissen grade mit der altnord. (und gotischen) die vorliebe für dativ- (instrumental-) constructionen (vgl. Dietrich, Über den nordischen dativ in der Ztschr. f. d. a. VIII, 23 fgg.; Delbrück, Vgl. syntax s. 258 fgg.). Wie im lautcharakter, in der formenbildung und im wortschatz, so nimmt auch in beziehung auf die syntax das altenglische eine art mittelstellung zwischen den westgermanischen und ostgermanischen (nordischen) sprachen ein, was sich ja einerseits aus der alten heimat der Angeln und Sachsen, andererseits aus der zeit der Dänenherrschaft in England leicht erklärt.

So werden, abweichend vom sonstigen westgermanischen, aber übereinstimmend mit altnordischem (teilweise auch mit gotischem) sprachgebrauch mit einem objectsdativ (instrumental) im ae. costruiert: *(ge)beorgan*, *(ge)bregdan*, *forléosan*, *niman*, *forniman*, *onfón*, *swelgan*, *wealdan*, *weorpan*, *wrixlan* (vgl. Kress, Über den gebrauch des instrum. in der ags. poesie, Marb. diss. 1864, E. St. XVI, 84). Aber daneben kommt auch bei den meisten dieser verben ein objectsaccusativ (oder genetiv) vor. Und zwar begünstigen die prosa-denkmäler im allgemeinen die accusativrection, während die poetischen denkmäler, insbesondere das Béowulfslied, die dativrection bevorzugen

Das verbum *forléosan* z. b. wird im Béowulf nur mit dem dativ (instrum.) construiert (ebenso wie got. *fraliusan*, altnd. *týna*). In könig Alfreds schriften regiert es, wie sonst in ags. prosa regelmässig den accus. (Wülfing s. 186), nur zweimal in der Boethius-übersetzung den dativ (a. a. o. s. 93). Aber die beiden ausnahmefälle sind besonderer art: Boeth. 286, 13 *he næfre ne forlyst dæm leanum;* 292, 25 *þonne forliest god man his leanum, đonne he his god forlæt:* hier liegt offenbar eine formelhafte, alliterierende verbindung vor, die ihren ursprung höchst wahrscheinlich in einer epischen formel hat, vgl. Béow. 2145 *nealles ic þám léanum forloren hæfde.*

Da nun solche und ähnliche constructionen auf ags. sprachgebiet zuerst und vorwiegend im Béowulflied erscheinen, da der inhalt dieses epos, wie jetzt auch von Sievers zugegeben wird (Berichte der sächs. akad. 1895, 6. juli, s. 175) „alter skandinavischer tradition entnommen“ ist, da „sogar noch in den liedern, die Saxo benutzte, selbst in kleinigkeiten übereinstimmungen mit dem Béowulf hervortreten“ (a. a. o. s. 192), was auf sehr genaue widergabe des inhalts schliessen lässt, so wird jetzt meine frühere annahme, dass in solchen und ähnlichen fällen norrönismen (danis-

men) im Béowulf vorliegen, auch bei meinen gegnern vielleicht nicht mehr einen solchen entrüstungssturm erregen, wie früher.

Inzwischen haben ja auch andere gelehrte, wie Heinzel (Anz. f. d. a. XV, 192. 194), Kluge (ESt. XXII, 145) auf wörter und wendungen im Béowulf aufmerksam gemacht, die mit altnord. sprachgebrauch merkwürdig übereinstimmen.

Jedesfalls ist es eine unläugbare und bemerkenswerte tatsache, dass unter allen denkmälern altenglischer poesie und prosa das Béowulflied in diesem punkt, wie in anderen am meisten „altnordischem“ sprachcharakter sich nähert.

Allerdings lassen die abweichungen von gewöhnlichem westgerman., die übereinstimmungen mit altnordischem sprachgebrauch vielleicht auch eine andere erklärung zu. Schon Jac. Grimm meinte (Gramm. IV, 620), dass bei einem schwanken zwischen dativ- und accus.-rection „der dative ausdruck immer frischer, lebendiger und in der sprache älter“ wäre. Ähnlich bezeichnet Erdmann (a. a. o. II, 197) den dativ als „sinnlicher“, „gemütvoller“, „lebendiger“.

Man könnte also versucht sein in den erwähnten dativ-constructionen archaismen und poetisch lebendige ausdrucksweise zu finden. So wollten auch Sievers und Heinzel ähnlich wie Dietrich die dativrection von *onfôn* aus der ursprünglichen mehr sinnlichen bedeutung: „entgegengreifen“ erklären (Beitr. XII, 185; Anz. f. d. a. XV, 187), was Wülfing auf s. 104 hätte erwähnen können.

Indessen diese erklärung, so plausibel sie klingt, stimmt doch nicht recht zu den sprachlichen tatsachen. Zunächst scheint nicht berücksichtigt zu sein, dass auch das einfache verbum *fôn* den dativ regiert (Béow. 2989), ebenso wie *taka* im altnordischen. Ferner ist nicht recht einzusehen, warum gerade bei *onfôn* die ursprüngliche bedeutung des präfixes *on-* = got. *and-* noch lebendig und wirksam geblieben sein soll, während sie überall sonst schon abgeschwächt war (vgl. die lange liste von verben, die, mit *on-* zusammengesetzt, doch den acc. regieren, bei Wülfing s. 238—242). Sodann bleibt unerklärt, warum gerade die ae. sprache gegenüber dem anord. und ahd. die ursprüngliche rection bewahrt haben soll. Auch regiert ja schon im got. das synonyme *andniman* nicht den dativ, sondern den accus., z. b. Mc. 9, 37.

Endlich wäre aber bei jener erklärung doch anzunehmen, dass gerade die ältesten ae. texte die dativrection von *onfon*, als die altertümlichste, bevorzugen müssten. Das ist aber keineswegs der fall. Von den poetischen denkmälern abgesehen, die ja zwar aus älterer zeit stammen, aber doch nur in verhältnismässig späten handschriften und nach allgemeiner annahme in unursprünglicher textgestalt vorliegen, wiegt gerade in den ältesten texten die accusativrection entschieden vor. So ist in Sweets Oldest English Texts zwar mehrfach die accusativrection zu finden (vgl. meine Beowulf-studien s. 204), aber nur ein beispiel der dativrection: *onfoh minum gaste,* in dem (kentisch gefärbten) fragment eines Martyrologiums aus dem ende des IX. jahrhunderts (OET. s. 178). Ebenso ist aus den beiden handschriften der Cura pastoralis sicher nur accusativrection (mehr als zwanzig mal) und genetivrection, aber nie der dativ bei *onfôn* zu belegen (Beowulf-studien s. 215). Dagegen in den viel späteren Blickling homilies z. b. ist *onfôn* c. dat. ziemlich geläufig (Flamme, Bonn. diss. 1885 s. 9).

Mit viel grösserem recht kann man die verschiedenheit in der construction auf mundartliche verschiedenheit zurückführen. Die poetischen denkmäler gehen bekanntlich zum weitaus grössten teil auf originaldichtungen zurück, die in anglischem (mercischem?) dialect abgefasst sein müssen. Die prosa-denkmäler dagegen gelten meist als „westsächsisch“. Und in der tat können wir auch bei den prosatexten die beob-

achtung machen, dass gerade bei sonstiger anglischer (mercischer) färbung des dialekts auch der „nordische“ dativ häufiger auftritt. Während z. b. *onfon* c. dat. in Alfreds Cura Past. nicht nachweisbar ist, hat Wülfing in dem stark mercisch gefärbten (vgl. einl. s. XI) Beda diese construction 34 mal gefunden (s. 104).

Die verba *niman, forniman, swelgan, weorpan* kommen bei Alfred nach Wülfing nur mit einem objektsaccus. vor, *wrixlan* gar nicht, (*ge*)*bregdan* regiert in der Cura Past. den accus., im Oros. in einer formelhaften wendung den dativ (instrum.), *wealdan* regiert zwar im Beda und Boethius einige male den dativ, sonst gewöhnlich den genetiv (vereinzelt auch accus.). Nur (*ge*)*beorgan* scheint auch in ags. prosa ganz gewöhnlich und allgemein mit dem dativ verbunden zu werden.

In späterer westsächs. prosa, z. b. bei Ælfric, in den ags. evangelien, in der Benedictinerregel wird auch *onfôn* regelmässig mit dem accus. (oder mit dem genetiv), nicht mit dem dativ verbunden; ebenso natürlich *forleosan, niman, weorpan, swelgan*. Ich glaube dies hervorheben zu müssen, weil es nach der darstellung in Delbrücks Vergl. syntax z. b. leicht so erscheinen könnte, als wenn jene „nordischen“ dativconstructionen im ags. die regel gewesen wären.

Immerhin sind die übereinstimmungen zwischen altengl. und altnord. syntax interessant. Sie müssen entweder aus ursprünglicher gemeinsamkeit des sprachtypus erklärt werden, oder aus späterer beeinflussung des altenglischen durch die altdänische sprache. Vielleicht hat auch beides zusammen gewirkt. Zu beiden erklärungen passt die eben beobachtete tatsache, dass die anglisch-jütischen dialekte die „nordischen“ dative mehr begünstigen als der westsächsische; denn einerseits muss die heimat der Angeln nach der gewöhnlichen annahme den skandinavischen völkern mehr benachbart gewesen sein, als die der „Sachsen“, andererseits hausten die Dänen später in England vorwiegend auf anglischem gebiet, während Wessex doch nur zeitweilig unter dänischer herrschaft sich befand.

Die annahme späterer beeinflussung durch die altdänische sprache scheint mir jetzt allerdings nicht ausreichend zu sein, um alle übereinstimmungen zu erklären. Die englischen dialekte müssen meines erachtens von anfang an gewisse sprachliche eigentümlichkeiten mit den nordischen sprachen, bisweilen auch mit der gotischen geteilt haben. Neuerdings hat A. Erdmann in seiner schrift Über die heimat und den namen der Angeln (Upsala 1892) die gewöhnliche, auf Beda gestützte ansicht von der schleswigschen herkunft der Angeln mit grosser gelehrsamkeit bekämpft. Die vielfachen berührungen zwischen der altenglischen und den altnordischen sprachen würden aber ganz unbegreiflich sein, wenn die continentale heimat der Angeln irgendwo zwischen Elbe und Rhein zu suchen wäre.

Wenn nun die sprache in den schriften könig Alfreds, zwar nicht in dem masse wie die der poetischen denkmäler, aber immerhin in mehreren charakteristischen punkten, sich mit altnordischem sprachgebrauch berührt, so scheint dieser umstand zu dem gewöhnlich angenommenen „streng westsächsischen“ charakter von Alfreds schriftsprache nicht recht zu stimmen. Ich gestehe aber, dass könig Alfreds sprache überhaupt auf mich gar nicht einen so „streng westsächsischen“ eindruck macht, wie gewöhnlich angenommen wird (vgl. auch Napier, Anglia X, 139). Manche späteren denkmäler, z. b. Älfrics schriften scheinen mir den „westsächsischen“ sprachtypus reiner darzustellen.

Was für gründe lassen sich überhaupt für die annahme anführen, dass Alfreds schriften in dem reinen, unverfälschten dialekt seiner heimat abgefasst sind? Ich kenne keinen irgendwie stichhaltigen. Dass die Beda-übersetzung mercischen sprach-

charakter zeigt, wird jetzt wol allgemein angenommen (vgl. Thomas Millers einleitung s. LVII). Wir stehen also vor dem dilemma, entweder diese schrift für unecht erklären zu müssen, wogegen sich doch auch Wülfing sträubt (s. XIII), oder annehmen zu müssen, dass zufällig alle erhaltenen handschriften in den mercischen dialekt umgeschrieben worden und dass alle westsächsischen handschriften verloren sind. Von den übrigen werken zeigt ohne zweifel die übersetzung der Cura pastoralis am meisten westsächsische färbung; aber auch dort erscheint mir diese nicht ganz rein, aus gründen, die ich hier nicht ausführlich darlegen kann.

Dass die umgangssprache des königs von dem dialekt seiner engeren heimat beeinflusst war, ist ja selbstverständlich. Aber es ist doch auch zu berücksichtigen, dass Wantage in Berkshire, wo Alfred seine jugend verlebte, unweit der mercischen grenze lag, dass die familie, zu der er gehörte, vielfach mit geschlechtern aus den verschiedensten gegenden Englands verschwägert war (seine mutter war aus Kent gebürtig, seine gemahlin aus Mercien, eine schwester und eine tochter waren mit mercischen fürsten vermählt), dass am hofe nicht bloss Westsachsen, sondern auch Kenter und Mercier sich aufhielten. Unter diesen umständen ist es doch schon sehr zweifelhaft, ob könig Alfred reines, „strenges“ westsächsisch sprach. Viel zweifelhafter aber, ob dieser dialekt sich in seinen schriften getreu widerspiegelt. König Alfred selbst bezeichnet die sprache, in der er schreibt, als „englisc“. Wie man diesen ausdruck auch drehen und deuteln möge, so lässt er sich jedenfalls nicht zu gunsten der hypothese von einer „streng-westsächsischen“ litteratursprache verwenden. Viel eher könnte man darauss schliessen, dass die *κοινή*, welche schon vor Alfred bestanden haben muss, aus einem anglischen dialekt hervorgegangen sei, und dass könig Alfred sich dieser *κοινή* bedient habe.

Dass es schon vor könig Alfred eine umfangreiche litteratur in altenglischer sprache gegeben hat, und dass diese litteratur hauptsächlich auf anglischem gebiet erwachsen ist, wird jetzt wol von niemand mehr bezweifelt werden. Es ist ferner in betracht zu ziehen, dass unter des königs lehrern und gehilfen bei seinen litterarischen arbeiten nach Asser 4 Mercier (Wærfrith, Plegmund, Æthelstan und Werewulf), aber kein einziger Westsachse war. König Alfred selbst bezeichnet in der vorrede zur Cura pastoralis Plegmund an erster stelle als seinen lehrer, danach den Walliser Asser, den Franken Grimbold und den Altsachsen Johannes. Seine gewöhnlichen secretäre sind nach Asser die Mercier Aethelstan und Werewulf gewesen.

Wie wir uns nun auch die entstehung der Alfredischen schriften denken, sei es, dass der könig den sekretären seine übersetzung in die feder diktierte, sei es, dass er selbst eine niederschrift verfasste, die dann abgeschrieben wurde, so ist doch leicht begreiflich, dass anglische, mercische spracheigentümlichkeiten sich einschlichen. So ist denn von diesem standpunkt aus namentlich der mercische sprachcharakter der Beda-übersetzung leicht zu erklären. Sollten nicht auch sonst ungleichheiten und schwankungen im sprachgebrauch der Alfredischen schriften auf dialektmischung zurückzuführen sein? —

Die folgenden abschnitte, welche von dem gebrauch des artikels und des eigenschaftswortes handeln, sind, verglichen mit dem ersten etwas dürftig, zum teil wol aus dem grunde, weil der verfasser nicht widerholen wollte, was in früheren dissertationen ausführlich erörtert war. Ich hätte aber wenigstens ein genaueres eingehen auf den bekannten aufsatz von Lichtenheld (Ztschr. f. d. a. XVI) erwartet.

Manches interessante ist dagegen in den abschnitten über die zahlwörter zu finden, obwohl auch hier in der anführung von belegstellen für allgemein bekannte

grammatische erscheinungen des guten wol etwas zu viel getan, und es deshalb nicht ganz leicht ist, das bemerkenswertere herauszufinden.

Bei den zueignenden fürwörtern (§ 245) hätte vielleicht erwähnt werden können, dass das archaische *sîn*, welches in der poesie bekanntlich ganz geläufig ist, auch sogar in den Blickling homilies noch einmal vorkommt, in Alfreds schriften nicht belegt ist.

Auf s. 385 ist das hinweisende fürwort *ilc* erwähnt; richtiger (*se*) *ilca* (*îlca*?), da doch nur schwache formen belegt sind.

Auf s. 392 wird das nur einmal belegte ae. fürwort *geon* verglichen mit „got. *jains*, schott. *yon*, deutsch *jener*". Im neuenglischen ist aber *yon* (obwol vorwiegend schottisch) durchaus nicht auf den schottischen dialekt beschränkt, sondern bei Shakespeare, Milton, Wordsworth, Tennyson und vielen andern dichtern üblich.

Zum schluss sei noch auf die ausführliche und erschöpfende darstellung des gebrauchs der relativen fürwörter (s. 394—423) besonders hingewiesen.

KIEL, MÄRZ 1896. G. SARRAZIN.

Altnordische sagabibliothek, herausgegeben von **Gustaf Cederschiöld, Hugo Gering** und **Eugen Mogk.** Halle a. S, Max Niemeyer.

1. Ares Isländerbuch, herausg. von **Wolfgang Golther.** 1892. XXVIII, 46 s. 1,60 m.
2. Ǫrvar-Odds saga, herausg. von **R. C. Boer.** 1892. XXIV, 124 s. 3,60 m.
3. Egils-saga Skallagrímssonar, nebst den grösseren gedichten Egils, herausg. von **Finnur Jónsson.** 1894. XXXIX, 334. 9 m.

Das studium der altnordischen sprache — man wird diese bezeichnung in übereinstimmung mit den herausgebern der „altnordischen" Sagabibliothek ruhig beibehalten dürfen trotz der bekannten ungenauigkeit des ausdruckes, denn „altisländisch" allein zu sagen ist schon für die sprache und noch mehr für die litteraturdenkmäler (besonders die poetischen) eine zu eingeschränkte bezeichnung, und „altnorwegisch-isländisch" zu schwerfällig, ebenso „altwestnordisch", und man wird sich mit dem alten erfahrungssatze *verba valent usu* hier ebenso wie bei dem ausdrucke „Eddalieder" beruhigen können — ist in seiner allgemeinen wichtigkeit im norden auch kaum früher gewürdigt worden als in Deutschland die altdeutschen studien, trotzdem die kluft zwischen dem mittelalter und der neuzeit bei den skandinavischen völkern weit weniger schroff und tief war als bei uns. Gewiss war die zahl der gelehrten, die kenntnis der alten sprache hatten und sich mit ihr befassten im 17. und 18. jahrhundert in Skandinavien weit grösser als in Deutschland, aber noch im jahre 1813 konnte einer der gelehrtesten kenner der altnordischen litteratur, der hochverdiente P. E. Müller den satz aussprechen, dass die altnordischen studien (in Skandinavien) niemals zu einem allgemeinen akademischen lehrgegenstand gemacht werden dürften, ein sträuben gegen die verbreitung des studiums der nationalen vorzeit aus dem eigenen lager, zu dem es ja auch in Deutschland nicht an parallelen fehlt. Die zeit ist über diesen einspruch hinweggegangen, und das altnordische ist heute in Skandinavien nicht bloss akademisches fach, sondern auch unterrichtsgegenstand in den gymnasien. Das rasche aufblühen der nordischen philologie auf ihrem heimatlichen grunde, die dabei wirksamen fördernden momente, und der einfluss, den gleich-

zeitige litterarische strömungen teils darauf gewonnen haben, teils davon empfiengen, kann hier nicht betrachtet werden. Charakteristisch vor allem war, wie bei jeder werdenden wissenschaft, die ihren platz erst erobern muss, das von anfang an hand in hand mit der wissenschaft gehende bestreben, die früchte der forschungen auch weiteren kreisen zugänglich zu machen, was auch P. E. Müller trotz jener ablehnung als notwendig und wünschenswert betont hatte, und das sich vor allem in der veranstaltung von dänischen oder, wo man auf das ausland rücksicht nahm, lateinischen oder französischen übersetzungen oder resumés äusserte. Ist nun auch hier wie überall mit dem übergange zur exacten wissenschaft eine naturgemässe änderung eingetreten, die nur dann beklagenswert wäre, wenn sie zu dünkelhafter absperrung der wissenschaft vom leben ausarten würde, so hat doch die tätigkeit jener periode eine fülle von hilfsmitteln für alle, die zum verständnis des inhaltes der litteraturdenkmäler sich selbst einarbeiten wollen oder müssen, geschaffen, die auch für den anfänger des eigentlichen fachstudiums noch immer einen gewissen wert haben. Für die weitaus überwiegende anzahl unserer germanistischen studenten, die dem nordischen studium nur wenige semester widmen können, zu schweigen von historikern, juristen, romanisten usw., sind diese hilfsmittel leider unzugänglich; die wenigsten bibliotheken werden sie wol besitzen, und ist es bei dem heutigen stande der dinge schon viel verlangt, dass das gros der von der universität in den praktischen lehrberuf übertretenden studenten dem altnordischen zeit — und zwar viel zeit, denn ohne die geht es eben nicht — widmen soll, so kann man im allgemeinen noch weniger verlangen, dass sie als blosses hilfsmittel auch noch das dänische sich aneignen, das zum verständnis jener übersetzungen, der einleitungen, anmerkungen, commentare und hilfsmittel, vor allem der wörterbücher, einmal unentbehrlich ist. Diese rolle, die das dänische bei dem studium des altnordischen spielt, ist es wol hauptsächlich, die der allgemeineren ausbreitung dieses studiums über engere fachkreise hinaus bisher in Deutschland in den weg trat. Nicht als ob das interesse daran in weiteren kreisen der akademischen studenten vollständig gefehlt hätte; aber es concentrierte sich vor allem auf die Liederedda, von der es deutsche übersetzungen sowie hilfsmittel gab, was das übergewicht des inhaltlichen interesses verstärkte. Man kann aber nicht sagen, dass die Eddalieder die geeignetste lektüre für den anfänger bieten; viel passender schliesst sich die beschäftigung mit jenen gedichten an vorhergehende ausgiebige prosalektüre an, und dazu fehlte es abgesehen von lesebüchern, die doch einen zusammenhängenden text nicht ersetzen können, bis auf wenige ausnahmen an passend hergerichteten texten, vollständig aber an texten mit ausreichenden commentaren.

Es kann daher nicht anders als ein überaus glücklicher und fruchtbarer gedanke genannt werden, dass sich drei bekannte gelehrte auf dem gebiete der nordischen philologie, H. Gering und E. Mogk in Deutschland und G. Cederschiöld in Schweden zu der gemeinsamen begründung und herausgabe einer Altnordischen sagabibliothek vereinigt haben, welche die wichtigsten prosawerke der altnordischen litteratur mit sprachlichen und sachlichen erläuterungen, sowie litterarhistorisch orientierender einleitung versehen, bringen soll. Dass nicht eselsbrücken damit geschaffen werden sollen, bedurfte von vornherein keiner versicherung und ein blick in die erschienenen hefte genügt, um diesen gedanken abzuweisen. Hoffentlich fällt diese saat auf günstigen boden und trägt reichliche früchte; diese können auch kaum ausbleiben, wenn man in betracht zieht, welch tiefgehenden bedürfnissen gerade diese sagabibliothek entgegenkommt. Über den wert und die wichtigkeit der nordischen philologie in

ihrem ganzen umfange für germanistisch-sprachliche fachstudien hier ein wort zu verlieren, wäre überflüssig (eine hübsche darlegung in dieser richtung hat neulich R. C. Boer in seiner akademischen antrittsrede *De studie van het Oudnoorsch,* Groningen 1894, gegeben). Aber es gibt auch weite kreise, für welche die kenntnis der nordischen sprache nicht als selbstzweck, sondern als schlüssel zu der litteratur unentbehrlich oder wünschenswert ist: dem historiker erschliesst sich der zugang zu der ausgedehnten historischen litteratur des nordens, dem rechtshistoriker öffnen sich die reichen juridischen quellen, der romanist findet eine ausgedehnte übersetzungslitteratur in den romantischen sagas, und deutsche mythologie sowie heldensage sind ohne kenntnis der nordischen quellen nicht denkbar, ebensowenig kulturhistorische erfassung und erforschung germanischer urzeit. Bei dem heute immer mehr aufblühenden betriebe der vergleichenden volkskunde muss insbesondere noch darauf hingewiesen werden, dass zahlreiche sogenannte Fornaldarsögur und namentlich die kaum übersehbare menge jüngerer lygisögur einen kaum berührten boden für die erforschung der mittelalterlichen novellen- und märchenmotive bilden, ähnlich den von Gering so dankenswert eröffneten und zugänglich gemachten Íslenzk æventýri, dieser reichen fundgrube für legendarische stoffe und predigtmärlein des mittelalters. Je mehr sich heute von manchen seiten eine einseitige betonung des rein formalen wertes der isländischen handschriften — von litteraturdenkmälern kann man ja in diesem sinne gar nicht reden — geltend macht, um so dankenswerter ist die rücksichtnahme auf die interessen der weiten wissenschaftlichen kreise, denen der inhalt hauptsache ist und bleiben wird, die sich in der gründung dieses unternehmens ausspricht. Schon äusserlich, in der anwendung der sogenannten normalisierten schreibung der texte, deren berechtigung, nicht bloss ad usum delphini, keiner verteidigung bedarf[1].

1) Es drängt mich, darüber ein paar worte zu sagen, auf die gefahr hin, von vielen den vorwurf der widerholung selbstverständlicher, allbekannter dinge zu ernten, von anderer seite als wissenschaftlich zurückgebliebener anhänger eines veralteten, nutzlosen und falschen systems gebrandmarkt zu werden. Das nebeneinandergehen von Lachmanns „normalisiertem" Nibelungenlied und Laistners phototypischer widergabe der hds. A. hat bei uns in Deutschland kein gefühl unvereinbaren gegensatzes hervorgerufen, weil eben beides verschiedenen bedürfnissen der deutschen philologie dient, die durch éine form der widergabe nicht befriedigt werden können. Niemand wird den nutzen und die unentbehrlichkeit paläographisch genauer abdrücke von handschriften für die grammatische forschung läugnen, niemand ist bereiter, den fortschritt der grammatischen forschung gerade auf grund solchen materials unumwundener anzuerkennen als der referent; aber man sollte doch nicht, wie es mitunter geschehen ist, zwei natürliche gegensätze, die eben verschiedenen gleichberechtigten richtungen der wissenschaft entspringen, zum schaden der einen richtung dadurch aus der welt schaffen wollen, dass man die bedürfnisse des grammatischen forschers für allein massgebend ansieht, und jede ausgabe eines litteraturdenkmals, die nicht eine paläographische widergabe der handschrift ist — das sind zwei dinge, die nicht immer zusammenfallen und oft nicht zusammenfallen können — als wertlos bezeichnet oder zum mindesten als eine unmoderne, unvollkommene arbeit darstellt. Dann waren Lachmanns, Moriz Haupts und anderer deutscher philologen ausgaben, mit denen die mittelhochdeutsche philologie zu einer wissenschaft geworden ist, unvollkommene arbeiten, und das wahre verdienst lag in den buchstabengetreuen abdrücken der handschriften von K. A. Hahn, F. H. v. d. Hagen (die ungenauigkeit derselben bei letzterem ist hier nebensächlich, es kommt nur auf sein princip an) u. a., denen ihr ehrenplatz in der geschichte der deutschen philologie so lange vorenthalten worden ist. Denn sie waren nicht in dem groben irrtum befangen, wie die meister mhd. textausgaben, denen (wie einmal Edward Schröder sagte), der dichter wich-

Der plan der sammlung, die wichtigsten historischen, mythischen und romantischen sagas mit commentaren herauszugeben, verdient nach gedanken und ausführung vollste anerkennung; besonders dankenswert ist die einziehung der romantischen litteratur des nordens, wodurch das ganze unternehmen an universaler bedeutung gewinnt. Über die auswahl der litteraturwerke lässt sich bei einem so weitschichtigen unternehmen, das erst in seinem beginne steht und dessen ausdehnung auch von äusseren umständen abhängt, heute noch kein urteil abgeben, man darf aber den herausgebern von vornherein richtigen blick für die wahl der zu edierenden denkmäler zutrauen. Die grundzüge für die einrichtung des commentars und der einleitung, welche die redaction den einzelnen bearbeitern im allgemeinen als richtschnur angewiesen hat, sind gesund und zweckentsprechend: beschränkung der sprachlichen erläuterungen auf schwierigere phrasen und solche wörter, die in Möbius' bekanntem wörterbuche nicht verzeichnet sind; einschränkung der kritischen besprechung des handschriftenverhältnisses und überhaupt der textkritischen prolegomena auf die mitteilung des wesentlichsten. Ein schwieriger punkt ist die mitteilung von lesarten; diese sind im allgemeinen ausgeschlossen, da ja für die bedürfnisse kritischer forschung die wissenschaftlichen textausgaben vorhanden sind. Aber in manchen fällen werden die lesarten, zum mindesten in vernünftiger auswahl, doch nicht gut entbehrt werden können; abgesehen von dem mehr akademischen nutzen, den ihre mitteilung bei philologischen übungen und interpretationen unter zugrundelegung dieser ausgaben hat, geht es doch nicht an, werke der übersetzungslitteratur nur nach einer handschrift ohne varianten mitzuteilen, wodurch gerade die litterarisch-philologische vergleichung mit den verschiedenen ausländischen fassungen unmöglich gemacht würde, und ebenso kann ich mir eine ausgabe z. b. der Thidrekssaga ohne varianten nicht gut denken; man darf indes auch hier der redaction der sammlung das vertrauen entgegenbringen, dass sie fallweise, in der natur der sache liegende abweichungen von dem allgemeinen schema zulassen wird.

Die arbeit eines commentators für propädeutische zwecke, wobei er beständig das interesse eines weiteren benutzerkreises, und zwar vor allem eines lernenden, im

tiger war als der schreiber. Der schreiber kann unter umständen viel wichtiger sein als der dichter, für den, der aus seiner orthographie zeugnisse für die sprachgeschichte zu gewinnen suchen muss, und der wert verlässlicher diplomatischer abdrücke von handschriften ist darum unbedingt anzuerkennen, aber zu fordern, dass die gesammte philologie in veranstaltung von solchen abdrücken aufgehen soll, wäre ebenso unrichtig wie ein herabsehen auf die schwere arbeit diplomatischer herausgeber. Nützlich und notwendig sind beide arten von veröffentlichungen, die in der philologisch erschliessbaren sprachform des denkmals unter zugrundelegung der normalen orthographie, wie die andere in der orthographischen form der handschrift; zu welcher form sich ein herausgeber entschliesst, wird von dem alter der hs., der relativen seltenheit von handschriften aus dem zeitraum, in dem der schreiber gelebt hat, von der wichtigkeit des denkmals in sprachlicher oder inhaltlicher beziehung, und häufig auch von äusseren umständen abhängen; mitunter wird eine normalisierte form ganz überflüssig sein, wenn das denkmal rein sprachliche bedeutung hat, und in anderen fällen wird niemand daran denken, vor der diplomatarischen veröffentlichung eine philologische textbehandlung zu veranstalten; aber in vielen fällen hängt es nur von dem zwecke ab, dem nach des herausgebers meinung die publication dienen soll, ob er diesen oder jenen weg einschlägt, und der vorwurf, eine ausgabe sei für die grammatisch-palaeographische forschung wertlos, weil sie nicht alle eigenheiten des schreibers und palaeographischen siglen widergibt, ist ein schlag ins blaue; denn diese forschung ist nur ein teil der philologie im allgemeinen sinne, aber nicht diese selbst, der man eben auf verschiedenen wegen dienen kann.

auge behalten, und manchen wunsch nach ausgiebigerer verfolgung der einen oder anderen wissenschaftlich fruchtbaren richtung seiner sammlungen, parallelen usw. unterdrücken muss, ist eine so schwierige und zum teil entsagungsvolle, dass ich über ein zuviel oder zuwenig in dem gebotenen um so weniger rechten will, als man mit dem ausmasse und der art der gegebenen sprachlich-stilistischen erläuterungen im allgemeinen nur einverstanden sein kann. Es hängt nur mit dem stande der dinge, dass an unseren universitäten die meisten der nordisch betreibenden studenten dies nur nebenbei tun können und darum immer von den anknüpfungspunkten des nordischen an ihre germanistischen hauptstudien ausgehen werden, zusammen, dass ich eine ausgiebigere heranziehung solcher berührungspunkte, sei es auch nur durch kurze winke oder verweise, wünschen möchte, als es namentlich in dem ersten hefte geschehen ist. Manches liegt vielleicht von den unmittelbaren aufgaben eines commentars ab, und könnte eine digression scheinen; aber bei werken, die propädeutischen zwecken zunächst dienen sollen, darf auch diesem zwecke zuliebe manchmal ein opus supererogatorium getan werden, das streng genommen nicht unmittelbar erforderlich ist. So z. b. bei der Íslendinga bóc: die wahl dieses denkmals ist an sich durchaus erwünscht, aber die herausgeber der bibliothek werden sich wol selbst nicht verhehlt haben, dass das unschätzbare aber trockene büchlein mit seinen aufzählungen von orten und namen, seinen juridischen erläuterungen usw. für einen anfänger nicht gerade die anziehendste, nicht die leichteste und förderlichste lectüre sein kann. Doppelt notwendig war es darum, diesen stoff nun durch reichliche historische erläuterungen zu beleben, damit dem benutzer statt der toten namen wenigstens teilweise greifbare gestalten entgegentreten, ebenso in ermangelung einer kartenbeigabe über die geographischen lokalitäten ein paar orientierende worte zu spenden. Ein buch mit dem zwecke der Sagabibliothek darf ein gewisses entgegenkommen, sei es auch elementarer natur, nicht scheuen. So z. b. genügt es meines erachtens nicht, zum vorwort, abschnitt 2, zu bemerken, „über die hier genannten könige vgl. die Konunga sǫgur, insbesondere Snorres Heimskringla ......“ (folgen die titel der ersten drei abteilungen); hat denn jeder lernende benutzer die Heimskringla bei der hand? Ein paar historische notizen über die sieben dort genannten könige wären hier wol am platze gewesen; das gleiche gilt von namen wie Ívarr Ragnars sonr loðbrókar, Ingólfr (s. 4), Sæmundr Sigfússonr (s. 17) u. a.; was das register darüber bietet, wird dem, welchem diese namen bisher terra incognita waren, wenig helfen. Auch das kulturhistorische interesse hätte durch fördernde winke nutzbar gemacht werden können; sätze wie *menn cristner, þeir es Norþmenn calla papa* ..... s. 4, 20, *léto eptir bœr írskar oc biǫllor oc bagla* ebd. z. 22, *com Sæm. Sigf. sunnan of Fraclande hingat* ..... 17, 17 fordern dringend eine kulturhistorische beleuchtung bezw. erläuterung. Was soll sich der anfänger bei *Yngre Tyrkia conungr* (22, 21) denken, während es doch so leicht war, mit ein paar worten auf die pseudohistorischen strömungen in der betrachtung der mythischen vorzeit bei isländischen historikern aufmerksam zu machen und damit dem anfänger eine stelle interessant zu machen, über die er achtlos hinwegliest, oder günstigsten falls stutzt, ohne sich helfen zu können. Ohne den wert dessen, was der herausgeber getan hat, schmälern zu wollen, muss man doch bedauern, dass er den commentar nicht in diesem sinne reicher ausgestattet hat. Nicht als verlangen, nur noch als wunsch kann ausgesprochen werden, dass er die menge toter personennamen, die auch historisch nicht belebbar sind, dem interesse des schülers dadurch näher gerückt hätte, dass er sie etymologisch erklärte; das ist freilich eine jener zugaben, die

nicht verlangt werden kann, aber dankeswert und eines für den unterricht belebenden einflusses sicher gewesen wäre. Golther hat sich streng nur an das zum unmittelbaren verständnis des textes unbedingt erforderliche gehalten, und von diesem theoretisch weiter nicht anfechtbaren standpunkt aus das hauptgewicht auf die erklärung der juridischen partien der Íslendinga bóc gelegt, die er ausreichend erläutert hat. Praktisch hätte seine arbeit durch berücksichtigung der angedeuteten momente sich noch ein weiteres verdienst erwerben können. Indes, das mag ansichtssache sein. Ausführlicher in diesem sinne ist Boers commentar zur Ǫrvar-Odds saga; der lernende benutzer wird nirgends im stiche gelassen bei schwierigeren stellen, dazu kommt aber hier noch reichlichere heranziehung sachlicher und kulturhistorisch fruchtbarer ausgangspunkte. Auch die gelegenheit, über den unmittelbaren inhalt der saga hinaus auf verbreitete sagamotive, die zum aufbau des moule épique der Ǫ-O. Saga verwendet worden sind, vorsichtig und unaufdringlich aufmerksam zu machen, hat Boer öfter hübsch verwertet. Meine bemerkungen wollen nur zeigen, in welchem sinne ich manchmal ein weitergehen in diesen richtungen gewünscht hätte. S. 7, anm. zu II, 4 wäre ein hinweis auf die ausführliche schilderung des auftretens und benehmens der vǫlva in Eiríks þáttr rauđa wol am platze gewesen; dass die vǫlur erst durch die einführung des christentums in verachtung gerieten, ist in dieser allgemeinen form eine unrichtige behauptung; die verbrennung der 80 zauberer durch Erik blutaxt zeugt doch keineswegs von hohem ansehen des ganzen gewerbes, und daraus, dass hier gerade männer erwähnt werden, wird man keinen gegensatz zu dem ansehen der weiblichen vertreter der wahrsagerei ziehen können. Sie werden wol, genau wie noch heute auf dem lande die im rufe der zauberei stehenden personen, zugleich gefürchtet und gehasst worden sein. Zu cap. IV, 12 wäre bei der construction *hvat* c. nom. darauf hinzuweisen, dass das eine jüngere construction ist, und auch der gebrauch von *hvat* c. dat. (in der bedeutung „was für ein“) hätte angeführt werden können. Cap. VI, 3 vermisst man ungern den jedem Germanisten altvertrauten Andvaranautr. Cap. VIII, 11: der hübsche verweis auf die dän. balladendichtung hätte ausführlicher gegeben werden können und würde dadurch vielen benutzern erst recht fruchtbar geworden sein. Auch hier muss man fragen: hat denn jeder student Danmarks gamle folkeviser zur hand und kann er sie gebrauchen? S. 24 zu *troll* hätte die jüngere form *trǫll* (im sing.) erwähnung finden können, ebenso zu *skrattar* die entsprechungen in anderen german. dialecten (vgl. DM, N 138). S. 27 *Elfarsker,* die „schäre“ an der mündung der Gautelfr, ist wol nur druckfehler für „schären“! Bei *Sóti* s. 30 wäre die verwendung des namens namentlich in jüngeren und lygi-sagas gerade für berserker, blámenn, wikinger zu betonen, und daran die interessante mischung von verschiedenen vorstellungen über dieses typische motiv der ganzen litteraturrichtung zu zeigen; vgl. namen wie Surtr in dieser verwendung. S. 34. Ob man den kampf zweier krieger mit dem ausgange, dass sie schliesslich miteinander blutfreundschaft schliessen, direkt eine „sage“ nennen darf, wie Boer s. 34 tut, ist mehr als zweifelhaft; ein sagenmotiv ist es freilich, aber doch wol an sich nicht nur eine „sage“. Was Boer damit sagen will, dass das sagenmotiv in der Egils saga ok Ásmundar der französischen erzählung (Roland und Olivier im Girard de Viane) näher stehe als in zwei anderen citierten sǫgur, verstehe ich nicht; von einer herleitung des motivs aus dem altfrz. epos ist doch keine rede. Zu dem motiv vgl. jetzt auch Olrik, Saxes Kilder I, 59 fgg. II, 194 fgg. S. 75. Bei den schwimmkünsten war eine erinnerung an Béowulf angebracht; auch die bekannte stelle bei Pomponius Mela, *nandi non patientia tantum, studium etiam est Germanis* (vgl. Heinzel, Über die Nib.-s., s. 29) hätte

einen hübschen kulturhistorischen ausblick ermöglicht. S. 78. „*Hamþes skyrta* panzer“ war kurz zu erklären. S. 80. „*fenlogi*, gold, flamme des sumpfes“? Die erklärung ist zwar allgemein angenommen, aber ich glaube, die alte bedeutung von *fen* liegt hier eher zu grunde; man findet doch gold nicht in sümpfen. Übrigens hätte ein näheres eingehen auf die entstehung dieser kenning für gold kulturhistorisch und mythologisch viel interessantes geboten, vgl. z. b. Heinzels bemerkungen über die Nib.-s., s. 11. — S. 85 zu 5 war ungezwungener anlass auf die verwendung von stäben zum runeneinritzen, und die angebliche oder wirkliche aufzeichnung von liedern in dieser weise einzugehen oder doch den leser kurz über die in betracht kommenden verhältnisse zu unterrichten. Zu s. 91, Asen als *skrattar* vgl. ztschr. XXVI, s. 24. Diese bemerkungen wollen nicht als ebensoviele ausstellungen aufgefasst sein; sie sollen nur beispielsweise dartun, in welchem sinne ref. sich die anknüpfung an die allgemeineren interessen des benutzerkreises denkt. Dasselbe gilt von den paar notizen, die ich zu Jónssons Egilssaga hier noch vorbringen möchte; es sind keine desiderata, die einen tadel enthalten, sondern nur beiläufige bemerkungen in oben angedeuteter richtung; ich kann mich hier um so kürzer fassen, als die einrichtung von Jónssons commentar meinem gefühle nach musterhaft genannt werden kann und vollständig dem entspricht, was ich mit obigen bemerkungen als die mir vorschwebende wünschenswerte art der commentierung zu bezeichnen suchte: vgl. z. b. seine schönen bemerkungen zu s. 100, 15 über *dyngja*, zu s. 160, 12 über das darreichen von ringen auf der schwert- oder speerspitze, s. 123 über das taciteische *lac concretum* u. a., die namenerklärungen s. 4, 6, 21, 80 usw., die eingehenden kenningerklärungen u. a. m. S. 1, 3 zu *mikill* konnte auch der unterschied von *stórr* nebenbei erwähnt werden; s. 3, 4 bedeutungsgeschichtlich wäre es wol nicht uninteressant gewesen, auf die moderne dänische bedeutung von *styg* (hässlich) aufmerksam zu machen, ebenso s. 137 zu *mungát* die merkwürdige volksetymologische umdeutung im dän. *mundgodt* (leckerbissen). S. 5 zu *Hálfdanr* „Halbdäne“ vgl. die deutschen parallelen und gegenstücke *Halbdurinc, Halbwalah, Erchansuâb, Altsuâb,* auf die Müllenhoff, Beowulf s. 24 verweist, dessen citierung ich hier gerne gesehen hätte. Bei den salzsiedern s. 14 konnte wol an die berühmte scene der Friđþjófssaga erinnert werden. Ebda s. 14 *hǫnd* und *fótr* sowol (und zwar überwiegend) arm und bein, als hand und fuss; die süddeutsche (oder nur die österreichische? in dieser jedenfalls ist der gebrauch von hand und fuss für arm und bein ein ganz stehender) umgangssprache hat hier mit derselben verwendung in beiden bedeutungen, vor allem in der allgemeinen, etwas altes gewahrt. S. 15. Übergang von *r* zu *đ*; es konnte hier auch an den umgekehrten vorgang, wie er z. b. in *mađkr* — norw. *mark* (made, wurm) vorliegt, erinnert werden, da beides doch auf dieselbe artikulatorische ursache zurückweist; vgl. z. b. Jespersen in der Jahresschrift des philol.-hist. vereines (det philologisk-historiske samfund) Kopenhagen, 1889/90, s. 207 fg. Bei *ár* s. 34 wäre die phrase ***blóta til árs*** instructiv gewesen. Zu Kylfingar s. 36 konnte auch auf Heinzel, Über die Hervarar saga s. 88 verwiesen werden, wo sich eine eingehende untersuchung über den namen findet. S. 77. *mennzkir menn*; zu der allgemeinen bedeutung von *mađr,* die auch götter und dämonische wesen umfassen konnte, boten instructive parallelen das Wessobrunner gebet (*cot, manno miltisto*) und Orendel, wo gott ats ***himelischer man*** angeredet wird; s. Müllenhoff-Scherer, Denkmäler [3] II, 6. S. 112, 4 war bequeme gelegenheit die homonyme *áss* n. und *áss* m. zu besprechen und einem altverbreiteten irrtum bei dieser gelegenheit wider einmal entgegenzutreten. Über *fox* s. 113 wäre wol noch zu bemerken gewesen, dass der

übertragene sinn „betrug“ der regelmässige ist, und die bedeutung „fuchs“ sehr selten ist (nach Vigfússon und Fritzner — vgl. auch Kölbing, Beitr. zur rom. poesie s. 249 — überhaupt nicht belegt; bei Björn Halldórsson zwar genannt, aber nicht belegt; vgl. meine anmerkung zu Bósarímur VII, 33). Zu der schilderung der Schotten im kampfe s. 156 vgl. die schilderungen der Iren bei Saxo V, 169 (Holder), die eine interessante parallele bietet. S. 163 Die etymologie von *hreinn* (als vermutliches lehnwort aus dem Lappischen) mochte nebenbei erwähnung finden. Zu den *nábjargir,* s. 192, war anlass, ihre bedeutung als abwehrhandlung im seelencult zu erwähnen. *Rosmhvalanes* s. 252 bot anlass, Bugges schöne ausführungen über die etymologie von *rosm-* (Arkiv for nord. fil. I) anzuziehen. S. 297 zu *þylja, þulr* hätte auf Müllenhoff, DAK V 1, 288 fgg. und Jónssons wichtige gegenbemerkungen, Lit. hist. s. 79 fgg. verwiesen werden können.

Doch genug dieser einzelheiten, die ohnedies nichts aussetzen, sondern nur einige nahelegene wünsche aussprechen und illustrieren wollen. Über die einleitungen und die textgestaltung der verschiedenen hefte ist es an dieser stelle überflüssig ein wort zu verlieren, da alle drei texte früher schon kritisch herausgegeben worden (I, III von F. Jónsson, II von Boer) und in dieser form bereits von der kritik besprochen und gewürdigt worden sind. Besondern dank verdient F. Jónsson für die beigabe einer knappen und klaren übersicht über die entwicklung der isländischen geschichtschreibung in der auch sonst trefflichen einleitung zur Egilssaga[1], die zur ersten orientierung über die grundfragen vollkommen geeignet und am platze sind. Es würde sich empfehlen, wenn einer der herausgeber der späteren hefte in ähnlicher weise die principiellen grundfragen der anderen litteraturgattungen, z. b. der eigentlichen heroischen Fornaldarsaga, der märchenhaft-novellistischen lygisaga darlegen wollte. Gelegenheit dazu wird sich ja noch öfter finden, und es fällt mir nicht ein, den beiden andern herausgebern einen vorwurf daraus machen zu wollen, dass sie auf diese aufgabe, die ja unmittelbar mit einem einzelnen denkmale nichts zu tun hat, nicht eingegangen sind; auch wäre z. b. die Q-O. saga in ihrer mischung von alten und jungen elementen als ausgangspunkt für die charakteristik einer bestimmten litteraturrichtung nicht gut geeignet gewesen, da reinere vertreter der einen oder anderen richtung später dazu bessere gelegenheit geben werden. Golther liefert dafür eine gute erwünschte orientierung über die schwebenden und verwickelten fragen, die sich an Aris werk knüpfen, und Boer hat seine gehaltreiche einleitung zur Leidener ausgabe und die scharfsinnige aber kühne hypothese von *Oddr* = *Óhtere* (Ark. f. n. f. VIII, 102 fgg.) in klarer und instruktiver weise passend zusammengezogen und für die zwecke der ausgabe nutzbar gemacht. Möchte nun der wolgeleiteten und gut ausgearbeiteten sammlung der lohn zu teil werden, den sie verdient und der nach dem sinne der herausgeber und mitarbeiter der erwünschteste wäre, ausbreitung zu finden, und die ausbreitung der nordischen studien zu fördern und ihnen neue freunde zuzuführen!

1) Über die s. XXIV berührten rechtsverhältnisse hat seit dem erscheinen des buches neuerdings gehandelt K. Maurer, Über zwei rechtsfälle in der Eigla München, 1895.

BRESLAU. O. JIRICZEK.

Geschichte der deutschen litteratur in Böhmen bis zum ausgange des XVI. jahrhunderts. Von **Rudolf Wolkan.** Prag, A. Haase. 1894. gr. 8. XVI, 538 s. 20 m.

Dieses weitangelegte werk bildet eigentlich den dritten band eines von dem verfasser im jahre 1890 begonnenen und unter dem titel „Böhmens anteil an der deutschen litteratur des 16. jahrhunderts“ erschienenen werkes[1]. Der verfasser hat sich damit die dankenswerte aufgabe gestellt, der deutschen litteratur in dem engeren rahmen seines heimatslandes, in welchem Deutsche und Czechen von anbeginn bis heute den schweren kampf um behauptung und förderung nationaler interessen zu bestehen haben, eine eingehende darstellung bis zum ausgang des 16. jahrhunderts zu widmen. Dass er sich die lösung dieser aufgabe nicht leicht gemacht hat, sondern mit allen ihm zu gebote stehenden mitteln zu erreichen bemüht war, davon gibt die arbeit allenthalben rühmliches zeugnis. Er bietet keine trockene aufzählung der einschlägigen litteraturwerke, ist vielmehr bestrebt gewesen, zugleich die kulturzusammenhänge nachzuweisen, aus welchen sich das schrifttum dieser zeit allmählich entwickelt hat. Von der ihm für die ausarbeitung des werkes verfüglichen gedruckten litteratur, die er in den im anhang mitgeteilten belegen heranzieht, dürfte ihm im ganzen nur weniges entgangen sein. Wol aber mangelte es hie und da gar sehr an handschriftlichem materiale, da die archivalischen quellen ihn nicht selten im stiche liessen.

Ein fehler in der gesamtanlage des werkes liegt meines erachtens darin, dass erst mit s. 172 die eigentliche darstellung der litteraturgeschichte beginnt, während die ersten drei abteilungen gewissermassen nur die einleitung dazu bilden. Wenn auch vielleicht für abteilung I, die der „entwicklung des deutschtums“ gewidmet ist, eine besondre behandlung nicht überflüssig war, so hätten doch wol die beiden folgenden abteilungen, „schulwesen“ und „humanismus“, soweit sie zur erklärung der litterarischen erscheinungen notwendig waren, mit in die darstellung der litteraturgeschichte verarbeitet werden können, wodurch die abfassung bündiger und einheitlicher geworden wäre. Hat sein werk auf diese weise einen unverhältnismässigen umfang gewonnen, so erhält es durch den umstand, dass er einzelne schriftsteller, die andern gegenden angehören und zufällig böhmische stoffe behandeln, z. b. den ein festschiessen in Joachimsthal schildernden Hans Lutz aus Augsburg, schlechthin für Böhmen in anspruch nimmt, und ferner dadurch, dass er litteraten, die mit Böhmen in gar keinem zusammenhange stehn, mit allzu grosser ausführlichkeit bespricht, eine weitere ausdehnung. So werden u. a. mehrere nachahmer Nicolaus Hermans, wie Andreas Gigler, Magdalena Heymaier, Martin Agricola, Samuel Hebel, Georg Barth, Barth. Ringwaldt, die mit ausnahme des letztgenannten kaum die mittelmässigkeit als poeten erreichen, in einer weise in die darstellung einbezogen, dass man auf den ersten blick versucht wäre sie als Böhmen angehörige autoren zu betrachten. Überhaupt wird man der liebe des verfassers zu seinem heimatslande es zu gute halten müssen, dass er hie und da schriftwerke zweifelhaften ursprungs unbedingt nach Böhmen stellt.

Indem ich die erörterung und beurteilung der ersten drei abteilungen den organen der einzelnen wissensfächer, in welche dieselben einschlagen, überlasse, beschränke ich mich auf die besprechung des litterargeschichtlichen teiles der vorliegenden arbeit.

1) S. meine besprechung Ztschr. XXIV, 406 fgg.

Für die mittelhochdeutsche zeit hat dem verfasser Ernst Martin in dessen übersicht der mhd. litteratur in Böhmen im Anz. f. d. altert. III, 107 fgg. vorgearbeitet. Auf diese übersicht der deutsch-böhmischen litteratur im ma. wäre in den anmerkungen zu verweisen gewesen, was der verfasser mit unrecht unterliess. Wolkan begnügt sich allerdings nicht mit einer blossen aufzählung und charakteristik der einschlägigen litteraturwerke, sondern verbreitet sich auch über den inhalt von dichtungen wie des Willehalm von Ulrich v. Türheim, des Wilhelm v. Wenden von Ulrich v. Eschenbach, des Tristan von Heinrich v. Freiberg, er widerholt aber auf diese weise bekanntes mit überflüssiger weitschweifigkeit. Unter den prosawerken des 13. jahrh. wird u. a. auch das sog. stadtrecht der altstadt Prag aufgeführt, nach den von Tomek, Gesch. der stadt Prag I, 301 dagegen erhobenen stichhaltigen einwänden kaum mit recht.

Ich wende mich nun zu abteilung V (14. und 15. jahrh.) und glaube bei dem interesse, das der gegenstand wol auch bei den lesern dieser zeitschrift erwecken dürfte, nicht fehlzugehn, wenn ich fortan den inhalt des werkes in gedrängtem auszug mitteile.

Unter Wenzel III. und seinen unmittelbaren nachfolgern fand die dichtkunst keine pflege, dagegen fehlte es am hofe Johanns v. Luxemburg, so wenig geneigt er sich den Deutschen zeigte, nicht an dichtern; er selbst nennt einen meister Konrad Streyher, den er nach Iglau entsendet, aber derselbe ist sonst unbekannt. In Johanns regierungszeit fällt wol auch die tätigkeit Mülichs von Prag, von dem die Colmarer liederhandschrift gedichte mitteilt, ferner Heinrich von Mügeln mit seinen minneliedern und fabeln. Andere teils dem 14., teils dem 15. jahrhundert angehörige dichtungen sind meist geistlichen inhalts, so jene, deren aufzeichnung Nicolaus v. Kosel besorgte, eine noch ungedruckte Mariensequenz aus dem stifte Hohenfurt, die gedichte „Von den fünf nöten“ und „Von den sieben freuden unserer frauen“, beide aus dem 14. jahrhundert, ein weihnachtslied aus dem 15. jahrhundert, der „Geistliche spinnrocken“, ein geistliches „Wurzgärtlein“, ein „Rosenkranz“, das lied einer nonne auf Jesus (alle angeführten 8 gedichte in Prager hss.), ein gedicht „Von den fünfzehn zeichen des jüngsten tages“ in einer Krummauer hs. vom jahre 1388, ein loblied auf Maria[1] eines „mönches vom kloster Pomuk“ unter d. t. „Blümel“ in einer Wiener hs. Viel geringer sind die reste volksmässiger liebeslyrik. — In der epik ist erwähnenswert Heinrichs von Mügeln allegorisches gedicht „Der meide kranz“, das zu ehren Karls IV. verfasst ist; ferner die gereimte deutsche übersetzung der sog. chronik Dalimils. Wolkan macht darauf aufmerksam, dass an der geringeren reichhaltigkeit der poetischen litteratur des 14. jahrhunderts jedesfalls auch der umstand schuld sein mag, dass sich ja in jener zeit in den seltensten fällen die dichter nennen und dass sich aus der sprache der in diese periode fallenden denkmäler durchaus kein sicherer schluss auf die heimat derselben ziehen lässt. — Von dramatischen dichtungen werden erwähnt: zwei Marienklagen in Prager hss., das Egerer fronleichnamsspiel und eine in Innsbruck aufbewahrte „Auferstehung Christi“; ob aber letztere wirklich nach Böhmen gehört, wie Wolkan unter berufung auf Creizenach, Gesch. d. n. dramas I, 115 annimmt, scheint mir doch fraglich. Dagegen vermisse ich das aus einer Egerer hs. von Bartsch in Germania III, 267 veröffentlichte geistliche schauspiel des 15. jahrhunderts, das die ganze biblische geschichte von der schöpfung bis zur auferstehung Christi behandelt.

1) Von Wolkan irrtümlich unter die epischen dichtungen gereiht.

Sowie die religiöse poesie in diesem zeitraum verhältnismässig am meisten vertreten ist, so auch die geistliche prosa, was sich wol daraus erklärt, dass der clerus schon im anfang des 14. jahrhunderts zu solcher macht und bedeutung gelangt war, dass selbst der adel des landes mit sorge um seine existenz erfüllt war. Ganz besonders war diese machtstellung des clerus unter Karl IV. entwickelt worden. Allein die geistlichkeit ergab sich, durch die begünstigung, die ihr zu teil wurde, übermütig geworden, einem üppigen leben und verfiel in zuchtlosigkeit. So geschah es, dass sich eine reaction im volke geltend machte und ketzerische secten sich entwickelten. Besonders im südlichen Böhmen gewannen die Waldenser — trotz der gegen sie ins werk gesetzten verfolgungen — immer mehr an ausdehnung. In diese zeit fällt die abfassung des Codex Teplensis aus dem ende des 14. jahrhunderts, der ausser den biblischen schriften des neuen testaments drei stücke aus homilien des heil. Chrysostomus und Augustinus und einen kleinen katechismus „über die sieben stücke des christl. glaubens“ in sich schliesst. Diese zuletzt angeführten stücke scheinen nun vorzugsweise aus waldensischem einfluss entstanden zu sein. Hieher gehören ferner die sog. Bibel könig Wenzels IV., mehrere perikopensammlungen, ein psalter aus dem 14. jahrh., aufbewahrt in der stiftsbibliothek zu Hohenfurt, eine psalmenübersetzung Heinrichs v. Mügeln, mehrere übersetzungen des hohen liedes Salomonis, deren eine im kloster Ossegg, die andern in der univ.-bibliothek zu Prag aufbewahrt liegen[1]. Alle diese übersetzungen biblischer schriften sowie der ganzen bibel zeigen das lebhafte bedürfnis des volkes sich den misbräuchen und ausartungen des clerus gegenüber an dem geiste der heil. schriften zu erbauen, und zwar ist dieses bestreben um so auffallender und merkwürdiger, als die popularisierung der bibel bei der kirche anrüchig war und ein besonderes mandat Karls IV. vom jahre 1369 alle erzbischöfe, bischöfe, herzöge, fürsten, markgrafen usw. aufforderte, solche bücher zu vernichten. Allerdings gab es auch unter der geistlichkeit erleuchtete männer, die den verfall der sittenzucht ihres standes hintanzuhalten suchten und teils durch feurige kanzelreden, teils durch mystische tractate einen neubau der kirche anstrebten. Andrerseits suchten sie dem religiösen bedürfnisse der massen durch übersetzung frommer schriften entgegenzukommen. So entstand u. a. die übersetzung der Soliloquia des h. Augustinus durch Johann von Neumarkt, die im auftrage Karls IV. geschah, damit „von diser teutschen geschrift manig mensch getröst wirt, das sich in dem lateinischen nicht berichten chund“, ferner desselben Johann übersetzung des lebens des h. Hieronymus und die „Gebete“ von ihm. Von andern verfassern stammen ein tractat über die acht seligkeiten, verdeutscht von einem Meister Hainreich von St. Gallen zu Prag, und ein solcher „Von den sewen vrouden vnsir lieben frouwen“, übersetzt von einem Prager subnotar Ulrich (1387). Unter den kanzelrednern dieser zeit ist insbesondre Konrad von Waldhausen zu erwähnen, der mit feuereifer gegen alle die torheiten der zeit, gegen die sittenlosigkeit, den luxus und die verschwendung loszog und durch seine rednergabe eine nachhaltige wirkung erzielte, ferner Johann, der prediger der Deutschen bei St. Gallen, von welchen beiden aber nur lateinische homilienwerke erhalten sind, endlich Matthaeus

1) Dass aber die von Wolkan auf s. 229 angeführten beiden psalter der Münchener hof- und staatsbibliothek (Cgm. 526) und der Berliner königl. bibliothek sowie die von Pfeiffer in Germania III, 227 aus einer Berliner hs. veröffentlichten mystischen sprüche eines predigers Beheim und die predigtbruchstücke des Codex 15315 der Wiener hofbibliothek (s. 231) gleichfalls nach Böhmen gehören, halte ich für unerwiesen.

von Krakau, dessen (in zwei Prager hss. vorhandene) schrift „Das puch des kampfkrieges der vernunfft vnd der gewissen“ die frage erörtert, ob man das hl. abendmal öfter oder gar täglich empfangen dürfe, und zwar bejahend beantwortet. Weiteres predigtmaterial, grösstenteils unveröffentlicht, liegt überdies in den bibliotheken Böhmens, zumeist in Prag; ebenso nicht wenige mystische tractate und legenden. — Den zahlreichen geistlichen prosadenkmälern gegenüber ist nur éin weltliches anzuführen, aber ein bedeutendes: „Der ackermann aus Böhmen“. Wolkan ist der ansicht, dass der verfasser Johann Vogelweid hiess, indem er sich auf die worte stützt: „von vogelwait ist mein pflug“, die in mehreren hss. stehn, und dass der čechische Tkadleček die stelle falsch gelesen und gedeutet hat, denn dieser nenne sich einen weber aus gelehrtem stand, dessen schiffchen aus vogelwolle bestehe. Allein die lesart *vogelwait*, von dem herausgeber des Ackermanns allerdings in den text gestellt, ist überhaupt kaum die richtige und wurde schon von Roediger im A. f. d. a. IV, 356 angezweifelt. Statt derselben haben andere hss., darunter auch die von Knieschek seiner ausgabe als nach seiner ansicht älteste und beste texticrung zu grunde gelegte Stuttgarter hs. A, die lesart *vogelwat*. Nach dieser lesart erklärt schon E. Martin a. a. o. IV, 359 die stelle mit den worten: „vogelkleid wird das gefieder genannt, woraus das werkzeug des schreibers stammt“. Es ist demnach mehr als wahrscheinlich, dass der schriftsteller mit diesem ausdruck unter einem bilde sich gewissermassen, wie wir heute sagen, als einen mann von der feder darstellen will und dass die lesart *vogelwait* nur auf einem misverständnisse der schreiber beruht. Ausser zweifel aber bleibt, dass durch die erwähnte stelle weder das dunkel, das über dem verfasser schwebt, aufhellung findet noch, wie Wolkan meint, die annahme, dass der čech. Tkadleček von dem deutschen Ackermann abhängig sei, verstärkte beweiskraft erfährt; vielmehr müssen die von Knieschek für die ursprünglichkeit des Ackermann vorgebrachten gründe einstweilen genügen. Von andern prosawerken gehört in diesen zeitraum eine übersetzung der chronik Dalimils, die sich eng an das čechische original schliesst, sowie eine übersetzung der chronik Pulkawas, ferner einige medicinische hss., ein „Buch von dem habiche“, das „Prager rechtsbuch“, das „Buch der Prager malerzeche“ und einige kleine rechtsdenkmäler, überdies zahlreiche urkunden.

Das reichste litterarische leben in Böhmen, zumal im norden des landes, entwickelte sich im 16. jahrhundert. Wolkan widmet daher dieser periode ganz besondere sorgfalt und ausführlichkeit (abteilung VI). Einer der hervorragendsten mittelpunkte litterarischer tätigkeit war Joachimsthal. Die litteratur steht fast durchaus unter dem einfluss der reformation und gehört jetzt nicht bloss einem stande, einer berufsklasse, sondern dem ganzen volke an. In Böhmen hat die lehre Luthers gleich in den ersten jahren zahlreiche begeisterte anhänger gefunden, allerdings auch die heftigsten gegner. Es darf daher nicht wunder nehmen, dass unter den dichtgattungen keine sorgfältiger gepflegt wurde als das kirchenlied. Hierin wetteiferten protestanten, katholiken und die sogenannten böhmischen brüder mit einander, um ihren religiösen gefühlen ausdruck zu geben. Der kirchengesang der böhmischen brüder war zunächst in čechischer sprache gedichtet, bald aber beteiligten sich auch die Deutschen daran und bereits 1531 erschien zu Jungbunzlau „Ein New Gesengbuchlen“ von Michael Weisse. Wie viele von den 157 liedern, die in diesem gesangbuche enthalten sind, von ihm herrühren, ist nicht über allen zweifel festgestellt. Wolkan hat diesem gegenstande schon in der schrift „Das deutsche kirchenlied der böhm. brüder im XVI. jahrh.“ (Prag 1891) seine aufmerksamkeit gewidmet

und vertritt die ansicht, dass die behauptung der ausgabe des gesangbuchs von 1639, Weisse habe 143 lieder aus dem čechischen übersetzt, falsch sei, dass vielmehr 137 lieder davon Weisses eigentum seien. Er stützt sich dabei auf die vorrede des gesangbuchs vom jahre 1544 durch Johann Horn und auf die vorrede der ausgabe von 1566, ferner darauf, dass sich die angeblichen čechischen originale nicht nachweisen lassen und dass weder in der deutschen ausgabe von 1544 noch in der ausgabe des čechischen cancionals von 1561 von auslassungen čechischer lieder irgendwie die rede ist. Weisses lieder sind, so ungelenk auch mitunter ihre äussere form ist, bald gemeingut der protestantischen kirche geworden; das erklärt sich durch das innige, feste gottvertrauen, das sich in ihnen ausspricht. Die späteren ausgaben des gesangbuches vom jahre 1566, 1606 und 1639 enthalten eine grosse anzahl aus dem čechischen übersetzter lieder, die aber nur selten durch die bei Weisse wahrnehmbaren vorzüge sich auszeichnen, obwol sie zumeist durch nachahmung dieses dichters entstanden sind, ferner aber zahlreiche protestantischen dichtern entnommene lieder. — Ein anderer liederdichter von bedeutung ist der cantor von Joachimsthal Nicolaus Herman; bei ihm geht die erfindung des tons und der dichtung hand in hand. Durch den gesang, meint er, prägen sich diese stoffe dem gedächtnisse am leichtesten ein. Seine lieder sind in zwei sammlungen niedergelegt, „Sonntagsevangelia“ (1560) und „Historien von der sintflut“ (1562), letztere mit einem begleitwort von Mathesius. Alle seine lieder sind der ausdruck echter frömmigkeit, alle sind in volkstümlicher weise gedichtet. Das persönliche element tritt bei ihm zurück; hauptsächlich sind seine lieder, deren stoffe zumeist der heil. schrift entnommen sind, der religiösen erziehung der jugend gewidmet und zwar sind sie ausschliesslich für das haus und die familie, nicht für die kirche bestimmt. Seine liederbücher erfreuten sich grosser beliebtheit und wurden oftmals aufgelegt. Eine überarbeitung fanden sie (1580) durch Gregor[1] Sunderreiter aus Augsburg, ohne jedoch dadurch zu gewinnen. Nicolaus Herman hat noch zwei andere poetische werke verfasst: die „Haustafel“, kurze lehren für die verschiedenen stände in 6zeiligen strophen enthaltend, und die übersetzung der „Oeconomia“ von Mathesius, eines hochzeitsgedichtes auf die vermählung des Basilius Cammerhöfer. Gleichzeitig mit Herman betätigte sich als liederdichter der Joachimsthaler pfarrer Johann Mathesius. Im ganzen scheinen aber nur wenige lieder von ihm zu stammen und diese sind ganz im geiste Hermans gedichtet; es sind weihnachts- und passionslieder, wiegen-, hochzeits- und grabgesänge und solche zum preise Joachimsthals. Das beispiel Hermans und Mathesius' fand vielfältige nachahmung, allein keiner der nachahmer erreichte auch nur annäherungsweise die bedeutung ihrer vorbilder. — Mit dieser erfolgreichen bewegung und betätigung auf dem gebiete des protestantischen kirchenliedes konnte man auf katholischer seite nicht gleichen schritt halten. Aus Böhmen weist Wolkan nur einen einzigen katholischen kirchenliederdichter, Christoph Hecyrus (Schweher) aus Budweis, nach, von welchem 22 lieder auch in Joh. Leisentrits bekannte sammlung „Geistl. lieder und psalmen“ (Budissin 1567) übergiengen.

Ob auch auf dem gebiete des volksliedes Böhmen bedeutendes leistete, ist nicht ohne weiteres zu behaupten, da bekanntlich im volkslied nur selten die verfasser sich nennen oder auch nur ihre heimat angeben und ebenso lokale beziehungen gewöhnlich fehlen. Überdies wurden solche lieder meist in Deutschland gedruckt, indem inländische druckereien den böhmischen brüdern und protestanten nicht zugäng-

1) Goedeke II, 168—171 nennt ihn Georg.

lich waren. Die einzigen druckereien, wo überhaupt gedruckt werden durfte, waren in Prag und Pilsen, aber auch aus ihnen giengen nur solche schriften hervor, welche die kaiserliche genehmigung erlangt hatten. Und dennoch gab es einzelne punkte, wo sich das deutsche volkslied entfaltete, vor allem in Joachimsthal. Die unter dem titel „Bergreihen" veranstalteten sammlungen, die im jahre 1531 in Zwickau erschienen und seither in immer neuen auflagen verbreitet wurden, bilden eine wichtige quelle für die erkenntnis des deutschen volksgesanges in Böhmen. Allerdings begegnen darin auch einige lieder fremden ursprungs; dass aber Böhmen daran einen wesentlichen anteil hat, zeigen lokale beziehungen und hinweise der ungenannten verfasser auf ihren heimatsort. Der inhalt ist sehr verschiedenartig, geistliches und weltliches kommt gemischt vor, einzelne derbe lieder laufen mit unter, doch zeichnen sich wider andere durch gemütsinnigkeit, fast alle durch sangbarkeit und einen echt volkstümlichen, lebensfrischen ton aus. Natürlich überwiegt besonders das liebeslied, in welchem das volksgemüt sich am tiefsten offenbart. — Als ein lieblingsthema dieser zeit für volks- und kunstdichter galt u. a. die verherrlichung der vaterstadt. Als dichtungen sind solche ergüsse wertlos, wol aber in culturgeschichtlicher hinsicht von interesse[1]. Hieher gehört Veit Neubauers gedicht auf den brand der stadt Brüx im jahre 1515, das gedicht eines ungenannten auf Joachimsthal aus dem jahre 1521 und das büchlein „Von dem weytberuffenen berckwerg St. Joachimsthal" von Hans Rudhart, worin dichtung und prosa gemischt ist und das für die geschichte Joachimsthals und des ganzen Elbogner landes zumal in hinsicht auf bergbau von wert ist.

Gegen die unsitten jener zeit, die schlemmerei und unzucht der bevölkerung richten sich ausser den bezüglichen trinkverordnungen und predigten verschiedene schriften, so u. a. der „Spruch des propheten Esaiæ wider die trunckenheit vnd vberfluß des weins. Reimweiß gestellet von Daniel Drechsel" (1563). Im zusammenhang mit solchen schriften stehn jene, welche das podagra zum gegenstand haben. Eine derartige satire in versen verfasste Georg Fleissner, hauptmann in Schlackenwerth, unter dem titel „Ritterorden des podagrischen fluß" (1594), in welcher die laster Libido, Iracundia und Intemperantia gegeisselt werden. Auch die politische und historische dichtung fand in diesem zeitraum in Böhmen eingang, doch sind die betreffenden erzeugnisse von echter poesie weit entfernt und offenbaren nur die verschlechterung des geschmacks; sie behandeln in volkstümlichem tone fragen und begebnisse der zeit, die greuel der Türkenkriege sowie die mannigfachsten wunderdinge. In wie weit der meistergesang in Böhmen pflege fand, ist bei dem mangel an hierfür vorhandenen daten nicht zu sagen. Mit bestimmtheit nach Böhmen zu zählen sind ein paar gesänge Georg Brentels von Elbogen. Aus unlauterem egoismus hervorgegangen und ohne poetischen wert ist die im laufe des 16. jahrhunderts auftauchende sogenannte akrostichische dichtung, die sich die aufgabe setzt höhergestellte zu feiern, um dadurch materiellen lohn zu erzielen. Denselben zweck verfolgen die „Wahlsprüche" und „Symbola" sowie die „Namendichtung"; zu letzterer gehören Benedikt Edelbecks „Schöne und christliche gebet", die den Zwickauer ratsherren gewidmet sind, zu ersteren die „Symbola" von Johannes Hagen, der als text- und tondichter zugleich für den gesang derselben sorge trug. Das beispiel Hagens in betreff der vereinigung von dichtung und musik fand mehrfache nachahmung. So veranstaltete der Niederländer Jacob Regnart und der Italiener Gregorio

1) Paradox klingt die bemerkung Wolkans (s. 323), dass durch diese art der dichtung „das höfische epos ins bürgerliche oder, besser gesagt, ins spiessbürgerliche übertragen sei".

Turini, die beide als musiker am hofe Rudolfs II. tätig waren, mit melodieen ausgestattete liedersammlungen (1576—90). Diese sammlungen enthalten vorzugsweise sogenannte gesellschaftslieder, mithin lieder mit volkstümlichem zuschnitt, aber von reflexion erfüllt und dem bildungsbedürfnis der mittelschichten angepasst. Ob die texte alle von den herausgebern herrühren, ist unwahrscheinlich, wol aber ist die musikalische behandlung derselben ihr eigentum. Ihnen reiht sich Christoph Demantius aus Reichenberg an, dieser aber war ganz eigentlich dichter und componist zugleich und in dieser zwiefachen eigenschaft verdienstvoll. Volks- und gesellschaftslieder wechseln in seinen sammlungen (1595 fgg.) ab. Liebe und natur sind die beiden hauptsächlichsten gegenstände, die von ihm besungen werden. Hieher gehören ferner die „Schoenen newen weltlichen lieder, deren text am meisten von ansehnlichen frawen und frewlein selbst gemacht. Componirt durch Joachimum Lange" (Prag 1606). — Ausser zusammenhang mit der bisher geübten art zu dichten und gewissermassen im gegensatz dazu steht Theobald Hoeck, der in dem werke „Schönes blumenfeldt auf jetzigen allgemeinen gantz betrübten stand, fürnemblich aber den hoff practicanten vnd sonsten menigklichen in seinem beruff vnd wesen zu guttem vnd besten gestellet" (Wittingau 1603) eine ernste, allerdings mehr pessimistische lebensauffassung, liebe zur menschheit und eine edle ethische tendenz bekundet. Hoeck ist ein scharfer sittenprediger, er geisselt schonungslos die unsitten der zeit, ist der gleissnerei, dem protectionswesen, der habsucht des hoflebens feind und preist die unabhängigkeit und freiheit der menschlichen stellung.

Auch auf dem gebiete des dramas entwickelte Böhmen rege tätigkeit, obwol nur wenige dramatische spiele erhalten sind. Einen der mittelpunkte für dramatische aufführungen bildete Eger, wo das „Egerer fronleichnamsspiel" offenbar nachwirkte. Aber auch in Prag, Trautenau, Joachimsthal, Graupen, Platten, Reichenberg sowie an den jesuitenschulen in Neuhaus, Kommotau wurden, wie urkunden dartun, solche dramatische spiele, die ihren stoff meist aus der biblischen geschichte nahmen, aufgeführt. Man vgl. nun hierzu die schrift von Heinr. Gradl: „Deutsche volksaufführungen. Beiträge aus d. Egerlande z. gesch. des spiels u. theaters" (Prag 1895). Nur von wenigen dichtern solcher spiele sind uns die namen erhalten. Auch hier wider ist Benedikt Edelbeck zu erwähnen mit seiner „Comedie von der freudenreichen geburt Jesu Christi", die 1568 dem erzherzog Ferdinand von Tirol, in späterer auflage dem kaiser Maximilian gewidmet wurde, ferner Mathias Meissner aus Gabel in Böhmen mit seiner „Historica tragoedia .... von dem erschröcklichen vntergang Sodom vnd Gomorra" (Prag 1580), Simon Rothe und Balthasar Klein, die zusammen das biblische drama „Jonas" (1582) verfassten. Ungleich bedeutender als die genannten ist Clemens Stephani aus Buchau in Böhmen. Von ihm sind die dramen „Historia von einer königin auß Lamparden" (1551) mit benützung einer gleichnamigen erzählung von Hans Sachs, noch ungedruckte gereimte übersetzungen der Andria und des Eunuchus von Terenz (1554), die sogenannte „Geistliche action" (1568), die, schon von Goedeke ein grossartig angelegtes drama genannt, den höhepunkt seines schaffens bezeichnet, das bis auf ein paar verse leider verlorene drama „Alexander im pflug", endlich die „Satyra oder bawrenspil ... von einer mülnerin vnd jren pfarrherr" (1568), ein fastnachtspiel von derber, aber wirksamer komik, das einen schon im mittelalter bei verschiedenen nationen mit vorliebe benützten schwankstoff behandelt; vgl. Wilh. Hertz, Spielmannsbuch (Stuttg. 1886) s. 221. 253, wo reiche litteraturnachweise über diesen gegenstand gegeben sind. Andere deutschböhmische dramendichter sind Daniel Betulius, der grossvater Sigmunds v. Birken, dessen werke aber bisher unauffindbar sind, und Joh. Krüginger, der eine „Comoedia von

dem reichen mann vnd armen Lazaro" (1543) und die „Tragoedia von Herode vnd Joanne dem tauffer" (1545) dichtete. Dass auch die „Tragedia von zweyen böhmischen landherren" eines ungenannten (s. l. 1594) hieher gehört, ist zwar nicht ausgemacht, darf aber als wahrscheinlich gelten.

Was die prosa dieses zeitraums betrifft, so besteht sie ausser streitschriften über gegenstände der reformation vorzugsweise in homiletischen und paedagogischen schriften. Der bedeutendste schriftsteller dieser periode ist Johannes Mathesius, der, anfänglich leiter der lateinschule in Joachimsthal, später das pastorat daselbst erhielt und ganz im geiste Luthers, unter dessen persönlichem einfluss er sich bildete, predigte und wirkte. Von ihm stammen mehr als 30 bände predigten und mehrfache sonstige theologische werke, darunter eine biographie Luthers und eine menge streitschriften, die teils gegen die papisten, teils gegen bekenner der reformatorischen lehren in nicht streng lutherischem sinne gerichtet sind. Wolkan widmet ihm eine ausführliche charakteristik und stellt bei der gelegenheit (s. 435) eine arbeit in aussicht, „die seinen stil genauer prüft und ihn in vergleich setzt zu seinem vorbild Luther und zu jenen, welchen Mathesius selbst wider muster geworden." Von andern predigern dieser zeit werden angeführt: Joa. Sylvius Egranus (Wildenauer), Joh. Habermann (Avenarius), Casp. Franck, Mich. Hauptmann, Christoph Herman, Joh. Deucer, Math. Hoe v. Hoenegg, Albert Drache, Samuel Fischer u. a. Ungleich ärmer und belangloser zeigt sich die predigtlitteratur auf katholischer seite. Einer der bedeutenderen kanzelredner ist Berthold Pontanus, am tätigsten aber auf diesem gebiete waren die Jesuiten. Aus der erbauungslitteratur, die dazumal eine besonders häufige pflege fand, seien erwähnt die „Christl. gebete für allerlei noth und stände der ganzen christenheit" von Joh. Habermann, die in die verschiedensten sprachen übertragen und sogar in reime gebracht wurden, die gebetbücher von Joh. Deucer und G. B. Pontanus, die zahlreichen erbauungsschriften von Christoph Fischer, die „Confession" von G. Biber, die „Haustafel" von Joh. Hagen. Geringere ausbeute gewährt die weltliche prosa; in dieser bilden die Türkenkriege einen der beliebtesten stoffe. Allmählich tauchen die „Zeitungen" als berichte wichtiger angelegenheiten der heimat auf fliegenden blättern auf und gewinnen seither immer grössere verbreitung. Von wissenschaftlichen schriften sind zu nennen: Kaspar Bruschius' beschreibung des „Vichtelbergs" (1542), worin die stadt Eger und das gesammte Egerland darstellung findet, die geschichte des Husitenkrieges von Zacharias Theobald (1609), die „Behmische chronica" von Martin Boregk, dieser erste versuch einer gesammtdarstellung der geschichte Böhmens (1587), die übersetzung von Hajeks chronik von Böhmen durch Joh. Sandel (1596), mehrfache stadtchroniken, so die von Trautenau (verf. Simon Hüttel), die chroniken der städte Elbogen, Eger, Böhmisch-Leipa, Karlsbad, endlich einige medicinische und berg- und hüttenmännische werke.

Dies ist in gedrängten zügen das bild des entwicklungsganges der deutschen litteratur in Böhmen vom 14. bis zum beginn des 17. jahrhunderts.

Die äussere form der darstellung ist im ganzen, von einzelnen unebenheiten und austriacismen (z. b. vergessen mit auf) abgesehen, gewandt und fliessend; die den besprochenen schriften entnommenen proben tragen zur erhöhung der anschaulichkeit in geeigneter weise bei. Zu leichterer benützung des buches hätte es sich empfohlen, die rückwärts angehängten „belege" mit randüberschriften zu versehen. Die ausstattung des werkes in druck und papier ist der verlagshandlung würdig.

GRAZ. A. JEITTELES.

Goethe's werke. Herausgegeben im auftrage der grossherzogin Sophie von Sachsen-Weimar. I. band 18 (mit einem bilde in lichtdruck). 25, 1. III. band 7 (Tagebücher 7, 1819—1820); IV. band 17, 18 (Briefe anfang 1804—9. mai 1805. Undatiertes und nachträge. Mit register zu band 9—18). Weimar, Hermann Böhlau und Böhlau's nachfolger. 1894 und 1895.

Von diesen bänden gehören bloss zwei den eigentlichen „Werken" an, und zwar liegt von einem nur die erste abteilung vor, der zweite teil der „Wanderjahre", da die so wichtigen „lesarten" erst in der zweiten abteilung folgen sollen. Wir haben früher schon den missstand bedauert, dass der druck der bände erfolgt, ehe die lesarten festgestellt sind, und nun entbehren wir diese beim vierten bande schon seit 1891, bei der ersten abteilung des fünften bandes seit 1893, da der tod den herausgeber, der erst nach der schwierigen herstellung des fünften bandes an die lesarten des vierten gehen wollte, von der unvollendeten arbeit abgerufen. Wir vernehmen anderwärts, dass die vollendung dieses bandes in sehr tüchtige hände gelegt worden, was um so erwünschter, als hier grosse genauigkeit, einsicht und scharfsinn gefordert werden. Eine bedeutende arbeit begrüssen wir jetzt im achtzehnten bande, der dem fünfzehnten der ausgabe letzter hand entspricht. Dieser enthielt, da die ursprünglich beabsichtigte folge der werke zu Goethe's bedauern, wovon die redaktion unserer ausgabe seltsam genug nichts wusste, störungen erfahren, das politische drama „Die aufgeregten", die „Unterhaltungen deutscher ausgewanderten" (im „inhalte" des bandes stets „Die ausgewanderten" genannt, wo „deutschen" wol aus versehen weggeblieben), „Die guten weiber" und, weil Goethe für die dritte lieferung durch eine neue dichtung besonderen anteil erregen wollte, die eben vollendete köstliche „Novelle". Von schon gedruckten stücken wurde „Reise der söhne Megaprazons" aus den „nachgelassenen werken" und „Der hausball" aus dem „Journal von Tiefurt" hinzugefügt, endlich ganz neu der erste aufzug eines dramas „Das mädchen von Oberkirch" gegeben, von dem bisher, obgleich es schon bald nach der eröffnung des Goethe-archivs entdeckt wurde, uns nur dunkle, ja leicht irreführende berichte vorlagen.

Beginnen wir mit dem ältesten stück, den „Aufgeregten", so wurde dieses politische drama erst 1817 im zehnten bande der dritten ausgabe der werke gedruckt. Der herausgeber bemerkt, nach dem tagebuch habe Goethe am 14. november 1816 die zweite lieferung seiner werke durchgesehen. Er scheint also angenommen zu haben, der zehnte band habe zur zweiten lieferung gehört. Es ist dies aber ein starkes versehen, vor dem sorgfältige durchsicht des tagebuchs, ja schon die betrachtung bewahrt haben würde, wie viele bände die einzelnen lieferungen umfassten. Die erste schloss gerade mit dem zehnten bande. Am 14. november 1816 sah G. die mit dem elften beginnende zweite lieferung durch, d. h. er übersah den inhalt dieser bände. Den neunten band hatte er am 19. april „corrigiert", am 2. mai „redigiert", die durchsicht des dort an vierter stelle gegebenen „Grosscophta" beendete er am 5. Zwei tage später heisst es: „Die aufgeregten, lustspiel durchgearbeitet", den 6.: „An den aufgeregten", den 9.: „Die aufgeregten nochmals durchgegangen", den 31.: „Schluss der aufgeregten corrigiert", den 23. juni: „schluss der aufgeregten", den 4. juli: „Interpunktion des 10. bandes meiner werke"; und am 10. wird der band zum drucke abgesandt. Alle diese längst gedruckten angaben, die über die zeit der durchsicht im jahre 1816 keinen zweifel lassen, waren dem herausgeber ein geheimnis, nur führt er an, dass unter den Agenda Goethe's vom 10. juni steht: „5. act. Aufgeregte" und durch ein sternchen als erledigt

bezeichnet wird. Wie gering die bedeutung der übrigen drucke bis zur oktavausgabe letzter hand sei, ergibt sich aus den bemerkungen des herausgebers. Aber völlig ungenügend ist dessen bericht über Goethe's ausarbeitung des entwurfs für den druck. Wir sahen schon, wie ihm die tagebuchbemerkungen vom jahre 1816 entgangen sind, aber nicht minder die aus dem jahre 1806. Am 6. februar 1806 lesen wir im tagebuch: „Behandlung des ersten bandes meiner werke (der gedichte) mit Riemer. Durchsicht des mehrern, was im manuscripte daliegt.“ Es handelt sich um angefangene stücke, die für die neue ausgabe noch bearbeitet werden könnten. Drei tage später lesen wir: „Den inhalt der bände durchgesehen und berechnet. Revolutionsstück. Elpenor.“ Offenbar müssen beides schon weit gediehene arbeiten gewesen sein. Und da können wir bei dem revolutionsstücke nur an das unvollendete revolutionsstück denken, das erst später einen bestimmten titel erhielt. Der herausgeber versteht unglücklich „Das mädchen von Oberkirch“, von dessen erstem aufzug wir erst nach der eröffnung des Goethe-archivs kunde erhalten haben. Auch am 8. januar 1808 bei der anwesenheit von Zacharias Werner, dessen „Wanda“ Goethe auf die bühne bringen wollte, und der durch vorlesung seiner anderen dramen grosse bewegung in Weimar hervorrief, dachte er, als er nachmittags allein war, über das „revolutionsstück“ nach. Der herausgeber übergeht nicht, dass das tagebuch am 17. juli 1814 die revision dieses stückes unter dem namen: „Breme von Bremenfeld“ vermerkt, dessen er auch in einem inhaltsverzeichnisse der dritten ausgabe der Werke gedenkt. Gleichzeitig bedachte Goethe das arrangement der neuen ausgabe. Dass in einer ankündigung der dritten ausgabe der Werke von 1806 das stück hiess: „Die zeichen der zeit“ (ein damals beliebter ausdruck), teilt der herausgeber gleichfalls mit, aber er übergeht, dass, wie bemerkt, das tagebuch schon am 7. mai die bezeichnung „Die aufgeregten“ kennt. Zwei handschriften des dramas haben sich erhalten, aber keine eigenhändige des dichters, auch keine abschrift von Vogel aus dem jahre 1793. Die älteste ist von dem schreiber Götze, eine frühe abschrift der bruchstücke, die, da sie korrekturen (rote tinte über bleistift) von Riemer hat, unzweifelhaft diejenige ist, in welcher er das stück im jahre 1806 durchsah, und aller wahrscheinlichkeit nach stammen Riemers korrekturen aus demselben jahre. Diese abschrift wurde wol nach der ursprünglichen, aber von Goethe veränderten fassung gemacht. Hier ist II, 3 noch unvollendet, für die fortsetzung sind mehrere seiten raum gelassen. Mit unrecht behauptet der herausgeber, auch II, 5 und der ganze aufzug seien unvollendet; denn wenn das heft, welches diesen aufzug enthält, nicht bis zu ende beschrieben ist, so deutet dies keineswegs darauf, dass etwas fehle, da man hier weder in der späteren handschrift, noch in der ausgabe eine lücke bemerkt. Demnach sind in den „lesarten“ s. 402 die worte „Scene und anfang sind unvollendet“ als versehen zu streichen. Der dritte und fünfte aufzug fehlen ganz. Dass IV, 5 unvollendet sei, ist ganz unglaublich; freilich behauptet der herausgeber, es sei am schlusse in unserer handschrift und auch in der nächsfolgenden raum zur ausfüllung der lücke gelassen, aber er hätte den umfang dieses raumes bezeichnen sollen, der wahrscheinlich nur dadurch veranlasst ist, dass der schreiber den sechsten auftritt nicht auf derselben seite beginnen wollte, auf welcher der fünfte geendet. Vom jetzigen sechsten auftritt hat die handschrift nur die beiden ersten reden, das weitere lautet anders. Auch der siebente auftritt weicht ganz von der jetzigen fassung ab; er besteht nur aus dem gespräche zwischen der gräfin und dem hofrat, das später zum dritten aufzug verwandt worden ist.

Die zweite erhaltene handschrift ist vom schreiber John; über die zeit, aus welcher sie stammt, sagt der herausgeber nichts. Sie muss dem sommer 1814 angehören; den fünften, im juni 1816 hinzugefügten aufzug enthält sie noch nicht. Der herausgeber meint, Goethe habe vielleicht aus der früheren handschrift diktiert und während des diktats eine reihe von stellen umgestaltet. Eher haben wir hier die abschrift einer zweiten eigenhändigen niederschrift; denn der ausdruck ist häufig verbessert. An manchen stellen hat Goethe die hier noch beibehaltene lesart der älteren handschrift eigenhändig geändert, wie er einmal bursch statt kerl setzte und namen vertauschte. An verschreibungen fehlt es nicht. So ist, wie der herausgeber gesehen hat, 57, 8 der ausruf „Entsetzlich!“ übersprungen und dadurch die folgende rede irrig dem Albert statt dem magister zugefallen. 55, 26 sind zwei reden weggeblieben. Der herausgeber bemerkt dies erst in den „Lesarten“, äussert aber sonderbar genug, dennoch wage er nicht, sie in den text zu setzen. Auch andere stellen beruhen auf verschreibung, wie 3, 19 „wachen und warten“ statt der umgekehrten folge, 5, 19 „im“ statt „in“, 42, 11 „unseren revieren“ statt „unserm revier“. Wann Kräuter die zusätze 38, 14—19. 45, 8. 49. 9. 68, 1—11, sowie die änderungen 16, 8. 20, 7. 9. 28, 1 eingetragen, ergibt sich nicht, vielleicht erst 1816. Die druckvorlage kennen wir nicht; sie muss von jener zweiten an einzelnen stellen abgewichen sein; denn dass die änderungen während des druckes erfolgt seien, ist wenig wahrscheinlich. Ob eine im ersten druck sich findende lesart wirklich vom dichter beabsichtigt sei, oder auf einem unverbesserten schreibfehler der zweiten handschrift beruhe, ist nicht sicher zu entscheiden. Unser herausgeber zweifelt in den „Lesarten“ sehr häufig, ob er die richtige lesart in den text gesetzt habe, und wir müssen seinem späteren zweifel meist entschieden recht geben. Wir verweisen nur auf die stellen des ersten aufzugs, wo die „Lesarten“ eine andere gestaltung des textes fordern oder in aussicht nehmen, wie 3, 15. 6, 5. 10. 16, 24. 18, 2. 21, 20. 24. 24, 25. Daneben fehlt es nicht an schwankungen in der rechtschreibung. Wäre der abdruck des textes erst nach feststellung der lesarten geschehen, so würde eine solche abweichung nicht möglich gewesen sein. Jedesfalls bildet die vollständige mitteilung sämtlicher lesarten der handschriften eine sichere grundlage, wünschte man auch bei der feststellung des textes grössere sicherheit des urteils.

Roethe, der herausgeber des ersten aufzugs des trauerspiels: „Das mädchen von Oberkirch“ hielt sich an den wol von der redaktion ihm überlieferten irrtum, dieses sei das im tagebuch genannte „revolutionsstück“. Ich habe bereits anderswo bemerkt, dass auch das tagebuch einmal dieses erst neuerdings bekannt gewordenen trauerspiels, aber ohne nennung des namens, gedenkt. Am 25. januar 1806 lesen wir: „Entwurf einer erzählung in einen tragischen entwurf verwandelt“. Der entwurf der in Strassburg im jahre 1793 spielenden erzählung ist verloren gegangen. Der dichter wird ihn wol ende 1793 oder am anfang des folgenden jahres nach einem ihm zugekommenen berichte bearbeitet haben, wobei ihm eine familie, wie die in seinen „Unterhaltungen“ vorschwebte. Der fast zehn jahre spätere tragische entwurf ist erhalten, was nicht zu verwundern, da er schon ein vollständiges scenarium des „Mädchens von Oberkirch“ in der weise des von der „Natürlichen tochter“ bekannten, niedergeschrieben hatte. In den vier auftritten des ersten aufzugs erscheinen schon die hauptpersonen, das mädchen, das „Marie“ heisst, die baronesse, ihr vetter, der baron, ein geistlicher Manner und ein sansculotte, der später ein fleischer oder Peter Handfest genannt wird. Der zweite aufzug sollte teils, wie der erste, im hause der baronesse, teils vor der municipalität spielen. Der erste teil bestand aus

zwei scenen, in der zweiten trat Manner zu der baronesse und dem baron. Die personen bei der municipalität sind nicht genannt. Der dritte aufzug hatte vier auftritte im hause der baronesse und spielte unter den uns schon bekannten personen. Der vierte aufzug zerfiel in vier teile: 1. Marie mit dem blatt [das sie von der municipalität erhalten hatte?]. Die municipalität. 2. Das münster [wo Marie als göttin der vernunft erscheinen sollte?]. Menge. Zug. [Das vorzeitig angefangene wort „anbetung“ war gestrichen]. Anrede als vernunft. [Das wort wird als zweifelhaft bezeichnet]. 3. Anbetung. Angeboten [?] Gemahl. Anwendung. 4. Gefangennehmung.“ Wer sich als gemahl anbieten sollte, kann nicht zweifelhaft sein; es muss der sansculotte sein. Vom letzten aufzug lautet das scenarium: „Marie. Bar. Manner. Beratschlagen, sie zu retten. San(s)c. dazu.“ Zur möglichen stütze der datierung dieses schemas bemerkt Erich Schmidt: auf dem folioblatte, worauf es stehe, finde sich links die flüchtige federzeichnung eines lichtes mit lichtkreis mit den von Goethe geschriebenen worten: „gelber schein des lichts an der gr. wand.“ Aber auf das blatt, das er zufällig aufraffte, um das schema darauf zu schreiben, kann lange vorher jene zeichnung aufgetragen worden sein. Doch im januar 1806 hielt Goethe den damen wirklich vorlesungen über die physiologischen und die pathologischen farben. Wann er die jetzt fast vollendet vorliegende ausführung der beiden ersten auftritte geschrieben, die den drei ersten des entwurfs entsprechen, lässt sich nicht bestimmen. Erhalten sind fünf bogen, die ganz bis ans ende beschrieben sind, wo sie mitten im satze abbrechen; dass die handschrift nicht weiter gereicht, scheint wenig wahrscheinlich, freilich, wie weit sie gereicht, ist nicht zu erraten, wenn man auch vermuten könnte, Goethe werde die exposition des stückes, den ersten aufzug, oder wenigstens den zweiten auftritt vollendet haben. Das vorhandene geht nur bis dahin, wo wir von dem plane des barons vernommen, das unadelige mädchen von Oberkirch zu heiraten, das die aufwärterin der gräfin (so heisst hier die baronesse) gewesen, und unter ihrer liebevollen leitung sich zu einem der edelsten mädchen des ganzen Elsasses entwickelt hatte. Der baron wähnt, durch die verheiratung mit einer bürgerlichen werde er leichter dem sansculottischen hasse entgehen, was ihm aber die gräfin und der selbst in Maria verliebte Manner ausreden. Wenigstens beruhigen sie ihn so weit, dass er nur mit bewilligung der gräfin seine absicht ausführen will. Auffallend ähnlich sind die hier angenommenen familienverhältnisse denen in den „Unterhaltungen“. Die verwittwete gräfin ist von gleich starkem und edlem sinne wie die dortige baronesse; der feurige vetter Karl wie dort von den freiheitsideen angesteckt, ihre söhne sind freilich nicht namentlich genannt und die namen ihrer töchter lauten anders, auch der geistliche ist von ganz anderem charakter wie der alte der „Unterhaltungen“, entspricht vielmehr in seinen gesinnungen dem dortigen hauslehrer. Die vorhandene reinschrift Goethe's scheint bis s. 88, 12 in einem zuge geschrieben. Mehrfach wird die unterbrechung der rede durch eine andere person mit einem gedankenstrich bezeichnet; aber auch das stocken in der eigenen rede. An vier stellen (84, 8. 87, 27. 88, 4. 90, 23) finden sich doppelte gedankenstriche. Ich kann darin nur das zeichen längeren stockens sehen, was der herausgeber nur an der zweiten stelle annimmt, während er an den übrigen zu der mir höchst unwahrscheinlichen annahme greift, Goethe habe hier einen befriedigenden ausdruck noch gesucht. Die letzte stelle: „Ach und ich sehe den augenblick, wo ich mit meinen verwandten gleichfalls aus — — sehen werde“, scheint mir bedenklich, „sehen“ auf verwechselung zu beruhen, da das vorangegangene „sehe“ noch im sinne lag; ein wortspiel kann ich kaum annehmen. Auch 87, 27 ist „andern“

wol verdruckt oder verlesen statt „andere“. S. 88 ist das mit „bef“ oder „bes“ beginnende wort nicht ausgeschrieben, kaum angedeutet. Der herausgeber vermutet „befriedigt“ oder „bestanden“, von denen das letztere seltsam wäre, und das andere wenig genügt; ich vermute „befolgt“. — 91, 27 gibt der herausgeber: „Glauben Sie nicht, dass ich auch .... geworden bin. Das unlesbare wort sei etwa „übergangen“, „überwitzig“ (in klammern steht etwas seltsam mit fragezeichen „unbeweglich“, wahrscheinlich seien die ersten silben „über“). Alle diese vermutungen scheinen mir ungehörig; passen würde „ungetreu“, da es sich hier um die stellung gegen die gräfin handelt. 82, 17 fg. möchte der herausgeber schreiben: „Durch meinen einfluss rettete ich viel (statt viele) von Ihrem (statt Ihren) von meiner vettern vermögen“, was er aber aufzunehmen nicht wagte. Fresenius hatte an der stelle anstoss genommen, und vermutet, Goethe habe ursprünglich statt vermögen ein anderes wort, besitztümer oder güter, schreiben wollen, ja vielleicht sei das v von vermögen aus dem ansatz eines anderen buchstaben (b oder g) verbessert, aber die durch die wahl von vermögen notwendige änderung vergessen worden. Vermögen hat hier die bedeutung gut, wertvolles besitztum und steht wirklich in der mehrheit, wie man ein vermögen in der gewöhnlichen sprache von einem grossen wertstücke braucht, ähnlich wie die Römer patrimonium.

Von den „Unterhaltungen deutscher ausgewanderten“ hat sich nichts handschriftliches erhalten. Der erste druck in den „Horen“ war recht ungenau; zu der ersten ausgabe in den werken wurde der text genau durchgesehen, ausser verbesserung der druckfehler der ausdruck häufig geschmeidiger und reiner gemacht, auch auf rechtschreibung und satzzeichnung sorgfalt verwandt. Wenn der herausgeber bemerkt, es sei nicht erweislich, wiefern Goethe bei der durchsicht selbst hand angelegt, so wissen wir doch bestimmt aus dem tagebuch, dass Riemer vorher für sich (vom 19. märz bis zum 8. april 1807) die „Unterhaltungen“ durchnahm, Goethe sie erst am 20. und 21. durchgieng. Leider ist diese ausgabe durch eine anzahl druckfehler entstellt. Ob die wenigen unbedeutenden abänderungen von Goethe selbst herrühren, wie der herausgeber annimmt, oder bloss von ihm gebilligt wurden, verschlägt nichts. Eigen verhält es sich mit der gleichzeitig erschienenen Wiener ausgabe. Goethe oder Cotta hatte die letzte ausgabe nach Wien geschickt, in der vielleicht einzelne fehler verbessert waren; die rechtschreibung der dortigen druckerei ward eingeführt, auch wol hier und da nach gutdünken geändert. Bei der ausgabe letzter hand, von der zwei abdrücke vorliegen, berücksichtigte Goethe die von Göttling gemachten vorschläge; noch andere änderungen führte die oktavausgabe ein. Von letzterer weicht die neueste Weimarische im wortlaute an mehr als dreissig stellen ab, die freilich zum teil von anderer seite verbessert waren. Richtig wird s. 137, 10 „lange nachdröhnenden“ von Fresenius statt „langen nachdröhnenden“ geschrieben, aber 145, 12 hat schon die quartausgabe „sichs“ nach „begab“ eingesetzt. Wenn 142, 1 statt „Eine dame“ gesetzt wird „Die dame“, so wird dadurch die sache nur schlimmer; denn man müsste dann unter der dame die freundin verstehen, was gar nicht angeht. In der zu grunde liegenden erzählung heisst es: „als die Clairon ein mal zu einem abendfest der Dumesnil sich begab, seien sie an dem hause vorbeigekommen, wo ihr unglücklicher freund gestorben; da habe das neben ihr im wagen sitzende kammermädchen sie gefragt, in welchem hause der strasse dieser gewohnt.“ Goethe hat aus dem kammermädchen eine dame gemacht, die neben der Clairon gesessen, die ganz verschieden sein muss von der Dumesnil, zu deren abendfest sie fuhr, da die geschichte auf dem wege zu ihr sich begibt. Der fehler

liegt also darin, dass Goethe an die stelle des kammermädchens eine dame gesetzt; er wird aber durch die änderung eine in die eher verstärkt als gehoben. In den lesarten wird dagegen ein anderer ausweg vorgeschlagen. S. 161, 24, wo es heisst, die Clairon habe abends „mit einer freundin den weg gemacht“ habe Goethe zu statt mit geschrieben, und man könne dann eine beibehalten. Uns scheint dies, was zu Goethe's quelle stimmt, richtig. Freilich bleibt die stelle immer etwas ungeschickt, da wir erst später erfahren, dass die Clairon zu der freundin mit einer dame gefahren. Etwas verständlicher wäre sie, wenn geradezu das kammermädchen statt einer dame genannt wäre. Aber wie Goethe statt der Dumesnil eine freundin setzte, so statt des kammermädchens eine dame. In der stelle 119, 18 ist Seuffert's vermutung anders oder andern statt andere nicht aufgenommen; der herausgeber hat andere geschützt durch die annahme, zu „andern“ sei zu ergänzen „es zu tun vermögen“. Wir halten Seuffert's andern als gegensatz zu manchem für nötig.

Seuffert, der sich schon früher um „Die guten weiber“ verdient gemacht, hat sie hier mit den reichen mitteilungen, die ihm das Goethe-archiv bot, in mustergiltiger weise herausgegeben. Besonders wichtig wurde die einsicht des ursprünglichen, von Goethe verbesserten diktats „Die guten frauen“; die danach gemachte stark veränderte druckhandschrift zum „Taschenbuch für damen“ liegt nicht vor. Ebensowenig ist die druckhandschrift zu dem ersten druck in den Werken erhalten; sie war eine weniger als die für das „Taschenbuch“ gemachte fassung veränderte abschrift des diktats. Eine andere abschrift soll nach dem herausgeber bei der Wiener ausgabe zu grunde liegen, aber die abweichungen scheinen mir nicht zu dieser annahme zu berechtigen, sondern sich aus der freien behandlung des druckes zu erklären. Für die geschichte des textes ist die Wiener ausgabe ohne belang geblieben. Der text von 1815 wurde wesentlich in den folgenden ausgaben fortgepflanzt, obgleich, wie der herausgeber bemerkt, der des Taschenbuches fortgeschrittener war. Wir erhalten hier auch die kupfer des Taschenbuches nebst einer bisher unbekannten beschreibung derselben, wahrscheinlich vom künstler selbst, auch ein blättchen, worauf Goethe eine reihe von sieben geschichten verzeichnet hat, von denen er nur einen teil zu den „Guten frauen“ benutzt hat, und aus dem quartnotizbuche unter „Allerlei notanda“ von der ersten reise nach Italien zwei auch in jene geschichten aufgenommene stücke: „Drei arten in Neapel zu leben. Zu schwatzen, das fruchtet nicht. Zu stehlen; manco male hahnreie zu machen; am besten. — Kleiner skrupel des Conversi nach der beichte: er glaube an keinen gott.“

Ausserordentlich reich ist die handschriftliche überlieferung zu der sich anschliessenden „Novelle“, dem mit unendlicher liebe wie zehn jahre früher das „Rochusfest“ aufs feinste ausgearbeiteten kabinetsstücke seines alters. Der herausgeber hat mit grosser sorgfalt die überwältigende masse des stoffes zu ordnen und die übersicht s. 459 durch eine tabelle der handschriften, die bei allen einzelnen zusammengehörigen stellen in betracht kommen, zu erleichtern gesucht. Da die zeitfolge der einzelnen handschriften mit annähernder sicherheit möglich geschienen, habe er sie geordnet, was für die entstehungsgeschichte von wert sein würde, aber doch die beurteilung unseres textes als eines ganzen etwas verdunkelt. Sehr erwünscht ist die mitteilung sämmtlicher erwähnungen der „Novelle“ in den tagebüchern, besonders da die der betreffenden jahre 1826—28 noch nicht gedruckt sind. Das schema im ausführlichsten diktat (datiert vom 8. oktober 1826, aber später noch fortgesetzt), wird vollständig gegeben, unter dem texte auch der inhalt der drei vorangegangenen, von denen das

letzte vom 4. datiert, die beiden anderen auch dem anfange des monats angehören sollen. Das tagebuch gedenkt am 3. eines „erneuerten schemas“, am 4. einer „reinschrift des schemas“, endlich am 17. „des schlusses des ersten entwurfs“. Am wichtigsten für den text ist H 9, eine von Goethe verbesserte abschrift des vollständigen textes auf einzelnen folioblättern, von denen nur eines (s. 318, 1—11) und die schlusszeilen fehlen. Dieses muss das diktat vom 14. bis 17. oktober 1826 sein, wonach Goethe dann „redigierte“. Vom 20. an schrieb John an der reinschrift; seit dem 19. november retouchirte der dichter daran. Einen rest dieser handschrift erkennt der herausgeber in den drei folioblättern, die er mit H 10 bezeichnet. Dass dieses aber die handschrift gewesen, die Eckermann vom 11. januar 1827 las, nicht vielmehr eine weitere abschrift, ist gar nicht zu erweisen, noch weniger von den zwei blättern, die als H 13 bezeichnet sind. Seltsam erklärt der herausgeber H 13 für reste von H 10 und zugleich von der am 24. februar 1827 gehefteten, obgleich Goethe am 19. noch einiges zur Novelle an John diktierte, und sie am 19. wider vornahm; noch den 24., ehe er sie (durch John) heften liess, daran retouchiert hatte. Aber nach tisch beschäftigte er sich wider mit ihr, schloss sie erst am 25. ab, um sie Riemer zu schicken. Das allerstärkste aber, was der herausgeber uns zumutet, ist, dass H 10 und 13 (vom oktober 1826 und vom februar 1827) die druckhandschrift gewesen sein sollen, die er am 15. februar 1828 nach Augsburg sandte. Berichtet uns doch das tagebuch nicht bloss am 28. december 1827: „Die Novelle vorgenommen“, und am 29. die übersendung an Göttling, sondern an den vier tagen vom 26. bis zum 29. januar 1828 hören wir, er habe fortdauernd daran „corrigiert und ajustiert“. Und Goethe sollte dieses so sehr gehegte kleinod in einer älteren, vielverbesserten handschrift in die druckerei geschickt haben. Nein, kein rest der druckvorlage lässt sich nachweisen, sie ist bis heute ganz verloren.

In H 9 war durch Johns versehen eine starke verschiebung s. 344, 3 eingetreten, die Goethe angemerkt hat. Auch 339, 6 scheint ein stück falsch eingeschoben. Da manche zusätze später gemacht wurden, so lagen solche versehen sehr nahe. Eine solche verschiebung habe ich längst 333, 15 (Der jüngling —24) und daselbst 8 (der ritter) —16 (hand) nachgewiesen. Der herausgeber hat meiner vermutung gar nicht gedacht, obgleich meine begründung jetzt auch durch die handschrift eine bestätigung findet. Die stelle 332, 4—337, 2 findet sich nur in H 9. Dort steht nach den „lesarten“: „Beide erreichten zugleich den ort, wo die fürstin am pferde stand, beugte sich herab, schoss, traf.“ Goethe schob in der handschrift „renner“ nach „Beide“ ein, der ritter vor langte, und vor traf. Die zusätzliche bemerkung: „Der jüngling — zu statten“ war von John an falscher stelle eingeschoben, und dabei der jüngling ausgefallen. Bei der nachlässigkeit, welche John vielfach verrät, sollte man die verwirrung der überlieferung nicht dem dichter aufbürden. An einer anderen stelle (316, 25) stimmt der herausgeber mir bei. 344, 16 fehlt in den handschriften bei „von dem wärter“ ein particip; man hat geleitet nach dem zwischensatze eingeschoben; der herausgeber setzt dafür begleitet, weil hier mehrfach so begleiten steht. Aber einfacher schreibt man mit (statt von) dem wärter, da dies wirklich in H 8 zu lesen, die nach dem herausgeber kurz vor H 9 fällt. 336, 16 wird vermutet, es sei unter, das vor deinesgleichen in H 9 steht, einzusetzen. 344, 11 zweifelt der herausgeber, ob nicht Goethe's handschriftliche verbesserung „in seinem (statt seinen) verschluss“ aufzunehmen sei. Auch hier hat die in der Weimarischen ausgabe befolgte unart schaden gestiftet, vor feststellung der „lesarten“ den text abzudrucken; denn offenbare verbesserungen Goethe's

selbst sind nicht aufgenommen. Vielleicht würden sonst auch meine wol begründeten übrigen vermutungen nicht so geradezu von der hand gewiesen worden sein. 319, 2 wird meine sachlich nötige verbesserung „zingeln“ statt „zwinger“ nicht einmal erwähnt. Meine änderung 320, 10 „durch türen und durch“ (statt „durch und) fenster“ wird unnötig prosaisch genannt. Das nachschleppende „und fenster“ scheint mir nichts weniger als kräftig, 319, 11 „an den mauern andrängt“ keineswegs durch „in unsern mundarten übersetzen“ (336, 9) und „in tiefen gedanken versunken“ (345, 1) gerechtfertigt werden und 334, 4 durfte kaum nie nicht statt nie stehen bleiben. Dass es trotz 317, 2 fg. „Friedrichs, des fürstlichen oheims“, 318, 12 heisst: „Fürst oheim Friedrich mit namen“ ist ein von mir bemerktes versehen, dessen veranlassung jetzt offen vorliegt. „Friedrichs“ ist an der ersten, „mit namen“ an der zweiten stelle nachträgliche eintragung Goethe's. Dass die handschriften 321, 14 das sich nicht haben, konnte ich nicht erraten, was ich darüber gesagt, ist völlig richtig, wird aber durch die schielende weise, wie es vom herausgeber vorgebracht wird, getrübt. Schliesslich gedenken wir noch der wertvollen mitteilungen zahlreicher in den handschriften befindlicher, aber beim drucke vom dichter gestrichener stellen.

„Der hausball“ sollte, weil er bloss nacherzählt und nur zum geringsten teile von Goethe ausgeführt ist, erst am schlusse des bandes, nicht vor den „Reisen der söhne Megaprazons“ stehen, letztere gehören eigentlich vor die „Unterhaltun gen“. Sauer hat jenen musterhaft herausgegeben. Benutzt ist die handschrift Seidel's mit korrekturen von Goethe und den veränderungen des redakteurs des „Journals von Tiefurt“. Bei der herausgabe der phantastisch-satirischen reisen lagen mir dieselben handschriftlichen quellen vor, welche Riemer und Eckermann benutzt haben; sie wurden neu verglichen, und eine bedeutende, leider irrige umstellung vorgenommen. Das vorhandene bruchstück besteht aus vier getrennten teilen. Der erste umfasst das erste kapitel und den anfang des zweiten; beide haben überschriften, von denen die zweite lautet: „Man entdeckt zwei inseln: es entsteht ein streit, der durch mehrheit der stimmen beigelegt wird.“ Epistemon, der nach der karte die insel links für Papimanie hält, wird von den anderen brüdern überstimmt, die sie nach dem äussern anschein für Papifigue erklären, und so fährt man denn zu der insel rechts. Ein anderes bruchstück ist überschrieben: „Der Papimane erzählt, was in der nachbarschaft vorgegangen“ (den untergang der insel der Monarchomanen). Mir scheint es unzweifelhaft, dass dieses noch allein mit einer überschrift versehene, für den satirischen zweck besonders wichtige stück das zweite war, was Goethe gedichtet. Und nur dies werden Riemer und Eckermann gemeint haben, wenn sie es unmittelbar nach den beiden ersten kapiteln folgen liessen. Ganz unbefugt lässt der neue herausgeber diese behaupten, die geschichte des Pygmäen sei erst nach der erzählung von der insel der Monarchomanen gefolgt. Die flüchtigkeit liegt auf der seite des neuen herausgebers. Riemer ist nicht so kopflos gewesen, dass er hier das aufgeben des planes angenommen hätte. Ihm entgieng nicht, dass die insel, wohin sie zunächst fuhren, Papifigue war, sie von da erst sich nach Papimanie wandten, wo sie die schauergeschichte von der insel der Monarchomanen hörten. Übrigens kann von der geschichte des Pygmäen hier keine rede sein. Diese steht freilich im plane, aber gerade die gelegentliche erwähnung des seltsamen krieges der kraniche mit den Pygmäen, worüber die brüder in so heftigen parteistreit geraten, könnten fast zweifelhaft machen, ob von dem dichter die erzählung des Pygmäen, die der plan nach der nächtlichen ankunft auf Papimanie setzt, wirklich ausgeführt wor-

den sein würde. 502, 18 fg. des planes mit der ausführung 372, 10 fgg. zu parallelisiren, ist offenbar verkehrt. Die beiden andern kleinen noch erhaltenen ausführungen haben Riemer und Eckermann ganz richtig nach anweisung des planes an das ende gestellt. Wie man das früher zutreffend an vorletzter stelle sich findende stück gleich nach dem ersten sich denken konnte, verstehe ich nicht, da es dem plane zufolge erst in die zeit nach der abfahrt von Papimanie fällt und also nach dem „erzählen von der insel des Monarchomanen“. So finden wir die ganze umstellung so unnötig wie unglücklich. Auch Seufferts vermutung, unter den sieben brüdern, deren Goethe in der Campagne gedenkt, sei Megaprazon mitgezählt, kann ich nicht billigen. Der name des vaters ist unumgänglich nötig. Auch setzt der plan ihn ausdrücklich den söhnen gegenüber, und spricht nur von sechs brüdern; des umstandes, dass er im ursprünglichen plane bis hinter Neapel mitfuhr, erinnerte sich Goethe in der Campagne natürlich nicht mehr. Im schema gibt der neudruck 501, 10 und 12 „weiter reise“ statt „weitere reise“, 502, 5 „Panurgos“ statt „Panurgs“, 7: „x et y“ statt „X und Y“, 14 „fahren“ statt „fahrt“, 16 „nacht, fangen“ statt „nacht. Fangen“, 21 „trübselig“ statt „feindselig“, 23 „Erkundigen nach näherm“ statt „Erkundigen sich nach der näheren“, 24 „erzählen“ statt „erzählung“, 26 „insel, 3“ statt „insel in drei“, 27 nach „residenz“ noch „Aristemon noch gesehen“. (Sollte Aristemon der etwas seltsame name der residenz sein?) Nach 33 „erzählung“ folgt 35 „doktrin“, 503, 3 nach „beschrieben“ noch „Isole Borr“, 4 „Cebes“ richtig statt „lebens“, 8 und 12 „des Panurgens“ statt „Panurgs“ und „des Panurg“, 15 „bereden (?)“ statt des wol richtigern „bereiten“. Im texte selbst ist an einzelnen stellen die von Riemer verlassene überlieferung wider eingeführt oder leichter verbessert, so 366, 13 „erdachte“ statt „erdichtete“ hergestellt; 381, 8 das ausgefallene „wichtige“ eingesetzt; 374, 5, wo Riemer vor „noch“ ein ganzes glied eingeschoben, leichter geholfen durch veränderung von „welche“ in „weder“. Der anfang des zweiten kapitels war umgeschrieben worden, wobei folgende merkwürdige äusserung Epistemon's an Eutyches ausfiel: „Wir sind noch 200 seemeilen davon [von den beiden inseln] entfernt und können sie durch unsere besten ferngläser nicht sehen, weil sie unter dem horizonte liegen; da du aber ein ebenso zartes als scharfes gesicht hast, so siehst du die strahlen, die sich an der oberfläche des meeres biegen und so zu deinem auge gelangen.“

Die beiden jahre, über welche der siebente band der Tagebücher berichtet, gehören für Weimar durch die mishandlung, die es sich von den beiden deutschen hauptstaaten unter Metternichs unseliger knechtung gefallen lassen musste, zu den traurigsten. Hatte man den edelsten, um die erhebung der deutschen freiheit verdientesten fürsten auf die gemeinste weise gemassregelt, so dass er den bittersten ekel empfand, so gieng jetzt die heilige allianz des wortbrüchigen rückschrittes ungescheut immer weiter, die ermordung Kotzebue's, den man als gründer der verhassten freiheit und vaterlandsliebe immer verschrie, entfesselte die blindeste wut der verbündeten unterdrücker. Goethe selbst war ein feind der pressfreiheit und der landständischen verfassung, aber die art, wie man seinem fürsten und seinem lande wehtat, empfand er und sein hochbegabter freund, der staatsminister von Voigt, mit tiefstem bedauern. Dass die ermordung Kotzebue's die welt in höchsten schrecken versetzte, drängte Metternich vorwärts, der Weimar als herd des unheils hasste. Am 22. märz hatte Goethe seinen innigst verbundenen freund und mitkommissar bei der oberaufsicht der anstalten für wissenschaft und kunst durch den tod verloren. Vier tage später, bei Voigts begräbnis, erhielt der kanzler von Müller die nachricht

von Sands unseliger tat. Auch von diesem doppelten schlage stellte Goethe sich bald wider her, wie tief er auch die folgen empfand. Für die oberaufsicht wurde ihm sein sohn beigeordnet. Der verruf, in den sein herzog Karl August bei den herren der heiligen allianz verfallen war, traf auch den dichter. Seine Karlsbader badereise hatte sich durch vielfache geschäfte, zuletzt durch den druck der anmerkungen zu seinem „Divan" verspätet. Als er an seinem geburtstag in Karlsbad ankam, waren die nach dem orte benannten berüchtigten konferenzen fast zu ende. Wie die tagebücher immer nur kurze tatsächliche berichte enthalten, so verraten sie auch diesmal nichts über die art, wie man den Weimarischen minister und dichterfürsten unbeachtet liess. Er berichtet nur, dass er am 30. august zu Metternich gieng. Den 2. september heisst es: „Halb neun fürst Metternich ab mit allen haus-, kanzlei- und gesandtschaftsverwandten. Gestern und heute mochten über zwölf wagen abgegangen sein. Nach tische zu fürst Kaunitz." Erst am 4. besuchte ihn der an stelle des freisinnigen W. von Humboldt getretene minister graf Bernstorff, der ihm auch am 10. seine abschiedskarte schickte. Dass er einige der herren noch gesprochen, berichtet er dem herzog. Wenn es in den Tag- und jahresheften dagegen heisst, er habe in Karlsbad an dem fürsten Metternich wie sonst einen gnädigen herrn gefunden, so scheint dieses eine verschleierung der wahrheit zu sein. Geben die genannten hefte keinen genaueren bericht über die beiden jahre, so ist doch das dort benutzte tagebuch von hohem werte, weil es über manches in jenen übergangene berichtet, insbesondere über seine dichterischen und litterarischen arbeiten, und seinen lebhaften anteil an den zeitungsberichten und den „politischen vorfallenheiten". Eigentliche enthüllungen und äusserungen über die bedauerlichen zustände bringen sie freilich nicht. Dagegen geben sie über sein familienleben manche auskünfte. Von einem zerfall zwischen sohn und schwiegertochter findet sich damals keine spur. An der mittagstafel fanden sich ausser Goethe der sohn, die schwiegertochter und deren schwester Ulrike. Einen tag in der woche fehlte der sohn, weil er den dienst beim erbgrossherzog hatte, selten die schwiegertochter, nur ausnahmsweise war Goethe mit Ulrike allein. Abendtafel fand nur bei einladungen statt, über die genau berichtet wird. Auch alle besuche, abgegangene und angekommene briefe und sendungen verzeichnet das tagebuch. Auf eine reise seiner „kinder" nach Berlin zu Nicolovius vom 4. mai bis 27. juni 1819 deutet die erwähnung der während derselben gewechselten briefe. Die „Lesarten" führen nur weniges aus diesen und den schluss des reisetagebuchs mit. Die höchste bedeutung gewinnt unser tagebuch dadurch, dass es von Goethe's rastlos ununterbrochener tätigkeit ein anschauliches bild gibt; die mannigfaltigsten beschäftigungen wechseln an einem tage, und gerade durch diesen wechsel erhöhte er sich ihren reiz. Wie er denn schon früh seiner kunst gedenkt, einen tag in sehr viele kleine teile zu zerlegen und auch nicht den kleinsten unbenutzt zu lassen. Wenn er eine längere hauptbeschäftigung unter händen hatte, setzte er möglichst den an jedem tage daran zu leistenden teil fest.

Bei dem drucke ist leider nicht die geforderte gleichmässigkeit überall befolgt. Wenn die schreibungen „Winzerle" und „Winzerla" hintereinander wechseln, so sollte dies abgestellt sein. Statt der falschen schreibung vieler namen und wörter sind meist die richtigen eingeführt, zuweilen aber finden sich andere rohe des ungebildeten schreibers oder ungenaue beibehalten. Ein irrtum ist es, wenn der herausgeber 114, 20 Pestaluzzi für einen hörfehler des schreibers erklärt. Goethe selbst nennt ihn im jahre 1775 in einem briefe an Lavater Pestaluz, was man freilich nicht aus der Weimarischen briefausgabe II, 287 ersehen kann. Bei Wallensteins

ermordung spielte ein „Pestalutz“ mit. Freilich ist hier mit recht die gangbare form hergestellt. Ob Goethe auch „Schmöller“ gesprochen habe, wie fast durchgängig im tagebuch steht, und dies für seine aussprache charakteristisch sein soll, wie es zu s. 127, 9 heisst, weiss ich nicht. Schlimmer ist es, wenn Goethe's eigene randbemerkung 35, 12 „Gärtner“ statt „Garten“, 219, 20 fg. die einschiebung des namens Sylvestre, 58, 17 die andeutung einer kleinen lücke nach „schauspieler“, die umsetzung einer grösseren stelle 243, 8—21, ja die gelassenen lücken vom 5. august und am ende december übersehen sind. Aber dies wäre unschädlich geblieben, wäre der text erst gedruckt, nachdem die lesarten festgestellt worden. So kommt es, dass in diesen eine reihe versehen nachträglich eingestanden werden müssen. Hierzu kommen noch manche druckfehler, von denen der grösste teil kleinlaut in den lesarten, aber nicht, wie es bei anderen bänden geschah, zu leichterer übersicht auch am schlusse verzeichnet sind. Von nichtbemerkten sinnstörenden druckfehlern ist mir die Gordiana statt die Gordiane 83, 22 aufgefallen. Als unverbesserte schreibfehler bemerke ich buches statt bogens in den worten: „Revision des ersten buches Kunst und altertum 2. bandes 2. stück“ (107, 14) und Diron statt Byron in der merkwürdigen „betrachtung über Diron und St. Hieronymus als gegensatz“ (119, 23 fg.); sie blieben unangefochten stehen. Auch dass 225, 9 Aristoteles mit Aristophanes verwechselt sei, sah der herausgeber erst, als er zu den „Lesarten“ kam und auf Reisig's ausgabe der Wolken des Aristophanes gestossen wurde. Eigentümlich verhält es sich mit 199, 14—17: „Nach Dornburg gefahren, woselbst vor den versammelten herrschaften der indische gaukler seine künste machte. — Tafel. Sodann auf den terrassen mit dem Indianer und seiner frau gesprochen. Auch den sogenannten kamsall getrunken.“ Seltsam hat der herausgeber statt des sonderbaren kamsall, das ihm auf einem verzweifelten hörfehler zu beruhen schien, ohne dass er das richtige zu ahnen vermochte, einen leeren raum gelassen, wozu er nur dann berechtigt war, wenn Goethe beim diktieren durch einen leeren raum hätte andeuten lassen, dass ihm der name nicht beifalle, in einem falle wie der unsere durfte er seinen zweifel an der richtigkeit des wortes nur durch ein fragezeichen andeuten. Ganz verzweifelt scheint mir die sache nicht, wenn auch ein ähnlicher name sich auf Dornburg nicht erhalten hat. Dies lässt sich dadurch erklären, dass man erst neuerdings, wo der grossherzog, die grossherzogin, die grossfürstin und die prinzessinnen sich auf dem Dornburger schlosse besonders gefielen, diesen auf einem scherze beruhenden namen einer reizend gelegenen terrasse gegeben hatten, der nur unter den höchsten herrschaften gang und gäbe war, bei der baldigen umgestaltung der anlage bald vergessen wurde. Ich denke mir, es sei das fünfeck südlich vom alten schlosse gewesen, wo Goethe nach dem tagebuch vom 5. juli 1777 in grosser gesellschaft einen „überherrlichen morgen“ beim frühstück genoss. Seit dem ankauf des sogenannten Stomann'schen schlosses für die prinzessinnen im frühjahr 1824 erhielt die höhe des schlossberges durch die neuen anlagen, welche beide schlösser miteinander verbanden, eine ganz andere gestalt. Auf jenem fünfeck hatte man an den schönen sommertagen ein heiteres leben genossen, das den launigen namen dieser terrasse Ramasan veranlasste, was der schreiber John als Kamsall verhörte. In dem fastenmonate Ramasan werden in der Türkei die nächte mit jubelnder lust in übermütiger laune gefeiert, was einen der hofgesellschaft reizen konnte, dem lustigen ort, wo man die abende zubrachte, den namen des türkischen monats zu verleihen, in welchem der prophet den Koran geschrieben haben soll. An einer andern stelle (20, 9) lesen wir: „Die (meine kinder) kamen aus der . . .,

wo kapellmeister Hummel gespielt hatte." Die punkte hat der herausgeber eingesetzt, um anzudeuten, dass ein wort fehle; das wort ist offenbar kirche.

Unter den „Lesarten" sind manche ungedruckte stellen aus briefen und akten des Goethearchivs gegeben, die zum teil von wert sind. Auch die Karlsbader kurlisten konnten mit grossem nutzen verwandt werden, und in grösserem umfange wie bisher die oberaufsichtsakten. Die art der behandlung ist wesentlich dieselbe geblieben. Vollständigkeit und gleichmässigkeit der erklärung sind leider nicht beabsichtigt. Noch immer wird als bequemes mittel statt einer gerade das nötige kurz bietenden angabe über die genannten personen eine verweisung auf die „Allgemeine deutsche biographie" gebraucht, an die der belehrung suchende leser von selbst denken würde, wäre dieser weg nicht ein grosser umweg. Häufig hätte auf andere stellen Goethes verwiesen werden sollen, wie bei Gigas (33, 8) auf die „Tag- und jahreshefte". Die ganz nackte bemerkung: „Der übersetzer der Iphigenie sei Gigas", ist geradezu falsch. Allgemein bekannt ist ja, dass der neugriechische übersetzer Joh. Papapodulos hiess. Zu „Westermayer" (74, 21) finden wir bemerkt: „Conrad Westermayer, in Weimar pensionierter hofrat." Wie konnte der herausgeber so Goethe's verhältnis zu ihm und Weimar abfertigen! In Goethe's „Reise an den Rhein" wird erzählt, wie er diesen höchst verdienten mann als ersten lehrer und direktor der sehr bedeutenden zeichenschule seiner vaterstadt Hanau fand, wohin er von Weimar berufen worden war. Lips hatte ihm in Weimar 1791 unterricht im kupferstechen gegeben. 1795 war er nach Dresden gegangen, aber 1797 nach Weimar zurückgekehrt, wo er bis 1806 blieb.

Aus der grossen zahl von stellen, welche einer erklärung bedürfen, heben wir nur wenige hervor. 30, 7 fg.: „Hofrat Meyers hofereignisse bei gelegenheit von Kotzebue's tode." Meyer erzählte Goethe, welche leidenschaftlichen ausbrüche des schmerzes die nachricht von Kotzebue's ermordung am hofe, besonders bei der grossfürstin erregte. — 76, 18 fg. „Prolog zum Faust vom herzog Karl von Mecklenburg", der bei der aufführung durch die königlichen prinzen in Berlin den Faust gab. — 77, 11 fg. „Geschichte der statue von Colombrano, Rom den 11. märz 1788", im zweiten römischen aufenthalt, den er eben ausarbeitete. — „Der poetische schluss, die verse: „In's innere der natur." 84, 13 fg.: „Briefe von Frankfurt wegen des Melbertischen kapitals." Goethe's neffe dr. Melbert (der herausgeber lässt irrig das t weg. Vgl. meine schrift „Goethe's stammbäume" s. 26) erbot sich das von der frau rat einst seiner mutter geliehene, erst nach deren tode rückzuerstattende kapital schon jetzt zu zahlen. — 155, 23 „dem katholischen pfarrer", an der erweiterten und umgebauten katholischen kapelle, für welche vor kurzem nach längeren verhandlungen ein geistlicher als katholischer stadtpfarrer gewonnen worden war. — 159, 7. „Poesien", vielleicht „poesie". Vgl. zeile 10 „poetischer teil". In Kunst und altertum II, 3 findet sich der abteilungstitel „Poesie, ethik, litteratur". — 199, 17. Der indische gaukler, nach den Jahr- und tagesheften Balahja Krtomr. — 246, 23 fg. Mit letzterem (Meyer) die spinner- und weberwirtschaft in der Schweiz. Schon am 3. mai 1810 hatte er an Meyer geschrieben: „Ich habe in diesen tagen nach Ihrer anleitung die baumwolle gut studiert (zu den Wanderjahren)".

Der siebzehnte band der Briefe umfasst die des jahres 1804 und des folgenden bis zu Schillers tode, mit dem eine neue abteilung beginnt. Es sind im ganzen 252, von denen freilich manche, wie in den früheren bänden, keine eigentlichen briefe, sondern amtliche erlasse, einfache bestellungen, mitteilungen oder sonstige zettel sind. Mehr als ein viertel davon sind an Eichstädt gerichtet, den redakteur

der seit 1804 unter Goethe's lebhafter mitarbeit erscheinenden „Allgemeinen litteraturzeitung". Etwa ein fünftel bildet der schluss der briefe an Schiller. Sonst wenden sich die meisten an frau von Stein, H. Meyer, minister Voigt, Zelter und W. Schlegel. Achtundvierzig derselben sind ganz oder in bedeutend vervollständigter gestalt hier zum erstenmal gedruckt, darunter drei an Karl August, einer an dessen gattin, drei an den prinzen August von Gotha, einer an den herzog August von Gotha, vier höchst wertvolle an Christiane Vulpius. Auch die briefe an frau von Stein, Meyer, Voigt und Voss werden hier bereichert. Unter den „Lesarten" werden gelegentlich andere unbekannte briefe, aus denen auch bedeutende, bei der reinschrift weggefallene stellen gegeben werden, wie s. 293 fgg., 305 fg. und 328 angeführt.

Wenden wir uns zur zeitfolge. 4912 sind die undatierten zeilen an frau von Stein: „Verzeihen Sie, wenn ich mir auf meine weissagung, Moreau werde lässlich behandelt werden, etwas zu gute tue" zwischen briefe vom 28. juni und 3. juli gestellt. Am 10. juni war Moreau zum tode verurteilt worden, wovon die kunde in der mitte des monats zu Weimar angekommen sein wird. Als frau von Stein am morgen des 21. mit den anderen freundinnen bei Goethe sich befand, war man in gespannter erwartung wegen Napoleons entscheidung. Frau von Stein war in ihrem hasse gegen Napoleon versichert, dieser werde das todesurteil unterschreiben, Goethe sprach die gegenteilige überzeugung aus. Die kunde von der begnadigung muss nach diesem donnerstagmorgen eingetroffen sein. Da Goethe am abend des 22. auf ein paar wochen nach Jena gieng, wird er diesen unsern zettel kurz vor der abreise gesandt haben, worauf auch die fassung deutet, obgleich ein lebewol fehlt. Mit recht ist im datum von 4983 statt Biedermann's 2. november nach Goethe's tagebuch der 7. gesetzt. Im zettel 4974 ist 1804 statt 1808 verlesen, denn nicht 1804, sondern 1808 war Goethe am 22. oktober zu Jena. — 4992 ist der zweifel, ob das datum des 28. richtig sei, unberechtigt, der vom herausgeber vermutete 23. ist unmöglich; denn aus dem brief ergibt sich, dass er an einem mittwoch geschrieben ist.

Die behandlung des textes ist trotz des wechsels des herausgebers wesentlich beibehalten. E. von der Hellen hatte gleichlautende stellen in verschiedenen briefen nur einmal abgedruckt, bei der widerholung auf die frühere stelle verwiesen. Dies etwas seltsam sich ausnehmende verfahren wäre wenigstens bei 4871 und 4872 berechtigt gewesen, wo der neue herausgeber Leitzmann die beilage von 4871 wider wörtlich abdrucken liess. Von der Hellens scheu, vom schreiber aus versehen übersprungene worte einzusetzen, hatte Goethe die seltsamsten härten, besonders verschmelzungen verschiedener verbindungen aufgebürdet, mit deren verteidigung er zum mismut des lesers den raum verschwendete; Leitzmann hat den richtigen grundsatz befolgt, offenbare auslassungen ohne weiteres herzustellen, wie denn schon früher abdrücke der hier gebotenen briefe dies meist getan. Nur ein paarmal hat er solche fehler übersehen. 208, 24 scheint „zu haben" nach „das vergnügen" ausgelassen. Auch dürfte 153, 11 nach mich ein dann kaum fehlen. Auch verschriebene wörter sind meist verbessert. Übersehen ist, dass es s. 193, 11 „Beiliegendes blatt an (statt von) herrn Drs. Schelle" heissen muss. Auch dürfte wol 257, 9 „Stall Cassierin" (statt Cassieren) zu lesen (Stall nannte man seit früher zeit das theater zu Lauchstädt) und 231, 4 wollen statt sollen beabsichtigt sein. — Etwas sonderbar ist die art, wie 4835 (s. 43, 1) der schreibfehler des statt der durch annahme der scherzhaften auflösung zahnpulver des „Z." in der chiffre „A. L. Z." beibehalten werden könne. Der scherz mit der fabrik des alten litterarischen zahn-

pulvers im briefe vom 9. december 1803 war noch erträglich, aber hier wäre der witz mit dem zahnpulver nicht bloss abgeschmackt, sondern geradezu widersinnig, da es sich hier um die begonnene eigene fortsetzung der Jenaischen litteraturzeitung handelt. — Zu 5049 bemerken wir, dass die Lesarten das handschriftliche „Hofe" (statt „Hof") unerwähnt lassen, und mehrere abweichungen bei 5029 übergangen sind. Eine durchlaufende sachliche erklärung sollen die Lesarten nicht geben, doch dürfte man wenigstens wünschen, dass sie gleichmässiger gearbeitet wären, nicht ganz zufällig an der einen stelle die nötige auskunft brächten, an der anderen, wo sie ebenso unentbehrlich und ebenso leicht zu bieten war, sich in schweigen hüllten. Wir besprechen auch diesmal eine anzahl stellen, die uns zu bemerkungen veranlassung geben. — 4833 wünscht Goethe der herzogin zum geburtstag herzlich glück. Dabei entschuldigt er sich, dass er durch schuld des buchbinders verhindert gewesen, ihr ein prachtexemplar des „Programms der vereinigten kunstfreunde. Weimarische kunstausstellung vom jahre 1803. Polygnot's gemälde in der Lesche zu Delphi. Datiert vom 1. januar 1804" zu füssen zu legen. Abends sollte das theater zur festfeier Racine's „Mithridate" in Bode's übersetzung geben, was der hof genehmigt hatte. Da sich aber herausstellte, dass das stück einen theaterabend nicht ausfüllen werde, so wollte Goethe dazu noch von den kindern der schauspieler das lustspiel „Der stammbaum" geben lassen. Weiter hiess es deshalb: „Sodann bitte ich um gnädigste nachsicht gegen eine gesellschaft heranwachsender schauspieler, welche die bei kürze des Mithridates übrigbleibende zeit durch aufführung des Stammbaumes auszufüllen wagen würden." Auf dem theaterzettel des 30. januar wird bloss Racine's trauerspiel erwähnt, was freilich nicht geradezu ausschliesst, dass auch das lustspiel aufgeführt worden. Aber die herzogin könnte die öffentliche kindervorstellung unpassend gefunden haben, und diese, obgleich Goethe, wie wir wissen, am abend des 29. die probe gehalten hatte, deshalb unterblieben sein. Im vorigen jahre hatte die herzogin auch das von bürgern geplante kinderballet zum empfang des von Paris zurückkehrenden erbprinzen hintertrieben, dessen text Goethe selbst durchgesehen hatte. — Was 4845 unter der Schulchrie zu verstehen sei (Leitzmann sagt einfach „beziehung unbekannt"), habe ich schon 1859 in meinem „Schiller und Goethe" vermutet. — Der äusserung vom 31. märz 1804 (4878): „Mein schreiber ist von mir weggezogen; so muss ich nach so vielen jahren selbst wider die feder ergreifen", widerspricht die tatsache, dass noch bis zum 7. november die concepte häufig vom alten schreiber Geist, freilich auch oft von Riemer, geschrieben sind. Es fällt auf, wie dies dem herausgeber entgehen konnte. Am 28. november äussert Goethe gegen frau von Stein, seine leute seien eben ganz neu und ungeschickt. Geist muss noch bis zum november geblieben sein und auch schreiberdienste versehen haben. Der wechsel der dienerschaft fand wol um Martini statt. — Über den abendgruss an frau von Stein (vom 9. august 1804), der beginnt: „Für die mitteilung des artigen briefs danke recht sehr. Es ist mir, als ob ich die freundin vor meinem Berliner hofspiegel vorbeigehen sähe", weiss der herausgeber nur zu sagen, die beziehung sei ihm unbekannt. Die freundin ist die noch in Berlin weilende frau von Staël. Die herzogin hatte frau von Stein einen aus Berlin erhaltenen brief gegeben, um ihn Goethe zum lesen mitzuteilen. — 4893. Das in der handschrift stehende datum des 16. april kann unmöglich richtig sein, wenn es nicht der tag der späteren abschrift ist. Man könnte den 6. vermuten, den tag der probe. — 4895. An Voigt vom 22. april 1804: „Hierbei die Tieckischen (bei Biedermann stand noch Bindischen) entwürfe mit wenig bemerkungen. Meyer sagte mir, dass Sie die Ge-

fangene nicht billigten; wir sind gleicher meinung. Durch meinen vorschlag, dächt' ich, wäre der sache so ziemlich geholfen." Leitzmann denkt bei der Gefangenen an Wolff's lustspiel Die drei gefangenen, die zu Weimar zuerst am 6. mai 1804 aufgeführt wurden. Aber die „Tieckischen entwürfe" und die darüber urteilenden lassen uns eher an ein werk der bildenden kunst als an ein theaterstück denken, und der titel stimmt nicht genau. Tieck machte damals entwürfe zu plastischen darstellungen zur ausschmückung des schlosses. — 4901. Am 22. mai 1804 lautet ein zettel an Voigt: „Erlauben Sie, dass ich den heutigen tag mit einer kleinen gabe feire von geringem, aber wunderbaren stoff, und mich zu dauernder gewogenheit empfehle." Leitzmann durfte sich hier nicht mit der bemerkung begnügen: „Handschrift unbekannt", da der sachkundige Biedermann alles zur erläuterung nötige beigebracht hatte, dass der 22. mai der geburtstag von Voigts gattin war und die antwort Voigts in einem an demselben tage (nur ist 1805 statt 1804 verdruckt) geschriebenen briefe Voigts sich erhalten findet, wonach das geschenk in einer dose aus mineralischem stoffe bestand. — Ebensowenig durfte der herausgeber dem leser vorenthalten, dass 4903 die feierliche zusammenkunft, wodurch die gewohnten donnerstagmorgen bei Goethe am 24. mai unterbrochen wurden, die taufe der tochter der frau von Helwig war, der nichte der frau von Stein. — 4909. Noch einmal. Gleich nach der abreise der frau von Staël nach Berlin hatten die donnerstagmorgen begonnen. — 191, 2 ist die kleine freundin die schwägerin, frau von Schardt. — Ein arges misverständnis ist es, wenn 200, 9, wie die verweisung auf XVI, 208, 21 zeigt, die von Cotta überschickten Taschenbücher (die beiden in seinem verlag erschienenen von Wieland und Posselt) mit von Schiller herausgegebenen wunderlich verwechselt werden. — 4971. Einen aufsatz. Da Goethe die übersetzung von Diderot's Rameaus neffen, worauf ich den brief bezogen hatte, erst später übernahm, betraf der aufsatz wol die farbenlehre. — 245, 17. Die Steinsche geschichte weiss Leitzmann nicht nachzuweisen. Gemeint scheint eine unfreundliche äusserung des preussischen staatsministers von Stein über die mit unterstützung der Weimarischen regierung erscheinende fortsetzung der alten Jenaischen litteraturzeitung, die man von preussischer seite für Halle erworben hatte, oder gar ein feindseliges entgegentreten. — 256, 20. Unter dem Orpheus, über den Goethe durch Eichstädt gar zu gern beim nächsten besuche in Jena etwas vernehmen möchte, ist nicht Schneiders ausgabe der Argonautica, sondern die so wichtige ergebnisse versprechende zusammenstellung und untersuchung alles orphischen in dem umfangreichen werke Orphica von G. Hermann gemeint, den Goethe persönlich kannte.

Dieser achtzehnte band der Briefe bringt ausser dem register zu band 9 bis 18 eine als Undatiertes bezeichnete abteilung und nachträge zu allen achtzehn bänden. Schon beim dritten bande hatte der neue herausgeber von der Hellen (die briefe sollten statt des bisherigen leidigen wechsels einen ständigen herausgeber erhalten) die überzeugung gewonnen, man müsse endlich mit dem unbesonnen angenommenen grundsatze brechen, für alle die zahlreichen undatierten briefe ein bestimmtes datum anzugeben; denn dies war häufig ganz unmöglich und hatte mehrfach zur willkür, ja zur täuschung genötigt, da die absicht der sammlung war, alle vorhandenen briefe nach der folge zu geben, wie sie geschrieben worden. Freilich konnte das notmittel, zu dem man griff, den schaden kaum halb heilen. Nach bedeutenden abschnitten von Goethe's leben sollten von zeit zu zeit gemischte gruppen eintreten von nicht bestimmt zu datierenden briefen, die aber sicher in diese periode gehör-

ten. Der blinde führer dieser bunten schaar sollte die alphabetische folge der namen der adressaten sein. Die erste dieser zeitgruppen trat im siebenten bande bei der italienischen reise ein und umfasste die vor dieser geschriebenen undatierten briefe. Leider hatte der herausgeber in diese periode auch briefe gezogen, die sich bestimmt datieren liessen, andere waren später als 1788 geschrieben, was er in den „Lesarten“ gestehen musste. Mit der zweiten gruppe, „Aus der zeit nach der italienischen reise bis zu Schillers tod. 1788—1805“, beginnt der achtzehnte band. Auch von diesen 38 stücken gehören mehrere vor das jahr 1788, was widerum die „Lesarten“ bekennen mussten; eine genaue zeitbestimmung ergibt sich in diesem zeitabschnitte nur für wenige. Leider genügt die behandlung dieser zeitgruppe sehr wenig. Wir erörtern nur wenige fälle. 5033 wird in die erste hälfte der neunziger jahre gesetzt. Der freitag, an dem Goethe abends Batsch in Jena sprechen und seine skelettsammlung sehen wollte, dürfte in das jahr 1794 vor Goethe's verbindung mit Schiller fallen. Ordentlicher professor ward Batsch 1792, im jahr 1793 gründete er die naturforschende gesellschaft. Die bemerkung zu 5055: „Sicherlich nach 1800“, bietet einen bedauerlichen beweis von der sorglosigkeit des herausgebers, der sie wol in den vorarbeiten seines vorgängers fand, aber ihr weiter nachzugehn unterliess, da ihn doch die frage, für welche mitteilungen das billet dankt und welches edle geschäft gemeint sei, leicht zur entdeckung geführt haben würden, dass unsere zeilen in den mai 1808 gehören und sich auf die vom herzog gewünschten unterhandlungen mit Bertuch wegen widereröffnung der loge Amalie beziehen. Vgl. meine schrift: Goethe und Karl August s. 617. 620. — 5056 scheint Leitzmann 1796 zu setzen, denn er verweist wegen der dative auf 3233, wonach Herder Goethe am neujahrstag 1796 besucht hatte. Aber der neujahrstag stimmt nicht zum frühling des briefes, und dieser frühling brachte nicht, wie es dort heisst, die botanik wider an die tagesordnung. Die zweite berufung auf „vor 3806“ verstehe ich nicht. Ich setze jetzt entschieden diesen zettel in das frühjahr 1794, sieben jahre nach der übersendung der handschrift der „Iphigenie“. Über diese handschrift hätte nähere auskunft nicht fehlen sollen. Bei 5058 muss man stutzen, wie der herausgeber übersehen konnte, dass Suphan, der redaktor dieser abteilung, im Goethe-jahrbuch VIII, 28 Herders antwort auf unser briefchen mitgeteilt hatte. Diese beginnt: „Das opusculum de umbris ist mit grosser klarheit und ordnung geschrieben, über welche ich Euer erleuchteten und erleuchtenden herrlichkeiten preise.“ Ein versehen war es, wenn Suphan (daselbst 109) behauptete, ich hätte Goethe's billet dem jahre 1794 zugewiesen; ausdrücklich hatte ich erklärt, dass ich es „nicht sicher einzuordnen wisse“. Übrigens stimme ich jetzt Suphan vollkommen bei, dass Goethe den ersten entwurf seines aufsatzes Herder in Weimar vorlegte, der aus dem lager vor Marienborn den 24. juli an Jacobi gesandte aufsatz eine spätere bearbeitung war. Das billet an Herder fällt also vor die abreise von Weimar, vielleicht schon in den april. — Die billette 5059 und 5060 waren wol umzustellen, da letzteres während des besuches der Kalb in Weimar, ersteres bei der abreise geschrieben ist. — Über die schlimmste behandlung hat sich das kleine, aber bedeutende, jetzt zuerst mitgeteilte blatt an Kirms 5062 zu beklagen, das am anfang links die zahl der zuschauer der vorstellung des „Hamlet“ auf jedem der vier plätze des theaters, rechts die derjenigen, „die künftig einzulassen“, angibt; im ganzen waren es im „Hamlet“ 731, künftig sollen es nur 600 sein. Dann heisst es: „Dieses müsste unverbrüchlich festgestellt werden und deshalb eine verordnung an den kassirer erlassen werden. Um so mehr als wir drei starke repräsentationen vor uns sehen.

Um halb 3 werde ich bei Ihnen im theater sein und wünsche Sie daselbst anzutreffen.“ Leitzmann versichert uns aber kurzweg: „Genaue prüfung des tagebuchs, so weit es an (?) Hamlet-aufführungen überliefert ist, ergibt nichts zur datierung. Das billet gehört jedenfalls in den anfang der Goethischen theaterleitung.“ Sollte man es für möglich halten, dass beide äusserungen geradezu unwahr sind? Ist etwa auch diese bemerkung aus von der Hellens vorarbeiten auf treu und glauben herüber genommen? Freilich das tagebuch berichtet im frühjahr 1799 nichts von den theateraufführungen, aber wol die theaterzettel, deren angabe uns seit 1891 in Burkhardt's zuverlässigem buch vorliegen und in den „Lesarten“ sonst viel benutzt worden sind. Aus diesen ergibt sich die sichere lösung. Am 25. märz 1799 wurde „Hamlet“ gegeben bei so grossem zudrange, dass man die überzahl von 791 zuschauern hereinliess. Die „drei starken repräsentationen“ galten Schillers „Wallenstein“; sie fanden im april statt. Vgl. meine erläuterungen zu Wallenstein s. 114. Das billet ward zu Jena geschrieben, von wo Goethe am 10. april nach Weimar zurückkehrte. Dass es sich hier um das viel mehr menschen fassende umgebaute theater von 1798 handle, konnte den herausgeber schon die grosse zahl der personen lehren. Beim zweiten gastspiel Ifflands im frühjahr 1798 stieg die ausserordentliche zahl der zuschauer nur auf 430. — 5064 könnte am 17. februar 1792 geschrieben sein, wo Knebel in der freitagsgesellschaft die abhandlung: „Wolwollen, achtung, höflichkeit“ las. — Zuversichtlich wird zu 5056 behauptet, zur datierung dieses briefes biete auch der zu 1712 in den „Lesarten“ mitgeteilte entwurf eines briefs an A. W. Schlegel keinen anhalt, und doch ist nach diesem gar nicht zu bezweifeln, dass das gemeinte stück „Über allen zauber liebe“ ist, wovon die übersetzung im ersten band des „Spanischen theaters“ steht, den Schlegel am 7. mai 1803 an Goethe gesandt hatte, woraus sich zugleich ergibt, dass der frageweise als adressat vorgesetzte Knebel irrig vermutet wird, da dieser damals noch in Ilmenau lebte. Der adressat wird der bibliotheksekretär Ernst August Schmid sein, der sogenante spanische Schmid, der 1796 ein „spanisches handwörterbüch für die Teutschen“ herausgegeben hatte. — Dass das concept 5066 nicht, wie hier vermutet wird, in den frühling des jahres 1786 fällt, ergibt sich schon aus des herausgebers eigener angabe, Götze habe es abgeschrieben, der freilich damals schon Goethe's diener, aber noch nicht sein schreiber war. Auch widerspricht diesem das, was zu 2291 bemerkt wird. Das gerichtsverfahren gegen die immer neue unruhe erregenden Jenaischen studenten nahm den darüber erbitterten herzog auch später vielfach in anspruch, wo er denn Goethe's und Voigt's gutachten darüber einforderte; dabei wurde auf die älteren verhandlungen zurückgegangen. — Für die briefe an Schiller (3), dessen gattin (3), Voigt (14) sind meist genauere datierungen gefunden worden. Der adressat des letzten briefes, von dem ein pass für den fuhrmann erbeten wird, der eine büste des fürsten von Dessau (wol von Klauer aus dem im Ettersberg 1778 entdeckten grauen waldstein) als geschenk des herzogs diesem bringen soll, ist ohne datum und adresse.

Als nachtrag aller siebzehn bände folgen 87 nach der zeit geordnete briefe, die mit ausnahme von 15 als ungedruckt bezeichnet werden. Die erwiderung an den früheren jesuiten, professor und dichter Anton Klein, mit dem Schiller in Mannheim in verkehr getreten war, halten Suphan und Bernays mit recht für unecht; ich möchte nicht einmal zugeben, Seidel habe sie selbständig concipiert: der concipient war ein fälscher. Die briefe enthalten manches bedeutende. Einen lese- oder druckfehler finden wir s. 41, wo es Schwaran statt Schwawen heissen muss. Von jeder erläuterung sehen wir ab. In bezug auf die nach Suphan's mitteilungen im

Goethe-jahrbuch XVI aufgenommenen briefe 3094 c und 3784 a verweise ich auf meinen aufsatz in der beilage zur „Münchener allgemeinen zeitung“ vom 5. august 1895 „Neuentdeckte briefentwürfe Goethe's an Schiller“, wo ich die stellung derselben im briefwechsel näher zu bestimmen und die verhörten worte herzustellen, aber Minor's vermutung (freiheit statt wahrheit) als unnötig zu erweisen versucht habe. Ganz am schlusse des bandes werden wir angenehm überrascht durch Goethe's herzlichen ausdruck seiner freude über die durch Nicolovius erhaltene kunde von der geburt seines ersten kindes Eduard. Der brief vom 25. april 1796 stammt aus dem nachlass Andersen's. Der kanzler von Müller hatte ihn dem dänischen dichter geschenkt. Ganz vor kurzem hatte das Goethe-archiv eine abschrift davon erhalten.

Die berichtigungen des textes und der adressen in sämtlichen bänden füllen vier seiten. Ohne darauf näher einzugehen, bemerken wir nur, dass jetzt erst nach einer dringenden öffentlichen mahnung von Edmund Goetze ein schweres versehen eingestanden wird. In den 1854 herausgegebenen briefen Goethes an Kestner war der zweite teil eines briefes vom ersten getrennt und als eigener brief weit vor diesem gedruckt. Ich hatte darauf gleich in der „Kölnischen zeitung“ und dann vielfach bei besprechung der Wetzlarer liebe hingewiesen, aber die Weimarische ausgabe der briefe achtete darauf nicht, und auch bei den berichtigungen, die der siebente band gab, war man gegen diese schreiende verderbnis taub, man verweigerte ihm stillschweigend die anerkennung, und so pflanzte sich der offenbare unsinn lustig fort, bis Götze nachwies, dass die handschrift der briefe die richtigkeit meiner sonnenklaren verbesserung bestätigte. Tantae molis erat!

Den schluss bildet das fleissige personen- und ortsverzeichnis zu den letzten zehn bänden. Es ist nach denselben grundsätzen, wie das erste im siebenten bande gearbeitet, nur werden diesmal nicht bloss Herder, sondern auch Schillers schriften genau verzeichnet. Goethes schriften sind wider für sich am ende angegeben. Berichtigungen zum vorigen register standen schon im siebenten bande. Im jetzigen fehlen, wie ich gelegentlich bemerkt habe, die namen Schach (4992), von dem auch in den „Lesarten“ nicht bemerkt ist, dass er der alte diener der frau von Stein war, Fingal und Schwaran (2845 a), welchen brief das register nur unter Ossian und Reichardt anführt. Zur vollen bezeichnung einer person gehört der zuname. Dieser fehlt hier häufig, auch da, wo er nicht schwer zu finden war, besonders in Weimar bei den reichen hilfsmitteln, ja die meisten sind schon in gangbaren werken der Goethe-litteratur gegeben. Seltsam nimmt sich in unserm register der name Venus aus. Schon im register zu meinem „Goethe und Karl August“ steht wie manches andere hier vermisste, die angabe, dass der unteroffizier J. Chr. Venus, 1783 des herzogs kammerdiener war. Der student Güldemeister in Jena wird manchem auffallen. Freilich steht im tagebuch mit einer ausnahme und im briefwechsel immer Güldemeister, aber in Goethe's werken die gangbare form Gildemeister, und wir wissen, dass der theolog Friedrich Gildemeister aus Bremen gemeint ist. Das register führt hintereinander Goullon, dann denselben namen mit frau, zum drittenmal mit mundkoch. Welche verwirrung! Die mittlere person ist die wirtin des posthauses in Kassel, die erste und letzte der mundkoch der herzogin-Mutter, ein gebildeter mann, dessen schönes haus frau von Staël 1803 bezog. Es ist auch wol nur ein versehen, wenn das register dem verfasser der „Bekenntnisse einer giftmischerin“ Peter Friedrich Ferdinand Buchholz die ehrsame schlauchmacherin Buchholz in Jena zur frau gibt. Ich verzichte darauf, manche andere versehen dieser art aufzusuchen, muss aber bei aller anerkennung des geleisteten der meinung bleiben,

dass bei einem so kostbaren werke, wie es diese briefsammlung ist, auch die register so sauber gearbeitet sein müssten, wie es gerade in Weimar am leichtesten geschehen kann: nur das beste ist gut genug bei einer monumentalen ausgabe des grossen meisters, die auch im auslande uns zur ehre gereichen sollte.

KÖLN. HEINRICH DÜNTZER.

Wörterbuch der Strassburger mundart. Aus dem nachlasse von **Charles Schmidt.** Strassburg, Heitz. 1896. 123 s. 7,50 m.

Es ist dies die vierte lexikalische darstellung einzelner elsässischer mundarten[1]. Und für Strassburg bildet sie ein erwünschtes seitenstück zu Arnolds klassischem lustspiel „Der pfingstmontag“ und zu Sütterlins „Laut- und flexionslehre der Strassburger mundart“ (Strassburg, Trübner. 1892).

Der herausgeber Karl Schmidt (1812—1895) ist ein Strassburger kind. Die grösste zeit seines lebens hat er in seiner vaterstadt zugebracht. Er kennt also die Strassburger mundart genau. Dazu war er eine wissenschaftliche zierde Strassburgs als professor der kirchengeschichte an der frz. akademie und (bis 1877) an der Kaiser Wilhelms-universität. Neben zahlreichen arbeiten über kirchengeschichte und lokalgeschichte seiner vaterstadt beschäftigte er sich auch mit deutscher sprache und litteratur. Ich erwähne hier nur seine „Strassburger gassen- und häusernamen im mittelalter“ (Strassburg, 1. aufl. 1871, 2. aufl. 1888) und sein zweibändiges werk „Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XVième et au commencement du XVIième siècle“ (Paris, 1879).

Dem eigentlichen wörterbuche geht eine kurze biographie Schmidts von Rudolf Reuss, ein genaues verzeichnis seiner werke von Paul Heitz, sowie ein porträt und eine vorrede des herausgebers voran. „Bemerkungen über die aussprache und über einige grammatikalische eigentümlichkeiten“ und ein verzeichnis benutzter quellen weisen auf den folgenden wortschatz hin.

Bei der darstellung der mundartlichen wortformen ist mit rücksicht auf die leser eine lautschrift nicht verwendet worden. Das muss man im interesse der wissenschaftlichen genauigkeit bedauern; denn mit dem alleinigen gebrauch unsers gewöhnlichen alphabets kann nun einmal der lautstand einer mundart nicht genau bezeichnet werden, auch nicht annähernd genau. Und so wird derjenige, der mit dem Elsässischen nicht vertraut ist, die aussprache vieler wörter nicht erkennen können. Zwar hat sich der herausgeber bestrebt, die länge und kürze durch vokal- und konsonantenverdoppelung anzudeuten (nur das lange und kurze geschlossene *ü*, die beide durch *û* bezeichnet werden, sind nicht immer unterschieden: *sûr* sauer, *hût* haut, obgleich das erste lang, das letzte kurz gesprochen wird); aber die qualität der vokale bleibt dem fremden leser doch vielfach unklar. So wäre es z. b. erwünscht, wenn das häufige dunkle *a* von dem hellen *a* unterschieden wäre. *û* (brûder) vertritt einen der Strassburger mundart eigentümlichen laut, der aus dem alten diphthong *uo* hervorgegangen, jetzt aber ein monophthong ist und zwischen

1) Die andern drei sind: August Stöber: Mülhauser wörterbüchlein (als anhang zu der schrift: Die letzten zeiten der ehemaligen eidgenössischen republik Mülhausen, Mülhausen, 1876, s. 57—123); — Wilhelm Mankel: Wörterbuch der Münsterthäler mundart (Strassburger studien von E. Martin und W. Wiegand, Strassburg, 1884, II. bd., s. 140—284); — Hans Lienhart: Die mundart des mittleren Zornthales lexikalisch dargestellt (Jahrbuch für geschichte, sprache und litteratur Elsass-Lothringens, Strassburg, 1886—1888, 2.—4. jahrg.).

dem langen offenen *ü* und dem langen geschlossenen *ö* steht, etwas näher dem letzteren. Eine ähnliche veränderung hat der diphthong *ie* erfahren; er ist zum einfachen vokale geworden, der zwischen dem langen offenen *i* und dem langen geschlossenen *e* steht, dem letzteren näher. Das wörterbuch bezeichnet ihn mit *ie*. Nach dem vorbilde des frz. accent aigu und accent grave sind das geschlossene und das offene *e* gut von einander unterschieden. Verwirrend wirkt es aber, dass beide zeichen beim *i* gerade das gegenteil besagen. Der akut steht hier über dem offenen, der gravis über dem geschlossenen *i*.

Das wörterbuch einer mundart ist um so wertvoller, je vollständiger es den gesamten wortschatz umfasst. Dem vorliegenden fehlt aber ein beträchtlicher teil der gebräuchlichen ausdrücke. Ich greife nur ein halbes hundert heraus: *ånenånder* aneinander, *augscht* august (der monat); *bezidde* beizeiten; *bolle* leichtfertig umherlaufen; *Bröül* Broglieplatz; *brunne* brunnen (diese form ist für die heutige mundart deshalb charakteristisch, weil man rings um das stadtgebiet *burne* sagt und weil diese letztere form früher auch in Strassburg gebräuchlich war; vgl. die chroniken von Closener und von Königshofen, Hegels ausgabe, s. 99, 104, 125, 757, und die vielen urkundlichen *burnen*, die Karl Schmidt in den „Strassburger gassen- und häusernamen im mittelalter", 2. aufl., s. 54 und 55, anführt); *bugge* bücken; *däärdele* ein kartenspiel; *demarsche måche* (frz. faire des démarches) schritte tun; *'s egg* die ecke; *endli* endlich; *fåmilli* familie; *färwe* farben; *finef* fünf; *flägge* neue absätze auf schuhe oder stiefel setzen; *glänzik* glänzend; *gråmbol* lärm und durcheinander (frz. carambole); *g'schmiidi* geschmeidig oder zierlich; *g'sellschåft* gesellschaft; *hålsdööch* halstuch; *häär* mit der nebenform *hääre* her (*wo kummsch denn düü hääre* wo kommst denn du her?); *joomere* jammern; *kålopp* galopp; *gläddere* klettern; *knäächt* knecht; *kummedeere* (frz. commander) befehlen; *luschdik* lustig; *måmsäll* fräulein; *märerii* (frz. mairie) bürgermeisteramt; *mer* man; *middle* mitten; *'s minschder* das münster (in Strassburg und im ganzen Elsass stets sächlichen geschlechts); *mitsåmt* nebst; *nervefeewer* nervenfieber, typhus; *offezeer* offizier; *offereere* (frz. offrir) anbieten; *ooschdere* ostern; *e påår dåå* einige tage; *plään måche* pläne, d. h. spass machen; *reklemeere* (frz. réclamer); *Riin* Rhein; *ringelspeel* carrussel; *schååde* schade (redensart: *'s isch e schlääächder schååde* es schadet nichts); *schlaife* schleppen; *däller* teller; *verdåchse* schnell essen; *verkoole* anlügen; *veregge* verenden; *wäje* wegen; *zwelf* zwölf. Solche ausdrücke, die in Strassburg gäng und gäbe sind, sollten in dem wörterbuche nicht fehlen.

Auch bei den verzeichneten wörtern wäre manches zu ergänzen, so z. b.: bei *büch* (bauch) die mehrzahlform *bich*; bei *schiff* die verkleinerungsform *schiffel*, die der Strassburger mehr gebraucht als das verzeichnete *waidling*; bei *åri* (arg) neben dem mitgeteilten komparativ *ärjer* der superlativ *ärikscht*; bei *hoffåhrt* das eigenschaftswort *hoffährdi*; bei *laid* die verstärkende adverbiale bestimmung *laidsmähsi* ungemein (*laidsmähsi schälde* sehr stark schelten, *er hett laidsmähsi 's haimweh bekumme*); bei *schiin* (schein) die form *schiints* anscheinend (*dem hett s schiints nit gfålle*); bei *kopf* das zeitwort *kepfe* enthaupten; bei *mämm* (kinderwort für getränk) das auch von erwachsenen im spass gebrauchte zeitwort *mämmle* trinken; bei *dunder* (donner) das gelinde fluchwort *dunderwäddl*; bei *rätsche* (plaudern) die spasshafte bezeichnung *rätschmåschin* schwatzhaftes waschweib; bei *mehl* die zusammensetzung *mehlbulle* minderwertige bonbons, die im innern nur aus mehl bestehen und bei kindtaufen der gassenjugend ausgeworfen werden, bei *schiggåån* (frz. chicane) die humoristische bezeichnung *schiggaanebuggel* spassvogel (ähnlich gebildet

wie das angegebene *schuldebuggel* einer, der viele schulden hat); bei *hoch* die zusammenrückung *heechschdefalls* höchstenfalls; bei *hööt* (hut) die zusammenstellung *hoocher hööt* cylinder; bei *maaüer* (mager) die spöttische bezeichnung: *maaüer hôtel* gefängnis; bei *herz* die redensart: *'s herz hånn* mutig sein; bei *pfiffe* (pfeife) der verneinende ausdruck: *joo pfiffedeggel* ja pfeifendeckel.

Doch bietet das aufgezeichnete des anziehenden und lehrreichen noch übergenug. Hier sieht man, wie reich die Strassburger mundart noch an altertümlichen wörtern und formen ist. Selbst einen keltischen sprachrest besitzt sie noch in dem worte *bänn* korbwagen aus weidengeflecht. Von altdeutschem sprachgut, das aus unserer schriftsprache ganz oder teilweise verschwunden ist, will ich nur das folgende anführen: In der redensart *ånd döön* (leid tun) hören wir noch das mhd. *ande.* Das mhd. *atte* oder *ette* (vater) ist noch rein erhalten in dem selten gebrauchten *ädde*; nur bezeichnet es meistens den grossvater, selten den vater oder den ehemann. Das zeitwort *åbspånne* (ahd. *spanan,* mhd. *spanen* locken oder reizen), womit gespenst verwandt ist, wird noch in demselben sinne gebraucht, mit dem es Luther in der erklärung zum 10. gebot verwendet: jemandem arbeiter, dienstboten oder kunden abwendig machen. In *bääje* (bähen = warm machen) erkennen wir noch das grundwort und die grundbedeutung unseres wortes bad. Das ahd. und mhd. *vîvalter* lebt noch fort in der form *pfiffolder* schmetterling. Ebenso hat die Strassburger mundart noch *råhn* schlank und schmächtig (mhd. *rân*); *wåmbe* dicker bauch (ahd. *wamba,* mhd. *wambe* mutterleib); *zwähl* handtuch (mhd. *zwehel,* zu *zwahen* waschen); in *vorderhämmel* vorderschinken noch mhd. *hamme* schinken. — Auch alte bedeutungen und formen von nhd. wörtern hat die Strassburger mundart bewahrt: *e breesl* (vgl. brosamen) wird nicht nur von brot gebraucht, sondern auch noch von andern dingen und bedeutet: eine kleinigkeit; mhd. *dick* (oft) hat sich noch in der redensart erhalten: *i håb 's dick* ich hab es satt, es kommt mir zu oft; *nidderträchtig* besitzt neben unserer schriftdeutschen auch noch die ursprüngliche bedeutung: herablassend; elfenbein hat wie im mhd. anl. *h*: *häflebein*; für „heute nacht" gebraucht man noch die alte zusammenrückung *hinnicht* (mhd. *hînaht*); der turm heisst noch *durn*; der niederschlag einer alten volkssage ist die bezeichnung *ådåmsbutze* für den luftröhrenkopf. *åmpel,* das früher auch in Strassburg allgemein gebraucht wurde, ist aber durch *lampe* ersetzt und nur noch für die gemeine küchenlampe üblich. — Das alte wort hat in der mundart bisweilen eine andere bedeutung angenommen, so mhd. *lîch* (körper) in der form von *licht* den sinn von leichenbegängnis. Oder es hat neben der früheren (und noch jetzigen schriftdeutschen) bedeutung eine neue entwickelt; so bedeutet *wirkli* (wirklich) auch gegenwärtig, *falsch* auch zornig. — Manchmal hat sich die bedeutung infolge einer geringen lautlichen veränderung geteilt. Der Strassburger unterscheidet zwischen einem *jääjer* und einem *jächdler* (sonntagsjäger). Ähnlich verhält es sich mit den nebenformen *ungezählt* und *ungezahlt.* Das erstere bedeutet: nicht gezählt (*er nimmt 's geld ungezählt*); *ungezahlt* aber ist ein verwahrungswort gegen einen scheinbar unhöflichen vergleich (*in viele stigge isch s vieh ungezählt besser drähn ås der mensch,* d. h. in vielen stücken is das vieh besser daran als der mensch, ohne es durch diesen vergleich zum menschen zu zählen und ihm gleich zu stellen). — Nicht bloss genau, auch kurz drückt sich der Strassburger aus. Er besitzt viele wörter, deren begriff wir in der schriftsprache nur durch eine umschreibung bezeichnen können, z. b. *genådiüürt* von natur beschaffen; *e månsböö* ein mannsbube, d. h. ein junger mensch, der nicht mehr bube und noch nicht mann ist, aber gern einer sein

möchte; *eltsle* nach alter schmecken oder riechen, nicht mehr frisch sein: *dr budder eltselt; färnse* oder *widdle* von fern oder weitem schön aussehen; *minzle* eine münze in die höhe werfen, um das loos zu befragen, je nachdem der kopf oder die gegenseite auf den boden fällt; *nâsel* einer mit einer langen nase; *rändle* beim kegelspiel mit der kugel den rand der bahn treffen; *schäffle* träg und bequem an kleinen dingen arbeiten. — Von der anschaulichkeit, der scharfen und sinnigen beobachtung des volkes legen unter andern die folgenden ausdrücke zeugnis ab: *dâddel* schmetterlingspuppe, wegen ihrer ähnlichkeit mit einer dattel; *kornfäärel* (d. i. kornferkel) hamster; *flaischblööm* (d. i. fleischblume) blüte des gewöhnlichen roten klees; *er versteht vum seschder ken mässel* er versteht sehr wenig von etwas (*seschder* hohlmass von 20 l, *mässel* der 16. teil davon); *schândle* (frz. chandelles = talglichte) werden die mit pappus versehenen früchtchen des löwenzahns genannt, weil sie von den kindern oft weggeblasen werden, wie man eine kerze ausbläst; von einem dummen, unglaubhaften gerede sagt man: *diss sinn schnäggendänz* (das sind schneckentänze), wol mit rücksicht auf die unbeholfenheit der schnecke. — Mit dieser anschaulichkeit hängt es zusammen, wenn das volk dinge oder tätigkeiten nach äusseren, in die augen oder ohren fallenden erscheinungen benennt, wie z. b. *kepfel* oder *drärâre.* Ein *kepfel* ist nicht nur im allgemeinen die verkleinerungsform zu kopf, sondern auch im besondern die bezeichnung einer briefmarke. Dieser ausdruck entstand in der zeit, als solche marken im Elsass eingeführt wurden. Sie zeigten nämlich zuerst den kopf der frz. republik und bald nachher den Napoleons III. Das zeitwort *drärâre* bedeutet: spazieren fahren. Es ist eine nachahmung des posthornklangs und in der zeit der postillone entstanden. — Reich ist die mundart an ausdrücken, die den eigenartigen witz der Strassburger bezeugen. Hier nur wenige: *blejele* (zu *blöü* blau) ist der spottname der polizeidiener, wegen des langen, hellblauen rockes, den sie zur frz. zeit trugen; ein schreiber heisst *dindeschlägger* (tintenschlecker), eine kurze tabakspfeife *nâsewärmer.* Ausser *sejerscht* (siegrist) wird der küster im spass *gotteswortsbossel* genannt (von *bossle* kleine dienste verrichten)[1]; einen überlisten heisst: *aine iwwer* (über) *de gänsdreck feere* (führen); eine kleinkinderschule ist *e hääfeleschööl,* weil die kleinen oft noch *uff s hääfele* (auf das töpfchen) gesetzt werden müssen; eine portion käse nennt das volk im spass: *e schniiders kutlet* eines schneiders côtelette; wenn einer an rheumatismus leidet, sagt er mit galgenhumor: *min Mâddis* (form für Matthias) *quält mi widder*; hat einer etwas recht dummes gesagt, so urteilt man: *der hett im dreck e-n-ohrfeej gänn* der hat dem dreck eine ohrfeige gegeben; der *näwwelspâlder* (nebelspalter) ist der niedrige dreieckige hut, wie er früher mit einer spitze nach vorn getragen wurde. — Hoffentlich genügt diese aus dem vollen geschöpfte handvoll von beispielen.

Der wert des verzeichneten wortschatzes wird häufig durch ältere belegstellen erhöht. Bei vielen ausdrücken ist nämlich nicht nur die ahd. form nach Graff und die mhd. nach Benecke angegeben, sondern es folgen neben sätzen aus der heutigen mundart auch zahlreiche beispiele aus alten stadtordnungen oder aus andern früh-nhd. quellen, wie Closener, Königshofen, Brant, Geiler, Adelphus, Murner, Pauli, Butzer, Capito, Fischart, Moscherosch u. a. Hie und da ist auch ein mhd. satz aus Gottfried von Strassburg angeführt. Diese belegstellen aus älteren schriften, die dem herausgeber bisweilen auch veranlassung geben, auf frühere sitten

1) Einen ähnlichen namen trägt der sakristan in Reichenweier (kreis Rappoltsweiler); dort heisst er *kirchedüssler* (von *düssle* umherschleichen).

einzugehen, halte ich für das wertvollste des wörterbuchs. Hier war Karl Schmidt, ein vorzüglicher kenner der Strassburger urkunden, so recht auf seinem gebiete. Es ist nur schade, dass diese angaben bei vielen wörtern fehlen, ebenso wie manchmal auch die neuzeitlichen beispiele.

Die bedeutung der einzelnen wörter ist durch eine schriftdeutsche bezeichnung oder umschreibung, mitunter auch durch den frz. ausdruck kurz und klar angegeben. Nur fehlt hie und da ein nebenbegriff: so bedeutet z. b. *bigge* (picken) auch essen (*si hänn ebbs ze bigge mitgenumme* sie haben etwas zu essen mitgenommen); bei *los* vermisst man die richtungsangabe (*uff aine los gehn, mer gehn uff Schilge* [Schiltigheim] *los*); unter dem fremdwort *mores* versteht der Strassburger nicht nur sitten, sondern auch angst (*i hâ mores ghet* ich habe angst gehabt).

In vereinzelten fällen ist die bedeutungsangabe nicht richtig. Die redensart *ebbs im dribb hänn* (etwas im trieb haben) heisst nicht: „etwas angefangenes fortsetzen“, sondern: etwas im schilde führen, etwas beabsichtigen, was einen innerlich treibt, ganz abgesehen davon, ob es schon angefangen ist oder nicht. — Auch den sinn von *gerait* gibt das wörterbuch durch „bereits“ nicht richtig an. Da der herausgeber gegen die richtige erklärung einspruch erhebt, möge mir gestattet sein, einen augenblick bei dem worte zu verweilen. Er sagt: „Die erklärung, s. 192, durch „„deutlich wahrgenommen““ ist verfehlt. *Gereit*, früher auch als adjektiv gebraucht, hat als solches bereit, fertig bedeutet“. Der erste satz dieser bemerkung bezieht sich auf das wörterverzeichnis der ersten ausgabe von Arnolds lustspiel „Der pfingstmontag“ (Strassburg, 1816). Dieselbe übersetzung, d. h. *gerait* deutlich wahrgenommen, bringen auch Ludwig Spach, der vorzügliche kenner Strassburger verhältnisse, auf s. 236 seiner neuen revidierten ausgabe (Strassburg, Schultz & comp., 1874) und professor Ernst Martin in seiner volksausgabe (nr. 18 der elsässischen volksschriften von Heitz, Strassburg, 1891). Und diese erklärung ist auch richtig, also *gerait* deutlich wahrgenommen; man könnte noch hinzufügen: besonders vom gehör. In dem ersten der drei beispiele des Schmidtschen wörterbuchs hat das wort allerdings die bedeutung von *bereits*: „Wir müssen uns nit anders lassen sein, denn als die wir *gereid* selig sein, wiewol das noch in der hoffnung ist.“ Aber dieser satz ist bald 400 jahre alt, nämlich aus Butzers schrift: Dass jm selbs nieman leben soll (Strassburg, 1523). In Grimms DWb. IV^{1a} 3623 und 3624 stehen noch andere beispiele für diese alte bedeutung, die noch in Hessen in *kreit* und *krêt* vorkommt. Ebenso bringt das DWb. noch andere bedeutungen von *gereit*: fertig (bereit), baar (vom geld), leicht und schnell (auch noch hessisch). Aber keine von diesen bedeutungen ist im heutigen Elsässischen anzutreffen. Das wort *gerait*, das im ganzen Unterelsass und in der nördlichen hälfte des Oberelsass in verschiedenen formen auftritt (*grait, gräit, graits, gräits, grääts, graai* usw.), hat nur die bedeutung: deutlich wahrnehmbar. Diesen sinn hat es auch in den beiden andern beispielen des wörterbuchs, die der heutigen sprache, d. h. dem „Pfingstmontag“, entnommen sind: *Mer sichts gerait* und: *I main die gütsche kumme, mer hert s gerait.* Hier kann *gerait* neben „deutlich“ nun zufällig auch noch „bereits“ bedeuten. Dass aber seine eigentliche und wesentliche bedeutung in der heutigen mundart „deutlich“ ist, das geht aus andern beispielen der volkssprache hervor: *Hit heert mer d' glogge vun Hüsbärje gerait lidde, de-n-isebahn gerait pfiffe*, usw. Die bedeutung von *gerait* ist also auch in Strassburg, wie sonst im Elsass: deutlich wahrnehmbar, nicht: bereits. — Auch der etwaige bedeutungswandel ist nicht immer klar erfasst, so z. b. von *müchle* nach schimmel riechen. Schmidt sagt dabei: „Da die dinge nur

müchели, wenn sie in einem verschlossenen raum aufbewahrt werden, so erhalten einige von dem wort abgeleitete ausdrücke auch die bedeutung von verschliessen, verheimlichen: *müchler* geheimtuender mensch, *vermüchle* verheimlichen, *vermüchelterwiis* heimlicherweise.“ Gerade das umgekehrte ist der fall: der begriff des heimlichen ist der ursprüngliche (wie in meuchelmord), der des schlechten geruches der abgeleitete.

Die schwächste seite des wörterbuchs bilden seine etymologischen erklärungen oder das fehlen derselben. Der herausgeber verweist oft auf Frommanns ausgabe von Schmellers Bayerischem wörterbuche, selten auf Grimms Deutsches wörterbuch, nie auf das nahe liegende Schweizerische idiotikon, von dem die buchstaben A—K bis 1894 erschienen sind und also noch hätten benutzt werden können. Viele ausdrücke sind aber gar nicht erklärt. Nun verlangt man ja in einem mundartlichen wörterbuche keine etymologischen hinweise bei solchen ausdrücken, deren verwandtschaft mit den entsprechenden schriftdeutschen leicht ersichtlich ist, wie *båche* backen, *finschderlings* im finstern, *klebbere* klappern, *pflüüm* pflaume, *salwånder* selbander, *wissele* wiesel, *zundel* zunder usw.; man vermisst sie indessen bei rein mundartlichen ausdrücken. Allerdings lassen sich nicht alle ableiten. Aber es sollten doch diejenigen erklärt sein, deren ableitung feststeht, wie z. b. *kanschderle* kleiner schrank (lat. *canistrum*), *kriit* kamm des haushahns (frz. *crête* kamm), *måålschloss* vorhängeschloss (mhd. *malsloz,* zu mhd. *malhe* ledertasche, mantelsack), *vergelschdert* in schrecken sein (zu mhd. *galster* zauber), *e johrer zeh* etwa zehn jahre (aus: *ein jahr oder zehn,* vgl. Luthers sprachgebrauch, z. b. 1. Mos. 24, 55), usw. Bei manchem andern ausdruck, der leer ausgeht, hätte wenigstens ein versuch gemacht werden sollen, z. b. bei der redensart *sich e kääs gänn* sich einen käse geben, d. h. gross tun, sich wichtig machen. Man erwartet hier einen hinweis auf Bergmann, der die redensart in seinen Strassburger volksgesprächen (Strassburg, 1873, s. 100) von einer frz. redensart ableitet: *faire cas de quelque chose* etwas als wichtig darstellen. Mir ist diese ableitung allerdings nicht wahrscheinlich. Ich bringe die redensart mit einer andern mundartlichen in verbindung. Man sagt nämlich auch in Strassburg von einem kleinen menschen: *er isch nur drei kääs hoch* (warum gerade der käse als massstab genommen wird, weiss ich freilich nicht). Wer nun grösser sein will, übertragen: wer wichtiger sein will als er ist, der gibt sich, immer im vergleich geblieben, noch einen käse dazu: *er gitt sich e kääs.* — Einen solchen erklärungsversuch vermisst man besonders da, wo der herausgeber die ableitung eines andern verwirft. So weist er z. b. die auch von August Stöber vertretene ansicht zurück, die den namen *Hånstråpp,* die bezeichnung des unterelsässischen knechtes Ruprecht, auf den pfälzischen raubritter Hans von Drott zurückführt. Und das mit recht. Aber er erklärt den namen *Hånstråpp* nicht. Auf den richtigen weg führt das elsässische zeitwort *dråbbe* (trappen) stark auftreten, und der frühere allerweltsname Hans (in Strassburg noch *Breelhåns* Brüllhans, Schreier, *Blåbberhåns* Schwätzer, *Maischderhåns* einer, der immer meister sein will). Von *zeeble* zögern sagt Schmidt: „Seite 512 des Elsässer Schatzkästel falsch erklärt durch: auf den zehen schleichen.“ Nun erwartet man eine eigene erklärung. Aber sie bleibt aus. Ich bin der ansicht des Schatzkästel.

Dass von den gegebenen erklärungen manche sich an das französische anschliessen, braucht einen nicht zu wundern bei einer mundart, in die viele frz. ausdrücke eingedrungen sind. Es ist z. b. nichts dagegen einzuwenden, wenn *båbbeljodd* (eine art zuckersache) zu frz. papillote, *dåbbe* (tagesmarsch) zu frz. étape, *mitschel* (kleiner laib brot) zu frz. miche gestellt wird, u. dgl. Aber es ist

mir zweifelhaft, ob der erste teil von *râtzekoor* (gesindel) zu frz. mauvaise race gehört, und mehr als zweifelhaft, dass *fährdel* (traglast) von frz. fardeau oder mlat. fardellus, *scheen* (erkältung, unwolsein) von frz. gêne abzuleiten sei. Die verkleinerungsform *fährdel*, wovon die grundform *fährt* (traglast) noch im Oberelsass lebt, stelle ich zum zeitwort fahren in seiner früheren allgemeinen bedeutung: sich bewegen. Darnach wäre eine fahrt eine so grosse last, dass sich der träger noch damit fortbewegen kann. Das wort ist meines erachtens gerade so zu beurteilen wie ein anderes elsässisches *fährt* wagen voll, d. h. so viel, dass man noch fahren kann (im heutigen sinne von fahren). Auch *scheen* (erkältung, unwolsein) halte ich für ein deutsches wort. Dass es zu scheinen gehört, erhebt die zusammensetzung *rotschiin* (rotschein) zur gewissheit. Auch in Strassburg besitzt man das wort *rotscheen*; es bedeutet den rotlauf. *scheen* bezeichnet ursprünglich den roten schein der haut eines durch erkältung entzündeten körperteils. — Durch herbeiziehen des französischen bereichert Schmidt auch die vielen ansichten über die entstehung der redensart: *flöten gehn* (in Strassburg *fleede gehn*) zu grunde gehn, um eine neue, indem er an die frz. volksmässige redensart *se tirer des flûtes* erinnert, die dasselbe bedeutet und worin *flûtes* eigentlich die beine bezeichnet. Doch wird man diese vermutung ebensowenig zu unterschreiben brauchen wie die andern (Weigand in seinem DWb. I, 553 und Heyne in seinem DWb. I, 943 stellen es zum jüdischen *pleite* flucht, Grimms DWb. III, 1821 weist auf die sich in der luft verlierenden töne hin, Kluge in seinem Etymol. wb. 4. aufl. s. 90 leitet es vom ndd. *fleuten* fliessen ab, usw.).

Auch wenn man von der herleitung aus dem französischen absieht, bleibt manche erklärung Schmidts nicht einwandsfrei. Ich bin ja damit einverstanden, dass er z. b. die formel *vun ååse* (von selbst) nicht von lat. *a se* ableitet, sondern es nach dem vorgange Schmellers (I, 68) zu *also* (mhd. *alsô, alse*) stellt; ebenso ist es richtig, wenn er die interjektion *gell* oder *gelt*, die häufig zur verstärkung vor eine frage oder behauptung gesetzt wird (*gell, dü bisch meed? gelt, 's isch wohr!*), zu *gelten* stellt (nur vermisst man den hinweis auf die schönen ausführungen Hildebrands über *gelt* im DWb. IV^{1b} 3053). Aber mancher ausdruck ist doch unzutreffend erklärt. Ich erwähne hier nur zwei. Das wort *hüseere* (hausflur) erklärt das wörterbuch: „eigentlich hausehre mit allem, was zu derselben gehört." Aber sein zweiter teil hat nichts mit unserem *ehre* zu tun, sondern ist mit lat. *area* (ebene fläche) und frz. *aire* (scheunentenne, ebene, eingeschlossene fläche) nahe verwandt. Auch in germanischen und slawischen sprachen hat es verwandte (vgl. DWb. I, 198; Schmeller I, 169). In Deutschland ist es über Schwaben, Baiern, Franken und Thüringen verbreitet (in Thüringen gibt es nicht nur einen *hausern* hausflur, sondern auch einen *scheunenern* scheunentenne, vgl. L. Hertel: Thüringer sprachschatz, Weimar, 1895, s. 90). Das wort erinnert an die zeit, da der hausflur oder auch die gesamte bodenfläche des hauses noch nicht mit platten oder dielen belegt, sondern festgetretene erde war, wie noch jetzt die scheunentenne. Bei armen dorfbewohnern trifft man ja heute noch solche hausfluren an. — Das umstandswort *zenje* (absichtlich) soll zusammengezogen sein aus: zu dem ende. Wie das möglich wäre, das ist wol jedem ein rätsel, der die lautliche entwickelung unserer mundarten an lautgesetze gebunden weiss. Die richtige ableitung des worts, das in einem grossen teil des Unterelsass und in Lothringen lebt, hat Ernst Martin an mundartlichen und urkundlichen formen nachgewiesen in dem vortrage, den er im november 1895 in Strassburg über das Wörterbuch der elsässischen mundarten gehalten hat. Darnach ist *zenje* zurückzu-

führen auf die alte formel: *zu einunge*, d. h. zu protokoll, zur vereinbarten strafe. *Zenje* bedeutet also ursprünglich: zur strafe, und dieser sinn blickt in den meisten fällen seiner anwendung noch durch.

Gerade mit rücksicht auf die etymologischen erklärungen, noch mehr als bezüglich der vollständigkeit, macht das vorliegende wörterbuch von Schmidt das zu erwartende „Wörterbuch der elsässischen mundarten“ von Martin und Lienhart nicht nur nicht überflüssig, sondern geradezu notwendig.

RUFACH I. OBERELSASS. HEINRICH MENGES.

Der vocalismus der Siegerländer mundart. Ein beitrag zur fränkischen dialektforschung. Von **Bernh. Schmidt.** Halle, Max Niemeyer. 1894. 8. 139 s.[1]

Die mundart des Siegerlandes, an der grenze zwischen mittel- und niederdeutsch gelegen, trägt entschieden mitteldeutschen, fränkischen charakter, und zwar ist sie zum Mittelfränkischen, oder um die nomenclatur des verfassers zu gebrauchen, zum Ripuarischen zu rechnen. Sie weist das hervorstechendste merkmal dieser mundart, unverschobenes *t* in *dat, it, wat, allet* auf, weicht dagegen allerdings in der verschiebung des *p* nach *l* und *r* zu *f* von den übrigen, unverschobenes *p* bewahrenden mittelfränkischen dialekten ab. Schmidt hält die consonantischen merkmale für weniger wichtig bei der bestimmung der stellung der siegerländischen mundart als vokalische erscheinungen, nach welchen das Siegerland entschieden viel mehr zu dem zum Niederdeutschen sich neigenden Mittelfränkischen als zu dem dem Hochdeutschen nahestehenden Südfränkischen gehört. Aber diesen mit dem Mittelfränkischen gemeinsamen charakteristika stehen doch andere mit dem Südfränkischen zusammengehende erscheinungen gegenüber, die den wert der vokalischen kriterien, ganz abgesehen von principiellen bedenken gegen die bevorzugung derselben, zum mindesten etwas zweifelhaft erscheinen lassen. Sicher ist aber so viel, dass die mit dem Südfränkischen gemeinsamen eigentümlichkeiten nicht auf dem ganzen gebiete des Siegenschen sich vorfinden, die mittelfränkischen dagegen überall geltung haben, und dies ist für die zuteilung des Siegerländischen zum Mittelfränkischen entscheidend. Die natürlichen und politischen verhältnisse des landes haben es dann mit sich gebracht, dass der einfluss des Südfränkisch-Hessischen von weit grösserer bedeutung geworden ist, als der fast verschwindende des anstossenden Niederdeutschen.

Vier unterdialekte lassen sich im Siegerländischen unterscheiden:

1) der von Freudenberg im w. und sw.
2) der des oberen Ferndorfthales im n. und no.
3) der des Johannlandes im o. und so.
4) der der stadt Siegen in der mitte mit den ämtern Weidenau und Eiserfeld sowie einem teil des amtes Wilmsdorf.

Der verfasser legt seiner darstellung den dialekt seiner heimat Eisern zu grunde, der, an der grenze zwischen 3) und 4) liegend, sich ganz gut eignet, als typus des Siegerländischen zu dienen.

Schmidt ist nicht der erste, der die mundart des Siegerlandes zum gegenstand einer wissenschaftlichen untersuchung gemacht hat. Schon im jahre 1871 erwarb sich J. Heinzerling in Marburg den doctorgrad mit einer für die damalige zeit nicht

1) Ein teil dieser schrift, s. 1—103, die vokale der stammsilben umfassend, ist auch als Berliner doctordissertation 1894 erschienen.

unverdienstlichen dissertation „über den vocalismus und consonantismus der Siegerländer mundart". Seither hat sich das studium der deutschen mundarten zu ungeahnter blüte entfaltet, die sprachgeschichtliche erkenntnis hat, zum guten teil indem sie auf der eben durch diese studien geschaffenen grundlage weiterbaute, erhebliche fortschritte gemacht, die ihrerseits widerum der historischen erforschung der lebenden dialekte zu gute kommen. Es lässt sich darum ganz wol begreifen, dass das Siegensche von neuem zur darstellung reizte; aber wenn jemand diesem drange nachgeben wollte, so war von ihm zu verlangen, dass er wirklich die vervollkommnung der methode, welche die mundartliche forschung heute erreicht hat, sich zu nutzen machte, er musste auch selbstverständlich in grammatik und sprachgeschichte durchaus von den heute geltenden anschauungen durchdrungen sein und auf diesen gebieten sichere und zuverlässige kenntnisse besitzen, sonst war zu fürchten, dass der auf die erneute bearbeitung des gegenstandes verwendeten mühe kein für die wissenschaft nutzbringendes resultat entsprechen werde.

Hat sich der verfasser der vorliegenden abhandlung dies nicht genügend klar gemacht oder hat er seine kraft überschätzt? Jedesfalls müssen wir mit bedauern gestehen, dass wir bei der lectüre seiner arbeit den eindruck gewonnen haben, dass er der an ihn herantretenden aufgabe nicht gewachsen war und die nötige ernste gewissenhaftigkeit und selbstbeherrschung nicht immer zu bewahren wusste.

Wir wollen es dem verfasser nicht zu sehr zum vorwurf machen, dass er, trotzdem er sich rühmt bei der schreibung der beispiele möglichst nach phonetischen principien verfahren zu sein, für die lautphysiologische feststellung der vokale so gut wie nichts leistet und so die verschiedenen älteren und neueren musterarbeiten auf diesem gebiete geradezu ignoriert; wir wollen ihm zugeben, dass vielleicht heute die bedeutung der phonetik für die sprachgeschichte hie und da ein wenig überschätzt wird, aber ein so völliger verzicht auf jegliche genauere beschreibung der laute, wie wir ihn bei Schmidt finden, ist entschieden unstatthaft. Statt dessen langweilt er den leser mit weitläufigen auseinandersetzungen über selbstverständliche dinge, wie über das wesen des *i*-umlautes u. ä. Grössere zusammenfassende abschnitte über analoge erscheinungen bei den einzelnen vokalen, übersichten über den einfluss umgebender consonanten, über die entwickelung von svarabhaktivokalen, über die dehnung ursprünglich kurzer vokale, solche dinge sucht man vergebens und die antworten auf solche allgemeinen fragen muss man sich selbst erst mühsam zusammentragen; eine chronologie der verschiedenen lautwandlungen ist kaum versucht, der mangel eines inhaltsverzeichnisses trägt nicht dazu bei, eigene vergleichungen zu erleichtern. So scheint mir trotz des bedeutend grösseren umfanges die arbeit von Schmidt kaum in einigen kleinigkeiten über diejenige von Heinzerling, der sie sich manchmal ziemlich genau anschliesst, hinausgekommen zu sein.

Es würde mich viel zu weit führen, wollte ich im einzelnen auf alle behauptungen und aufstellungen des verfassers eintreten, welche bedenken erregen; ich begnüge mich vielmehr damit, einige charakteristische beispiele hervorzuheben.

S. 44: „*hurdich,* schnell, vielleicht ein roman. lehnwort." Man wäre Schmidt dankbar, wenn er das roman. etymon genannt hätte. Aber seine kenntnisse auf dem gebiete der roman. sprachen erscheinen in etwas eigentümlichem lichte durch die erklärung auf s. 90: „Sehr früh muss sieg. *glôəstr̥*, ahd. *klôster* aus mlat. *claustrum* entlehnt sein. Die entlehnung muss vor der westgerman. monophthongierung des *au* vor dentalen und *h, w* stattgefunden haben."

S. 102: „*zê*, ziehen", ahd. *ziohan*. Dazu gehört wol *zêche*, „bettüberzug", das dann nicht auf lat. *theca* zurückgehen könnte." Eine überlegung der consonantischen verhältnisse und vergleichung mit oberdeutschen formen hätten den verfasser von einem angriff auf die wolbegründete etymologie Kluges zurückhalten sollen.

S. 113: „Das suffixal verwandte *-bach* erscheint sieg. gewöhnlich als *-mich*, so in *Aχəmich*, *Baiəmich*, *Almich* . . ." Schmidt hat nicht gemerkt, dass diesem *-mich* stets *-mbach* zu grunde liegt!

S. 116 ist die auslassung über die kurzformen weiblicher namen wie *Mînə*, *Bînə*, *Dînə*, *Liss* unverständlich: „In den weiblichen vornamen hat der umstand, dass sie als feminina auf idg. *â*, germ. *ô*, mhd. *e* ausgiengen, bewirkt, dass auch hier der hauptaccent nicht auf die erste, sondern auf die der endung vorangehende silbe trat. Dadurch sind oft die eigentlichen namen ganz abgefallen und nur die suffixe erhalten, durch welche diese weiblichen von männlichen namen abgeleitet waren." Wie kann man nur die bedeutung der fremden abstammung und der erhaltung der daraus resultierenden fremden betonung so sehr verkennen?

Eines der schönsten müsterchen ist aber Schmidts geniale erklärung der auffallenden diphthongierten form *dousnt* in dialekten, die sonst inlautend *û* nicht diphthongieren. Schmidt löst das rätsel auf ebenso einfache als elegante weise. S. 77: „Hier (d. h. in den sonst monophthong bewahrenden dialekten) waren natürlich die echt germanischen lautformen auch vorhanden, es fand jedoch nun anlehnung an lat. *decies centum* statt, für das Notker die vulgäre aussprache *dêscent* bezeugt. So fühlte man das altgermanische wort *dûsent* als zusammensetzung von lat. *centum* und konnte nun das *dû-* so entwickeln, als wäre es ein ursprünglich selbständiges wort. Auf diese weise lässt sich auch die doppelgeschlechtigkeit des wortes — es wird fem. und neutr. gebraucht — am besten erklären." Und solchen unsinn müssen wir uns im jahre 1894 noch gefallen lassen?

Die im verlaufe der arbeit oft zu tage tretende flüchtigkeit findet in dem am schluss folgenden quellenverzeichnis ihren sprechenden ausdruck in der art, wie der verfasser unter den von ihm benützten zeitschriften die „Beiträge" citiert als: Paul und Braune: „Beiträge zur german. philologie".

Doch damit genug. Wir können nicht umhin, zum schluss unser bedauern darüber auszusprechen, dass der sonst so stattliche katalog trefflicher werke, durch den sich der Niemeyersche verlag um die germanistische wissenschaft verdient gemacht hat, um eine so wenig erfreuliche leistung, wie die eben angezeigte, vermehrt worden ist.

BASEL, JANUAR 1896. GUSTAV BINZ.

Woordenboek von het Geldersch-Overijsselsch dialect. Von **J. H. Gallée.** 's Gravenhage, M. Nijhoff. 1895. 8. XXVII s. (Voorwoord. Inleiding. Korte beschrijving der klanken en taalvormen) und 77 s.

Wir erhalten hier den eigentümlichen wortschatz dieser mundarten zum ersten male zusammengestellt und in einer orthographie, welche den Deutschen, Engländer und Skandinavier ihren lautstand leicht übersehen lässt. Diese sächsischen dialekte Niederlands haben sich in den letzten 60 jahren der schriftsprache um einige schritte genähert. Wer die aufsätze über dieselbe von Behrns im Taalkund. magazijn von 1840 und in den Gelderschen und Overijsselschen volkskalendern von 1835—40 vergleicht, wird den unterschied sofort sehen. Während unsere mundarten sich dem

hochdeutschen durch ausscheidung der originellen wörter zu nähern pflegen, passt man hier vokale, flexion und kasusrektion an.

Wir dürfen annehmen, dass Gallées sammlung ein vollständiges idiotikon der beiden sächsischen provinzen gibt. Auch aus der verborgener liegenden gewerkesprache dürfte hier wol nicht so viel nachzuschöpfen sein als in Deutschland, da werkzeuge und arbeitsweise seit lange von südwesten her beeinflusst sein werden. Einzelne Overijsselsche wörter hat referent indessen doch vermisst, z. b. *annekevaer,* urgrossvater, *baltsch,* verliebt (Overijsselsche almanak 1840 s. 128 fgg.), *basschen,* verwildert umherlaufen, *bunebast,* bösartiger mensch, (*h*)*oubat,* kreisel (N. Ned. taalmagazijn 3, 256), *pappen,* die zitzen der kuh, mutterbrust (in Drenthe vgl. N. Ned. taalmagazijn 4, 234; *teumig,* müssig, eigentlich ruhig, namentlich von stillen haushaltungen; *hot en haar* (links und rechts) ist doch auch nicht überall bei den fuhrleuten gebräuchlich.

Über *gonsdag* (mittwoch) und *meier* und ihr vorkommen gegenüber *woonsdag* und *scholte, schout* hätte man gern näheres erfahren. Gallées gebiet, wie auch die provinz Limburg (und noch Aelst in Ostflandern) haben *gônsdag, goiendag.* Das benachbarte Westfalen wie auch Kleve *gônsdag, gunstag.* In der mnd. zeit scheint *gudensdag* verbreiteter als *wodensdag.*

Über *meijer* spricht sich Molema im Woordenboek der Groningsche volkstaal s. 259 ausführlicher aus. Nach Taalk. magazijn 2, 408 beschränkt sich das alte meierrecht und der name auf Overijssel und Drenthe.

Die zahl der sächsischen wörter bei Gallée, welche nicht auch in den westfälischen und niedersächsischen gegenden vorkommen, ist mässig, immerhin grösser, als eine gleich umfangreiche landschaft in Niedersachsen sie andern gegenüber gewähren würde.

S. 17 wird festgestellt, dass das Ravensbergische Herm-lied (*Hermensla Dermen*) auch in Twenthe als kinderlied bekannt ist, doch wol ein beweis für den nicht gelehrten ursprung desselben und sein zurückgehen auf die zeit Karls des Grossen.

Es ist schade, dass Gallée nicht auch gleich die dritte sächsische provinz, Drenthe, herangezogen hat. Referent hat die Drenthischen wörter verglichen, welche Halbertsma, Pan und Lesturgeon in den Drenthischen volkskalendern von 1844, 1845 und 1849 und im Overijsselschen almanak von 1839 gegeben haben.

Die folgenden finden sich bei Gallée nicht: *bagge,* warm, schwül. Wol aus *badig.* In Westfalen: *baddig wiar. barde,* schwerer, harter torf. *zandbaar* f., sandhöhe, sandhügel. *batse,* regenböe. *battink,* kreisel, von dial. *batteren,* klopfen, schlagen; *bel,* matt, nicht frisch; *beëemen,* berieseln, benetzen; *bleuten*, von bienen, die mit wachs heimkehren; *botterklips,* gelbweisser schmetterling; *de boer,* alle eingesessenen eines dorfes; *deuve,* besänftigt, still, betrübt; *droest,* forsch, stark, bedrohlich; *het schaap is droest in de wolle,* schwer in der wolle; *diviil,* duselig; *edderloof,* farnkraut; *esse,* der haken, in dem die pflugkette sitzt, de Jager, Archief 1, 262; *gleunig,* glühend; *gommes!* sicherlich! Molema 130; *harst,* bogen papier; *en heenenweertge,* ein augenblick; *hen,* nach, dies erklärt das *heene* —, *hennekleed,* totenhemd; *heukelen,* hinken; *hokkelig,* gebrechlich; *heun,* ungern, friesisch *huen,* traurig, vom gesicht eines kindes, welches weinen will; *hocht, hucht,* die mahlmatte, das mehl, welches der müller für das mahlen abnimmt, vgl. de Jager, Archief 1, 270; *huppe,* bastflöte, auf der Veluwe *hoepel* bei de Jager, Archief 1, 325; *hoenzen*, das begiessen der zugehenden dienstboten; *inboezem,* n. der charakter (eines menschen); *inschunen,* eingeben, einflüstern; *iechelkaar,* stachelschwein; *kiendelweek,* die keim-

woche der saat im oktober; *kleut* f. altes verfallenes haus; *knag*, kerbe; *kubbing, uitkubbing,* der vorspringende teil eines hauses; *kwedderachtig,* schwindsüchtig; *lage,* rasse z. b. von pferden, Molema 245; *luchtvat,* laterne; *möllen,* altes längenmass von 7 fuss Molema 268; *neijen,* wiehern; *nikkestaart,* wasserhose; *öwen,* necken, quälen; *peelen,* sich abmühen, angespannt arbeiten; *piesappel,* der schlingapfel der kartoffeln usw.; *sam,* weich (von brot), mürbe (auf der Veluwe *sammig,* verdorben, sauer, von esswaaren; *sammig,* geschmeidig, von leder; vgl. nl. *zeem,* schafleder); *schat,* scheffel (vier schat sind 3 holl. scheffel); *schrode, schroot,* schmale querplanke, zu ndd. *schraat,* quer; *schrosselen,* röcheln; *schui!* rechts (zu pferden); *smoege(r),* schwere erkältung (vgl. friesisch *smûgjen,* keuchen); *spaken,* austrocknen; *sprannen,* zappeln; *spranken,* sich zerteilen (Halbertsma: *sprankelen,* funken sprühen); *strömer,* bummler (in Brabant: *stroemelen,* wackeln, straucheln); *tadel,* n. warzenartiger ausschlag auf den kälberaugen (aus *het adel,* welches auch unser hochdeutsches tadel hervorgerufen haben wird); *taper,* munter, lebhaft; *taperig,* hastig, ungeduldig, auch in Osnabrück gebräuchlich; *teks,* ein viertel bogen papier; *tuterink,* ein moorvogel, (holsteinisch *tüte,* sandschnepfe); *wiichel,* art falke; *wrantig,* knurrig, verdriesslich; *wuust!* links, zu pferden.

SEGEBERG. H. JELLINGHAUS.

Beiträge zur geographie der deutschen mundarten in form einer kritik von Wenkers Sprachatlas des deutschen reichs. Von **Otto Bremer.** Mit 11 karten im text. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1895. (= Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten bd. III.) XVI, 266 s.

Der Sprachatlas des deutschen reichs. Dichtung und wahrheit.
I. G. Wenker, herrn Bremers kritik des Sprachatlas.
II. F. Wrede, über richtige interpretation der Sprachatlaskarten. Marburg, N. G. Elwert. 1895. 52 s.

Zur kritik des Sprachatlas. Von **Otto Bremer.** „Beiträge zur geschichte der deutschen sprache und litteratur“ herausgegeben von E. Sievers. Bd. XXI, 27—97. (Halle 1896.)

Es sind jetzt etwas über 10 jahre her, dass der Wenkersche Sprachatlas gegenstand des lebhafteren interesses geworden ist. Als am 1. oktober 1885 Georg Wenker-Marburg auf der philologenversammlung in Giessen über das hoffnungsvolle, weitausschauende unternehmen berichtete (vgl. den bericht in dieser zeitschrift XVIII, 371 fgg.), hob er auch die schwierigkeiten hervor, die mit der eigenart des werkes gegeben sind. „Ich betrachte den Sprachatlas keineswegs als eine abschliessende arbeit. Dies kann er gar nicht sein, schon aus dem grunde, weil das in ihm verarbeitete material nur auf schriftlichen aufzeichnungen beruht.“ Mit berechtigtem stolz wies er hin auf den „unzweifelhaften und von keiner seite angetasteten wissenschaftlichen wert des unternehmens“. Seitdem galt der Sprachatlas nicht mehr bloss als private sache Wenkers, sondern als gemeinsame angelegenheit. Man hörte nicht viel von ihm, wie von allen guten dingen, die sich in der stille vorbereiten. Was man hörte, berechtigte zu den schönsten hoffnungen; es sei nur an die glänzende leistung Nörrenbergs (Studien zu den niederrheinischen mundarten. Paul-Br. Beitr. 9, 371 fgg.) erinnert. Das ist nun in den letztvergangenen jahren anders geworden. Man bekam sehr viel von dem Wenkerschen Sprachatlas zu hören. Einer der hilfs-

arbeiter Wenkers, dr. Wrede, veröffentlichte in der Zeitschrift für deutsches altertum 36, 135 fgg. unter dem titel „Fuldisch und hochfränkisch“ und bd. 39, 257 fgg. unter dem titel „Die entstehung der nhd. diphthonge“ zwei artikel, die auf dem material des Sprachatlas beruhen, wie seinerzeit die studien Nörrenbergs, aber durch die art, wie mit diesem material verfahren war, den peinlichsten eindruck machten. Ferner veröffentlichte Wrede seit 1892 im Anzeiger für deutsches altertum (zuerst bd. 18, 300) fortlaufende berichte über G. Wenkers Sprachatlas des deutschen reichs. Soweit diese berichte referierend gehalten waren, durfte man sie mit freude begrüssen. Leider machten sich und machen sich noch jezt in diesen berichten bedenkliche theorien breit, leider konnte es sich der verfasser nicht versagen, mit seiner persönlichen auffassung der berichteten einzelerscheinungen ein geradezu gefährliches spiel zu treiben. Mir ist es immer unverständlich geblieben, warum nicht Wenker selbst als berichterstatter aufgetreten ist, wenn über sein werk in bindender form berichtet werden sollte. Auf der Kölner philologenversammlung im september 1895 hat Wrede gesagt: „derjenige, der am sichersten und richtigsten über den wert des atlasmaterials urteilen kann, ist kein anderer als Wenker selbst; denn seine jahre und jahrzehnte lange beschäftigung mit dem atlas war und ist immer wider zugleich eine beschäftigung mit der frage nach der zuverlässigkeit seiner formulare.“ Wenn es sich aber so verhält — und darüber kann ja gar kein zweifel obwalten — durfte nur Wenker selbst, falls er sein werk nicht gefährden wollte, die wissenschaftlichen ergebnisse desselben zusammenfassen. Es liegt hier ein versäumnis vor, das ich persönlich vom ersten erscheinen jener berichte an beklagt habe. Wollte Wenker die berichterstattung nicht übernehmen, so musste er sie verbieten.

Eine verschuldung Wrede's liegt darin, dass er diejenigen, welche mit dem material des Sprachatlas nicht genauer bekannt sind, daran gewöhnt hat, ansprüche zu erheben, welche der Sprachatlas nie und nimmer erfüllen kann. Wie kann man sich also verwundern, ja sogar entrüsten darüber, dass jetzt ein anderer gleichfalls das material in der weise mustert, wie bisher der hilfsarbeiter Wenkers es zu mustern pflegte? Wrede ereifert sich über die richtige interpretation des Sprachatlas und interpretiert selbst die einzelnen karten. Nun hat es auch Bremer unternommen, die karten zu interpretieren. Zweifellos hat er dazu gerade so viel recht als Wrede. Es hat aber Wenker selbst gar keinen zweifel darüber gelassen, dass er jede interpretation für unzulässig hält: „Geduld! erst müssen noch manche karten vorliegen, bis man mit nutzen combinieren kann“ (Sprachatlas s. 29). Man muss sich nur wundern, dass bei solcher meinungsverschiedenheit[1] zwischen Wenker und seinem hilfsarbeiter die berichte Wredes immer noch im selben stil weitergeführt werden. Der standpunkt Wenkers ist vollkommen deutlich und es liegt eine harte ungerechtigkeit darin, dass er Wrede die interpretation der karten gestattet, gegen die interpretation Bremers sich mit entrüstung wendet.

Ich bin vollkommen mit Bremer einverstanden (und zweifellos Wenker auch), wenn er verlangt (s. 233): die bearbeiter des Sprachatlas dürfen nicht über

1) Ich constatiere übrigens, dass Wrede in Köln gesagt hat: Die richtige interpretation ist schwierig. Gegenüber einer freien benutzung der karten durch jedermann können wir gewisse scrupel nicht unterdrücken, dass eine solche benutzung in erster linie vielmehr denen überlassen werden sollte, die in der jahrzehntelangen mühsamen herstellung der karten sich die dazu gehörige vertrautheit mit dem gesamten atlasmaterial und -mechanismus erworben haben (Sprachatlas s. 45 fg.) — damit kann widerum nur Wenker gemeint sein.

eine unmittelbare verarbeitung des kritisch gesichteten und innerhalb gewisser grenzen orthographisch uniformierten materials hinausgehen. Das ist genau das, was Wenker mit seinen den karten beigegebenen textheften leisten will. Das ist aber etwas wesentlich anderes, als sein hilfsarbeiter Wrede leistet. Wenn der unerquickliche streit, der jetzt um den Sprachatlas losgebrochen ist, in dieser beziehung aufklärend wirkt, dann ist er als notwendig zu begrüssen. Bei Wrede gebe ich freilich alle hoffnung auf. Die neuesten berichte (Anzeiger für deutsches altertum bd. 22, 322 fgg.) sind mit den worten eingeleitet, der kritik Bremers sei eine gründliche abfertigung auf dem fusse gefolgt; das trifft, soweit die worte „gründliche abfertigung" in frage kommen, nicht zu, und die berichte selbst bewegen sich fort in denselben geleisen der verallgemeinerung dessen, was Wrede die „richtige interpretation" nennt. Ich gebe eine blütenlese solcher interpretationen aus den neuesten berichten: „das nd. *-t-* in *beissen* ist zu *-d-* erweicht, soweit nicht durch synkope der endung das ursprüngliche verhältnis verwischt ist (dabei beachte im satzzusammenhang den *d*-anlaut des folgewortes); die erweichung ist aber noch nicht so weit vorgeschritten wie in *wasser* und *besser*: das wird in der endung *-er* seinen besondern grund haben." Nun frage ich, was diese sog. „interpretation" bedeutet und ob man am ende nicht gerade so klug wäre, wenn gesagt würde: *-t-* erscheint auf der karte als *-d-*. „Das hd. *-ss-* ist zur lenis geworden (wenn bei *weisse* die *s*-schreibungen viel seltener sind, so wird unsere gewährsmänner dazu lediglich der in der schule stets betonte unterschied von *weisse* und *weise* veranlasst haben) dabei ist dann diese junge lenis mit dem alten germ. *s* zusammengefallen. Gemeinnd. monophthong, der verkürzt ist; das niederrhein. kürzegebiet; synkope des *e* im ndsächs. *-et*-gebiet wird sich aus satzzusammenhang und -rhythmus erklären" ... Auf s. 325 lesen wir einmal: im übrigen bleiben alle lautlichen schlüsse vorbehalten; trotzdem wird fortgefahren: *ö* und *ü* sind nicht lediglich graphischer, sondern lautlicher natur und beruhen auf labialisierung durch das folgende *sch*; so wagt Wrede sich zu äussern, obwol auch er sich sagt, dass für dehnung oder diphthongierung die im atlas vorhandenen beispiele vielleicht kaum ausreichen. Wenn er nur dabei bliebe, den bericht „so mechanisch wie möglich zu gestalten", wenn er sich nur darauf beschränkte, wo seine erfahrung ihm dient, zu interpretieren (wie z. b. *nī-* um Marburg mit „ganz geschlossenem" vokal), aber schon auf der folgenden seite werden schwierige probleme mit der „interpretation" abgetan: in *näw-* trete ein „übergangsconsonant" auf; oder im hiatus werde die synkope „beschleunigt". Die berichte schliessen mit einer gesamtbetrachtung von vier karten! Daraus ergibt sich, dass der verlauf der und der linie als „definitiv" gelten kann. „Die ganze westgrenze stimmt ausgezeichnet zu der alten scheide zwischen westfälischen und niederrheinischen gauen — die richtigkeit der karte bei v. Spruner-Menke vorausgesetzt." „Die annahme mechanischen vordringens erscheint ausgeschlossen" ... „wo nirgends ein alter geschlossener dialekt bestanden hat". „Wer sich diese linie auf seine karte zeichnet und sie zu einer nach beiden seiten hin unsichern zone verbreitert, schafft sich diejenige begrenzung, die ich bis jetzt für eine praktische dialektgeographie als die massgebende scheide empfehlen möchte." So willkürlich schaltet und waltet Wrede mit dem material des Sprachatlas, colportiert eine menge unbewiesener und unbeweisbarer thesen und leistet einem dilettantischen betrieb deutscher dialektforschung den kräftigsten vorschub.

Wrede sieht man es nach, dass er von gewissen „grundanschauungen" aus das material gruppiert. Dann darf man billigerweise Bremer nicht verargen, wenn

er von seinen „grundanschauungen“ aus eine andere interpretation gibt. Wrede hat jetzt die grundanschauungen, die in seinen berichten sich vordrängen, zusammengefasst (Sprachatlas s. 46 fgg.). Lauter scheinbar harmlose dinge! 1) Es gibt keine einheitliche lautverschiebungslinie. Ehe wir diesen und den folgenden grundparagraphen ernst nehmen, müssen wir erst wissen, was denn Wrede unter lautverschiebung versteht. Das ist viel schwerer zu sagen, als Wrede zu ahnen scheint. 2) Stammesunterschiede und lautverschiebungsunterschiede sind völlig heterogen. 3) Es besteht ein fundamentaler unterschied des sprachzustandes zwischen dem westen und dem osten (dem sog. kolonisationsgebiet). 4) Sprachgeschichte ist von der besiedelungsgeschichte abhängig. Was wir andern von besiedelungsgeschichte zu wissen glauben, ist reichlich so viel, um in § 4 die negierung des § 2 zu sehen. Wrede ist aber so hingerissen von seiner sache, dass er meint, in dem gegensatz des sprachzustandes zwischen dem osten und dem westen eröffne sich eins der verlockendsten probleme und zu seiner lösung werde der Sprachatlas das allerwesentlichste beitragen. So wenig ist Wrede mit philologischer arbeit vertraut, dass er nicht einmal daran denkt, dass wir mit dem material des Sprachatlas ohne die sprachüberlieferung gar nichts machen können. Er ist auf dem besten wege, den zusammenhang mit der sprachgeschichte zu verlieren und die grammatik zu construieren: das nennt er „höhere beurteilung des Sprachatlas“[1]. Sie fordert er (Sprachatlas s. 52). Es ist eine schmerzliche erfahrung, dass Wenker diese verirrungen des hilfsarbeiters, die mit seinen eigenen darlegungen in der gegen Bremer gerichteten schrift im widerspruch stehen, nicht ausdrücklich als privatansichten seines hilfsarbeiters bezeichnet hat. Wenn das vertrauen widerkehren soll, darf es so nicht weiter gehen.

Die darlegung dieses sachverhalts war nicht zu umgehen, wenn es darauf ankam, in dem streite der parteien die stelle des gerechten beurteilers zu gewinnen. Das tut um so mehr not, als leider Wenker an dieses ziel nicht gelangt ist. Auf der einen seite sieht er ausschreitungen seines hilfsarbeiters ruhig mit an und erweckt dadurch die meinung, als sei er mit all dem einverstanden, was sein hilfsarbeiter über den Sprachatlas sagt und schreibt — nach der andern seite braust er zornesmutig auf, wenn seiner sache unrecht geschieht. Er hat volles recht dazu. Nur darf er dr. Bremer nicht an den pranger stellen, und den dr. Wrede laufen lassen. Ja ich meine sogar, der gerechtigkeit wäre am besten gedient gewesen, wenn diesem mit strengerem mass gemessen worden wäre als jenem. Denn dieser arbeitet unter viel günstigern umständen als jener, der fehler in einzelnheiten kaum vermeiden konnte.

Wenn Wencker s. 29 sagt: durchaus befangen in festen engbegrenzten grundanschauungen, fehlt ihm gänzlich eine frei von allen seiten an die sache herantretende betrachtungsweise, so konnte das auf Bremer nicht den geringsten eindruck machen, wenn unter Wenkers zustimmung — so musste er doch wol annehmen — von Wrede nach demselben schema der Sprachatlas „interpretiert“ wird. Wenn Wenker fortfährt (s. 30): „Einwendungen dieser art stehen und fallen mit Bremers

1) Das ungeheuerlichste in dieser beziehung ist sein aufsatz über die entstehung der nhd. diphthonge. Er weiss nicht, was jeder, der sich auch nur in einer mhd. grammatik umgesehen hat, wissen muss, dass die diphthongierung nicht auf die stammsilben beschränkt, dass seine theorie auf endsilben gar nicht anwendbar, von vornherein also total falsch ist. Ähnlich war es ihm schon mit dem ahd. Tatian ergangen, den er als fuldisches denkmal befehdet hat, ohne zu berücksichtigen, dass die hs. aus St. Gallen stammt! Und gar die ostfränkischen *t*-!

grundanschauungen. Nur wenn man und soweit man diese teilt, kann man jenen einwendungen bedeutung zumessen. Unserer überzeugung nach werden aber fast alle diese grundanschauungen Bremers grade in folge der karten des Sprachatlas in erneute gründliche untersuchung gezogen, wahrscheinlich auch wesentlich umgestaltet werden müssen." Wenn Wenker so fortfährt, konnte der eindruck auf seiten Bremers nur der völliger enttäuschung sein, so lange Wenker zulässt, dass in höchst anfechtbaren grundanschauungen befangen sein hilfsarbeiter über den Sprachatlas bericht erstattet. Da nun Wrede so beredt von seinen grundanschauungen zu reden weiss auf den hinter Wenkers antwort folgenden seiten, nimmt es sich aus, als teile Wenker diese grundanschauungen und halte damit die Bremerschen grundsätze für erledigt. Die folge war, dass Bremer sich jetzt mit fug und recht darüber beschweren konnte, dass Wenker auf den kern der sache nicht eingegangen sei, dass er besser getan hätte, sich mit seinen grundanschauungen auseinanderzusetzen. Bremer hat nichts anderes beabsichtigt als auch eine interpretation des Sprachatlas zu geben: auf diese grundlage des Bremerschen buches ist Wenker gar nicht eingegangen. Das könnten böswillige so deuten, als ob er nur e i n e interpretation des Sprachatlas gelten lasse, die officielle des herrn dr. Wrede. Davon kann aber tatsächlich gar keine rede sein, denn was Wenker zur zeit über den Sprachatlas zu sagen hat, steht in den den karten beigegebenen textheften und es ist einer der ernstesten und berechtigtsten vorwürfe, die Wenker gegen Bremer erhebt, dass er diese texthefte nicht benützt habe. Was jetzt Bremer (Beitr. 21, 40. 47) hiergegen vorbringt, ist wertlos. Doch ich wende mich nunmehr seinem buche zu.

Bremer erklärt im vorwort (s. VII), es liege ihm völlig fern, eine streitschrift zu schreiben, gegen Wenkers werk anklagen zu erheben. Seine absicht sei, die unvermeidlichen fehler und fehler q u e l l e n desselben aufzudecken. Er wolle durch seine kritik zeigen, dass n a t u r g e m ä s s dem material des Sprachatlas fehler anhaften, dass folglich das ergebnis der kartographischen darstellung nur bedingt zuverlässig sei, dass mithin der nachweis gewisser fehlerkategorien genüge, um das vertrauen auf die zuverlässigkeit des gesamten materials und jeder einzelnheit zu erschüttern.

Bremer erörtert nun d r e i solcher fehlerkategorien. In der realen sprache gebe es I. doppelformen infolge eines im fluss befindlichen lautwandels: dieses nebeneinander von älteren und jüngeren sprachformen, von erbwörtern und lehnwörtern komme auf den karten nicht zur erscheinung, da in den übersetzungen immer nur eine sprachform, nicht zugleich auch die doublette vertreten sein könne. In der sprache gebe es II. autochthone doppelformen, sog. satzdoppelformen: in den übersetzungen könne von den betr. schreibern immer nur die eine verzeichnet sein, nicht zugleich auch die andere; nur auf grund b e i d e r formen lassen sich die massgebenden linien auf der karte herstellen; linien auf grund einer zufälliger weise bekannt gewordenen e i n z i g e n form seien illusorisch; mundartliche grenzlinien seien in solchen fällen vom Sprachatlas nicht zu erwarten, z. b. für eine auch nur einigermassen feste grenze zwischen *ich* einerseits und *i* andrerseits versagt der Sprachatlas (s. 97). Die dritte fehlerquelle liegt in der unzulänglichkeit der orthographie: eine reihe wichtiger lautunterschiede kann mittels unserer nhd. orthographie überhaupt nicht ausgedrückt werden; der schriftdeutsche buchstabe wird naiver weise überall da geschrieben, wo er in der allgemeinen umgangssprache ebenso ausgesprochen wird wie in der echten mundart; es gibt keine einheitliche orthographie in Deutschland und wir haben kein mittel um die lautwerte der verschiedenen orthographischen systeme zu erkennen.

„Statt eines bildes der aussprache bieten die karten in wirklichkeit ein buntes wirrwarr der verschiedenen orthographischen versuche“ (s. 212). „Wir müssen uns eben damit bescheiden, dass dieser sprachatlas schlechterdings kein bild der gesprochenen sprache geben kann, sondern nur ein bild der sprachformen, wie sie die einzelnen lehrer schreiben. Nur mit diesen augen darf man die karten betrachten“ (s. 234).

In allen drei punkten hat Bremer vollkommen recht. Darüber kann gar kein zweifel bestehen. Was die unzuverlässigkeit der orthographie betrifft, so weiss man aus Wenkers früheren mitteilungen, wie skeptisch der leiter des werkes selbst über diesen punkt denkt und er erklärt jetzt widerum in der schrift gegen Bremer (s. 27): „Das material des atlas besteht nur in schriftlichen aufzeichnungen und wenn auch aus den verschiedenen schreibungen der formulare sich sehr oft der phonetische lautwert einer form mit überraschender deutlichkeit und voller bestimmtheit ergibt, so ist doch ebenso oft ein sicherer schluss auf den genauen laut durchaus gewagt ... Der leser sieht, dass wir uns der aus der unzulänglichkeit der orthographie erwachsenden schwierigkeiten seit jahren vollkommen bewusst sind. Wir könnten sogar mit leichtigkeit die vielen kritischen einwendungen, die Bremer zusammenstellt, durch eine reiche sammlung anderer vermehren.“ Daraus hat Wenker nie ein hehl gemacht: Bremers polemik ist daher gegenstandslos; er steht in dieser beziehung auf der seite des von ihm angegriffenen gegners, hat also damit unrecht, dass er des gegners zugeständnis in einen vorwurf verdreht hat. Aber auch bezüglich der beiden ersten von Bremer geltend gemachten tatsachen kann eine meinungsverschiedenheit nirgends bestehen. Wenker hat s. 15 die wichtigkeit der doppelformen nicht bestritten und s. 23 auf Bremers vorhalt, dass der Sprachatlas nichts davon verrate, dass die hennebergische mundart neben unbetontem *ich*, betontes *īch* kenne, erwidert: „der Sprachatlas verrät nur über solche wörter etwas, die in den formularen vorkommen, betontes *ich* kommt aber in diesen nicht vor — woher sollte es da in den Sprachatlas gelangen! Solche forderungen des herrn Bremer sind doch eigentlich absurd!“ Selbst Wrede gibt zu (s. 46), es sei nicht über jeden zweifel erhaben, ob nicht das einzelne paradigma je nach der verschiedenen stellung und betonung im satze abweichungen zeige. Was Bremer jetzt Beitr. 21, 78 fgg. an doppelformen zusammenstellt, kann bei keinem einsichtigen zweifel an der allgemeinen berechtigung jener einwände aufkommen lassen.

Die von Bremer hervorgehobenen fehlerquellen der interpretation (nicht des Sprachatlas!) sind tatsächlich vorhanden, darüber ist Wenker mit Bremer und aller welt einverstanden. Es wäre wünschenswert gewesen, dass in der entgegnung Wenker sich hierüber kurz und klar geäussert hätte. Der sache wäre dadurch nichts vergeben und den freunden des Sprachatlas kein leid getan worden.

Vollkommen recht hat Bremer auch mit der forderung, dass die karten nicht veröffentlicht, die berichte nicht erstattet werden sollten, ohne dass die litteratur über die deutsche mundartenforschung eingehend zu rate gezogen wäre. Auch in diesem stück teilt Wenker Bremers wünsche; in seiner erwiderung constatiert er mit nachdruck, dass die angaben des Sprachatlas sich mit den ergebnissen der mundartlichen lokalforschung in den von Bremer angefochtenen einzelnheiten decken. Ich sehe nicht ein, weshalb in der entgegnung auf die Bremersche schrift nicht auch in diesem falle ein bündiges zugeständnis gemacht worden ist. Da dies unterblieben, konnte jetzt Bremer mit gesteigerter energie diesen standpunkt vertreten: ausnützung der wissenschaftlichen litteratur über unsere mundarten ist unerlässlich.

Wenn ich in all diesen allgemeinen hinweisen Bremers nichts anderes als objective constatierung des tatbestandes zu sehen vermag, wenn ich in dieser beziehung Wenkers entgegnung weder geschickt noch ganz gerecht finden kann, so muss ich mich mit Wenker auf das entschiedenste gegen die art und weise verwahren, wie nun Bremer seine allgemeinen thesen im einzelnen entwickelt. Ich habe schon hervorgehoben, in wie weit Bremer sich ungerechte behandlung seines gegners hat zu schulden kommen lassen. Darüber liesse sich nun noch ein langes lied singen. Wenker hatte allen grund, gegen Bremer den vorwurf ungerechter beurteilung zu erheben. Es macht sich in dem Bremerschen buche namentlich eine gewisse persönliche gereiztheit und ein persönliches misstrauen geltend, das aufs schärfste verurteilt werden muss. Wo Bremer die linien des Sprachatlas anficht, gebraucht er mit vorliebe wendungen wie: ich „glaube“, dass das so und so ist; ich bemerke, dass ich die und die linie „für unsicher halte“; der verlauf der und der grenzlinie „macht im ganzen den eindruck der zuverlässigkeit“; ich habe gegen die und die abgrenzung „ein unbegrenztes misstrauen“; „ich kann mich des verdachtes nicht erwehren“ usw. Ich begreife, dass auf solche keile ein recht grober klotz fallen musste (Wenker s. 8 fg. 18 fg. 23), aber Bremer hätte sich nachträglich wenigstens bemühen sollen, von seiner animosität sich frei zu machen. Statt dessen hat er sich jetzt zu persönlichen ausfällen gegen Wenker hinreissen lassen (z. b. Beitr. 21, 54), die es nach meinem urteil Wenker unmöglich machen, die discussion weiterzuführen. Um Bremers verfahren im einzelnen zu kennzeichnen, genügen einige citate aus seinem buche. Hat man je in einer wissenschaftlichen erörterung dialektgeographischer erscheinungen argumente gebraucht wie die folgenden? „Die linie *water/wasser* — ein geographisch unmögliches bild“: lesen wir auf s. 32. Was mag sich herr Bremer wol unter einem „geographisch unmöglichen“ bild vorstellen? Reicht das, was er sich darunter vorstellen könnte, aus, sorgfältige arbeit eines ernsten gelehrten auf solchem wege zu verdächtigen und in misskredit zu bringen? Oder s. 37: ein durch dialektgeographische gründe nicht gerechtfertigtes zickzack macht die *pund/pfund*-linie; s. 39 lässt er sich über eine grenzlinie aus nur, weil sie ihm „von etwas fragwürdiger gestalt“; s. 49 finden wir die enthüllung der dialektgeographischen maxime Bremers: Wo die grenze eine feste ist, da hat die linie einen ziemlich regelmässigen und graden lauf; „der grade lauf der linie weist darauf hin, dass der übergangsstreifen nur eine sehr geringfügige breite haben kann“ s. 56; „auch in Südwestdeutschland dringen die gemeindeutschen diphthonge langsam zwar, aber unaufhaltsam vor. Das erkennt man schon aus der form der linie des Sprachatlas. Dieselbe hat zwar im allgemeinen einen ziemlich regelmässigen lauf s. 59; die diphthongierungslinie wird durch ihren ungemein buchten- und zackenreichen lauf verdächtigt s. 64; ist die linie bisher richtig, so sollte man erwarten, dass sie in grader richtung dem Rennstieg zueile, statt dessen macht sie einen spitzen winkel: im allgemeinen pflegen derartige anomalien einer grösseren linie nur da richtig zu sein, wo eine mundartengrenze eine entsprechende form hat s. 73; die linie läuft unregelmässig genug, um schon an sich verdacht zu erwecken s. 79; die linie bildet eine unmögliche figur s. 82; ich postuliere einen grenzstreifen ... leider kann ich nicht nach dem augenschein urteilen, ob der Sprachatlas durch eine zickzacklinie meine annahme unmittelbar bestätigt s. 114; die linie des Sprachatlas ist einfach unmöglich wegen ihrer form; man muss die linie gesehen haben mit ihrem labyrinthischen zickzack, derartige sprachgrenzen gibt es nirgends, sie sind überhaupt undenkbar“ s. 140 u. ö. Diese blumenlese wird genügen. Das ist derselbe dilettantismus, der in den arbeiten Wredes sich breit macht, über den auch das ruhigste

gemüt sich entrüstet. Man hat um so mehr grund diese dinge hervorzuheben, als Wrede gerade so verfährt und gar die „schönheit“ einer linie als sprachgeschichtlichen factor heranzieht (s. 46)! Wie wird doch Wenker das handwerk verpfuscht! Nun suchen sie gar auf seinen karten die schönheitslinie, legen an seine grenzen das lineal und bannen das wechselnde leben der sprache in geometrische schablonen! Aber damit vereinigen sich noch andere nicht weniger bedenkliche dinge und mit ihnen nähern wir uns den theoretischen grundanschauungen Bremers. Für sie ist charakteristisch wie für die Wredischen der totale mangel geschichtlichen verfahrens. Bremer arbeitet stets mit lehrsätzen, argumentiert stets deduktiv, induktive behandlung eines problems liegt ganz ausserhalb seiner richtung. Wenker arbeitet rein induktiv: was wird ein deducierender dogmatiker an der induktiven methode Wenkers brauchbares finden können?

Ich wähle ein beliebiges beispiel. Es handelt sich um die diphthongierung. Bremer setzt ein mit dem lehrsatz: „Wir wissen, dass die nhd. diphthonge von dem südosten unseres deutschen vaterlandes aus sich allmählich über Ober- und Mitteldeutschland ausgebreitet haben“ (s. 47). Dem gegenüber behaupte ich: wir wissen das nicht. Er fährt fort: „wir können zum teil noch verfolgen, wie das diphthongische gebiet mit jedem jahrhundert an umfang gewonnen hat“; ich fahre fort: das können wir nicht und wenn Bremer behauptet: „dass dieser vorgang heute noch nicht abgeschlossen ist, bedarf keiner worte“, so ist das eine gelahrtheit, die nicht über die mittel verfügt, um das, was sie ausgesponnen, geschichtlich zu entwickeln und statistisch zu belegen. „Der lautwandel der diphthongierung ist also, wenn je, so heute im fluss begriffen. Kann es unter diesen umständen eine scharfe grenze zwischen mono- und diphthongen geben, wie sie der sprachatlas zeigt? Diese frage muss von vornherein verneint werden.“ „Denn wie soll man sich das allmähliche vordringen der modernen diphthonge anders vorstellen, als dass die grenze eine veränderliche ist, dass ein grenzgürtel besteht, innerhalb dessen entweder dieselben menschen, die von jugend auf monophthonge gesprochen haben, nunmehr anfangen, diese mit diphthongen zu vertauschen, oder — und dies trifft vorzugsweise zu — die ältere generation der monophthongischen sprechweise ihre altvordern folgt, die jüngere aber in demselben dorfe die modernen diphthonge annimmt.“ Lassen wir zunächst die frage nach der berechtigung dieser thesen dahingestellt[1]. Was sollen wir mit ihnen anfangen, einem material gegenüber, wie das des Sprachatlas, das eben nicht die ortsübliche sprache, von der Bremer stets ausgeht, sondern nur die ortsübliche schrift gewährt, wenn wir uns der eignen worte Bremers erinnern, dass der Sprachatlas schlechterdings kein bild der gesprochenen sprache gebe, sondern nur die Sprachformen wie die einzelnen lehrer sie schreiben! Und das sei denn das letzte. Der eigentliche grundfehler der Bremerschen kritik des Sprachatlas besteht in der überspanntheit und totalen verkehrtheit der an dieses werk gestellten anforderungen und der interpretation seiner einzelangaben. Vorerst ist interpretation unstatthaft. Ich bin vollkommen mit Wenker einverstanden, wenn er s. 21 den kern des ganzen streitfalls dahin zusammengefasst hat: Wer gibt Bremer ein recht, an den atlas solche forderungen zu stellen und ihn dann danach abfällig zu kritisieren? Hält man nur fest, was der Sprachatlas bringt, nämlich nach Wenkers eigenen worten, nichts als eine geographisch geordnete reproduction des in den formularen überlieferten schriftlichen tatbestandes, so wird man die überschätzung eines Wrede und die unter-

1) Vgl. die ausführungen von Wrede (-Wenker), Ztschr. f. d. a. 39, 261 fgg.

schätzung eines Bremer gleichmässig ablehnen und über das rüstige fortschreiten des eigenartigen werkes sich unvermindert freuen. Möge nur Wenker selbst sich nicht irre machen lassen!

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Jesuitendramen der niederrheinischen ordensprovinz von dr. **P. Bahlmann.** Leipzig 1896. IV, 351 s. 15 m.

Der verfasser beschäftigt sich seit einiger zeit angelegentlich mit der litteratur des lateinischen dramas, besonders des schuldramas: so hat er die lateinischen dramen der Italiener im 14. und 15. jahrhundert (Centralbl. f. bibliothekswesen XI, 172/8) bibliographisch behandelt, die von Wimpfelings Stylpho bis zur mitte des 16. jahrhunderts erschienenen lateinischen dramen aufgeführt und im Euphorion bd. 2, 271—294 (1895) über das drama der Jesuiten einen längeren aufsatz veröffentlicht. Dieser aufsatz bringt in erschöpfender weise alles zur darstellung, was über das drama der Jesuiten wissenswert erscheint. Aber das scheint dem verfasser noch nicht zu genügen. Er stellt jetzt als erfordernis hin: die herstellung einer möglichst vollständigen übersicht über alle erreichbaren dramatischen erzeugnisse der Jesuitenschulen in einer nach den verschiedenen ordensprovinzen gegebenen anordnung, und in der vorliegenden umfangreichen arbeit hat er dies für die Jesuitendramen der niederrheinischen ordensprovinz auszuführen gesucht.

Der verfasser beginnt s. 1—9 mit der aufzählung der gedruckten litteratur der Jesuitendramen. Die dramatiker waren schon in der oben erwähnten abhandlung (Euphorion 2, 285) genannt; jetzt erhalten wir genauere bibliographische angaben von 40 dramatikern mit dem nachweis des standortes der einzelnen ausgaben. Auf vollständigkeit wird der verfasser nicht rechnen wollen. Denn nach Goedeke, dem bewährten forscher auf dem gebiete der deutschen litteraturgeschichte, den jedoch herr Bahlmann nirgends anführt, hat Franciscus Benci noch ein drittes drama Quinque martyres 1594 herausgegeben. Auch gibt es vom Ergastus noch 2 ausgaben von 1592 und 1595, von denen die letztere in Hannover vorhanden ist. Ebenso gibt es vom Philotimus noch eine dritte ausgabe 1591, 1592, 1602 (Hannover). Die Immolatio Isaaci, welche das Tyrocinium poeticum des Jacob Pontanus enthält, erwähnt schon Veith, Bibliotheca Augustana 5, 138. Auch die bibliographischen angaben über Nicolaus Caussin sind keineswegs vollständig. Die ausgabe seiner Tragoediae sacrae von 1620 ist auch in Göttingen und als drucker nennt Goedeke den Pariser Cramoisy. Die ausgabe von 1621 befindet sich auch in Hannover und Berlin Xf 4205. Ausserdem gibt es noch eine ausgabe von 1629 (Hannover) und eine o. o. 1699. Immerhin ist dieser teil des Bahlmannschen werkes noch der verdienstvollste, zumal da die hier aufgeführten 209 Jesuitendramen am ende des buches in ein übersichtliches chronologisch (1570—1761) geordnetes verzeichnis unter angabe des betreffenden verfassers gebracht sind. Wir könnten uns mit dieser den unbestrittenen eifer der Jesuiten für dramatische aufführungen bezeugenden zusammenstellung von 209 dramen zufrieden erklären, aber nun werden noch auf s. 11—132 die vollständigen titel von 502 anderen zum teil handschriftlich erhaltenen Jesuitendramen der niederrheinischen provinz genannt, die der verfasser auf verschiedenen bibliotheken — er selbst gibt die zahl der bibliotheken auf 60 an — mit grossem fleisse zusammensuchte. Die grösste ausbeute lieferte die Jesuitenschule zu Jülich mit 119 dramen, dann folgen Hildesheim (60), Köln (53), Aachen (51), Paderborn (48), Münster (34), Düssel-

dorf (24) usw. Sie umfassen die jahre 1601—1773. Einige dramen sind schon gedruckt, z. b. Trebellius rex Bulgarorum (Aachen 1684) von Bahlmann selbst in der Zeitschrift des Aachener geschichtsvereins bd. 13 (1891), 6 dramen aus Düren von Werner usw. Sehr brauchbar sind die historischen notizen über die einzelnen Jesuitenkollegien, über eröffnung des gymnasiums u. a. Das ganze werk macht mehr den eindruck eines repertoriums, das vielleicht manchen wert für litteratur-, kultur- und lokalgeschichte hat, aber für die geschichte des dramas ist nichts gewonnen. In den anlagen (s. 133—336) folgt der abdruck von 77 scenarien und 22 gesängen aus dramen des 18. jahrhunderts in deutscher sprache, die ohne den geringsten künstlerischen wert sind.

WILHELMSHAVEN. H. HOLSTEIN.

Lilius Gregorius Gyraldus, De poetis nostrorum temporum. Herausgegeben von **Karl Wotke.** [Lat. litteraturdenkmäler des 15. und 16. jahrhunderts, herausgegeben von **Max Herrmann,** 10.] Berlin, Weidmann. 1894. XXV und 104 s. 2,40 m.

Die einleitung Wotkes gibt zunächst biographische mitteilungen über Lilio Gregorio Giraldi, mit dessen leben sich bisher nur G. Barotti in seiner geschichte der gelehrten von Ferrara (1792) beschäftigt hat. Geboren am 3. juli 1478 zu Ferrara hörte Giraldi die vorlesungen Battista Guarinos in seiner vaterstadt, lebte dann an verschiedenen orten Italiens, öfter als erzieher, aber stets mit studien beschäftigt. 1514 war er in Rom, wurde Leos X. liebling und stand auch in gunst bei Hadrian VI. und Clemens VII. Bei der einnahme Roms (1527) wurde er seiner habe und seiner schriften beraubt und lebte dann in Bologna, Mirandola und Ferrara. Hier war er sechs jahre lang an das bett gefesselt, verarmt und auf die unterstützung wolwollender freunde angewiesen. Er starb im februar 1552. Seine zeitgenossen ehrten ihn als den Varro der ersten gelehrten und kritiker. Sein hauptwerk „Historia poetarum Graecorum et Romanorum“ in 10 büchern wurde von G. Vossius anerkennend beurteilt. Eine seiner wertvollsten schriften sind die Dialogi duo de poetis nostrorum temporum, die jetzt im neudruck vorliegen. Die einleitung bespricht die einkleidung und äussere form des dialogs. In der beurteilung der einzelnen dichter verfährt Giraldi nicht streng nach bestimmten gesichtspunkten; im allgemeinen war für ihn die chronologische reihenfolge massgebend. Bei seiner beurteilung muss man bedenken, dass er ein begeisterter anhänger der katholischen kirche war. Besondere würdigung erfährt die dramatische poesie in Italien und Deutschland. Aus der Oporinschen sammlung der Dramata sacra (Basel 1547) führt Giraldi sämtliche dramen auf, wenn auch n i c h t in derselben folge, was ich zu s. XVII anm. 5 besonders bemerken möchte.

Bewundernswert ist der umfang und die weite der gelehrsamkeit Giraldis. Er kennt nicht nur alle italienischen humanisten, sondern auch die spanischen, französischen, deutschen und englischen. Von den deutschen erwähnt er Rudolf Agricola, Johannes Camerarius, Conrad Celtis, Sebastian Brant (Ticio), Rudolf Lange, Reuchlin, Pirckheimer, Hermann Busch und Ulrich Hutten. Der Engelhardus de Francia orientali (66, 14) ist Engelhardus Funck (Scintilla) aus Schwabach, über den ich in der Zeitschrift für vergleichende litteraturgeschichte und renaissance-litteratur n. f. IV, 446—459 gehandelt habe. Aus dem zusatze Giraldis „de Francia orientali“ möchte ich schliessen, dass er bei der abfassung seines werkes sich des Catalogus virorum

illustrium von Trithemius bedient hat, worin Engelhardus Francus orientalis de Suobach oriundus genannt wird. Möglicherweise hat Giraldi auch für andere dichter dieselbe quelle benutzt.

Sehr auffallen muss uns Giraldis urteil über die deutschen reformatoren, aber von streng katholischem standpunkte erscheint es wol berechtigt. So lesen wir 69, 26 fgg.: „Potuissent et in horum classe poetarum connumerari Oecolampadius, Bucerus, Sturmius et Philippus Melanchthon aliique permulti, si se in bonis tantum litteris continere voluissent et non plus sapere quam oporteret et non potius cum Martino Luthero populos commovere ad novae religionis sectam suscipiendam adversus Romanum pontificem et Caesaris imperium, unde tot inlatae Germaniae nostrae nationi clades et calamitates sunt. Sed haec deflere potius quam emendare possum, cum quidem cum paucis sapere melius sit et cum multis vivere."

Der beurteilung der dialoge folgen bibliographische mitteilungen. Die erste ausgabe des dialogs erschien noch zu lebzeiten des verfassers in einem sammelbande 1551. Andere ausgaben sind 1580 und 1596 erschienen. Zur charakteristik der sprache und des stiles liefert der herausgeber einige beiträge, die freilich noch ausführlicher hätten sein können. So fehlt die construction von *dignus* mit *ut*: 12, 4. 7. 24, 30. 47, 31. 53, 33. 81, 14; das auffallende *succensus* 33, 12; *advehi curavit* 52, 35; *aulas pertaesus* 53, 28. Wol unterrichtet zeigt sich herr Wotke in dem letzten teile der einleitung, in der er die litterarischen nachweise über den humanismus gibt. Zu bedauern ist hierbei,, dass der plan der Litteraturdenkmäler einen ausführlichen kommentar über Giraldis werk von vornherein ausschloss. Vielleicht entschliesst sich herr Wotke dazu diesen kommentar nachträglich zu geben; er würde einen sehr wichtigen beitrag zur geschichte des humanismus liefern.

Der druck ist sehr sorgfältig hergestellt. Ich habe nur *temopra* (20, 26) und *Philephus* (22, 19) bemerkt.

Sehr dankenswert ist endlich das am schluss befindliche, mit grosser sorgfalt angefertigte namenregister des herausgebers (s. 99—104); er darf mit recht diese sammlung von tausend namen die vollständigste liste von dichtern der renaissancezeit aus aller herren länder nennen, die bisher in einem deutschen buche erschienen ist. Zu Laurentius Medices möchte noch 24, 3, zu Didacus Pyrrhus 69, 5, zu Petrus Nannius 69, 7 hinzuzufügen sein. Ob Joannes Anysius, der verfasser des dramas Protoplastes (68, 20), derselbe ist, der Janus Anysius 89, 20 genannt ist, erscheint mir zweifelhaft.

WILHELMSHAVEN. H. HOLSTEIN.

Die deutsch-französische sprachgrenze in der Schweiz. Von dr. **J. Zimmerli.** II. teil: Die sprachgrenze im mittellande, in den Freiburger, Waadtländer und Berner alpen. Nebst 14 lauttabellen und 2 karten. Basel, Georg. 1895. VII, 164 s.

Seine verdienstliche feststellung der deutsch-französischen sprachgrenze in der Schweiz (vgl. Ztschr. XXV, 266) hat Zimmerli nunmehr bis etwas südwärts von Gruyères weiter fortgesetzt, so dass nur ein drittel der untersuchung noch aussteht.

Die einrichtung des II. teils ist im wesentlichen die des I.; doch ist in den lauttabellen der steindruck durch den typendruck ersetzt.

Bei Vinelz, französisch Fénis, hätte wol erwähnt werden dürfen, dass ein minnesinger (Rudolf von Venis) nach diesem orte benannt wurde.

Nicht stichhaltig sind die gründe für den romanischen ursprung des namens Fofernwald (s. 7). Der verfasser führt ein Wavre an; indessen kehrt dieser ortsname auch in Belgien wider, und eine bahnstation zwischen Kassel und Marburg heisst Wabern. Diese namen sind gewiss reingermanisch.

Ein merkwürdiger ortsname ist ferner das französische Agrimoine s. 14. Agrimonia ist der lateinische name einer pflanze, aber auch der name einer sagenhaften heidenstadt, über welche A. W. Schlegel, Essais littéraires s. 367 zu vergleichen ist.

Auf s. 45 wird als aussprache von Chandossel angegeben Tsãudǫ. Man begreift hier nicht ohne weiteres, weshalb hier die silbe ssel in wegfall kommt. Will etwa der verfasser nur die aussprache der beiden ersten silben phonetisch umschreiben, weil die phonetische schreibung der dritten silbe sich mit der officiellen decken würde? In diesem fall hätte ein bindestrich hinter ǫ nicht fehlen dürfen.

S. 64. Dass Dirlaret aus recto latere entstanden wäre, ist ganz unglaublich. Die älteste form des ortsnamens ist Dreitlaris, und daraus ist offenbar Dirlaret entstanden. Dreitlaris aber bedeutet: zur rechten gelegener abhang; daher lat. Rectus clivus, deutsch Rechthalten.

Am ausführlichsten ist Freiburg behandelt, das im XII. jahrhundert als rein deutscher ort gegründet wurde, aber bald nachher einen allmählich anwachsenden romanischen stadtteil aufweist. In dem Freiburger steuerrodel von 1379, den der verfasser zum abdruck bringt (s. 88—102), hat er das deutsche und romanische element zu unterscheiden gesucht; doch kann man ihm nicht in allem zustimmen. Reynald der Walcher, Claws Adlart, Benignus sind wol sicher als Deutsche aufzufassen. Hingegen haben Jenny Chavaleir und Jenny Gueppa offenbar französische namen. Der name Hugny auf s. 90 ist wol verdruckt für Huguy, das auf s. 122 zweimal vorkommt. Dagegen ist auf s. 101 für Consandeir zu lesen Cousandeir, da nach Bridels Glossaire du patois de la Suisse romande cosandai noch jetzt der schneider heisst.

Am schluss werden die laute der deutschen mundarten auf 4, die der romanischen auf 13 seiten und in 14 tabellen dargestellt. In diesem abschnitt ist nicht alles zu billigen. Auf s. 157 sagt der verfasser: Nicht klar ist mir *ʒ̦ē* „firmament". Was aus anlautendem *ce, ci* wird, hat der verfasser gar nicht gesagt, und auch in den lauttabellen kein einschlägiges beispiel angeführt. Da aber caelum anderswo *χī* lautet, so wird jenes *ʒ̦ē* wol aus *χʒ̦ē* entstanden sein, zumal wenn in der betreffenden mundart kein caelum fortsetzendes wort daneben vorkommt.

Auf s. 160 liest man: *locum dü*, ohne weitere bemerkung über dieses auffällige *d*. Da das buch an druckfehlern nicht gerade arm ist, so fragt man sich: ist etwa *dü* für *lü* verdruckt, oder ist das anlautende *d* richtig? Im letztern falle wäre eine bemerkung darüber am platze gewesen.

Da der verfasser noch an einen unterschied zwischen vortonigem und nachtonigem *ț* glaubt, so wird er den abschnitt über das französische in Gröbers grundriss nicht gelesen haben (obgleich er dieses werk — wol aus zweiter hand — citiert, s. 152). Nicht *platea,* sondern *plattea* müsste die form heissen, auf welche die romanischen laute zurückweisen, indem *platea* durch das adjectivum *plattus* beeinflusst wurde; *petia* ist weiter nichts als eine aus dem Romanischen falsch reconstruierte lateinische form, die zwar dem frühern mittelalter angehört, jedoch erst einer zeit, die *t* und *c* in dieser combination nicht mehr streng zu scheiden wusste.

Für *oleum* ein *elum* anzusetzen, wie auf s. 164 geschieht, dazu liegt gar kein grund vor, und **pollicum* (daumen) ist eine ganz unmögliche form, deren ansatz als methodischer fehler zu bezeichnen ist.

In den lauttabellen fehlen nicht nur beispiele für inlautendes *ce* (*ci*), sondern auch solche für erhaltenes inlautendes *ct* (*facta*, *directa*).

Die karte bricht im süden viel zu früh ab, so dass man eine reihe südlich gelegener ortschaften auf ihr vergebens sucht. Sie werden voraussichtlich auf der karte des III. teils zu finden sein. In diesem III. teile verspricht Zimmerli die sprachverhältnisse im Wallis zu behandeln, die wesentlichen momente der geschichte der sprachgrenze zusammenzufassen und der sprachmischung als folge der jüngsten wanderbewegung in der Südwestschweiz eine betrachtung zu widmen. Mit dem letztern gegenstande beschäftigt sich die schrift von Hunziker, Die sprachverhältnisse der Westschweiz (Aarau 1896), welche zeigt, dass das vordringen der Deutschen ins romanische gebiet keinerlei verschiebung der sprachgrenze bewirkt, weil schon die direkten nachkommen der deutschen ansiedler ihre muttersprache mit dem französischen vertauscht haben.

HALLE. HERMANN SUCHIER.

Angelus Silesius, Cherubinischer wandersmann (geistreiche sinn- und schlussreime). Abdruck der 1. ausgabe von 1657. Mit hinzufügung des sechsten buches nach der 2. ausgabe von 1675. Herausgegeben von **Georg Ellinger.** Halle, Max Niemeyer. 1895. LXXIX und 174 s. 2,40 m.

I. Quellen. Die veräusserlichung und erstarrung des Luthertums im 17. jahrhundert hatte das wideraufblühen des mysticismus zur folge. Einer der merkwürdigsten vertreter dieser richtung, Albrecht von Franckenberg, erfährt als vorläufer Schefflers in der einleitung zunächst eine eingehende würdigung (s. II—XI). Von wichtigkeit für den ganzen kreis ist 1. ein von ihm aufgestelltes verzeichnis religiöser schriften, deren studium für jeden anhänger notwendig erschien (s. VII fg.); 2. ein kanon von 25 sätzen, der die für die seinen massgebenden religiösen grundsätze zusammenfasst (s. IX fg.). Aus dem zusammenfliessen aller dieser litterarischen elemente bildete sich nicht nur eine grosse reihe von mystischen vorstellungen, die allen freunden Franckenbergs gemeinsam war, sondern auch eine diesem ideenkreise entsprechende ausdrucksweise, deren beobachtung für die feststellung der quellen des Cherubinischen wandersmannes wichtig ist (s. XI fg.). Gegenüber Kerns ausführungen nun (Joh. Schefflers Cherubinischer wandersmann, Leipzig 1866), denen zufolge meister Eckhart Schefflers hauptquelle sein müsste, weist der verfasser überzeugend nach, dass der dem Cherubinischen wandersmann zu grunde liegende ideenkreis auf den originellsten und kühnsten mystiker des 16. jahrhunderts Valentin Weigel (s. XIII —XXXIV), daneben auf anonyme mystische traktate des 16. und 17. jahrhunderts zurückzuführen ist (XXXIX fg.), und dass diesen hauptquellen gegenüber alle anderen bis jetzt erschlossenen quellen (Medulla animae, das Buch von der geistlichen armut, Eckartsche predigten, Jac. Böhme, Joh. Tauler u. a.) zurücktreten.

II. Aber auch der form nach findet sich Schefflers werk in den älteren mystikern bereits vorbereitet. Sudermann, Schöne auserlesene figuren (XLIII fg.), und Tschesch, Vitae cum Christo centuriae (XLV fgg.), treten in dieser beziehung weit zurück hinter Daniels von Czepko Monodisticha sapientum, deren wesentlichster

ideengehalt unter steter beziehung auf den Cherubinischen wandersmann angegeben wird (XLVIII—LXV). Da Franckenberg selbst reimsprüche ähnlichen inhalts wie die Monodisticha verfasst, da er ferner beiden, Czepko wie Scheffler, persönlich nahe gestanden hat, so ist die vermutung gerechtfertigt, dass er einerseits jenen zur abfassung seines werkes veranlasst, andrerseits diesem die Monodisticha als nachahmenswertes vorbild übermittelt hat: die nachahmung liegt in dem Cherubinischen wandersmanne vor.

III. Die zeit der entstehung lässt sich für das 6. buch unschwer bestimmen. Da es in der ersten ausgabe (1657) noch fehlt, da es sich ferner durch seinen allgemein-religiösen, entschieden katholisch gefärbten inhalt von der mystik der ersten 5 bücher abhebt, ist es ganz sicher erst zum zwecke der veranstaltung der neuen ausgabe (1675) hinzugedichtet worden, also etwa 1673—74 entstanden. Die 5 ersten bücher dagegen fallen vor des dichters übertritt zum katholicismus, welcher am 12. juni 1653 erfolgte; da er die Monodisticha, das vorbild, welches er nachahmte, 1651—52 kennen lernte, sind jene in der zwischenzeit entstanden (s. LXVI fgg.). Die 10 sonette, welche am ende des 5. buches stehen (s. 146—150) und eine entschieden kirchlich-katholische färbung zeigen, sind eigens für die veröffentlichung der 1. ausgabe gedichtet (s. LXVIII).

IV. Von den späteren dichtungen, die man als nachahmungen des Cherubinischen wandersmannes bezeichnen kann, hat das buch Gottfried Arnolds: Der weissheit gartengewächs, welches 1675 erschien, eine weitere verbreitung nicht gefunden. Dagegen hat ein anderes von Scheffler abhängiges werk bis auf unsere tage dauernde wirkung ausgeübt: das ist der erste teil von Gerhard Tersteegens Geistlichem blumengärtlein inniger seelen, 1729 (s. LXVIII—LXXIV).

V. Aufser den beiden, auf dem titel genannten ausgaben von 1657 und 1675 kommt für die textgestaltung keine weiter in betracht. Die angabe Gödekes (III², 197), es gäbe noch eine von 1674, ist irrtümlich und dadurch entstanden, dass ein früherer herausgeber des Wandersmannes (Rosenthal) die 2. ausgabe citiert nach dem datum der vorrede (6. aug. 1674). Es folgt eine beschreibung der 2. ausgabe (B) sowie aufzählung der abweichungen von der ersten (A), die keineswegs die widerholt geäusserte ansicht rechtfertigen, in B trete durchweg Schefflers absicht hervor, die grössten kühnheiten von A zu mildern. Die einleitung schliesst mit der angabe der im neudruck veränderten lesarten. Dieser wird sodann auf s. 1—174 gegeben.

BURG, BZ. MGD., MAI 1896. E. MATTHIAS.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Foerster, Wendelin, Kristian von Troyes Erec und Enide. Neue verbesserte textausgabe mit einleitung und glossar. Halle, M. Niemeyer. 1896. XLV, 231 s. 6 m.

Fritzner, Johan, Ordbog over det gamle norske sprog. Omarbeidet, forøget og forbedret udgave. Kristiania, Den norske forlagsforening. 1883—1896. 3 bände (I: XII, 836 s.; II: IV, 968 s.; III: IV, 1110 s.). 45 kr.

Gering, Hugo, Glossar zu den liedern der Edda (Sæmundar Edda). 2. aufl. Paderborn, Schöningh. 1896. XVI, 212 s. 4 m.

Grundriss der germanischen philologie unter mitwirkung von K. v. Amira usw. herausgegeben von **Hermann Paul.** Zweite verbesserte und vermehrte auflage. I. band, 1 lieferung. Strassburg, K. J. Trübner. 1896. 256 s. 4 m.

I. abschnitt: Begriff und aufgabe der germanischen philologie von Hermann Paul.
II. abschnitt: Geschichte der germanischen philologie von Hermann Paul.
III. abschnitt: Methodenlehre von Hermann Paul.
IV. abschnitt: Schriftkunde.
1. Runen und runeninschriften (anfang) von Eduard Sievers.

Holthausen, Ferd., Altisländisches lesebuch. Weimar, E. Felber. 1896. XXVII, 198 s. 5 m.

A. u. d. t.: Lehrbuch der altisländischen sprache, II. teil.

Joseph, Eugen, Die frühzeit des deutschen minnesangs. I. Die lieder des Kürenbergers. Strassburg, Trübner. 1896. IV, 88 s. 2,50 m. (QF. 79.)

Kahle, B., Altisländisches elementarbuch. Heidelberg, C. Winter. 1896. XII, 238 s. 4,80 m.

A. u. d. t.: Sammlung von elementarbüchern der altgermanischen dialekte ... herausg. von W. Streitberg. III.

Kelle, Johann, Geschichte der deutschen litteratur von der ältesten zeit bis zum dreizehnten jahrhundert. Zweiter band. Berlin, W. Hertz. 1896. 403 s. 8 m.

Kern, Reinold, Beiträge zur charakteristik des dichters Tiedge. Berlin, Speyer & Peters. 1896. IV, 81 s. 1, 80 m.

Kettner, Gustav, Über Lessings Minna von Barnhelm. Berlin, Weidmann. 1896. 40 s. (Gratulationsschrift der königl. landesschule Pforta zum 350jährigen jubiläum der königl. klosterschule Ilfeld.)

Kock, Axel, Om språkets förändring. Göteborg, Wettergren & Kerber. 1896. IV, 171 s. 1,75 kr. (Populärt vetenskapliga föreläsningar vid Göteborgs högskola. III.)

Lauterburg, Eduard, Heliand und Tatian. Berner dissert. 1896. VIII, 34 s.

Leuvensche bijdragen op het gebied van de germaansche philologie en in 't bijzonder van de nederlandsche dialectkunde onder redactie van **Ph. Colinet, C. Lecoutere, W. Bang** en **L. Goemans.** I. jaargang, 1. aflevering. Antwerpen 1896. (Leipzig, O. Harrassowitz.) VIII, 98 s. (Preis für den jahrg. 10 fr.)

Inhalt: Ph. Colinet, Het dialect van Aalst. — L. Scharpé, Uit een hs. der stadsboekerij te Brugge. — C. Lecoutere, Overzicht van tijdschriften. I. Nederlandsche philologie.

Meyer, Wilhelm, Über Lauterbachs und Aurifabers sammlungen der tischreden Luthers. Abhandlungen der Göttinger gesellschaft der wissenschaften nr. 2. Göttingen 1896.

Müller, Sophus, Nordische altertumskunde nach funden und denkmälern aus Dänemark und Schleswig. Übersetzt von O. L. Jiriczek. Strassburg, Trübner. 1896. Liefer. 1—4. 192 s.

Vollständig in ca. 15 lieferungen à 1 m.

Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häftet 4 ok 5. Sp. 433—752. afrådan — afvinna. Lund, Gleerup. 1896. à 1,50 kr.

Paludan, J., Danmarks literatur i middelalderen, med henblik til det øvrige nordens. Kjøbenh., Wilh. Prior. 1896. (IV), IV, 272 s. 4 kr.

——— Danmarks literatur mellem reformationen og Holberg, med henblik til den svenske. Kjøbenh., Wilh. Prior. 1896. VI, 357 s. 5,50 kr.

Partsch, J., Schlesien. Eine landeskunde. I. Breslau 1896. Enthält mundartproben.

Scheidemantel, Eduard, Zur entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso. Weimar 1896. 20 s. 4. (Progr. des Wilhelm Ernst-gymnasiums.)

Schneller, Christ., Beiträge zur ortsnamenkunde Tirols. 3. heft. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung. 1896. IV, 98 s. 2 m.

Schueren, G. van der, Teuthonista of Duytschlender. In eene nieuwe bewerking vanwege de Maatschappij der nederlandsche letterkunde uitg. door **J. Verdam.** Leiden, E. J. Brill. 1896. (II), XX, 512 s. 7 flor.

Vetter, Ferdinand, Der heilige Georg des Reinbot von Durne. Mit einer einleitung über die legende und das gedicht herausgegeben und erklärt. Halle, M. Niemeyer. CXCII, 298 s. 14 m.

Waltharilied, Das. Übersetzt und erläutert von prof. dr. **H. Althof.** Leipzig, G. J. Göschen. 1896. 152 s. 0,80 m.

Wattenbach, Wilhelm, Das schriftwesen im mittelalter. 3. vermehrte aufl. Leipzig, Hirzel. 1896. VIII, 670 s. 14 m.

NACHRICHTEN.

Die ausserordentlichen professoren dr. Max Koch in Breslau und dr. Franz Muncker in München sind zu ordentlichen professoren ernannt worden.

Der privatdocent dr. Eugen Wolff in Kiel erhielt den titel professor; die privatdocenten dr. S. Singer in Bern, dr. G. Holz und dr. G. Witkowski in Leipzig wurden zu ausserordentlichen professoren ernannt.

Der privatdocent dr. C. Drescher ist von Münster i. W. nach Bonn übergesiedelt.

Am 17. august 1896 feiert der klosterpropst in Schleswig Rochus freiherr von Liliencron sein 50jähriges doctorjubiläum.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DIE STELLUNG DES GERMANISCHEN IM KREISE DER VERWANDTEN SPRACHEN.

Die vorstellungen von der verwandtschaft der indogermanischen sprachen sind heute noch durchaus beherrscht von der sogenannten wellentheorie Joh. Schmidts. Dieser gelehrte suchte im jahre 1872 nachzuweisen, dass es nicht möglich sei, sich die verwandtschaft der grossen sprachgruppen unter dem bilde des stammbaumes vorzustellen, man müsse vielmehr dafür das bild sich schneidender kreise einsetzen. Jeder dialekt teile mit seinen nachbarn eine gewisse anzahl von dialektischen eigentümlichkeiten, die sich wie eine welle ausgebreitet hätten. Ich habe IF. IV, 36 fgg. gegen die richtigkeit der Schmidtschen theorie einwände erhoben, die ja längst vorher von Leskien ausgesprochen waren, und auf der andern seite hat v. Bradke „Über methode und ergebnisse der arischen altertumswissenschaft“ 126 fgg. darauf hingewiesen, dass für die erschliessung der urgeschichte durch den idg. wortschatz die wellentheorie nur mit modifikationen zu gebrauchen sei. Weiter ist die neuere forschung, gefördert durch v. Bradkes bemühungen, doch wider dahin gekommen, einen stammbaum der idg. sprachen oder zum mindesten eine scharfe dialektspaltung innerhalb des idg. anzunehmen, die spaltung in *satem*- und *centum*-stämme oder die in Ost- und Westindogermanen. Zu jener gruppe gehören indoiranisch, litauisch und slavisch, illyrisch, das im heutigen albanesischen fortlebt, und das armenische, das vielleicht mit dem ausgestorbenen thrako-phrygischen auf das nächste verwandt ist, während im westen griechisch, italisch, keltisch und germanisch zusammenzufassen sind. Diese beiden dialektgebiete sind unzweifelhaft durch die behandlung der gutturale scharf geschieden. Ebenso sicher scheint es mir zu sein, dass diese spaltung sehr tief geht und dass die neuerungen, d. h. der wandel der verschlusslaute *k, g, gh* in zischlaute, der verlust der labialisation (k^v, g^v, gh^v zu *k*, *g*, *gh*), und die neue palatalisierung der entlabialisierten laute, dem osten angehören. Ob diese drei verschiedenen lautvorgänge genügen, um wirklich zwei grosse selbständige gruppen anzunehmen, ist allerdings eine frage, die erst der

weiteren untersuchung bedarf und im einzelnen erledigt werden muss. Ich will das problem vorläufig nur an einem punkte weiterführen, soweit es nämlich das germanische betrifft.

Die beiden grossen idg. dialektgruppen berühren sich nur an zwei punkten seit alter zeit. Wir können ziemlich sicher behaupten, dass mindestens seit dem jahre 1000 vor Christus Illyrier und Griechen nachbarn waren, während wir von den Germanen nur wissen, dass sie seit beginn der historischen überlieferung, sagen wir rund seit beginn der christlichen zeitrechnung die Litauer und Slaven berührt haben. Über die Bastarner will ich aber damit nichts aussagen. Zieht man die grossen wanderungen der germanischen stämme in betracht, bedenkt man, dass die alte gotische wandersage von der herkunft der Goten aus Skandinavien richtig sein kann, so erscheint es nicht von vornherein sicher, dass die Germanen stets nachbarn der Litauer und Slaven gewesen sind. Kossinna, Ztschr. d. ver. f. volksk. 1896, 1 fgg. sieht als urheimat der Germanen nur Südschweden, Dänemark, Schleswig-Holstein, Meklenburg an, und es ist wol möglich, dass sie das land zwischen Oder und Weichsel erst später von Skandinavien aus besetzt haben. Die Oder mit ihren zahlreichen brüchen war sicherlich schon von natur eine bedeutende völkerscheide. Welche völker einst zwischen Oder und Weichsel gesessen haben, das wissen wir nicht.

Sind diese annahmen, deren möglichkeit man zugeben muss, richtig, so ist die vermutung näherer verwandtschaft der germanischen und litu-slavischen sprachgruppe nicht von selbst gegeben.

Seit K. Zeuss' und Jak. Grimms zeiten hat jedoch die hypothese, die soeben als unsicher bezeichnet wurde, nicht wider aus der wissenschaft verschwinden wollen. Genährt durch Schleicher und nicht gestürzt durch Joh. Schmidt hat diese ansicht bestanden und wird sowol von Kluge, Pauls Gdr. I, 320 wie von Kögel, Gesch. d. deutsch. litt. I, 3 vertreten. Zwar aus Kluges bemerkungen geht seine meinung nicht mit genügender deutlichkeit hervor, doch wird man ihm wol ein hinneigen zu der Schmidtschen wellentheorie zuschreiben dürfen. Desto bestimmter spricht sich Kögel aus: „Als die nächsten verwandten der Germanen erweist die sprachwissenschaft die lituslavischen stämme, mit denen sie in vorhistorischer zeit eine lange periode gemeinsamer kulturentwicklung durchlebt haben müssen, dessen gemeinschaftlicher besitz die germanisch-slavische völkergruppe auszeichnet.“ Kögels ansicht ist unzweifelhaft falsch, aber ich glaube, er wird nicht allein mit ihr stehen, obgleich die frage seit einem vierteljahrhundert nicht mehr nachgeprüft ist.

Freilich muss man sich wundern, dass diese annahme trotz Leskiens schrift „Die deklination im slavolit. und germ." Leipzig 1876 noch weiter hat bestehen können. Denn darin hat doch Leskien gezeigt, dass von all den vermeintlichen zusammenhängen auf dem gebiete der nominaldeklination nichts zu halten ist. Nur die übereinstimmung von got. dat. *wulfam* mit abulg. *vlŭkomŭ*, lit. *vilkáms* hatte bestand. Sie ist allerdings nicht zufällig, aber sicher nur die bewahrung alten erbgutes. Denn die existenz einer endung *-m* mit ihren verschiedenen ablautsstufen ist auch in anderen dialektgruppen völlig gesichert. Slav. *-mu* aus *-mos* und lit. *-m(a)s* erweisen sich IF. I, 255 als die ursprünglichsten formen. Geht das germanische *-m* auf *-mos* zurück, wie ich glaube, so hat sich darin nur eine alte form erhalten. Muss es aus *-mis*, der instrumentalendung, hergeleitet werden, so würde es weder zu lit. *krasztaîs* noch zu abulg. *vlŭky* stimmen. Die entscheidung ist schwierig. Zwar weist der ae. dat. plur. *đǽm* auf **toimis*, aber mir scheint die form nicht ganz einwandsfrei zu sein. Ae. *ǽ* ist der *i*-umlaut von germ. *ai*, aber dieses *ǽ* findet sich auch im dat. sg. und im g. d. fem. Ae. *đǽre*, *đǽre* gehen auf **toisi̯ās*, **toisi̯āi* zurück, während der dat. sing. *đǽm* abulg. *temĕ* und aind. *tasmin* (lok.) entspricht. Wenn die stammform des plurals *toi* in den singular eingedrungen ist, so hat umgekehrt auch *đǽm* wider in den plural hinübertreten können. Von einer verwendung dieser *m*-formen im sinne der früheren hypothese kann keinesfalls die rede sein.

Wenn wir auch heute eine anzahl von nominalformen anders erklären als es Leskien getan hat, so ist mir trotzdem kein einziger fall bekannt geworden, der auch nur den verdacht engerer zusammengehörigkeit erweckte. Die germ. slavische endung *-so* im genitiv sing. der pronomina lässt sich als altes erbgut verstehen, vgl. IF. II, 130 fgg. Die übereinstimmung von lit. dat. sg. *gerám* mit got. *blindamma* ist deshalb unsicher, weil sie sich nicht im slavischen findet. Geht man, wie man muss, auf das pronomen zurück, so sind lit. *tám*, got. *þamma*, abulg. *tomu* nur teilweise identisch. Die pronominale und die adjektivische flexion zeigen nur, dass auf beiden sprachgebieten gewisse ähnliche wirkungen aus gleichen ursachen entstanden sind.

Ich kann natürlich nicht noch einmal die ganze nominal- und verbalflexion vorführen. Es ist nicht nötig, da ich nichts vergleichbares gefunden habe, und ich muss daher abwarten, ob es einem anderen gelingt, irgend eine besondere übereinstimmung zu entdecken. Da die adverbien meistens erstarrte kasusreste sind, die lange in der sprache erhalten bleiben, so müssten sich in ihnen gerade spuren der

verwandtschaft nachweisen lassen. Das ist nicht der fall. Die slavische und germanische adverbialbildung ist so verschieden als nur möglich, während lateinisch und griechisch ähnliche formationen wie unsere sprachgruppe zeigen. Ebenso steht es mit dem verbum, bei dem ich nur die grössten verschiedenheiten sehe: im germanischen verlust des aorists, im slavischen untergang des perfekts, das ist schon an und für sich unterschied genug. Dazu kommt für mich noch der allgemeine eindruck von der verschiedenheit der sprachen, den ich nicht überwinden kann. Das betreten slavischen sprachgebietes von germanischem boden aus ist nur durch einen sprung möglich, man kommt in eine ganz andere welt. Im slavischen lautsystem fehlen die spiranten, die im germanischen, keltischen und italischen eine so grosse rolle spielen und das konsonantensystem so eigentümlich gestalten. Die vokalharmonie des germanischen, wie ich mit einem worte den einfluss eines vokales auf den der vorhergehenden silbe bezeichne, tritt im baltisch-slavischen ganz zurück, und es findet sich dafür die affizierung der konsonanten durch die folgenden vokale, die das germanische nur in sehr beschränktem masse kennt usw.

Gegen eine nähere verwandtschaft der beiden sprachgruppen spricht zunächst die verschiedene behandlung der gutturale, die uralt und überaus einschneidend ist. Die zischlaute kennt das altgermanische nicht, was ja widerum mit dem allgemeinen charakter des germanischen, die konsonanten nicht zu affizieren (die dehnung ist natürlich ganz etwas anderes) zusammenhängt.

Sehr merkwürdig ist die behandlung des *s* im lit., slav. und indoiran., vgl. Holger Pedersen IF. V, 33 fgg. Es wird zu *š* nach *i, u, r, k* usw. Nichts davon findet sich im germanischen, das das *s* tönend werden lässt. Das lit.-slavische zeigt einen hellen vokal als vertretung der idg. sogenannten *r̥, l̥, m̥, n̥,* das germanische einen dunkeln.

Man mag die frage hin- und herwenden, immer bleibt eine kluft zwischen den beiden sprachgruppen, die mir recht beträchtlich, ja so gross zu sein scheint, dass sie eine alte nachbarschaft der beiden volksstämme anzunehmen verbietet. Den weg, den die Goten von norden nach süden gewandert sind, können andere völker vor ihnen beschritten haben. Welche es waren, vermögen wir zur zeit nicht zu sagen. Der freigewordene raum wurde von den Slaven ausgefüllt.

Während die Germanen nach norden und auf das land zwischen Elbe und Oder weisen, müssen wir als älteste nachbarn der Slaven

iranische völkerschaften annehmen, denn sowol das zahlwort *sŭto* „hundert“ wie *bogŭ* „der gott“ müssen iranische lehnworte sein, jenes aus lautlichen, dieses aus kulturhistorischen gründen, denn nur in der iranischen kulturentwicklung hat das alte *bhogos* die bedeutung „gott“ annehmen können. Wahrscheinlich waren skythische völkerschaften die vermittler, und wir müssen daher die Slaven sehr weit nach südosten schieben, um eine derartige einwirkung zu ermöglichen. Zwischen germanisch und slavisch fehlen dagegen alte durch lehnworte dokumentierte kulturbeziehungen. Kein gemeingerm. lehnwort aus dem slavischen ist bekannt. Diejenigen ausdrücke, die den umgekehrten weg gegangen sind, lassen hohes alter vermissen und scheinen jünger zu sein als die finnischen lehnworte aus dem germanischen. Mir scheinen sie in der hauptsache von der gotischen wanderung herzurühren, wobei der umstand, dass sich auch nichtgotische elemente unter den lehnworten befinden, davon herrühren mag, dass auch Westgermanen sich den Goten angeschlossen haben.

Was sonst für die verwandtschaft angeführt wird, ist ganz und gar hinfällig. Der von Brugmann, Techmers ztschr. I, 234 zuerst erwähnte wandel von *sr* zu *str* findet sich im germanischen und slavischen, nicht aber im litauischen. Dies gehört aber mit dem slavischen so eng zusammen, dass dieses moment alle kraft verliert. Zudem treffen wir diesen lautwandel auch in dem dialekt, der den *Στρύμων* benannt hat, wahrscheinlich dem thrakischen. Denn *Strūmōn* für **srūmōn* zur wz. *sreu* „fliessen“ = lat. *Rūmōn*, einem alten namen des Tiber, und deutsch *strōm* ist doch eine recht annehmbare etymologie. Ebenso jetzt Kretschmer, Einleit. in die gesch. d. griech. spr. 109 f. anm. Auch in dem flussnamen *Istros* (Donaumündung und in Istrien) könnte *str* aus *sr* entstanden sein.

Die nahe berührung, welche die funktion des adjektivsuffixes *-isko* im germ. und lit.-slav. zeigt, beruht meines erachtens ziemlich zweifellos auf entlehnung und nicht auf urverwandtschaft, worauf Brugmann, Gdr. I, § 587 anm. 2 s. 443 fg., II, § 90 anm. s. 260 auch hingewiesen hat, ohne dass seine zweifel von Kluge erwähnt wurden. Über das zahlwort got. *þusundi*, abulg. *tysąšta*, lit. *túkstantis* habe ich IF. VI, 344 fgg. ausführlich gehandelt. Nach dem dort gegebenen wird man es nicht mehr als stütze anführen dürfen. Auffallend bleiben nur got. *ainlif, twalif* gegenüber lit. *vënólika, dvýlika*, aber da das slavische diese formation nicht kennt, bleibt die urverwandtschaft sehr unsicher. Überhaupt ist es mit diesen zahlen eigentümlich genug bestellt. Sie spotten jeder etymologischen deutung. Zudem trennt Brug-

mann Gdr. II, 487 got. *-libi-* etymologisch von lit. *-lika*. Das ist aber unwahrscheinlich. Im germ. können wir *twalif* aus *dwalik*ᵛ entstehen lassen, sodass an der formalen identität des lit. und germ. nicht gezweifelt zu werden braucht. Aber was bedeutete dieses *dwalik*ᵛ, von dem wir ausgehen müssen? Das rätsel, das hier vorliegt, ist noch nicht gelöst, aber ich glaube nicht, dass die etwaige lösung ein moment für die nähere verwandtschaft des litauischen mit dem germanischen abgeben wird.

Es bleibt also nur der wortschatz übrig, der an und für sich wenig genug beweist. Fänden sich zahlreiche übereinstimmungen, so könnten diese ebenso gut durch die annahme längerer nachbarschaft wie durch alte sprachgemeinschaft erklärt werden. Sicher genügt es auch nicht, die stimmen zu zählen, man muss sie auch wägen. Joh. Schmidt hat 59 germano-litu-slavische worte und wurzeln, 50 germanisch-slavische und 34 litauisch-germanische zusammengestellt, aber seine liste hat nur noch ein historisches interesse, denn von den 143 nummern seines verzeichnisses sind mindestens 100 auf den ersten blick als falsch zu erweisen. Teils sind die etymologieen überhaupt nicht mehr haltbar, teils sind die verglichenen worte auch in anderen sprachen mit der zeit aufgefunden.

Kluge, Gdr. I, 320 scheint das material schon durchgesiebt zu haben; aber trotzdem ist von seinen beispielen fast die hälfte zu streichen, nämlich 1. an. *berr*, abulg. *bosŭ*, lit. *bãsas*, wegen armen. *bok*, siehe Kluge, EWb. s. v. *baar*; 2. ahd. *glat*, asl. *gladŭkŭ*, lit. *glodùs* wegen lat. *glăber*, a. a. o. s. v. *glatt*; 3. ahd. *houwu*, abulg. *kovą*, wegen lat. *cūdo*; 4. got. *baírga*, abulg. *brěga* ist unsicher, siehe EWb. s. v. *bergen* (die gutturale bereiten schwierigkeiten); 5. ahd. *eiscōn*, abulg. *iskati*, lit. *jëszkóti* wegen aind. *ichāmi*, s. EWb. s. v. *heischen*; 6. got. *haims*, lit. *kẽmas*, wegen ai. *kšēmas*, gr. *κώμη*; 7. an. *elgr*, abulg. *losĭ* wegen ai. *ŕçya*, siehe Schade, Miklosisch; 8. ahd. *strâla*, abulg. *strěla*, weil nach Kluge, Gdr. I, 321 zahlreiche waffennamen entlehnt sind; 9. got. *qaírnus*, abulg. *žrŭny* (wegen ir. *bró* siehe Uhlenbeck, EWb. d. got. sprache); 10. got. *hails*, abulg. *cělŭ* wegen altir. *cél* „augurium“, cymr. *coil* „vorbedeutung“, siehe Kluge s. v. *heil*; 11. nordgerm. *alu(þ)* „bier“ (abulg. *olŭ*, lit. *alùs* kann auch lehnwort sein); 12. ae. *ryge*, an. *rugr*, (abulg. *rŭžĭ*, lit. *rugỹs*) wegen thrak. *βρίζα* aus **u̯rugia*; 13. got. *falla*, lit. *pŭlu* „falle“ wegen lat. *fallo*, gr. *σφάλλω*.

Auch von dem, was jetzt Kretschmer, Einl. in die gesch. der griech. sprache 109 anm. hinzufügt, ist manches zu streichen. 1. got. *dal*, abulg. *dolŭ* wegen gr. *θόλος*; 2. got. *hauhs*, lit. *kaukarà* „hügel“,

wegen des kelt. volksnamens *Kaukones*; 3. got. *stols*, abulg. *stolŭ* wegen gr. *στήλη*; 4. ahd. *durfan*, got. *þarbs*, abulg. *trěbŭ* „nötig“, *treborati*, weil der konsonant nicht stimmt; 5. zu got. *þreihan*, ahd. *dringan*, lit. *treñkti* „stossen“ führt Uhlenbeck s. v. air. *du-traic* „wünscht“, cymr. *trwch* „gebrochen, verstümmelt“ an, ebenso zu 6. *haúri* „kohle“, an. *hyrr* „feuer“, lit. *kùrti* „heizen“, abulg. *kuriti* „heizen“, ai. *kulayati* „versengt“; 7. zu got. *qrammiþa* „feuchtigkeit“, lit. *grimsti* „im wasser oder schlamme versinken“ kelt. *gronna, grunna* „sumpf“; 8. zu got. *skiuban* „schieben“, abulg. *skubą* „vello“ kann auch aind. *kšóbhatē* „schwankt, zittert“ gehören; 9. got. *baidjan* „zwingen“, aksl. *běditi* „zwingen“ dürfte doch das kausativum zu lat. *fīdo* sein; 10. zu *spinnan*, lit. *pínti* „flechten“, abulg. *pęti* gehört auch lat. *pannus* „lappen“, gr. *πῆνος, πηνίον* „einschlagfaden“; 11. zu got. *faírneis*, lit. *pérnai* „im vorigen jahre“ stellt sich vielleicht lat. *peren-die* „übermorgen“ aus *pereni-die*, vgl. aber auch Strachau IF. I, 500 fg.

Das alte material wird also durch Kretschmers gleichungen nicht besonders vermehrt, aber unzweifelhaft liesse es sich vermehren. Alles, was ich gefunden habe, sieht wie ganz zufällige übereinstimmungen aus. Kulturworte, bestimmte kategorieen fehlen ganz. Und wenn man 30—40 nummern zusammenbrächte, so wollte ich mich anheischig machen, ebensoviel griechisch-germanische dagegen aufzustellen. Und ausserdem muss man die principielle frage aufwerfen, wie viel gemeinsame gleichungen wir zwischen zwei beliebigen indogerm. sprachen erwarten dürfen. Die hoffnung, den idg. wortschatz auch nur annähernd erschliessen zu können, hege ich nicht. Jede einzelsprache ist in ihrem historischen bestande unendlich viel reicher als die kärglichen trümmer, die wir durch vergleichung für die ursprache gewinnen. Sicher sind viele worte ganz verloren gegangen, manche haben sich nur in einer, manche in zwei sprachen erhalten. Wir müssten also von den slavisch-germanischen gleichungen den procentsatz abziehen, den wir nach den gesetzen der wahrscheinlichkeitsrechnung erwarten dürften. Z. b. hat Schmidt 15 arisch-deutsche, 20 arisch-lateinische gefunden, und wenn auch von ihnen manche zu streichen sind, so kommen sicher auch wider neue dazu. Kretschmer hat a. a. o. 132 seine aufmerksamkeit auf italo-keltisch-arische worte gerichtet und 36, meines erachtens allerdings nicht immer einwandsfreie gleichungen angeführt. Er gründet darauf die annahme vorhistorischer berührung der beiden sprachstämme, worin ich ihm freilich nicht zu folgen vermag. Das italisch-litu-slavische sprachgut besteht bei ihm aus 19 fällen. An und für sich ist ja 36 fast das doppelte von 19, aber absolute zahlen

beweisen hier gar nichts, da wir nicht wissen, wie viel indogerm. worte eine jede sprache erhalten hat. Litu-slavisch und arisch sind doch wegen der grossen zeitdifferenz ihrer überlieferung nicht kommensurabel, denn in den jahren, um die unsre kenntnis der litu-slavischen jünger ist als die des indischen, kann sehr viel verloren gegangen sein. Wir müssten alles in procente umrechnen, und dazu fehlt uns jede handhabe.

Ich kann nun allerdings die zahl der litu-slavischen und germanischen gleichungen nicht angeben, da ich die mühevolle arbeit, die wortschätze beider sprachgruppen systematisch zu durchmustern, nicht noch einmal unternommen habe. Sicher aber zeigen sich keine auffälligen berührungen, übereinstimmungen in bestimmten kategorien fehlen völlig. Ich habe mich mit dem negativen resultat begnügt, weil ich eine andere liste, die auf bedeutung anspruch erheben darf, aufstellen kann, eine liste, die die östlichen beziehungen des germanischen bei weitem übertrifft.

Auf die mannigfachen berührungen zwischen germanisch und keltisch ist widerholt, aber doch noch nicht energisch genug hingewiesen. In dem gemeinsamen wortschatz finden wir, was wir oben vermissten, bestimmte kategorieen, deren inhalt zum guten teil entlehnt sein kann. Denn da die Kelten und Germanen mindestens seit dem 5.—6. jahrhundert vor Christus einander benachbart sind, so können viele worte entlehnt sein, selbst solche, die auf grund der lautverschiebung als altes erbgut angesehen werden. Ich will, da ich kein keltist bin, hier nicht auf die verwandtschaft des germanischen mit dem keltischen eingehen, sondern eine andere frage behandeln, die jene indirekt fördert. Nähere beziehungen des keltischen zum italischen sind nicht abzuweisen. Da die einwanderung der Italiker in das zweite jahrtausend vor Christus fällt, damals aber ihre sprache dem indogermanischen noch sehr nahe stand, so genügen meines erachtens die bisher aufgedeckten keltisch-italischen gemeinsamkeiten, um das italische nahezu als einen dem keltischen coordinierten dialekt zu bezeichnen. Untersucht man den wortschatz, so haben italisch, keltisch und germanisch viele worte gemeinsam. Viele sind nur italo-germanisch, sie könnten freilich auch im keltischen bestanden haben und verloren gegangen sein, aber es ist ebenso gut möglich, dass sie nie darin vorhanden waren, und dass wir sondergut des italisch-germanischen vor uns haben.

Was Kluge, Gdr. I, 304 an solchen gleichungen bietet, erschöpft das material bei weitem nicht, ebenso sind die älteren zusammenstellungen weder vollständig noch einwandsfrei genug, um ein richtiges

bild des verhältnisses zu geben. Ich lege daher mein gesammeltes material vor. Man wird sehen, dass sich doch etwas ganz anderes ergibt, als z. b. Kretschmer a. a. o. s. 145 anm. anzunehmen scheint. Er weist auf 3 gemeinsame jahreszeiten-ausdrücke und die schon von Lottner, KZ. VII, 167 hervergehobene übereinstimmung in einzelnen rechtsausdrücken hin. Es ist mehr, unendlich viel mehr. Im folgenden lege ich die worte vor, die bisher nur aus dem germanischen und italischen belegt sind. Richtiger wäre es vielleicht gewesen, alle italo-germanischen ausdrücke zusammenzustellen, weil man dann erst den richtigen eindruck hätte. Aber doch kann man dies leicht selbst nachholen, wenn man irgend einen buchstaben des lateinischen wörterbuches durchsieht. Des öfteren sind die worte auch im keltischen vorhanden, was ich aber nicht principiell berücksichtigt habe, da ich nicht darauf aus bin, eine italo-germanische spracheinheit nachzuweisen. Was ich zu zeigen beabsichtige, ist nur das eine, dass, wenn man nach verwandten des germanischen sucht, man sich viel eher an das italische als an das litu-slavische wenden müsste. Wenn die beziehungen zu einer frühzeitig und räumlich getrennten sprache viel stärker sind als zu den nachbarn im osten, so wird man wol einsehen, dass die bisherigen anschauungen nicht zu halten sind.

Ich glaube auch nicht, dass die worte, die ich hier anführe, sondergut der beiden oder der drei sprachen sind. Die meisten werden uralt und nur hier erhalten sein. Aber lässt nicht der umstand, dass sie erhalten sind, gewisse prähistorische beziehungen ahnen? Wären uns die balkansprachen, thrakisch, illyrisch, aus alter zeit überliefert, so würde sicher manches wort in ihnen auftauchen. Meine sammlungen machen nicht auf vollständigkeit anspruch. Einerseits ist sie überhaupt schwerlich zu erreichen, und andrerseits genügen unsre etymologischen wörterbücher leider nicht den anforderungen, die eine solche aufgabe stellt. Namentlich lässt Kluge viele sichere etymologieen vermissen. Das grundlegende werk der deutschen etymologie, das altdeutsche wörterbuch von Schade, ist leider schon anderthalb jahrzehnte alt. Zu grossem danke bin ich Uhlenbeck verpflichtet, der sich als recht vollständig und zuverlässig erwies.

Ich ordne nach grossen kategorieen, die natürlich nur einen fingerzeig geben sollen.

A. Zeit und recht.

1. Got. *þeihs* n. „zeit, gelegenheit“, ae. *þing,* as. *thing,* ahd. *ding* „zur bestimmten zeit stattfindende volksversammlung“; lat. *tempus*

(Froehde, BB. VIII, 165 fgg.). Diese gleichung wird zwar von Uhlenbeck, Kurzgef. et. wb. d. got. spr. s. v. und von Kretschmer, Einl. s. 145 bestritten. Aber mit labialen an stelle von labialisierten gutturalen müssen wir nun einmal im lat. rechnen, mögen sie auch nur durch entlehnung aus dem umbr.-osk. hineingekommen sein. Die gleichung ist unter dieser voraussetzung tadellos.

2. Got. *aþn,* lat. *annus* aus **atsnos.*

3. Anord. *vár,* lat. *vēr* mit der dehnstufe gegenüber gr. ἔαρ; hier, wie später öfter, gemeinsame auswahl aus doppelformen.

4. Ags. *lagu,* anord. *lǫg,* lat. *lēx.* Der ablaut *ē-o* ist häufig vorhanden. Das paar *lēx* aus **légos:* germ. **logá* gehört zusammen.

5. Ahd. *munt* f. „schutz, hand", lat. *manus* „hand, rechtsgewalt", vgl. Lottner, KZ. VII, 167.

6. Ahd. *suona,* lat. *sānus.*

7. Ahd. *inziht* „beschuldigung", lat. *index* „der anzeiger, verräter".

8. Ahd. *wār,* lat. *vērus,* air. *fír.* Abulg. *věra* „glaube" ist vielleicht entlehnt.

9. Got. *þiuþ* „das gute", lat. *tūtus* „sicher", Johansson, Btr. XV, 238; dazu vielleicht air. *túath* „links, nördlich", Strachau IF. II, 370.

10. Got. *gamains,* lat. *commūnis.*

11. Got. *weihs,* got. *weihan,* lat. *victima,* Osthoff IF. VI, 39, Kretschmer, Einl. 145.

B. Eigenschaften.

12. Got. *laggs,* lat. *longus.* Die ableitung aus **dlonghos* ist zwar möglich, aber nicht bewiesen.

13. Ahd. *lindi,* lat. *lentus* „zähe, langsam".

14. Ahd. *foh,* lat. *paucus* mit gleichem suffix gegenüber gr. παῦρος.

15. Got. *haihs,* lat. *caecus,* air. *cáech.*

16. Ahd. *gelo,* lat. *helvus,* mit gleichem suffix.

17. Ahd. *blāo,* lat. *flāvus* mit veränderter bedeutung.

18. Ahd. *hasan* „politus, venustus", ags. *hasu* „glänzend, grau", lat. *cānus* aus **casnus* „weiss, weissgrau", osk. *casnar* „greis".

19. Ahd. *swarz,* lat. *sordes* „schmutz", vgl. den *es*-stamm in got. *swartizl.*

20. Got. *brūks,* ahd. *prūchi,* lat. *frūges.*

21. Ahd. *wuosti,* lat. *vastus.*

22. Ahd. *wachal,* lat. *vigil.*

23. Got. *naqaþs*, an. *nokkveðr*, ae. *nacod*, lat. *nūdus* aus **nog-gᵘedhos*, air. *nocht*, mit eigentümlichem suffix *-dh* gegenüber lit. *nű'gas*, abulg. *nagŭ*, ai. *nagnás*, gr. *γυμνός*.

24. Ahd. *mager*, lat. *macer* mit der bedeutung „mager“ gegenüber gr. *μακρός* „lang“.

C. Verba.

25. Got. *þahan*, ahd. *dagēn*, lat. *tacēre*.

26. Got. *anasilan*, lat. *silēre*.

27. Got. *liuþōn* „singen“, lat. *laudāre, laus, laudis*, altir. *luad* „gespräch“ mit wechsel von *t* und *d* (oder *dh*) im endkonsonanten.

28. Got. *qiþan*, lat. *vetāre*, air. *bēl* „mund, lippe“ Wiedemann IF. I, 513. Oder zu *ar-biter?*

29. Mhd. *swaz*, lat. *suadēre*.

30. Ahd. *hlamōn* „rauschen, brausen“, lat. *clamāre*.

31. Got. *þangkjan*, lat. *tongēre*,

32. As. *ansefjan*, lat. *sapere*.

33. Got. *sōkjan*, lat. *sāgīre* „spüren, wittern, wahrnehmen“, air. *saigim*.

34. Ahd. *costōn*, lat. *gustāre* bemerkenswert wegen der gleichen bildung, ebenso got. *kustus*, lat. *gustus*.

35. Ahd. *sinnan* aus **sintnan* „reisen, gehen, streben“, lat. *sentīre*.

36. Got. *aistan* „scheuen, ehren“, lat. *aestumāre* aus **aizditu-māre*, Bartholomae BB. 12, 91 fg.; über ai. *īḍé* „grüsse, verehre“, vgl. Brugmann, IF. I, 171.

37. Ahd. *zeigōn*, lat. *indicāre* „anzeigen“, besonders auch ein verbrechen, vgl. oben 7.

38. Ahd. *helan*, lat. *cēlāre*, air. *celim*.

39. Got. *aírzjan*, *aírzeis*, lat. *errāre;* aind. *irasyáti* „zürnt, ist übelgesinnt“ hat eine andere bedeutung.

40. Got. *usgaisjan* „erschrecken, von sinnen bringen“, *usgeisnan* „erschreckt werden“, lat. *haerēre* „hangen“, dann aber auch „stecken bleiben, stutzen, in verlegenheit sein, keinen rat wissen“, vgl. auch *haesitāre*. Von seiten der bedeutung scheint mir kein wesentliches hindernis dieser gleichung im wege zu stehen.

---

41. Got. *tiuhan*, lat. *duco*, mit den kompositen *attiuha, adduco, aftiuha, abdūco; heri-zogo*, lat. *dux*, ahd. *giziugōn*, lat. *educāre*.

42. As. *skuddian*, lat. *quatio*.

43. An. *berja*, lat. *ferīre*.

44. Got. *brikan* (*brekum*), lat. *frango, frēgi;* Uhlenbeck verweist allerdings noch auf aind. *giri-bhráj* „aus bergen hervorbrechend". Das beweist aber nur, dass wir es hier, wie bei vielen der angeführten worte mit altem erbgut zu tun haben.

45. Got. *blē-san*, ahd. *blājan*, ags. *blāwan*, lat. *flā-re* und *flēre*.

46. Got. *gamaúrgjan* „abkürzen", lat. *marcēre* „welk sein".

47. Got. *wakan*, as. *wakōn*, ahd. *wahhēn*, *wahhōn*, lat. *vegēre* (vgl. oben 22 ahd. *wachal*, lat. *vigil*).

48. Got. *hneiwan*, ahd. *hnīgan*, lat. *conivēre, conixi* „schliesse die augen".

49. Got. *alan, aljan,* anord. *ala, ól,* lat. *alo, adoleo,* altir. *notail;* im griech. vielleicht *ἄναλτος,* got. *alþs, alþeis,* lat. *altus.*

50. Ahd. *watan, wuot,* lat. *vādo, vāsi.*

51. Got. *giutan, gaut,* lat. *fundo, fūdi* mit *d*-erweiterung gegenüber gr. *χέω* usw., alb. aber *dülε* aus **ghud-lo.*

52. Got. *stiurjan* „feststellen, bestimmt behaupten", lat. *restaurāre.*

53. Got. *hafjan, hof,* lat. *capio, cēpi,* got. *-hafts,* lat. *captus,* gall. *-captos,* air. *cacht* f. „dienerin".

54. Ahd. *borōn,* lat. *forare.*

D. Tier- und pflanzenreich.

55. Got. *gaits,* lat. *haedus;* got. *gaitein*, lat. *haedīnus.*

56. Ahd. *nātara,* got. *nadrs,* lat. *natrix* „wasserschlange", air. *nathair.*

57. Got. *waúrms,* lat. *vermis*; die verwandtschaft von gr. *ῥόμος·* *σκώληξ ἐν ξύλοις* scheint mir sehr zweifelhaft zu sein, ebenso was Zubatý IF. VI, 155 anführt.

58. Ahd. *speht,* lat. *pīcus.*

59. Ahd. *stara* f., ags. *stær, stearn,* lat. *sturnus.*

60. Ahd. *amsala,* lat. *merula,* grf. **amesola,* vgl. lat. *umbilīcus,* ahd. *nabalo.*

61. Mhd. *spatz,* lat. *passer.*

62. Ahd. *hasala,* lat. *corylus,* air. *coll.*

63. Ahd. *hnut,* lat. *nux.*

64. Ahd. *ahorn,* lat. *acer,* gr. *ἄκαστος* liegt ferner, und ich kann es überhaupt nicht nachweisen.

65. An. *álmr,* lat. *ulmus,* air. *lem.*

66. Got. *atisk,* lat. *ador.*

67. Got. *ahs* „ähre“, lat. *acus* „getreidestachel, hülse des getreides, spreu“.

68. Got. *blōma*, ahd. *bluot*, lat. *flōs*, air. *bláth*.

69. Got. *gras*, mhd. *gruose*, lat. *grāmen*.

70. Ahd. *furh*, lat. *porca*, kelt. **prkā* (Thurneysen Keltoroman. 74), vgl. aber auch armen. *herk*.

71. Ahd. *lōh*, lat. *lūcus*; lit. *laũkas* heisst das feld, ai. *lōká* „raum, weite“.

72. Got. *haiþi* „feld“, lat. *-cētum* in *būcētum* „kuhtrift“, gall. *-cētum*, cymr. *coit* „wald“.

73. Got. *hlaiw*, lat. *clīvus*.

E. Körperbezeichnungen usw.

74. Got. *wair*, lat. *vir*, air. *fer* mit *ĭ* gegenüber lit. *výras*, ai. *vīrás*.

75. Got. *munþs*, lat. *mentum* „kinn“.

76. Got. *tuggō*, lat. *lingua* aus **dingua*. Die worte der übrigen sprachen klingen zwar ähnlich, sind aber nicht genau identisch, vgl. Johansson IF. II, 1 fgg.

77. Ahd. *ahsala*, lat. *axilla*, *āla* aus **aksla* „achselhöhle“, cymr. *echel*, bret. *ahel*.

78. Got. *hals*, lat. *collum*.

79. Ags. *lippa*, as. *lëpur*, lat. *labium*.

80. Got. *frasts*, lat. *prōlēs* aus **prozdēs*. Ich sehe keinen grund, die beiden sich genau deckenden worte zu trennen.

81. Got. *heiwa-frauja*, lat. *cīvis*, air. *cía* „mann, gatte“. Gegenüber ai. *çḗvas* „lieb, wert“, *çirás* „günstig, heilsam“ berechtigt die besondere bedeutung, und gegenüber lit. *szeimýna* „hausgesinde“ usw., berechtigt uns das suffix, dieses paar hier anzuführen.

F. Sonstige worte.

82. Got. *arƕazna*, ags. *earh*, lat. *arcus*.

83. Got. *gazds*, lat. *hasta*.

84. Ahd. *sahs*, lat. *saxum*.

85. As. *eggia* f., lat. *acies*.

86. Got. *striks*, lat. *striga*.

87. Ahd. *māz*, lat. *modus*; nhd. *metze*, lat. *modius*.

88. Got. *junda*, lat. *juventa*. Gleiche bildung.

89. Ahd. *folk*, lat. *volgus* aus **kvolgos*, wie *vapor*: lit. *kvãpas*. Lit. *pulkas*, abulg. *plŭkŭ* sind entlehnt.

90. Got. *gajuka,* lat. *conjux.*

91. Got. *hleiþra* „zelt, hütte“, air. *cliath* „hürde“, umbr. *kletra* „packsattel“ Froehde, BB. XVII, 303.

92. Got. *awi-(liuþ),* gall. *avi-cantus,* lat. *avē-re.*

93. Ahd. *leimo, lim,* lat. *līmus.*

94. Got. *hlaifs,* lat. *lībus, lībum* „kuchen“. Slav. *chlěbŭ* ist lehnwort.

95. Ahd. *rītara* „reiter, grobes sieb“, agr. *hrīdder,* lat. *crībrum,* air. *críathar,* vgl. Kretschmer, Einl. 118 fgg.

96. Got. *stiwiti* „erdulden, geduld“, lat. *studium* (Johansson, Btr. XV, 237).

97. Ahd. *zeiz* „anmutig, angenehm“, ags. *tāt* „zart, milde“, an. *teitr* „heiter, fröhlich“, *teiti* f. „heiterkeit“, lat. *lūdus, loidos,* aus **doidos* „spiel, zeitvertreib, spass, scherz, neckerei, lust“.

98. Ahd. *ano* „grossvater“, *anna* aus *anụa* (vgl. *hevanna*) „altes weib“, lat. *anus.*

99. Ags. *wōþ-bora,* lat. *vātes,* altir. *fáith.*

100. Got. *rign,* lat. *rigāre.*

101. Got. *rikan* „anhäufen“, lat. *rogus.*

102. Got. *raþjō,* lat. *ratio.*

103. Ahd. *fël,* ags. *fell,* lat. *pellis;* got. *filleins,* lat. *pellīnus.*

104. Ahd. *nestilo,* lat. *nōdus.*

105. Ahd. *dach,* lat. *toga.*

106. Ahd. *sliozan,* lat. *claudo.*

107. Got. *an,* lat. *an* „fragepartikel“.

108. Got. *nih,* lat. *neque;* as. *nēn,* nhd. *nein,* lat. *noenum.*

109. Pronominalst. *khi,* got. *hi-* in *himma daga,* ahd. *hiu-tagu,* lat. *hō-die*; got. *hē-r* aus *hēi-r,* lat. *hī-c* aus *hēi-c* (oder zu *ci-tra*).

110. Got. *simlē,* lat. *semel* mit *l*-ableitung.

111. Ahd. *gës-taron,* lat. *hesternus* (gr. χθές, χθεζός).

112. Got. *ga-,* lat. *cum.*

113. Germ. **alva,* lat. *aqua,* kelt. *apa,* vgl. aber auch Johansson IF. II, 20, der ai. *ká-* wasser dazustellt.

114. Ae. *lagu,* lat. *lacus,* air. *loch.*

115. Ahd. *wat,* lat. *vadum* „seichtes wasser, furt“.

116. Ahd. *mast*, lat. *mālus* aus **mazdos.*

117. Got. *fisks,* lat. *piscis,* air. *iasc* gegenüber gr. ἰχθύς, lit. *žuvìs,* armen. *dzukn.* Dazu lat. *piscāri,* got. *fiskōn.*

Die 5 letzten ausdrücke beziehen sich auf das „wasserreich“, wobei besonders *mast* und *fisks* auffallen.

Ich bin überzeugt, dass hiermit das material noch nicht erschöpft ist, aber ich habe auf weiteres suchen verzichtet, da es auf die zahl der belege schliesslich nicht ankommt. Beachtenswert ist vielmehr die oftmalige absolute identität der worte. Auf wort-, nicht auf wurzelvergleichung muss man ja überhaupt ausgehen, und deshalb sind auch die worte angeführt, deren wurzel zwar auch in anderen sprachen, aber mit anderen suffixen versehen vorkommt. Von der fülle eigentümlicher beziehungen, die sich hier offenbaren, wird wol mancher überrascht sein. Oft möchte man direkt an entlehnung glauben, wenn das nicht die lautgesetze absolut ausschlössen. Sicher wird man sagen dürfen, gegenüber dem lateinischen kann das litauisch-slavische auch mit seinem wortschatz für eine nähere verwandtschaft gar nicht in betracht kommen. Es bleibt also gar nichts für die nähere verwandtschaft zwischen germanisch und litauisch-slavisch übrig. Nicht einmal die wellentheorie ist auf sie anwendbar.

Aber zwischen germanisch und italisch zeigen sich noch andere gemeinsamkeiten.

Das suffix *-tūt* erscheint nur im italo-kelto-germanischen, dürfte aber alt sein.

-u̯o als farbensuffix ist produktiv im germ. und ital.

Die distributivzahlen werden im germ. und lat. mit *-no* gebildet, das an die zahladverbien angehängt wird, vgl. Kretschmer, Einl. 144 fg.; lat. *bīni, terni, trīni, quaterni* zu altisl. *tuenner* aus **twizna* (mhd. *zwirn*), *þrenner, ferner* „je vier“.

Das germanische teilt mit dem lat. das suffix *-nē* zur bezeichnung der richtung „woher“, wie Joh. Schmidt gesehen hat. Got. *uta* „aussen“, *ūta-na* „von aussen“, *inna* „innen“, *innana* „von innen“, *afta -aftana*; lat. *super, superne, inferne.*

Ebenso ist der ablativ des komparativsuffixes *-tero* nur im lat. und germ. produktiv geworden: got. *ƕaþrō, þaþrō, jainþrō*, lat. *extrā, intrā.*

Für ganz wesenlos kann ich auch die ähnlichkeiten in der lat. und germ. perfektbildung nicht halten. Beide sprachen kennen reduplicierte und nicht reduplicierte bildungen in merkwürdiger übereinstimmung.

1. Langvokalischer typus.

Lat. *sēdimus*, got. *sētum*: da lat. *sēdimus* aus **sezdimus* entstanden sein kann, nicht ganz sicher, aber wahrscheinlich wegen des folgenden. *ēdimus : ētum; vēnimus : qēmum; frēgimus :* ahd. *brāhhum; emo, ēmimus :* got. *nima, nēmum;* lat. *scabō, scābi;* got. *skaban, skōf.*

Lat. *lēgimus* musste got. **lēkum* heissen. Ahd. *jāhun* „sagten" könnte mit lat. *jēcimus* identisch sein[1]. Der *ē*-typus ist im lat. dann verallgemeinert in *capio, cēpi* : got. *hafjan, ushōf; ago, ēgi* : an. *aka, ók*.

2. Typus ohne reduplikation.

Beide sprachen kennen die bildungsweise ohne reduplikation, die ja in einzelnen fällen indogermanisch ist, im griech. und ind. aber verhältnismässig selten auftritt.

Lat. *līquit*, got. *laiƕ* gegenüber ai. *riréca*, gr. *λέλοιπε*; lat. *fūdit*, got. *gaut*; lat. *fīdimus*, got. *bitum*; lat. *vertimus* für **vortimus*, got. *waurþum;* lat. *fūgit*, got. *baug;* lat. *vīcit*, got. *waih;* lat. *co-nīvi*, got. *hnaiw;* lat. *rūpit* würde got. **rauf*, lat. *fōdit*, got. **bōþ* lauten müssen.

3. Typus mit reduplikation.

Lat. *tundo, tutudi*, got. *stautan, staístaut;* lat. *scicidi*, got. *skaiskaiþ;* lat. *pango, pepigi*, got. *fahan, faifāh;* lat. *fallo, fefelli*, ahd. *vallan, viel;* lat. *caedo, cecidi* müsste got. *haitan*, *haihait* lauten, was ja wirklich vorkommt. Ob sich die bedeutung des germ., noch nicht etymologisierten verbums etwa aus der von „hauen, einhauen, mit einer marke versehen" ableiten und so mit lat. *caedo* vereinigen lässt, will ich dahingestellt sein lassen. Auch lat. *tango, tetigi* stimmt im princip mit got. *tēkan, taitōk* überein, von dem es der anlautende konsonant scheidet.

Ich kann dieser übereinstimmung gegenüber in der setzung und nichtsetzung keinen zufall erblicken. Es hindert mich dieser punkt zunächst, Brugmanns erklärung der westgerm. und nord. „reduplicierenden" verben anzunehmen, IF. VI, 89 fgg. Sie muss daran scheitern, dass sie zwei ganz verschiedene typen innerhalb des germanischen voraussetzt. Als besondere merkwürdigkeit kommt noch hinzu, dass germ. und lateinisch das participium perfekti auf *-ves* nur noch in ganz kärglichen resten kennen, während das lit.-slavische zwar das perfektum aufgegeben, das participium aber bewahrt hat.

1) Die bedeutungsvermittlung lässt sich aus dem lat. klarlegen. *jacere* bedeutet nach Georges auch „in das gespräch hinwerfen, fallen lassen, vorbringen, sich verlauten lassen", z. b. *assiduas querelas jacere; quod jacis obscure; inter alias res jacit oportere decreta omnia rescindi* (Sall.); *finem adesse imperio inter se aut inter amicos jaciunt* (Tac.). Der ablaut erklärt sich wie bei *frango, frēgi, fractum : brikan, brak, brēkum = jacio, jēci, jactum : jehan, jah, jāhun.* Vgl. aber auch Sütterlin IF. IV, 100 fg., der mich freilich nicht befriedigt.

Auch die von Bernecker und Giles entdeckte übereinstimmung in der präsensflexion der *i̯o*-verben ist höchst bemerkenswert, vor allem, da es sich hier um eine gemeinsame neubildung handelt. Lat. *capio, capis, capit* und ahd. *heffu, heris, herit,* lat. *sāgio, sāgīs, sāgīt* und got. *sōkja, sokeis, sokeiþ* stimmen vortrefflich überein. Bei den *i̯o*-verben ohne zweiten stamm auf *-ē* kennt auch das slavische nur die flexion *-i̯o, -iesi,* vgl. Verf. Idg. accent 194 fgg.

Mir liegt es fern, aus diesen tatsachen etwa eine nähere verwandtschaft des italischen mit dem germanischen ableiten zu wollen, obgleich eine nachbarschaft der beiden volksstämme auch aus allgemeinen gründen keine kühne annahme wäre. Ich wollte nur zeigen, dass von der verwandtschaft des litu-slavischen mit dem germanischen nichts zu halten ist. Denn wir müssten doch mindestens ebensoviel beziehungen wie zum italischen antreffen, und finden tatsächlich keine. Zwischen germanisch und litu-slavisch gähnt also eine kluft, die wellentheorie ist hier nicht anwendbar.

Damit ist allerdings die wellentheorie noch nicht endgiltig widerlegt, aber jedesfalls wird sie niemals erweisbar sein, denn ob etwa eine dritte sprachgruppe, illyrisch, armenisch, phrygisch-thrakisch, von den *satem*-stämmen dem germanischen benachbart gewesen ist, wird sich bei unsrer mangelhaften kenntnis dieser sprachen und der starken veränderung, der sie ausgesetzt gewesen sind, wol kaum jemals ausmachen lassen. Was das verhältnis des germanischen zum italischen betrifft, so liesse sich dies allerdings mit hilfe der wellentheorie erklären. Würden wir als urheimat des italischen etwa Böhmen annehmen, so wäre es leicht verständlich, wie es beziehungen zum keltischen im westen, zum germanischen im norden und zum griechischen im südosten haben konnte. Aber das lässt sich mit hilfe der sprachvergleichung vorläufig nicht sicher feststellen. Das eine glaube ich aber behaupten zu dürfen, dass die, welche eine verwandtschaft des germanischen mit dem litu-slavischen, wenn auch nur im sinne der wellentheorie, fernerhin vertreten wollten, andere gründe als die bisherigen vorbringen müssen.

LEIPZIG-GOHLIS. H. HIRT.

BEITRÄGE ZUR QUELLENKRITIK DER GOTISHEN BIBELÜBERSETZUNG.

Vorbemerkung.

Was für ansichten über die quellen der gotischen bibelübersetzung im 17. und 18. jahrhundert verbreitet waren, ist von Gabelentz und Loebe I, XVI fgg. zusammengestellt worden. Wenn auch mancher der ausgezeichneten männer eingehendere würdigung verdiente, so würde es uns hier doch zu weit führen und ich kann für Bengel u. a. auf die schrift von E. Nestle, Bengel als gelehrter (Tübingen 1893) verweisen (besonders s. 75). Im 19. jahrhundert trat zuerst J. L. Hug mit einer bestimmten formulierung des quellenverhältnisses hervor. Semler hatte im jahre 1765 den begriff der *recensio* in die bibelkritik eingeführt und 1767 drei *recensiones* aufgestellt: a) *Alexandrinam,* b) *Orientalem* (quae Antiochiae et Constantinopoli adhibita est), c) *Occidentalem.* Sein schüler Griesbach in Jena hatte sich dem im wesentlichen angeschlossen. Auch er unterschied (1777) eine *recensio Alexandrina*, eine *Occidentalis* und drittens eine *Constantinopolitana* (ex aliis compilata), vertreten durch die codd. AEFGHS. Er fand in Hug einen gesinnungsgenossen, der eine *κοινη εκδοσις* (cod. D. Itala), eine *recensio Aegyptiaca Hesychii* (codd. BC), eine *recensio Asiatica* (*sive Antiochensis et Constantinopolitana*) *Luciani* (codd. EFGHSV; versiones got. slav.) und eine *recensio Origeniana* (codd. AKM) unterschieden wissen wollte. Vgl. J. L. Hug, Einleitung in die schriften des Neuen testaments. Erster teil. 3. verb. und verm. aufl. Stuttg. und Tüb. 1826 s. 492—519. Die got. übersetzung, so führt er hier aus, floss aus dem griechischen texte; die orthographie ist von den Griechen erborgt; der übersetzer hat auch wörter verwechselt, deren verwechslung nur geschehen konnte, wenn er einen griech. text vor sich hatte. Es muss also ein griech. buch gewesen sein, nach welchem der Gote gearbeitet hat und zwar ein exemplar der konstantinopolitanischen recension. Es war aber seiner übersetzung nicht beschieden, in die länge ohne zusätze zu verbleiben; die lateinischen übersetzungen von Hieronymus, mit welchen die Goten in Italien bekannt wurden, gaben verschiedene materialien an die hand, das ehrwürdige buch mit manchen zugaben, wie man dachte, auszuschmücken. Dieses konnte um so weniger ausbleiben, da man ihm zuweilen eine dieser lateinischen versionen an die seite schrieb, wovon die bruchstücke des briefes an die Römer ein anschaulicher beweis sind. Man versuchte es nun manch-

mal, sie übereinstimmend zu machen, wo sie es nicht waren oder die vergleichung gab doch gelegenheit zu randanmerkungen, welche sich nachher in den text eingedrungen haben. Auf diese weise kamen so heterogene bestandteile in eine übersetzung, welche die constantinopolitanische recension mit einer ungemeinen genauigkeit darzustellen und wort zu wort widerzugeben geschäftig ist. Damit man nun ihre aussagen rein und lauter erhalte, wird man nur nötig haben, dasjenige wol abzusondern und zu scheiden, was aus dem lateinischen hinzugekommen ist. Dieses ist meistenteils so kennbar und ist durch die vergleichung so leicht zu erheben, dass man selten gefährdet werden kann. Die briefe sind nicht ganz dazu geeignet, anschaulich zu machen, welche recension die übersetzung ausdrücke; der brief an die Hebräer mangelt nicht etwa zufällig, da ihn die freunde des arianischen lehrbegriffs durchaus nicht anerkannten.

Obwol die ausführlichen darlegungen Hugs schon 1808 veröffentlicht worden waren, haben sie nicht die wünschenswerte berücksichtigung, bestätigung oder widerlegung von seiten der nächstbeteiligten gelehrten gefunden. Graf Castiglione und Gabelentz-Loebe sind über unbestimmte andeutungen nicht hinausgekommen, vgl. Vlphilae partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Maio repertarum Specimen coniunctis curis eiusdem Maii et C. O. Castillionaei editum (Mediol. 1819). Hier wird betont: Gothica evangelia et fragmenta ante hanc diem edita nihil arianum sapiunt. Uphilanorum bibliorum orthodoxia constat. Castiglione hat zwar zuerst auf die übereinstimmung des got. alten testaments mit dem text der editio Complutensis hingewiesen, aber nicht diesen, sondern den der Septuaginta neben dem gotischen zum abdruck gebracht. Es war für ihn entschieden: Ulphilam e graeco non e latino exemplari interpretatum esse. Quod si apud eum romana aliquoties vocabula aut quaevis Latii vestigia deprehenduntur, primum ea prae graecis paucissima sunt, tum a Gothis latinos quoque codices studiose fuisse inspectos .. cognoscimus. Tanta vero religione usus est Ulphilas, quae nunquam eum sineret, sacri autographi oblivisci. Graecum ergo exemplar totidem saepe verbis interpretatus est, obscurum obscure vertit, ambiguum in ambiguitate reliquit, syntaxim ipsam collocationemque verborum servavit; it ut in Ulphilano libro graecum habeas textum gothicis quidem vocabulis convestitum, borealibus tamen idiotismis plane carentem.

H. C. von der Gabelentz und J. Loebe gaben in ihrem Ulfilas I (Lips. 1843) s. XVI fgg. der ansicht ausdruck, dass erst während der herrschaft der Ostgoten in Italien lateinisches in die got. bibel eingedrungen sei.

Quo factum est, ut non solum lectiones librorum latinorum in versione ea, quae e graecis codicibus facta erat, deprehendatur, sed etiam eae literarum sacrarum partes, quae binis exemplis gothicis conservatae sint, duarum recensionum vestigia ostendant, alteram antiquiorem ad textus Graeci similitudinem magis accomodatam, alteram recentiorem multis locis emendatam, mutatam, interpolatam. Sic in iis fragmentis quae cod. Arg. solus continet cognovisse nobis videmur, alia ad recentiorem, alia ad veteriorem recensionem pertinere; et ad illud quidem genus maxime insignem evangelii Lucae a reliquorum evangeliorum ratione diversitatem referimus, cuius et frequentior cum libris latinis consensus ... manus emendatrices satis perspicue indicant. Marci etiam evangelii duarum recensionum vestigia deprehenduntur ... idem de Matthaeo et Johanne statuendum esse alii libri gothici probant; epistolarum etiam duas exstitisse recensiones discrepantia codicum indicat. Betreffs der alttestamentlichen fragmente dagegen meinten sie: ea translatio aetati videtur tribuenda, postquam Gothi in Italia sedes ceperunt. Nam quum non ex hebraico codice fluxerit, sed e translatione septuaginta interpretatione ea, quae Complutensis editionis fons fuit, Complutensem autem ex italicis codicibus confectam esse constet, gothicam etiam versionem, saltem fragmenta nostra, ex libris italicis haustam atque in Italia factam esse apparet. Gegen die von Castiglione hervorgehobene sklavische abhängigkeit Wulfilas von seiner vorlage erheben sie protest: Gothum suae linguae copiis ita usum esse, eiusque leges ita observasse, ut translationem vere gothicam exhibuisse dici possit (vid. Grimmium Gramm. praef. XLVI); halten aber auch daran fest: Ulfilam religiosissime sequentem textus graeci auctoritatem verbum de verbo reddidisse. Über das verhältnis zu den bekannten griechischen handschriften äussern sie sich folgendermassen: versio Gothi, quae cum nullo librorum vetustorum adhuc superstitium ita concinit, ut ex eo solo hausta dici possit, ipsa pro codice est habenda. Nam etiamsi plurimis locis evangeliorum cum codice D, epistolarum cum codicibus DEFG consentit, tamen in evangeliis illum, in epistolis hos codices Gothum esse secutum, contendi non potest — quae etiam causa est, cur versio Gothica, quum mixtis adnumeranda sit, ad byzantinam sive constantinopolitanam recensionem solam a viris doctis non debebat referri. Trotzdem liess Massmann (Ulfilas 1857 vorw. s. I) die gotische übersetzung in den friedlichen tälern des Hämus unter glücklicher verkehrsnähe der „byzantinischen hauptstadt und handschriften“ entstehen und Einl. p. LXXXVI sagt er: Besässen wir den ganzen Ulfilas und lägen uns sämmtliche griechische handschriften vor,

es würde uns nicht schwer fallen, die gruppen von handschriften zu kennzeichnen, nach denen, ohne zweifel byzantinischen, Ulfilas seine übersetzung gearbeitet. Mit recht gab Massmann dem bedauern ausdruck, dass Lachmann so vollständig die gotische bibel vernachlässigt hat — wir wissen, dass daran seine verkehrten textkritischen principien schuld waren. Erst ganz allmählich hat sich auch die bibelkritik von ihnen frei gemacht. Heute finden sie keinen sachkundigen verteidiger mehr. Tischendorf hat im gegensatz zu Lachmann ernstlich die gotische übersetzung herangezogen. Den „recensionen" gegenüber betonte er jedoch deren zum teil unsichere begründung, erkannte aber auch an, was ihm dabei wolbegründet schien. Maximi vero momenti illud est, *Byzantinam* classem (minus enim recensionis nomen convenit) in recentiorum codicum Graecorum ingenti copia conspicuam esse, item *Latinam* in Latinis; *Alexandrinam* vero et *Asiaticam*, si urgemus id quod a studio est neque universae rationis acquiescimus similitudine, unde in primis petas paucissima superesse documenta, unde inlibatam sumas nullum. Si vero praecipitur in textu ad pristinam integritatem revocando ... primo loco testes habendos esse Alexandrinos, ultimo Byzantinos, id multo minus in recensionum rationibus positum est, quam in eo quod qui Alexandrinorum nomine audiunt, iidem fere testium omnium superstitum sunt antiquissimi; Byzantini vero locis dubiae lectionis per se reprobari non possunt, nisi quibus clarum est eos ex antiquioribus mixtum prae se ferre textum. Aber der standpunkt Tischendorfs, den wert eines cod. nach der „bonitas et antiquitas" seines textes zu bemessen, wird heute nicht mehr von den bibelkritikern geteilt. Es sind hier namentlich die arbeiten von Scrivener, Westcott und Hort zu erwähnen. Ihnen hat sich im wesentlichen auch Gregory angeschlossen. In eigenartiger weise ist auf den standpunkt der älteren forscher Paul de Lagarde zurückgekehrt.

Westcott und Hort (The New Testament in the original Greek Cambr. and London 1882) stellen vier gruppen von textgestaltungen auf: 1) *Pre-syrian* text (neutral type), 2) *Western* text (textus occidentalis), 3) *Alexandrian* text, 4) *Syrian* text. Den *Presyrian* text finden sie vorzugsweise in B und Sin, den *Western* text in D, den *Alexandrian* text in C, den *Syrian* in A. Im 4. jahrhudert hat eine starke mischung stattgefunden und der *Syrian* text wachsenden einfluss gewonnen: Antioch is the true ecclesiastical parent of Constantinopel; the traditional *Constantinopolitan* text was the Antiochian text of the fourth century (the standard New Testament of the East) vgl. Introduction p. 143. Dieser *Syrian* text schlägt namentlich in den übersetzungen vor,

in der Itala und der gotischen bibel. The Gothic has very much the same combination as the Italian revision of the old Latin, being largely Syrian and largely Western with a small admixture of ancient Non-Western readings. Whether the copies which furnished the western element were obtained by Ulfilas in Europe or brought by his parents from Cappadocia, cannot be determined: in either case they were Greek not Latin.

Scrivener-Miller (A plain introduction to the Criticism of the New Testament 4. ed. [by E. Miller] London 1894) lehnt mit Tischendorf die „recensionen" als geschichtlich nicht begründet ab (D. Hort's system is entirely destitute of historical foundation II, 291), hält aber auch seinerseits an einer geographischen gruppierung der varianten fest: the several classes of changes admit of a certain rude geographical distribution, one of them appertaining to *Western* Christendom and the earliest fathers of the African and Gallic churches (including North-Italy); a second to *Egypt* and its neighbourhood; the third originally to *Syria* and Christian Antioch, in later times to the Patriarchate of *Constantinopel*. So hat denn jetzt (1894) Gregory (Prolegomena s. 202) zusammenfassend den stand der dinge so gekennzeichnet: Iam paene consenserunt viri huius rei peritissimi tres vel potius quattuor fontes, bis binos, agnoscendos esse *Alexandrinum* scilicet et *Occidentalem, Antiochensem* et *Constantinopolitanum*. Über die gotische bibelübersetzung sagt er (Proll. s. 1108): Usus est Ulfilas textu Graeco, maxima ex parte Antiocheno, cum multis lectionibus Occidentalibus, nonnullis antiquis non-occidentalibus. Sermonem Graecum pressius secutus est; vocabula Latina saepe adhibuit, interdum Graeca. Ordo evangeliorum in codice uno quem habemus occidentalis est et ex hac re pariter atque ex lectionibus et interpolationibus aliquibus concluserunt viri nonnulli docti hanc versionem saeculo quinto vel postea cum Gothi in Italia atque in Hispania degerent, ad normam versionis veteris Latinae eiusque recensionis Italicae emendatam esse. At fieri potest, ut similitudo illa inde fluxerit, quod et Ulfilas et emendatores illi codicibus Graecis textui Italico similibus usi sint.

Diesen worten möge gegenübergestellt werden, was Sievers in Pauls Grundr. II, 69 fg. über die quellenkritik der gotischen bibelübersetzung bemerkt hat: Die grundlage der übersetzung bildet im allgemeinen der griechische bibeltext, und zwar für das alte testament die durch die handschriften 19. 82. 93. 108 Holmes vertretene recension der Septuaginta, für das neue ein text, der in der mitte zwischen dem asiatischen, alexandrinischen und italischen texten stand. Daneben

macht sich ein beträchtlicher einfluss der Itala bemerkbar, der richtiger mit Marold auf principielle berücksichtigung dieses textes durch den übersetzer als mit andern teils auf ursprüngliche verwandtschaft des benutzten griechischen textes mit der Itala[1], teils auf spätere interpolationen italischer kritiker zurückzuführen ist. Solche interpolationen sind jedesfalls nur in ganz vereinzelten fällen anzunehmen. Ähnlich äusserten sich Kelle, Geschichte der deutschen litteratur 1, 29. Kögel, Geschichte der deutschen litteratur 1, 185 fgg.

Es scheint mir bei solchem stande der dinge ein dringendes bedürfnis, das problem in seinem ganzen umfang unter berücksichtigung der neueren mit ungewöhnlicher energie betriebenen bibelkritik wider aufzunehmen, denn man darf sich nicht, wie Sievers u. a. getan haben, blindlings auf die Bernhardtsche formulierung verlassen. Ich setze ein mit den alttestamentlichen fragmenten, weil über ihre quellen am sichersten geurteilt werden kann, schon deswegen, weil wir es zu einem guten teil mit namen zu tun haben, denen man mit recht betreffs der quellenfrage eine bevorzugte rolle angewiesen hat[2].

1) Bezüglich dieser wichtigen frage steht, wenn auch die überlieferung des neuen testaments sich nicht ebenso gruppieren lässt wie die des alten testaments, unser wissen nicht mehr so, dass man sich ohne weiteres für diese annahme Marolds wird entscheiden können. Ich bemerke vorläufig folgendes. Es ist von den verschiedensten, unabhängig arbeitenden gelehrten beobachtet worden, dass die Itala mit dem Lucian-text übereinstimmt. Ich setze im wortlaut her, was S. Berger, Histoire de la Vulgate (1893) gesagt hat: Depuis que l'attention des savants s'est portée vers le texte grec de nos versions latines, on a pu reconnaitre que certaines d'entre elles ont pour base une même recension des Septante: tels sont les fragments des quatres livres des Rois que Vercellone a publiés d'après les notes marginales d'un manuscript de Leon; telle est l'ancienne version latine du livre d'Esther, tels aussi les fragments du Pentateuque conservés par les palimpsestes de Würzbourg et qui paraissent représenter, dans l'Exode, le même texte que notre fameux Codex Lugdunensis. Nous y joindrons la version des prophètes qui se lit dans un autre palimpseste de Würzbourg. Ces textes sont traduits sur une recension de basse époque du texte grec, sur celle qu'on est en droit d'attribuer à Lucien le Martyr; ils semblent former famille, peut-être correspondent-ils en quelque mesure aux textes „italiens“ du Nouveau Testament. La date de 312 qui est celle du martyr de Lucien, indique l'époque recente de cette version. Weitere belege für Lucian als die „syrisch-italische bibel“ bei A. Mez, Die Bibel des Josephus (Basel 1895) s. 81 fgg. Wenn sich zeigen lässt, dass der gotische übersetzer den griech. Lucian benützt hat, wenn die altlateinische übersetzung auf diese selbe griechische recension zurückgeht, wird man vorsichtiger in benützung der Altlateiner verfahren müssen.

2) Vgl. ausser dem schon citierten hinweise Bengels die worte von Mez in der soeben angeführten schrift: Unser zuverlässigstes material bilden die kleinen geringen namen, welche in synagoge und kirche keinen kurs hatten und die sich der schriftsteller nur aus seiner quelle holen konnte (s. 3).

I. Die alttestamentlichen bruchstücke.

Ausser den bekannten arbeiten von Kisch (1873) und Ohrloff (1876) liegen massgebende äusserungen von Paul de Lagarde vor. Nach langjährigen vorbereitungen erschien zu Göttingen 1883 seine *Librorum Veteris Testamenti canonicorum pars prior*. Man wusste, dass die codices 19. 82. 93. 108. 118 Holmes eine besondere recension des textes darstellten. Lagarde bezeichnet diese hss. mit *h f m d p* und fügt *z* (= 44 Holmes) hinzu. Er führte diese verhältnismässig jungen hss. auf einen alten uncialcodex zurück und erkannte, dass sich der wert dieses archetypus danach bestimmen lasse, dass er mit der von Johannes Chrysostomus benützten hs. übereinstimme. Johannes Chrysostomus c. 347 zu Antiochia geboren (seit 381 diaconus, seit 386 presbyter in Antiochia) ist der bekannte bischof von Constantinopel (398—404). Es liegt auf der hand, von welcher bedeutung dieser sachverhalt wird, wenn wir uns nur der beziehungen des Chrysostomus zur gotischen kirche erinnern (vgl. des grafen Castiglione Specimen p. XIV fg.) Der cod. d (= 108 Holm.) stammt aller wahrscheinlichkeit nach aus der diöcese von Antiochia und über die Antiochenische bibel sind wir ziemlich ausreichend durch Hieronymus orientiert. Er sagt nämlich in seiner Praefatio in librum paralipomenon (Biblia sacra latina Veteris Testamenti Hieronymo interprete ed. Tischendorf p. XLVI): Nunc vero cum pro varietate regionum diversa ferantur exemplaria et germana illa antiquaque translatio corrupta sit atque violata, nostri arbitrii putas, aut e pluribus iudicare quid verum sit, aut novum opus in veteri opere cudere, illudentibusque Judaeis, cornicum, ut dicitur, oculos configere. Alexandria et Aegyptus in septuaginta suis Hesychium laudat auctorem. Constantinopolis usque Antiochiam Luciani martyris exemplaria probat. Mediae inter has provinciae palaestinos codices legunt, quos ab Origine elaboratos Eusebius et Pamphilus vulgaverunt: totusque orbis hac inter se trifaria varietate compugnat. Noch näher liegt für uns der bekannte brief des Hieronymus an die Goten Sunja und Friþila aus dem jahre 403 (vgl. Ohrloff, Ztschr. VII, 278 fg.). Hier sagt er: breviter admoneo ut sciatis, aliam esse editionem quam Origenes et Caesariensis Eusebius omnesque Graeciae tractatores *κοινην* id est communem appellant atque vulgatam et a plerisque nunc *Λουκιανος* dicitur, aliam septuaginta interpretum quae in *εξαπλοις* codicibus reperitur et a nobis in latinum sermonem fideliter versa est et Jerosolymae atque in orientis ecclesiis decantatur … *κοινη* autem ista, hoc est communis, editio ipsa est quae et septuaginta. sed hoc interest inter utramque quod *κοινη* pro locis et temporibus et pro

voluntate scriptorum vetus corrupta editio est, ea autem quae habetur in *εξαπλοις* et quam nos vertimus, ipsa est quae in eruditorum libris incorrupta et immaculata septuaginta interpretum translatio reservatur. Field und Lagarde haben die identität der mehrerwähnten codices 19. 82. 93. 108. 118 und der editio, welche Hieronymus als Luciani oder als *Λουκιανος* bezeichnet, festgestellt. Lagarde hat nun diesen Lucian herauszugeben begonnen (Librorum Veteris Testamenti canonicorum pars prior Gött. 1883) und in dieser ausg. s. XIV den nachweis geführt, dass Wulfila diesen griech. Lucian für das alte Testament benutzt hat. Er sagt: Johannem Chrysostomum Antiochiae presbyterum, episcopum Constantinopoli vixisse constat, ut conlatis quae Hieronymus eo loco quem priorem posui dixit, familiam codicum *dfhmp*, cui cum bibliis Chrysostomi conveniat, Luciani recensionem esse iure meo mihi adserere videar. Quod probatur etiam eo quod Ulfilas Dorostori episcopus veteris testamenti, si quid e tribus Ezdrae foliis Mediolani repertis iudicare licet (et licebit, ni fallor) editionem eam vertit quae in codicibus *dfhmp* continetur, quod ut clarum reddam, Ezdrae prioris describo haecce (folgen die belege): omnia hoc loco conferre necessarium esse non puto. Si tempus suppetivisset et codices idonei ad manus fuissent, operam dedissem, ut versionem veteris testamenti slavicam vetustissimam examinarem: nam ni omnia fallunt, Slavus nihil aliud vertit nisi Luciani recensionem[1].

Mit seinen vorgängern Kisch und Ohrloff hat sich Lagarde in dem artikel *Vulfilas Ezdras* (Mitteilungen IV, 21. 1891) abgefunden. Er betont, dass sich für ihn schon 1868 als selbstverständlich ergeben habe, dass Wulfila, als im sprengel von Constantinopel arbeitend, den in diesem sprengel geltenden text Lucians vertrete. Die arbeiten von Ohrloff und Kisch habe er im jahre 1883 noch nicht gekannt.

Der text Lagardes weicht Neh. V—VII von dem Ohrloffs (Ztschr. 7, 293 fgg.) nur unbedeutend ab: V, 16 *κατισχυσα* Lag.: *ουκ κατισχυσα* Ohrl.

1) Über Lucian vgl. A. Harnack, Geschichte der altchristlichen litteratur bis Eusebius (Leipz. 1893) I, 2, 526 fgg. Er ist recht eigentlich der vater der arrianischen häresie, hat aber zuletzt frieden mit der kirche geschlossen. Philostorgius, dem wir die wichtigen nachrichten über Wulfila verdanken, ist seines lobes voll und Chrysostomus hat ihm eine lobrede gehalten. Selbst Hieronymus de vir. ill. 77 sagt: Lucianus vir disertissimus, Antiochenae ecclesiae presbyter, tantum in scripturarum studio laboravit, ut usque nunc quaedam exemplaria scripturarum Lucianea nuncupantur. Bei Suidas heisst es von ihm: *τας ιερας βιβλους εξηγουμενῳ*, ähnlich Sozomenos III, 5 u. a. Er hat am 7. jan. 312 als märtyrer geendet.

V, 18 *προβαια* Lag. : *και προβατα* Ohrl. *ημερων οινον* Lag. : *ημερων εν πασιν οινον* Ohrl.

VI, 15 *τον μηνος Αλουλ* Lag. : *μηνος αλλουα* Ohrl.

VI, 17 *Τωβιου* Lag. : *Τωβια* Ohrl.

VI, 18 *αυτων* Lag. : *αυτω* Ohrl. *Μοσολλαμ* Lag. : *Μεσολλαμ* Ohrl.

VI, 19 *καιγε και* Lag. : *καιγε* Ohrl. *ελεγον* Lag. : *ελεγεν* Ohrl.; meist stimmt die lesart Lag. zu dem got. text genauer als die Ohrloffs.

Zahlreicher sind die abweichungen zwischen Lagarde und Ohrloff in dem Esrafragment. Damit hat es aber seine besondere bewandtnis. Vergleicht man nämlich Neh. V — VII in gotischer fassung mit dem bei Lagarde gedruckten text, so erstaunt man geradezu über die fast buchstäbliche übereinstimmung; vergleicht man dagegen Esra II, so enthüllt sich auf gotischer seite eine ganz andere textform als auf griechischer seite. Der unterschied ist so beträchtlich, dass wenn der Esra II Lagardes Lucian ist, der Esra II der gotischen bibel nicht Lucian gewesen sein kann. Vgl. z. b. 11 *babaiwis: βοκχει.* 12 *asgadis: ασιαδ.* 14 *bagauis: βαγουαι.* 15 *addinis: εδδει.* 16 *ateiris: αζερ.* 17 *bassaus: βασει.* 24 *asmoþis: αμωθ* usw. usw. Wie Lagarde solchem sachverhalt gegenüber seine ansicht, Wulfila habe den Luciantext benutzt, verteidigt haben würde, weiss ich nicht; rätselhaft bleibt, dass er nur die Nehemiafragmente verglichen haben und aus ihrer übereinstimmung auch die des Esra als selbstverständliche folge vorausgesetzt haben sollte. Die tatsache der sehr bedeutenden textverschiedenheit bleibt aber bestehen.

Nun liegt jedoch für Esra die sache ganz anders als für Nehemia. Das stück, das wir als Esra II zu bezeichnen gewohnt sind, steht auch Nehemia VII und zum dritten mal im 3. Esrabuch c. 5. Es ist eine hergebrachte, nirgends durch beweise gestützte annahme, dass das got. fragment ins Esrabuch gehöre. Ihr gegenüber behaupte ich: das got. fragment stammt nicht aus Esra II, sondern aus Nehemia VII. Castiglione (Specimen p. XVII) hatte gesagt: et sane is locus Esdrinus similem sui habet in Nehemiae libro cap. VII; re tamen sedulo explorata fragmentum ulphilanum cum Esdra magis quam cum Nehemia congruere sensimus, ut per se quisque comperiet: igitur Esdrae nomen fuit inscribendum. Es scheint nicht, dass jemand ernsthaft diese entscheidung nachgeprüft hat. Zunächst ist nun aber die sachlage die, dass wir fragmente aus dem 5., 6. und 7. cap. des Nehemia besitzen. Auf dem dritten blatt des cod. Ambros. steht ein stück, das demselben 7. cap. des Nehemia, wie Castiglione selbst andeutete, zugewiesen werden kann: es bedürfte doch starker beweismittel, um

das bruchstück aus dem 7. cap. des Nehemia, dessen übersetzung uns durch ein zweites bruchstück bezeugt ist, herauszuverweisen. Allerdings lag die sache nicht so einfach, so lange man den Lucian Lagardes nicht hatte. Ein vergleich mit dieser textform lässt gar keinen zweifel darüber bestehen, wohin das betreffende fragment gehört, ob zu Esr. II, Neh. VII oder 3. Esr. V. Es gibt nämlich nur ein einziges merkmal, auf grund dessen eine entscheidung möglich ist Das betreffende fragment besteht bekanntlich aus namen und zahlen, die an allen drei stellen der bibel widerkehren, nicht ohne grössere oder geringere verschiedenheiten. Auf sie wird man also eine zuweisung zu dem einen oder andern der alttestamentlichen bücher nicht gründen dürfen. Die drei stellen Esr. II, Neh. VII, 3 Esr. V gehen aber auseinander in der verwendung der wörter *υἱοί* und *ἄνδρες* vor den in den listen erscheinenden namen.

Esr. II	Neh. VII	3 Esr. V
υιοι Ζακχοιου	desgl.	*-χαι*
υιοι Βαναια	*-ναιου*	*-ναια*
υιοι Βοκχει	desgl.	desgl.
υιοι Ασιαδ	*Αζγαδ*	desgl.
υιοι Αδωνικαμ	desgl.	desgl.
υιοι Βαγουαι	*-ουια*	*-ουαι*
υιοι Εδδει	*Αδδει*	desgl.
υιοι Αζερ	*Αζηρ*	desgl.
υιοι Βασει	*Βασση*	*-σσει*
υιοι Ιωρηε	desgl.	*Ωραι*
υιοι Ασωμ	*Ασσομ*	*Ασομ*
υιοι Γαβερ	*Γαβαων*	desgl.
υιοι Βηθλεεμ	desgl.	*Βιθλεεμ*
υιοι Νετωφατι	desgl.	desgl.
υιοι Αναθωθ	desgl.	desgl.
υιοι Αμωδ	*Ασθμωθ*	*Ασμωθ*
υιοι Καριαθιαρειμ	*ανδρες-*	*υιοι-*
υιοι της Ραμα	*ανδρες Ραμα*	*υιοι της Ραμα*
ανδρες Μακμας	*ανδρες Μαχμας*	*ανδρες Μακμας*
ανδρες Βαιθηλ	*ανδρες Βεθηλ*	*ανθρες Βαιθηλ*
υιοι Ναβαν	*ανδρες Ναβαν*	*υιοι Ναβαν*
υιοι Μακβεις etc.	*υιοι Μαγβεις*	*υιοι Μακβεις.*

Der got. text stimmt nur mit dem Nehemiacapitel: es ist uns überliefert sunjus Zaxxaiaus — suniwe Asmoþis, wairos Kareia-

þiareim, wairos Rama, wairos Makmas, wairos Baiþilis, wairos Nabawis, sunjus Makebis usw.

Mit der bei Holmes gedruckten Septuaginta war nichts zu machen: *ανδρες* erscheint Esr. II (wie bei Lagarde) nur vor den namen *Μαχμας* und *Βαιθηλ*, Neh. VII dagegen schon vor *Ασμωθ* und hinter *ανδρες Ναβια* folgt noch *ανδρες Ηλαμααρ*: wol aber würde man unter berücksichtigung der varianten übereinstimmung mit dem gotischen text gefunden haben (vgl. übrigens den ansatz hierzu bei Ohrloff, Ztschr. VII, 263). An der verteilung von *sunjus* : *wairos* haben wir also zugleich eine neue wertvolle bestätigung dafür, dass der gotische übersetzer den *Λουκιανος*, wie Hieronymus ihn nennt, benutzt hat, nicht die Septuaginta: nur im Neh. VII des Lucian finden wir die entsprechung zum gotischen text. Fernerhin wird also der alttestamentliche gotische Esra aus unsern ausgaben zu streichen sein[1].

Das ist das eine ergebnis der z. b. in der abhandlung von Smend: Die listen der bücher Esra und Nehemia (Basel 1881) nachdrücklich hervergehobenen parallelüberlieferung in Esr. II, Neh. VII, 3. Esr. V. Ein zweites ergebnis folgt aus der damit gewonnenen grösseren reichhaltigkeit unseres textmaterials und der möglichkeit, nunmehr die authentischen namen und zahlen zu gewinnen, welche in des übersetzers quelle sich befunden haben. In dieser beziehung stand es bekanntlich bisher nicht zum besten. Die herausgeber beobachteten ein höchst anfechtbares verfahren und selbst Ohrloff rechnete mit eventualitäten, deren unzulässigkeit in andern fällen er gerade erwiesen zu haben schien.

Was wir als gotischen text haben, deckt sich, von der verteilung von *υἱοί* : *ἄνδρες* abgesehen, mit keinem der bekannten texte weder mit dem von Holmes noch mit dem von Lagarde. Combinieren wir aber die verschiedenen stellen: Holmes und Lagarde einerseits, die drei bücher Esr. II, Neh. VII, 3. Esr. V andererseits, so gelangen wir wenigstens für die namenformen zu einem höchst befriedigenden ergebnis.

Um die quellenmässigen vorlagen zu gewinnen, haben wir ja bei jedem bibelproblem als nächstliegendes hilfsmittel die parallelstellen. Wer sich je mit der textgeschichte der Bibel beschäftigt hat, weiss, dass kein factor diesem an wichtigkeit gleichkommt. Es ist auch von

1) Die folge der blätter in dem heute vorliegenden cod. Ambr. hat selbstverständlich keinerlei bindende kraft dafür, dass das stück auf pagg. CCIX und CCX auch in dem got. cod. den beiden andern blättern vorausgegangen sein müsse. Das wird ja schon durch die einfache tatsache hinfällig, dass wir es mit einem aus losen blättern zusammengesetzten cod. rescriptus zu tun haben.

Bernhardt (Vulfila p. XLV) mit recht betont worden: „Die weitgreifendste ursache zum verderbnis des griechischen textes war bekanntlich die vergleichung der parallelstellen und das bestreben, dieselben auch dem wortlaute nach in einklang zu bringen. Findet sich die lesart des gotischen textes nicht in den griechischen oder lateinischen quellen, wol aber in den parallelstellen, so liegt die vermutung nahe, der abschreiber habe auf eigene hand nach diesen geändert.“ Manche schwierigkeit ist auf diesem wege von Bernhardt beseitigt worden. Er wird auch in unserm falle zuvörderst einzuschlagen sein.

Finden wir in der ausgabe Lagardes Neh. VII namenformen, welche mit den gotischen nicht vereinbar sind, ergibt aber Esr. II oder 3. Esr. V die vermutliche originallesart, so dürfen wir ohne weiteres die parallelstellen zu grunde legen, z. b. got. *Asmoþis* ist mit *Ασθμωθ* Neh. VII, 28 nicht vereinbar, ebensowenig mit *Αμωθ* Esr. II, 24: vollkommen deckt sich aber *Ασμωθ* 3. Esr. V, 18. Got. *Gabairis* kann nicht auf *Γαβαων* Neh. VII, 25. 3. Esr. V, 16 beruhen; Lagarde bietet Esr. II, 20 den mit dem gotischen identischen namen *Γαβερ*. Es wäre ganz falsch, wollte man etwa hieraus den schluss ziehen: folglich hat der Gote nicht aus Neh. VII übersetzt; der allein zulässige schluss ist: folglich hat sich die vorlage des Goten nicht mit der textform gedeckt, die wir vor uns haben, sein text hatte vielmehr varianten der parallelstellen aufgenommen und aller wahrscheinlichkeit die textverschiedenheit zwischen den parallelstellen Esr. II, Neh. VII, 3. Esr. V ganz oder zum teil beseitigt.

Dass wir Neh. VII nach dem text Lucians vor uns haben, wird über allen zweifel erhoben durch die tatsache, dass wir got. *Assaum* nur Neh. VII, 24 in dem *Ασσομ* Lagardes widerfinden, desgl. got. *Eeiramis: Ηιραμ*, got. *Aidduins: Εδδουα*, got. *Jareimis: Ιαρειμ*. Schon a. 1734 hat Bengel mit recht darauf hingewiesen, dass man bei den strittigen fragen nach den quellen der gotischen bibelübersetzung vor allem auf die namenformen zu achten habe. Es versteht sich von selbst, dass bei der anerkannten zähigkeit, mit der der Gote an dem griechischen wortlaut haftete, gerade in den fremdnamen volle übereinstimmung herzustellen, erfordert und beabsichtigt war. Halten wir an diesem bewährten grundsatze fest, dann werden wir nicht annehmen, dass wenn der Lucianische text namenformen bietet, die mit den gotischen nicht im einklang stehen, der übersetzer sie willkürlich umgestaltet hat. An allen drei stellen (Esr. II, Neh. VII, 3. Esr. V) lesen wir bei Lagarde da wo der Gote *Babaawis* geschrieben hat den namen *Βοκχει*, für *Addinis: Αδδει* oder **Εδδει**, für *Ateiris: Αζηρ* oder

Αζερ u. a. Diese varianten verstärken die bereits geäusserte vermutung, dass der Gote nicht den Lucianschen originaltext, sondern einen abgeleiteten text vor sich gehabt habe. Bei diesen namenformen, in denen der Gote von Lucian abweicht, besteht völlige übereinstimmung mit der Septuaginta (Holmes): nur aus ihr kann folglich der Gote die citierten namenformen bezogen haben. Selbstverständlich nicht direkt. Schon in seiner griechischen vorlage war der process der vermischung vollzogen. Das ergibt sich daraus, dass wir die originalen namenformen der Septuaginta erst erhalten, wenn wir auch hier die parallelstellen (Esr. II und Neh. VII) zu rate ziehen[1], z. b. got. *Babaaueis* fehlt in dieser gestalt dem Lucian Lagardes, *Βαβαι* bietet uns nur Esr. II Holmes, Neh. VII Holmes finden wir *Βηβι* und 3. Esr. V Holmes *Βηβαι*. Das dem got. *Bagauis* genau entsprechende *Βαγοι* steht nur Neh. VII Holmes, das dem got. *Bassaus* genau entsprechende *Βασσου* widerum nur Esr. II Holmes.

Was bisher über die namenformen ausgesagt ist, gilt genau ebenso für die ihnen beigefügten zahlen. Auch für sie erhalten wir die von dem got. übersetzer benutzten werte erst unter berücksichtigung der gesamtüberlieferung. Wenn auch hier reste bleiben, die wir nicht zu erklären vermögen, so ersehen wir aus ihnen, dass die griechische handschrift, nach der der Gote gearbeitet hat, von den uns bekannten verschieden gewesen und für uns immer noch verloren ist[2].

Mit einem reinen Luciantext werden wir nicht fertig. Dass aber Lucian den grundstock des quellenmaterials bildete, dürfte jetzt feststehen. Auch die dürftigen fragmente, die wir aus dem V. capitel der Genesis haben, gehen auf Lucian zurück, nicht wie W. Grimm meinte auf die Septuaginta.

Meiner ansicht nach stammt die ganze zweite hälfte der bekannten stelle der Wiener hs. aus dem V. cap. der Genesis. Wir haben die worte und zahlen: *jah libaida. .t. .sl. .↑l. .ƕz. .↑ ib. .ƕm. .j. .l. .f. .ϥ. .u. .oϥ. ϥ.* Für die 5 zahlen *.sl. .↑l. .ƕz. .↑ ib. .ƕm.* hat W. Grimm die quelle aufgezeigt (Kl. schr. 3, 101); die übrigen glaubte Massmann mit Ezechiel 40. 41. 42. 1. Makkab. 3 (oder 9),

1) 3. Esr. V Holmes liefert keine für den gotischen text in betracht kommenden varianten.

2) Dass wir nicht berechtigt sind, wie mehrfach geschehen ist, mit lesefehlern in ungewöhnlichem umfang zu rechnen, geht aus den worten Castiglione's bei Loebe I, 354 hervor: Nonnumquam quidem fieri potuit, ut male legerim, sed hoc plus quam semel et iterum mihi accidisse vix crediderim, nam summam in lectione curam adhibui.

2. Makkab. 8 (oder 5), 12 (oder 3) identificieren zu können (Ztschr. f. d. a. 1, 301 fgg. Ulfilas p. XLVIII). Ich sehe von den schwierigkeiten, mit denen Massmnan nicht fertig geworden ist, ab. Ich begnüge mich, darauf aufmerksam zu machen, dass alle in der Wiener hs. überlieferten zahlen im 5. cap. der Genesis beisammen stehen. Wir haben also durchaus keinen grund, noch andere biblische bücher heranzuziehen, umsoweniger als auch die worte *jah libaida* aus jenem Genesiscapitel stammen und es ein seltsamer zufall wäre, der hier und dort dieselben zahlen zusammengeweht hätte. Die beschaffenheit unserer überlieferung weist nun aber deutlich darauf hin, dass nicht der wortlaut der Septuaginta, sondern der Lucians für den Goten die quelle gebildet hat. Wer wollte länger

sl auf *τριακοντα και διακοσια*

↑*l* auf *τριακοντα και εννακοσια*

lvz auf *επτα ετη και επτακοσια* usw.

zurückführen, während der wortlaut Lucians in viel völligerem masse mit dem gotischen sich deckt? Am völligsten erscheint die übereinstimmung in dem von Lagarde (Genesis Graece Lips. 1868) der Lucianischen recension zugeteilten und mit *z* (von Holmes mit 44) bezeichneten cod. Zittaviensis. Hier sind die zahlenwerte genau ebenso durch buchstaben ausgedrückt, wie in der got. übersetzung; *z* wird vermutlich in diesem stück der vorlage des got. übersetzers am nächsten geblieben sein. Dasselbe gilt selbstverständlich für das zahlenregister in Neh. VII, obwol hier *z* (= 44 Holm.) nicht zahlenbuchstaben bietet.

Sonst haben wir nichts vom gotischen alten Testament. Denn das dürftige psalmfragment der Skeireins und die psalmcitate bei Johannes, Lucas und im Epheserbrief können nicht wol aus dem zusammenhang der überlieferung losgelöst werden und erweisen eine selbständige psalmenübersetzung nicht. Sie sind also in unsrem zusammenhang ebensowenig verwendbar als die anspielung auf Numeri XIX (nicht Hebr. IX) in Skeireins III c.

Um meiner ansicht über das quellenverhältnis der alttestamentlichen stücke möglichst anschaulichen ausdruck zu geben, bringe ich die gotischen fragmente mit dem griechischen grundtext und einer auswahl der hauptsächlichsten varianten zum abdruck[1].

1) Ich bezeichne im folgenden mit Lag. den Luciantext seiner ausgabe; I bedeutet Neh. VII, II Esr. II, III 3. Esr. V. Genau dasselbe gilt für Holm. (d. i. Vetus Testamentum graecum edd. Holmes-Parsons) I Neh., II Esr. II, III. 3. Esr. V. Mit Tisch. meine ich die lateinische Vulgata des alten testaments (Biblia sacra latina Veteris Testamenti edd. Heyse-Tischendorf). Nur gelegentlich war Sabatier zu citie-

Genesis.

Cap. V.

3 … sl … (230)
5 … 𐍊l … (930)
7 jah libaida … *ƕz* … (707)
8 … 𐍊ib … (912)
9 jah libaida …. 𐍁 … (90)
12 jah libaida … 𐌿 … (70)
13 jah libaida … *ƕm* … (740)
15 jah libaida …. j … (60)
16 jah libaida …. l … (30)
17 …. *o*𐍁 … (890)
20 …. 𐍊[a] … (900)
23 …. t … (300)
30 jah libaida …. f … (500)

a) hs. 𐍁.

3 (*ἔζησε δὲ Αδαμ ἔτη*) *διακόσια τριάκοντα* (= *σλ* :)
5 (*καὶ ἐγένοντο πᾶσαι αἱ ἡμέραι Αδαμ ἃς ἔζησεν ἔτη*) *ἐννακόσια τριάκοντα* (= *ϡλ* :)
7 *καὶ ἔζησε* (*Σηθ* .. *ἔτη*) *ἑπτακόσια ἑπτά* (= *ψζ* :)
8 (*καὶ ἐγένοντο πᾶσαι αἱ ἡμέραι Σηθ ἔτη*) *ἐννακόσια δέκαδύο* (= *ϡιβ* :)
9 *καὶ ἔζησεν* (*Ενως ἔτη ἑκατὸν*) *ἐνενήκοντα* (= [*ρ*]*ς* :)
12 *καὶ ἔζησε* (*Καιναν ἔτη ἑκατὸν*) *ἑβδομήκοντα* (= [*ρ*]*π* :)

3 *τριακοντα και διακοσια* Holm. — centum triginta *Tisch.*
5 *τριακοντα και εννακοσια* Holm. — nongenti triginta *Tisch.*
7 *επτα ετη και επτακοσια* Holm. — vixitque .. octingentis septem *Tisch.*
8 *δωδεκα και εννακοσια ετη* Holm. — nongentorum duodecim *Tisch.*
9 vixit vero .. nonaginta *Tisch.*
12 *εβδομηκοντα και εκατον* Holm. — vixit quoque .. septuaginta *Tisch.*

ren und mit auswahl habe ich aus dem variantenapparat von Holmes lesarten einzelner codd. ausgehoben; für weiteres muss auf die ausgabe selbst verweisen werden. Die varianten in Tischendorfs Vetus Testamentum Graece iuxta LXX interpretes (ed. sexta E. Nestle Lips. 1880) heranzuziehen bot sich nur in ausnahmefällen anlass. Ein abgekürztes verfahren konnte ich mir gestatten, da die betr. ausgaben jedermann leicht zugänglich sind. Schliesslich bemerke ich, dass ich hinter dem griech. text zu Neh. VII. 13 fgg. in klammern die zahlen des hebräischen Neh. und Esr. gebe, nach Kautzschs übersetzung.

13 καὶ ἔζησε (Καιναν .. ἔτη) ἑπτακόσια τεσσαράκοντα (= ψμ ·ζ·)
15 καὶ ἔζησε (Μαλελεηλ ... ἔτη ἑκατὸν) ἑξήκοντα [α] (πέντε) (= [ρ]ξ[ε] ·ζ·)
16 καὶ ἔζησε (Μαλελεηλ .. ἔτη ἑπτακόσια) τριακοντα (= [ψ]λ ·ζ·)
17 (καὶ ἐγένοντο πᾶσαι αἱ ἡμέραι Μαλελεηλ ἔτη) ὀκτακόσια [β] ἐνενήκοντα (πέντε) (= ως [ε] ·ζ·).
20 (καὶ ἐγένοντο πᾶσαι αἱ ἡμέραι Ιαρεδ ἔτη) ἐννακόσια [γ] (ἑξήκοντα δύο) (= ϡ [ξβ] ·ζ·)
23 (καὶ ἐγένοντο πᾶσαι αἱ ἡμέραι Ενωχ ἔτη) τριακόσια (ἑξήκοντα πέντε) (= τ [ξε] ·ζ·)
30 καὶ ἔζησε (Λαμεχ ... ἔτη) πεντακόσια [δ] (ἑξήκοντα πέντε) (= φ [ξε] ·ζ·).

α) Auch v. 18. 20. 21. 23. 25. 27. 30.
β) Auch v. 17. 26. γ) Auch v. 14. 27. δ) Auch v. 32.

13 *τεσσαρακοντα και επτακοσια* Holm. — et vixit .. octingentis quadraginta *Tisch.*
15 *πεντε και εξηκοντα και εκατον* Holm. — vixit autem .. sexaginta quinque *Tisch.*
16 *τριακοντα και επτακοσια* Holm. — et vixit .. octingentis triginta *Tisch.*
17 *πεντε και εννενηκοντα και οκτακοσια* Holm. — octingenti nonaginta quinque *Tisch.*
20 *δυο και εξηκοντα και εννακοσια* Holm. — nongenti sexaginta duo *Tisch.*
23 *πεντε και εξηκοντα και τριακοσια* Holm. — trecenti sexaginta quinque *Tisch.*
30 *πεντακοσια και εξηκοντα και πεντε* Holm. — vixitque ... quingentis nonaginta quinque *Tisch.*

Nehemias.

Cap. 5.

13 ... jah qaþ alla gamainþs amen. jah hazidedun fraujan. jah gatawidedun þata waurd alla so managei.
14 jah fram þamma daga ei anabauþ mis ei weisjau fauramaþleis ize in Judaia, fram jera .k. und jer .l. jah anþar Artarksairksaus

13 ... καὶ εἶπε πᾶσα ἡ ἐκκλησία Ἀμήν. καὶ ᾔνεσαν τὸν κύριον. καὶ ἐποίησαν τὸ ῥῆμα τοῦτο ὁ λαός.
14 καίγε ἀπὸ τῆς ἡμέρας ἧς ἐνετείλατό μοι εἶναι εἰς ἄρχοντα αὐτῶν ἐν τῇ Ἰουδαίᾳ, ἀπὸ ἔτους εἰκοστοῦ ἕως ἔτους τριακοστοῦ καὶ δευ-

13 *και εποιησαν*] *και εποιησεν ο λαος το ρημα τουτο* Holm. Castill. Bernh. *το ρημα τουτο ο λαος* 93.
et dixit universa multitudo amen. et laudaverunt deum. fecit ergo populus sicut erat dictum *Tisch.*
14 *καιγε απο της*] *απο* Holm. Castill. *εν τη*] *εν γη* Holm. Castill. Bernh. *εως*] *και εως* Holm. Castill. Bernh. Ohrl. Lag. *εως* 44. 236. *Αρταξερξου του βασιλεως*] *τω Αρτασασθα* Holm. Castill. Bernh. *δωδ. ετη*] *ετη δωδεκα* Holm. Castill. Bernh. *αρτον-εφαγομεν*] *βιαν αυτων ουκ εφαγον* Holm. Castill. (+ Compl.)

þiudanis, .ib. jera, ik jah broþrjus meinai hlaif fauramaþleis meinis ni matidedum.

15 iþ fauramaþljos þaiei weisun faura mis, kauridedun þo managein jah nemun at im hlaibans jah wein jah nauhþanuh silubris sikle .m. jah skalkos ize fraujinodedun þizai managein iþ ik ni tawida swa faura andwairþja agisis guþs.

16 jah waurstw þizos baurgswaddjaus inswinþida[a], jah þaurp ni gastaistald, jah þiwos meinai jah allai þai galisanans du þamma waurstwa.

17 jah Judaieis jah þai fauramaþljos .r. jah .n. gumane jah þai qiman-

a) *ni swinþida* cod. Ambr. *in-* Ohrl.

τέρου Ἀρταξέρξου τοῦ βασιλέως, δώδεκα ἔτη, ἐγὼ καὶ οἱ ἀδελφοί μου ἄρτον τῆς ἡγεμονίας μου οὐκ ἐφάγομεν.

15 *οἱ δὲ ἄρχοντες οἱ ἔμπροσθέ μου ἐβάρυναν ἐπὶ τὸν λαόν, καὶ ἔλαβον παρ' αὐτῶν ἄρτους καὶ οἶνον καὶ ἔσχατον ἀργυρίου σίκλους τεσσαράκοντα καίγε τὰ παιδάρια αὐτῶν ἐκυρίευσαν ἐπὶ τὸν λαόν, ἐγὼ δὲ οὐκ ἐποίησα οὕτως ἀπὸ προσώπου φόβου θεοῦ.*

16 *καί ἐν ἔργῳ τοῦ τείχους τούτου κατίσχυσα, καὶ ἀγρὸν οὐκ ἐκτησάμην, καὶ τὰ παιδάριά μου καὶ πάντες οἱ συνηγμένοι ἐκεῖ ἐπὶ τὸ ἔργον.*

17 *καὶ οἱ Ἰουδαῖοι καὶ οἱ ἄρχοντες, ἑκατὸν καὶ πεντήκοντα ἄνδρες, καὶ*

a die autem illa, qua praeceperat rex mihi ut essem dux in terra Juda ab anno vigesimo usque ad annum trigesimum secundum Artaxerxis regis per annos duodecim, ego et fratres mei annonas, quae ducibus debebantur, non comedimus *Tisch.*

15 *οι — λαον*] *και τας βιας τας πρωτας ας προ εμου εβαρυναν επ' αυτους* Holm. Castill. (+ Compl.). *εβαρυναν κλοιον επι τον λαον* Ohrl. Lag. *εβαρυναν επι τον λαον* Compl. Bernh. *αρτους-οινον*] *εν αρτοις και εν οινω* Holm. Castill. *εν αρτω και εν οινω* Bernh. *αργυριου σικλους*] *αργυριον διδραγμα* Holm. Castill. (+ Compl.) *αρυριον σικλους* Bernh. *καιγε-εκυριευσαν*] *και οι εκτετιναγμενοι αυτων εξουσιαζονται* Holm. Castill. (+ Compl.) *εγω δε*] *καγω* Holm. Castill. *θεου*] *κυριου* Compl.

duces autem primi qui fuerant ante me gravaverunt populum, et acceperunt ab eis in pane et vino et pecunia quotidie siclos quadraginta: sed et ministri eorum depresserunt populum. Ego autem non feci ita propter timorem Dei *Tisch.*

16 *τουτου κατισχυσα*] *τουτων ουκ εκρατησα* Holm. Castill. Bernh. *τουτου ου κατισχυσα* Ohrl. *τουτων εκρατησα* Compl. *και αγρον*] *αγρον* Holm. Castill. Bernh. Compl. *και τα παιδαρια μου* fehlt Holm. Castill.

quin potius in opere muri aedificavi, et agrum non emi, et omnes pueri mei congregati ad opus erant. *Tisch.*

17 *οι Ιουδαιοι*] *Ιουδαιοι* Compl. *και οι αρχοντες*] fehlt Holm. Castill. *εξενιζοντο* fehlt Holm. Castill. Bernh. Compl.

dans at unsis us þiudom þaim bisunjane unsis ana þiuda meinamma andnumanai weisun.

18 jah was fraquman dagis hvizuh stiur .a. lamba gawalida .q. jah gaits .a. gamanwida was mis, jah bi .i. dagans gaf wein allai þizai filusnai jah allai þizai managein jah ana þo alla hlaif fauramaþleis meinis ni sokida in þis ei ni kauridedjau þo managein in þaim waurstwam

οἱ ἐρχόμενοι πρὸς ἡμᾶς ἀπὸ τῶν ἐθνῶν τῶν κύκλῳ ἡμῶν ἐπὶ τὴν τράπεζάν μου ἐξενίζοντο.

18 *καὶ ἦν γινόμενα εἰς ἡμέραν μίαν μόσχος εἷς, πρόβατα ἐκλεκτὰ ἕξ, καὶ χίμαρος ἐγίνετό μοι· καὶ διὰ δέκα ἡμερῶν δέδωκα τὸν οἶνον παντὶ τῷ πλήθει, παντὶ τῷ λαῷ καὶ πρὸς τούτοις ἄρτον τῆς ἡγεμονίας μου οὐκ ἐζήτησα, ὅτι ἐβαρύνθη τὸ ἔργον ἐπὶ τὸν λαὸν τοῦτον.*

Judaei quoque et magistratus centum quinquaginta viri, et qui veniebant ad nos de gentibus, quae in circuitu nostro sunt, in mensa mea erant. *Tisch.*

18 *γινομενα*] *γινομενον* Holm. Castill. Bernh. *γενομενα* Ohrl. *μιαν* fehlt Bernh. *προβατα*] *και προβ.* Holm. Castill. Bernh. Ohrl. *εκλεκτα εξ*] *εξ εκλεκτα* Holm. Castill. Bernh. *εγινετο*] *εγινοντο* Holm. Castill. Bernh. *δια*] *αναμεσον* Holm. Castill. Bernh. *δεδωκα τον οινον*] *εν πασιν οινος* Holm. Castill. Bernh. *εν πασιν οινον* Ohrl. *οινον* Lag. *ουκ εφεισαμην δεδωκα τον οινον* codd. Serg. *παντι-λαω*] *τω πληθει* Holm. Castill. Bernh. *προς*] *συν* Holm. Castill. Bernh. *αρτον*] *αρτους* Holm. Castill. *της ηγεμονιας μου*] *της βιας* Holm. Castill. *εβαρυνθη το εργον*] *βαρεια η δουλεια* Holm. Castill. Bernh.

Parabatur autem mihi per dies singulos bos unus, arietes sex electi, exceptis volatilibus, et inter dies decem vina diversa, et alia multa tribuebam, insuper et annonas ducatus mei non quaesivi: valde enim attenuatus erat populus. *Tisch.*

Cap. 6.

14 (praufe)te þaiei þrafstidedun mik.

15 jah ustauhana warþ so baurgswaddjus .e. jah .k. daga menoþis Ailulis .n. daga jah .b.

14 *προφήταις οἳ ἐνουθέτουν με.*

15 *καὶ συνετελέσθη τὸ τεῖχος πέμπτῃ καὶ εἰκάδι τοῦ μηνὸς Ελουλ ἐν πεντήκοντα καὶ δύο ἡμέραις.*

14 *προφηταις*] *προφητων* Holm. Castill. Bernh. *ενουθετουν*] *ησαν φοβεριζοντες* Holm. Castill. Bernh.

prophetarum, qui terrebant me *Tisch.*

15 *συνετελεσθη*] *ετελεσθη* Holm. Castill. Bernh. *του-ελουλ*] *του ελουλ μηνος* Holm. Castill. Bernh. *μηνος αλλουα* Ohrl. *του μηνος αλουλ* Lag. *εν*] *εις* Holm. Castill. Bernh.

completus est autem murus vigesimo quinto die mensis Elul, quinquaginta duobus diebus *Tisch.*

16 jah warþ swe hausidedun fiands unsarai allai, jah ohtedun allos þiudos þos bisunjane unsis jah atdraus agis in ausona ize abraba, jah ufkunþedun þatei fram guþa unsaramma warþ usfulliþ þata waurstw.

17 jah in dagam jainaim managai weisun þize reikjane Judaie þaiei sandidedun aipistulans du Tobeiin jah Tobeias du im.

18 managai auk in Judaia ufaiþjai weisun imma, unte megs was Saixaineiins sunaus Aieirins jah Joanan sunus is nam dauhtar Maisaullamis sunaus Barakeiins du qenai.

19 jah rodidedun imma waila in andwairþja meinamma jah waurda meina spillodedun imma jah aipistulans insandida Tobeias ogjan mik.

16 *καὶ ἐγένετο ἡνίκα ἤκουσαν οἱ ἐχθροὶ ἡμῶν πάντες, καὶ ἐφοβήθη πάντα τὰ ἔθνη τὰ κύκλῳ ἡμῶν καὶ ἐπέπεσε φόβος ἐν ὀφθαλμοῖς αὐτῶν σφόδρα καὶ ἔγνωσαν ὅτι παρὰ τοῦ θεοῦ ἡμῶν ἐγενήθη τελειωθῆναι τὸ ἔργον τοῦτο.*

17 *καὶ ἐν ταῖς ἡμέραις ἐκείναις πολλοὶ ἦσαν τῶν ἐντίμων τῶν Ἰουδαίων ὧν αἱ ἐπιστολαὶ αὐτῶν ἐπορεύοντο πρὸς Τωβίαν καὶ αἱ Τωβίου ἤρχοντο πρὸς αὐτούς.*

18 *πολλοὶ γὰρ ἐν τῇ Ἰουδαίᾳ ἔνορκοι ἦσαν αὐτῷ, ὅτι γαμβρὸς ἦν τοῦ Σεχινία υἱοῦ Ηιρα καὶ Ιωαναν ὁ υἱὸς αὐτοῦ ἔλαβε τὴν θυγατέρα Μεσολλαμ υἱοῦ Βαραχία εἰς γυναῖκα.*

19 *καίγε τὰ συμφέροντα αὐτῷ ἔλεγον ἐνώπιόν μου καὶ τοὺς λόγους μου ἐξέφερον αὐτῷ καὶ ἐπιστολὰς ἀπέστειλε Τωβίας φοβῆσαί με.*

16 *οι-παντες*] *παντες οι* Holm. Castill. Bernh. *εφοβηθη*] *εφοβηθησαν* Holm. Castill. Bernh. *εν*] *σφοδρα εν* Holm. Castill. *μεγας σφοδρα εν* Bernh. Compl. *του θεου*] *τω θεω* Ohrl.

factum est ergo cum audissent omnes inimici nostri, ut timerent universae gentes quae erant in circuitu nostro et conciderent intra semetipsos et scirent quod a deo factum esset opus hoc *Tisch.*

17 *πολλοι-αυτων*] *απο πολλων εντιμων Ιουδα επιστολαι* Holm. Castill. Bernh. *Τωβια*] *Τωβιου* Lag.

sed in diebus illis multae optimatum Judaeorum epistolae mittebantur ad Tobiam et a Tobia veniebant ad eos *Tisch.*

18 *πολλοι γαρ*] *οτι πολλοι* Holm. Castill. Bernh. *τη Ιουδαια*] *Ιουδα* Holm. Castill. Bernh. *αυτω*] *αυτων* Lag. *σεχενια*] *σεχενιου* Lag. Ohrl. *ηιρα*] *ηραε* Holm. Castill. *ηραι* Bernh. Compl. *Ιωαναν*] *Ιωναν* Lag. Holm. usw. *Ιωναθαν* cet. codd. *Ιωαναν* FA. *Tisch.* *ὁ*] fehlt Holm. Castill. Bernh. Ohrl. *μεσολλαμ*] *μεσουλαμ* Holm. Castill. Bernh. *μοσολλαμ* Lag. *μεσολλαμ* 108. Ohrl. Ferner 4. Reg. 21, 19 (Lagarde). *βαραχια*] *βαραχιου* Lag. Ohrl.

multi enim erant in Judaea habentes iuramentum eius, quia gener erat Secheniae filii Area, et Johanan filius eius acceperat filiam Mosollam filiam Barachiae *Tisch.*

19 *καιγε*] *καιγε και* Lag. *καιγε* 93. 108. Compl. Bernh. Ohrl. *και* Holm. Castill. *τα-τους*] *τους λογους αυτου ησαν λεγοντες προς με και* Holm. Castill. *τα*

σνμφεροντα αυτω ελεγον (*ελεγεν* 108. Compl. Ohrl.) *ενωπιον μου και* 93. 108. Bernh. Ohrl. Lag. *εξεφερον*] *ησαν εκφεροντες* Holm. Castill. Bernh. *φοβησαι*] *φοβερισαι* Holm. Castill. Bernh.

sed et laudabant eum coram me et verba mea nunciabant ei: et Tobias mittebat epistolas ut terreret me *Tisch.*

Cap. 7.

1 Jah warþ swe gatimrida warþ so baurgswaddjus jah gasatida haurdins jah gaweisodai waurþun daurawardos jah liuþarjos jah Laiwweiteis.

2 jah anabauþ Ananiin broþr meinamma jah Ananeiin fauramaþlja baurgs Jairusalems (unte sa was wair sunjeins jah ogands fraujan ufar managans).

3 jah qaþ im: ni uslukaindau daurons Jairusalems, und þatei urrinnai sunno...

13 ... hunda m. e. (45).

14 sunjus Zaxxaiaus .ƕ. .j. (760).

1 *και ἐγένετο ἡνίκα ᾠκοδομήθη τὸ τεῖχος καὶ ἐπέστησα τὰς θύρας καὶ ἐπεσκέπησαν οἱ πυλωροὶ καὶ οἱ ᾠδοὶ καὶ οἱ λευῖται,*

2 *και ἐνετειλάμην τῷ Ἀνανίᾳ ἀδελφῷ μου καὶ τῷ Ἀνανίᾳ ἄρχοντι τῆς βάρεως Ιερουσαλημ* (*ὅτι αὐτὸς ἦν ἀνὴρ ἀληθὴς καὶ φοβούμενος τὸν κύριον ὑπὲρ πολλούς*).

3 *καὶ εἶπον αὐτοῖς οὐκ ἀνοιγήσονται αἱ πύλαι Ιερουσαλημ ἕως ἀνατείλῃ ὁ ἥλιος ...*

13 .. (*ἐννα*)*κόσιοι τεσσαράκοντα πέντε* (Hebr. 845—945).

14 *υἱοὶ Ζακχαίου ἑπτακόσιοι ἑξήκοντα* (Hebr. 760).

1 *επεστησα*] *εστησα* Holm. Bernh. *ᾠδοι*] *ᾀδοντες* Holm. Bernh. — postquam autem aedificatus est murus et posui valvas et recensui ianitores et cantores et Levitas *Tisch.*

2 *βαρεως*] *βιρα εν* Holm. *βηρα εν* Bernh. *ην ανηρ*] *ανηρ* Lag. Ohrl. *ως ανηρ* Holm. *ην ως ανηρ* Compl. Bernh. *ην ανηρ* codd. Ax FA *Tisch.* *κυριον υπερ*] *θεον παρα* Holm. *θεον υπερ* Compl. Bernh.

praecepi Hanani (Anani) fratri meo et Hananiae (Ananiae) principi domus de Jerusalem (ipse enim quasi vir verax et timens deum plus ceteris videbatur) *Tisch.*

3 *ειπον*] *ειπα* Holm. Bernh. Ohrl. *αι*] fehlt Holm. Bernh. *εως — ηλιος*] *εως αμα τω ηλιω* Holm. Bernh. — et dixi eis: non aperiantur portae Jerusalem usque ad calorem solis *Tisch.*

13 *εννακοσιοι τεσσαρακοντα πεντε* I. II. III Lag. *οκτακοσιοι* (*εννακοσιοι* 93. 108) *τ. π* I *εννακοσιοι* II Holm. *εννακοσιοι* (*εκατον* cod.) *εβδομηκοντα πεντε* III Holm.

octingenti quadraginta quinque I nongenti quadraginta quinque II *Tisch.*

14 (fehlt III Holm.) = I. II (*Ζακχαι* III) Lag. *Ζακχου* I. II Holm. *Ζακχαια* Bernh. Ohrl. *επτακοσιοι*] *οκτακοσιοι* 55. *εξακοσιοι* 52. *εξηκοντα*] *εικοσι τρεις* 93.

15 suniwe Banauis .x. .m. .b. (642).
16 suniwe Babaawis .x. .k. .g. (623) ...
17 suniwe Asgadis þusund .ƕ. .∩. .q. (1776).
18 suniwe Adoneikamis .x. .j. .q. (666).
19 suniwe Bagauis twa þusundja .j. .q. (2066).
20 suniwe Addinis .w. .n. .d. (454).

15 *υἱοὶ Βανου ἑξακόσιοι τεσσαράκοντα δύο* (Hebr. 648 — 642).
16 *υἱοὶ Βαβαϊ ἑξακόσιοι εἴκοσι τρεῖς* (Hebr. 628 — 623).
17 *υἱοὶ Ἀσγαδ χίλιοι τριακόσιοι (διακοσιοι, ἑξακόσιοι) ἑβδομήκοντα δύο* (Hebr. 2322 — 1222).
18 *υἱοὶ Ἀδωνικαμ ἑξακόσιοι ἑξήκοντα ἕξ* (Hebr. 667 — 666).
19 *υἱοὶ Βαγοι δισχίλιοι ἑξήκοντα ἕξ* (Hebr. 2067 — 2056).
20 *υἱοὶ Ἀδδιν τετρακόσιοι πεντήκοντα τέσσαρες* (Hebr. 655 — 454).

κγ 52. — filii Zachai septingenti sexaginta *Tisch.* Beachte got. *Zakkaius* Luc. XIX, 1 fgg.

15 *Βανουι*] *Βαναιου* I *Βαναια* II. III Lag. Ohrl. *Βανουι* I. II Holm. Bernh. *Βανι* III Holm. *τεσσαρακοντα*] *εξηκοντα* I *τεσσαρακοντα* II. III Lag. *δυο*] *οκτω* II. III Holm. — filii Bani (Bannui, Bennui) sexcenti quadraginta duo (octo) *Tisch.*

16 *Βαβαϊ*] *Βοκχει* I. II. III Lag. *Βηβι* I *Βαβαϊ* II. *Βηβαι* III Holm. Bernh. *Βοκχι* Ohrl. *εικοσι*] *τριακοντα* III Holm. *τρεις*] *οκτω* I Holm. — filii Bebai sexcenti (dcc) viginti tres (octo) *Tisch.*

17 *Ασγαδ*] *Αϛγαδ* I. III *Ασιαδ* II Lag. *Ασγαδ* I. II Holm. Bernh. *Αργαι* III Holm. *Ασιαδ* Ohrl. *χιλιοι*] *δισχιλιοι* Lag. I Holm. Ohrl. *χιλιοι* II. III Holm. Bernh. *τρισχιλιοι* codd. *τριακοσιοι*] *διακοσιοι* I. II. III Lag. II Holm. Bernh. Ohrl. *εξακοσιοι* III Alex. *εβδομηκοντα*] *εικοσι* I. II Lag. I. II. III Holm. Bernh. Ohrl. *εβδομηκοντα* III Holm. cod. *δυο*] Lag. I. II Holm. Bernh. Ohrl. *οκτω* cod. *τρεις* cod. — filii Azgad mille (duo millia) ducenti (d, trecenti) viginti duo *Tisch.* filii Arcad mille CCCXXII (quadringenti viginti septem) *Sabatier.*

18 *εξ*] *επτα* I Holm. *πεντηκοντα επτα* cod. *τριακοντα επτα* III Holm. *τεσσαρακοντα επτα* Alex. — filii Adonicam sexcenti sexaginta sex (septem) *Tisch.*

19 *Βαγοι*] *Βαγουια* I *Βαγουαι* II. III Lag. *Βαγουε* II Holm. Bernh. Ohrl. *εξηκοντα*] *πεντηκοντα* II Lag. II Holm. Bernh. Ohrl. *εξακοσιοι* III Holm. *εξακοσιοι εικοσι* cod. *εξ*] *επτα* I Holm. — filii Beguai duo millia sexaginta (quinquaginta) sex (septem) *Tisch.*

20 *Αδδιν*] *Αδδει* I. III *Εδδει* II Lag. *Ηδιν* I *Αδδιν* II Holm. Bernh. *Αδινου* III Holm. *εδδι* Ohrl. 108. *τετρακοσιοι*] *εξακοσιοι* I. III Lag. Ohrl. III Holm. cod. *δισχιλιοι* II Lag. *εξακοσιοι* I *τετρακοσιοι* II Holm. Bernh. *τεσσαρες*] *πεντε* I Holm. *εξ* III Holm. — filii Adin quadringenti (sexcenti) quinquaginta quattuor (quinque) *Tisch.*

21 sunaus Ateiris sunaus Aizaikeiinis[a] niuntehund jah .h. (98).
22 suniwe Bassaus .t. .l. .g. (333).
23 suniwe Jorins .r. .i. .b. (112).
24 suniwe Assaumis .s. .k. .g. (223).
25 suniwe Gabairis .ϥ. .e. (95).
26 suniwe Baiþalaiem[b] .r. .k. .g. (123).
27 suniwe Naitofaþeis .r. .m. .q. (146).

a) l. *Aizaikeiins*. b) *Biaaaiþlaem* cod. Ambr.

21 *υἱοὶ Ατηρ τῷ Εζεκια ἐνενήκοντα καὶ ὀκτώ* (Hebr. 98).
22 *υἱοὶ Βασσου τριακόσιοι τριάκοντα τρεῖς* (Hebr. 328—323).
23 *υἱοὶ Ιωρα ἑκατὸν δέκα δύο* (Hebr. 112).
24 *υἱοὶ Ασσομ διακόσιοι εἴκοσι τρεῖς* (Hebr. 324—223).
25 *υἱοὶ Γαβερ ἐνενήκοντα πέντε* (Hebr. 95).
26 *υἱοὶ Βαιθαλαιεμ ἑκατὸν εἴκοσι τρεῖς* (Hebr. 188—123).
27 *υἱοὶ Νετωφαθει ἑκατὸν δέκα ἕξ* (Hebr. 56).

21 *Ατηρ*] *Αθηρ* I. III. *Αθερ* II Lag. Ohrl. *Εζεκια*] *Εζεκι* II. Lag. *Εζεκιου* III. Holm. *και* fehlt I. II. III Holm. Bernh. *οκτω*] *δυο* cod. III Holm. *εξ* cod. *εννεα* cod. — filii Ater (Ather) filii Hezeciae (qui erant ex Ezechia) nonaginta octo *Tisch.*

22 (an anderer stelle III Holm.) *Βασσου*] *Βασση* I. *Βασει* II Lag. Ohrl. *Βασσει* III Lag. *Βεσει* I. *Βασσου* II Holm. Bernh. *Βασσαι* III Holm. *τριακοντα*] *εικοσι* II. III Lag. I. II. III Holm. Bernh. Ohrl. *τρεις*] *τεσσαρες* I Holm. *πεντηκοντα τεσσαρες* Compl. *χιλιοι διακοσιοι εικοσι δυο* cod. — filii Besai trecenti viginti tres (quatuor) *Tisch.* In I Holm. und Tisch. geht dem v. 22 voraus: *υιοι Ησαμ τριακοσιοι οκτω* (filii Hasem trecenti viginti octo); fehlt Lag.

23 (fehlt III Holm.) *Ιωρα*] *Ιωρηε* I. II Lag. Ohrl. *Ωραι* III Lag. *Αριφ* I Holm. *Ιωρα* II Holm. Bernh. — fili Jora (Hareph, Areph) centum duodecim *Tisch.*

24 (fehlt III Holm.) *Ασσομ*] *Ασωμ* II. *Ασομ* III Lag. Ohrl. *Ασεν* I. *Ασουμ* II Holm. Bernh. — filii Hasum (Asom, Hasem) ducenti (trecenti) viginti tres (octo) *Tisch.* (übrigens in Esr. II, 7 nicht v. 24, sondern v. 22.)

25 (fehlt III Holm.) *Γαβερ*] *Γαβαων* I. III Lag. I Holm. *Γαβερ* II Lag. II Holm. Bernh. Ohrl. *πεντε*] *τρεις* 93. — filii Gebbar (Gabaon, Zabaon) nonaginta quinque (XV) *Tisch.*

26 *Βαιθαλαιεμ*] *Βηθλεεμ* I. II Lag. Ohrl. *Βιθλεεμ* III Lag. *Βαιθαλεμ* I. *Βεθλαεμ* II Holm. Bernh. *Βαιθαλεεμ Βεθαλεεμ Βηθαλεεμ Βαισαλεεμ Βαρθαλεεμ Βαιδλαεμ Βεθλεεμ* codd. *εκ Βαιθλωμων* III Holm. — filii Bethlehem centum viginti tres *Tisch.* (Esr. II, 7. 26 abweichend vgl. zu v. 27).

27 *Νετωφαθει*] *Νετωφατι* I. II. III Lag. Ohrl. *Ατωφα* I. *Νετωφα* II Holm. *Νετωφαθ* Bernh. *Νετωφαθει* : *Νετωφατει* 93. *Νετωφαθι* 248. *οι εκ Νετωφας* III Holm. *Νετουφαθι* II Reg. 23, 29 (Lag.). *εκατον δεκα*] *πεντηκοντα* I. II. III Holm. Bernh. *ογδοηκοντα* Compl. *εξ*] *οκτω* Compl. *πεντε* III Holm. — viri Netupha quinquaginta sex *Tisch.* (Esr. II, 7 lautet: filii Bethlehem et Netupha centum octoginta octo = 123 + 56; auch bei Lag. I und Holm. I ist v. 26 an v. 27 angeschlossen).

28 suniwe Anaþoþis .r. .k. .h. (128).
29 suniwe Asmoþis .r. .n. .h. (158).
30 wairos Kareiaþiaareim jah Xafira jah Beroþ .*lv*. .m. .g. (743).
31 wairos Rama jah Gabaa .x. .i. .b. (612).
32 wairos Makmas .r. .k. .b. (122).
33 wairos Baiþilis jah Aia[a] s. k. g. (223).

a) *Aai* cod. Ambr.

28 *υἱοὶ Αναθωθ ἑκατὸν εἴκοσι ὀκτώ* (Hebr. 128).
29 *υἱοὶ Ασμωθ ἑκατὸν τεσσαράκοντα ὀκτώ* (Hebr. 42).
30 *ἄνδρες Καριαθιαρειμ καὶ Χαφιρα καὶ Βηρωθ ἑπτακόσιοι τεσσαράκοντα τρεῖς* (Hebr. 743).
31 *ἄνδρες Ραμα καὶ Γαβαα ἑξακόσιοι εἴκοσι τρεῖς* (Hebr. 621).
32 *ἄνδρες Μαχμας ἑκατὸν εἴκοσι δύο* (Hebr. 122).
33 *ἄνδρες Βαιθηλ καὶ Αια διακόσιοι εἴκοσι τρεῖς* (Hebr. 123 — 223).

28 *Αναθωδ*] *οι εξ Αναθωθ* III Holm. *εικοσι*] *πεντηκοντα* III Holm. Beachte dass auch in der bei Sabatier abgedruckten Vulgata des 3. Esrabuches zu diesem namen CLVIII (vers. alt. CLXII) verzeichnet ist, möglicherweise ist daher 158 in v. 29 hierauf zurückzuführen. Vgl. übrigens v. 46. — Viri Anathoth centum viginti octo *Tisch.*

29 *υιοι*] *ανδρες* II Holm. *Ασμωθ*] *Ασθμωθ* I. *Αμωθ* II Lag. Ohrl. *Βηθασμωθ* I. *Αζμωθ* II Holm. *οι εκ Βαιθασμων* III Holm. *Ασμωθ* III Lag. Compl. codd. Bernh. *εκατον*] fehlt I. II. III Holm. Bernh. *τεσσαρακοντα*] *εικοσι* I. II Lag. Ohrl. *οκτω*] *δυο* III Lag. I Holm. Bernh. *τρεις* II Holm. — viri (filii) Bethazmoth (Bethamoth, Azmaveth) quadraginta duo *Tisch.*

30 *ανδρες*] *υιοι* II. III Lag. II Holm. Bernh. Ohrl. fehlt hier und im folg. III Holm. *Καριαθιαρειμ*] *Καριαθαριμ* I. *Καριαθιαριμ* II Holm. Ohrl. *οι εκ Καριαθιρι εικοσι πεντε* III Holm. *και Χαφιρα*] *και Κεφειρα* I. II Lag. Ohrl. *και Κεφηρα* III Lag. *Καφιρα* I. *Χαφιρα* II Holm. Bernh. *οι εκ Καφειρας* III Holm. *και Βηρωθ*] *και Αβηρωθ* I Lag. *Βηρωγ* III Holm. *τεσσαρακοντα*] *εικοσι* II Lag. Ohrl. *τριακοντα* cod. — viri (filii) Cariathiarim (Cariatharim), Cephira (Caephiara) et Beroth (Beloth) septingenti quadraginta tres *Tisch.*

31 (abweichend III Holm.). *ανδρες*] *υιοι* II. III Lag. II Holm. Bernh. Ohrl. *Ραμα*] *Αραμα* I. *της Ραμα* II Holm. Bernh. Ohrl. *εξακοσιοι*] *χιλιοι* cod. *τρεις*] fehlt I Holm. *εις* II Holm. Bernh. — viri (filii) Rama et Gabaa (Geba, Gaba, Gebai) sexcenti viginti unus *Tisch.*

32 *Μαχμας*] *Μακμας* II. III Lag. Ohrl. *Μαχεμας* I Holm. *οι εκ Μακαλων* III Holm. (sonst abweichend). *εκατον*] fehlt II Lag. Ohrl. — viri Machmas (Machimas) centum viginti duo *Tisch.* v. 33 — 37 fehlen III Holm.

33 *Βαιθηλ*] *Βεθηλ* I Lag. *Αια*] *της Γαι* I. II. III Lag. *Αι* I Holm. Bernh. *Αια* II Holm. Castill. *Γαι* Ohrl. mit cod. 108. *Αλια Αλεια Ελια* cod. *διακοσιοι*] *εκατον* I Holm. *τετρακοσιοι* II Holm. Castill. — viri Bethel et Hai (Gai) ducenti (centum) viginti tres *Tisch.*

34 wairos Nabawis .n. .b. (52).
35 sunjus Makebis[a] .r. .n. .q. (156).
36 sunjus Ailamis anþaris þusundi .s. .n. .d. (1254).
37 sunjus Eeiramis .t. .k. (320).
38 sunjus Lyddomaeis jah Anos .*ƕ*. .k. .e. (725).
39 sunjus Eiaireikons .t. .m. .e. (345).
40 sunjus Ainnaïns .g. þusundjos .x. .l. (3630).

a) l. *Makbeis?*

34 *ἄνδρεσ Ναβαυ πεντήκοντα δύο* (Hebr. 52),
35 *υἱοὶ Μαγεβις ἑκατὸν πεντήκοντα ἕξ* (Hebr. 156).
36 *υἱοὶ Αιλαμ ἑτέρου χίλιοι διακόσιοι πεντήκοντα τέσσαρες* (Hebr. 1254).
37 *υἱοὶ Ηιραμ τριακόσιοι εἴκοσι* (Hebr. 320).
38 *υἱοὶ Λυδδωμαει καὶ Ανω ἑπτακόσιοι εἴκοσι πέντε* (Hebr. 721 — 725).
39 *υἱοὶ Ιεριχω τριακόσιοι τεσσαράκοντα πέντε* (Hebr. 345).
40 *υἱοὶ Ενναα τρισχίλιοι ἑξακόσιοι τριάκοντα* (Hebr. 3930 — 3630).

34 *ανδρες*] *υιοι* II. III Lag. II Holm. Castill. Bernh. Ohrl. *Ναβαυ*] *Ναβια* I. *Ναβου* II Holm. Castill. Bernh. *πεντηκοντα*] *εκατον πεντηκοντα* I Holm. *ετερου πεντηκοντα* Compl. — viri (filii) Nebo (alterius) quinquaginta duo *Tisch.*

35 fehlt I Holm. I Tisch. *Μαγεβις*] *Μαγβεις* I. *Μακβεις* II. III Lag. Ohrl. *Μαγεβις* II Holm. Castill. Bernh. — filii Megbis centum quinquaginta sex II *Tisch.*

36 *υιοι*] *ανδρες* I Holm. *Αιλαμ ετερου*] *Ηλαμααρ* I Holm. *Ηλαμαρ* II Holm. Castill. *Ελαμ ετερου* 93. *Αιλαμ* 108. *Αιλαμ* (*Ηλαμ*) *ετερου* Compl. Bernh. *τεσσαρες*] *δυο* I Holm. — viri Aelam (Helam) alterius mille ducenti quinquaginta quatuor (LIII) *Tisch.*

37 *Ηιραμ*] *Ιηραμ* II Lag. *Ηραμ* I Holm. Bernh. Ohrl. *Ηλαμ* II Holm. Castill. *Εραμ Ιραμ Ερηαμ* codd. *εικοσι*] *εικ. και πεντε* II Lag. — filii Harem (Arem, Harim, Arim) trecenti viginti *Tisch.*

38 *Λυδδωμαει*] *Λυδδων Αδειδ* I. II. *Λυδδων Αδιδ* III Lag. *Λοδαδιδ* I. *Λοδαδι* II Holm. Castill. *Καλαμωλαλου* III Holm. *Λυδδωναιδ* 93. *Λυδδωναι Λυδδωναειδ* 108 Ohrl. *Λυδδωμαιδ* 108. *Λυδδων* Bernh. *Ανω*] *Ωνω* I. II Holm. Castill. *Ωνους* III Holm. *Ανω* 93. 108. *εικοσι πεντε*] *πεντηκοντα* III Lag. *πεντε*] *εις* I Holm. — filii Lod Hadid (Adid, Adin) et Ono (Onon) septingenti viginti quinque (unus) *Tisch.*

39 (bei Holm I. Tisch. vor 38) *τριακοσιοι*] *διακοσιοι* III Holm. *οκτακοσιοι* cod. *τεσσαρακοντα*] *εικοσι* cod. — filii Jericho trecenti quadraginta quinque *Tisch.*

40 *Ενναα*] *Σενναα* I. II. III Lag. II Holm. Castill. Bernh. *Σαναα* I. *Σαναας* III Holm. *Αναα Ανααs Αναs* codd. *Ενναα* 108. 19. Ohrl. *τρισχιλιοι*] *χιλιοι* cod. *εξακοσιοι*] *εννακοσιοι* I. *τριακοσιοι* III Holm. *τριακοντα*] *εις* III Holm. *τρεις* cod. *τριακοντα τρεις* cod. — filii Senaa (Sennaa) tria millia sexcenti (nongenti) triginta *Tisch.*

41 jah gudjans sunjus Aidduins us garda Jesuis niun hunda .ꝑ. .g. (973).
42 sunjus Aimmeirins þusundi .n. .b. (1052).
43 sunjus Fallasuris þusundi s. .m. .z. (1247).
44 sunjus Jareimis þusundi .i. .z. (1017).
45 jah Laiwweiteis sunjus Jesuis jah Kaidmeielis us sunum Odueiins .ꝑ. .d. (74).
46 sunjus Asabis liuþarjos .r. .n. .h. (158).

41 *καὶ οἱ ἱερεῖς υἱοὶ Εδδουα τῷ οἴκῳ Ιησου ἐνακόσιοι ἑβδομήκοντα τρεῖς* (Hebr. 973).
42 *υἱοὶ Εμμηρ χίλιοι πεντήκοντα δύο* (Hebr. 1052).
43 *υἱοὶ Φαδδασουρ χίλιοι διακόσιοι τεσσαράκοντα ἑπτά* (Hebr. 1247).
44 *υἱοὶ Ιαρειμ χίλιοι δέκα ἑπτά* (Hebr. 1017).
45 *καὶ οἱ Λευῖται υἱοὶ Ιησου καὶ Κεδμιηλ τοῖς υἱοῖς Ωδουια ἑβδομήκοντα τέσσαρες* (Hebr. 74).
46 *υἱοὶ Ασαφ οἱ ᾠδοὶ ἑκατὸν τεσσαράκοντα ὀκτώ* (Hebr. 148—128).

41 *και* fehlt II Lag. I. III Holm. *υιοι*] *υιοι των ιερεων υιοι* III Lag. *Εδδουα*] *Ιεδδουα* II Lag. Bernh. Ohrl. *Ιεδδουκ* III Lag. *Ιωδαε* I. *Ιεδουα* II Holm. Castill. *Ιεδδου* III Holm. *Εδδου Εδουα Εδδουα* codd. *τω οικω*] *εις οικον* I Holm. Fehlt III Holm. (auch im weiteren abweichend). — sacerdotes filii Idaia (Iadaia) in domo Josue (Hiesu) nongenti septuaginta tres (IIII) *Tisch.*

42 *υιοι Εμμηρουϑ διακοσιοι πεντηκοντα δυο* III Holm. — filii Emmer (Emmar) mille quinquaginta duo *Tisch.*

43 *Φαδδασσουρ*] *Φαδασσουρ* I. III Lag. *Φαδδας* II Lag. Ohrl. *Φασεουρ* I Holm. *Φασσουρ* II Holm. Castill. Bernh. *Φασσουρου* III Holm. *Φασεδουρ Φασουρ* u. a. codd. *χιλιοι*] *τρισχιλιοι* II Lag. Ohrl. *τετρακισχιλιοι* cod. *διακοσιοι*] fehlt III Holm. *οκτακοσιοι* cod. *τετρακοσιοι* cod. — filii Phashur (Phassor Pheshur Fessur) mille ducenti quadraginta septem *Tisch.*

44 *Ιαρειμ*] *Ιαριμ* II Lag. Ohrl. *Αραμ* III Lag. *Ηραμ* I. *Ηρεμ* II Holm. Castill. III Holm. abweichend. *δεκα*] fehlt II Holm. Castill. verweist auf *δεκα επτα* Compl. — filii Arem (Arim Harim) mille decem et septem *Tisch.*

45 *και οι*] fehlt II Lag. *υιοι των Λευιτων* III Lag. *και* I Holm. *οι* III Holm. *και Κεδμιηλ*] *του Καδμιηλ* I Holm. *Κεδμιηλ*] *Δεκμιηλ* I Lag. Ohrl. *Καδοηλου* III Holm. (auch sonst abweichend) *τοισ υιοις*] *εκ των υιων* codd. *Ωδουια*] *Ουδουια* I Holm. *εβδομηκοντα*] *χιλιοι εβδομηκοντα* II Lag. Ohrl. — Leuitae filii Josue et Cedmihel filiorum Oduiae (Hiesue Camihel Cethimihel Oduia Odouiae Obdeuiae) septuaginta quatuor *Tisch.*

46 *υιοι — ωδοι*] *οι αδοντες υιοι Ασαφ* I. II Holm. Castill. Bernh. *οι ιεροψαλται υιοι Ασαφ* III Holm. *ασαφ*] *ασαφαϑ* cod. Ohrl. *τεσσαρακοντα*] *εικοσι* II. III Lag. II. III Holm. Castill. Bernh. Ohrl. *οκτω*] *δυο* codd. *πεντε* cod. — cantores filii Asaph centum quadraginta (viginti) octo *Tisch.* apparentes sacris CXXVIII ad decantandum filii Asaph *Sabatier.*

47 sunjus daurawarde sunjus Saillaumis jah sunjus Ate...

47 *υἱοὶ τῶν πυλωρῶν υἱοὶ Σελλουμ υἱοὶ Ατη..*

47 *υιοι των πυλωρων*] *οι πυλωροι* I Holm. *οι θυρωροι* III Holm. *Σελλουμ*] + *τετρακοσιοι* III Lag. *Σαλουμ* I. III Holm. *Σελουμ Σαλλουμ* codd. *Ατη..*] *Αζηρ* Lag. *Αταρ* III Holm. — filii ianitorum (ianitores) filii Sellum (Sellam) filii Ater *Tisch.*

Im vorstehenden text sind 5 zahlen unbelegt geblieben (Neh. VII v. 17. 27. 29. 31. 46); bei Bernhardt waren es 7 (v. **17**. 19. 22. **27**. **29**. **31**. **46**), bei Ohrloff 11 (v. **17**. 19. 22. **27**. **29**. 30. **31**. 32. 43. 45. **46**). Dieser überschuss bei Ohrloff hängt damit zusammen, dass er noch des glaubens gewesen war, unsere gotische übersetzung sei nach Esra II gemacht. Hätte Ohrloff Nehemia zu grunde gelegt, so würde er unser günstigeres ergebnis erhalten haben und die unrichtigen zahlen v. 19. 22. 30. 32. 43. 45 würden ohne weiteres verschwunden sein. Die von Bernhardt v. 19. 22 eingesetzten falschen zahlen hängen gleichfalls damit zusammen, dass Esra II und nicht Nehemia VII als grundtext gewählt worden ist.

Was die namenformen betrifft, so geben jetzt nur noch 2 zu kurzen bemerkungen anlass. Liest man unter annahme einer in den fragmenten nicht ungewöhnlichen buchstabenversetzung *Makbeis* v. 35, so bleibt hierzu nichts mehr zu erinnern, dagegen ist *Fallasuris* v. 43 (-ll- aus -dd- verlesen?) ohne unterlage. Bei Bernhardt mussten verderbnisse in 10 fällen angenommen werden (v. 19. 24. 27. 33. 35. 37. 38. 40. 41. 43) und bei Ohrloff gar in nahezu 20 fällen. Es geht also nicht an, Esra II als textgrundlage beizubehalten, wenn mit Nehemia VII ein so viel günstigeres resultat erzielt wird, vgl. v. 14. 24. 31. 37. 41. 46; hätte Ohrloff auch die Septuaginta berücksichtigt, so würden ausserdem die abweichenden lesarten in v. 15. 17. 19. 21 verschwunden sein und er wäre wenigstens in einigen fällen über Bernhardt hinausgekommen.

Den richtigen sachverhalt zu erkennen, hinderte ihn jedoch seine einseitige auffassung der griechischen quelle. Einseitig war sie deswegen, weil tatsächlich sein textkritisches verfahren an Neh. VII scheiterte, weil seine überzeugung — der Gote habe auch für Neh. VII eine andere recension der Septuaginta benützt, als bisher angenommen worden — ohne rücksichtnahme auf die stark abweichende fassung des namen- und zahlenregisters gewonnen war. Sie kann nur für Neh. V und VI—VII, 3, nicht aber für das register in Neh. VII, 13 fgg. aufrecht erhalten werden. Schon für Neh. V und VI ist nicht kurzerhand mit

der von Ohrloff herangezogenen recension des griech. textes fertig zu werden (vgl. Neh. V, 14. 15. 18. VI, 15. 19. VII, 2).

Neh. V, 14 legte Ohrloff *καὶ ἕως* zu grunde ohne gotische entsprechung; desgl. V, 15 *κλοιον*; Neh. V, 18 las er *καὶ πρόβατα* : *lamba; καὶ διὰ δέκα ἡμερῶν ἐν πᾶσιν οἶνον* usw. *jah bi .i. dagans gaf wein.* VI, 15 *μηνος Αλλουα : menoþis* (?) *Ailulis.* VI, 19 *ἔλεγεν*: *rodidedun;* VII, 2 *αυτος ανηρ : sa was wair;* auch die formen *σεχενίου βαραχίου* VI, 18 sind mit den gotischen nicht vereinbar. Diesen differenzen gegenüber ist Ohrloff so verfahren, dass er äusserte (s. 273): „Bei der vergleichung des gotischen textes mit dem griechischen des cod. 108 entdeckt man in Nehemia eine reihe kleiner für den sinn unwesentlicher auslassungen und zusätze, welche um so mehr auffallen, je genauer sich die sonstige übereinstimmung der beiden texte erweist. Diese abweichungen erklären sich durch die berücksichtigung des geistes der gotischen sprache, welche hier auslassung, dort hinzufügung erforderte." Dass dieser ausweg der nächstliegende gewesen sei, wird man nicht behaupten wollen. Consequent wäre gewesen, wenn Ohrloff gesagt hätte, eine mit der gotischen übersetzung genau übereinstimmende vorlage sei noch nicht gefunden. Dieser gedanke lag aber Ohrloff ganz fern. Denn er constatiert ausdrücklich: diese abweichungen alle auf die vorlage zu schieben, geht schon aus dem grunde nicht an, weil die häufung der varianten in V, 18 bei der sonstigen wörtlichen übereinstimmung des cod. 108 mit dem cod. des übersetzers ganz unerklärlich wäre. Ohrloff scheint aber selbst den glauben daran verloren zu haben, denn gerade für die auffallenden varianten in V, 18 behauptet er einwirkung der Vulgata, hält es nun doch für unwahrscheinlich, dass der Gote selbständig übersetzt habe, hält es für wahrscheinlicher, dass die vergleichung der Vulgata zur wahl eines andern ausdrucks als die griechische vorlage bot, ihn veranlasst habe. Der übersetzer habe durch den wortlaut der Vulgata bestimmt an dem griechischen grundtext kürzungen vorgenommen. Gesetzt, dieses verfahren, den got. text auf eine mischung der lesarten einer griechischen und einer lateinischen vulgatahs. zurückzuführen, wäre das richtige, dann müsste es sich doch auch an dem namen- und zahlenregister von Neh. VII bewähren.

In diesem fall versagt es aber vollkommen. Schon bezüglich der namen *σεχενιου* und *βαραχιου* VI, 18 geht Ohrloff darauf aus, einer griech. vorlage die gen. *σεχενια* und *βαραχια* zuzuweisen, auch *ιωαναν* vermutet er als form der griech. quelle und deutet deren übereinstimmung mit der Vulgata an, ohne dass er die heranziehung der letztern

forderte. Für Neh. VII, 13 fgg. nimmt er verschreibungen, aber auch unterstützung des got. textes durch eine reihe griech. handschriften an, die sonst vor ihm keine gnade gefunden haben, weil er sich auf den standpunkt gestellt hatte, den er auch für Neh. V—VII, 3 hätte behaupten sollen: man könne nicht bestimmt wissen, wie die griechische form in der vorlage des übersetzers beschaffen gewesen sei (s. 266). Warum hat er dann für Neh. V—VII, 3 so genaue auskunft darüber geben zu können geglaubt? Als richtschnur war von ihm ausgegeben (s. 256): den text der codd. 19. 93. 108 dürfe man nur so zur beurteilung des gotischen verwenden, dass man im einzelnen fall, wo der got. text von dem texte dieser griech. handschriften abweicht, die möglichkeit berücksichtige, dass vielleicht der übersetzer in seiner vorlage eine abweichende lesart gehabt habe; besonders gelte dies von dem stück Neh. VII, 13 fgg. Und als ergebnis hatte Ohrloff gefunden (s. 256): nach den erhaltenen resten sei eine gewissenhafte, möglichst wörtliche widergabe des originals das leitende princip gewesen. Aber auch dies hat er nicht festgehalten; er durchlöchert dieses leitende princip mit der behauptung, der übersetzer habe sich von der herrschaft des originals frei gehalten, wo die wörtliche widergabe besondere schwierigkeiten gemacht, dem text ein ungefüges und unverständliches gepräge gegeben hätte. Wir haben es also mit einem übersetzer zu tun, der jetzt sklavisch seiner vorlage folgt, jetzt dem geist seiner nationalsprache huldigt und frei übersetzt; wir haben es mit einem übersetzer zu tun, der unter dem einfluss der griechischen kirche stehend selbstverständlich einen griechischen text übertragen, der aber auch einen lateinischen text zu rate gezogen hat — einen solchen sonderling von übersetzer wird man nicht leicht irgendwo widerfinden. Wenn die gotische bibel eine privatarbeit gewesen wäre, möchte man sich ihn noch gefallen lassen; Ohrloff erklärt es aber selbst für unzweifelhaft, dass mit „unsicherem“ material der Gote nicht gearbeitet habe (s. 255).

Des genaueren charakterisiert Ohrloff die arbeit des übersetzers wie folgt (vgl. s. 256 fgg.). Im wechsel der synonyma folgt er dem griech. text; griech. composita gibt er durch got. composita wider, für simplicia stehen simplicia; wo aber „das wesen seiner sprache es ihm angemessen erscheinen liess“, sieht er „von dem streng wörtlichen verfahren“ ab: er gibt V, 18 *προς τουτοις* durch *ana þo alla* wider, *ὅτι ἐβαρυνήθη τὸ ἔργον ἐπὶ τὸν λαὸν τοῦτον* durch *in þis ei ni kaurideđjau þo managein in þaim waurstwam*; VI, 17 *ὧν αἱ ἐπιστολαὶ αὐτῶν ἐπορεύοντο πρὸς Τωβίαν καὶ αἱ Τωβία ἤρχοντο πρὸς αὐτοὺς* erscheint in gotischer übersetzung als *þaiei sandidedun aipistu-*

lans du Tobeiin jah Tobeias du im. An diesen stellen soll das „wesen“ der got. sprache daran schuld sein, dass völlig abweichendes sich gegenübersteht: hängt es irgendwie an dem „wesen“ der got. sprache, dass der übersetzer das, was die von Ohrloff angenommene vorlage behauptet, negiert hat? Verlangt es das „wesen“ der got. sprache, *επορευοντο* mit *sandidedun* widerzugeben und demgemäss den ganzen satz umzugestalten? Es wäre möglich, dass *aipistulans insandida Tobeias* VI, 19 die formulierung von VI, 17 beeinflusst hätte, warum soll aber nicht auf grund von *ἐπιστολὰς ἀπέστειλε Τωβιας* VI, 19 analoges schon in der griech. vorlage des gotischen übersetzers eingetreten sein? Diese beiden stellen beweisen für sich schon, dass keine der uns bekannten griech. Nehemiahandschriften einen anspruch darauf hat, geradezu als vorlage des übersetzers zu gelten. Das wird auch gestützt durch eine variante wie *ἐν ὀφθαλμοῖς*: *in ausona* VI, 16 u. a. Den wichtigsten fingerzeig, in welcher richtung man sich bewegen muss, um zu der reconstruction der quelle des gotischen übersetzers zu gelangen, hat Ohrloff ungenutzt gelassen. Seine arbeit gieng darauf aus, den nachweis zu liefern, dass nicht die Septuaginta (repräsentiert durch den Vaticanus der ausgabe von Tischendorf), sondern eine andere recension bei den Goten bekannt gewesen sei. Nun war Ohrloff, im widerspruch zu dieser seiner these, darauf gestossen, dass in den geschlechtsregistern Neh. VII eine reihe von namen nicht mit dieser zweiten recension, sondern mit dem Vaticanus übereinstimmt (v. 20. 21. 22. 23. 29. 30. 41. 47). Statt sich mit dieser bedeutsamen tatsache abzufinden, reconstruierte Ohrloff für die von ihm bevorzugten codd. 19. 93. 108 einen archetypus, gab diese reconstruierten formen als die quellenmässigen des gotischen übersetzers aus und erklärte die uns überlieferten namenformen des cod. Ambr. als verderbnisse für wertlos. „Es ist etwas erreicht, wenn von einer anzahl namen der nachweis gelingt, dass sie fehlerhaft oder wenigstens unsicher sind und daher nur mit vorsicht oder besser gar nicht als material für die beurteilung der got. laute zu verwenden sind“ (s. 266). Den seltsamen zufall, dass in 8 fällen diese gotischen verderbnisse dieselben sind wie die des griech. Vaticanus der Septuaginta hat Ohrloff nicht beachtet.

Die Septuaginta des Vaticanus und der sich um ihn gruppierenden hss. stimmt in folgenden fällen aufs genaueste mit der gotischen übersetzung überein:

Σεχενια VI, 18: *Σεχενιου* Lag. : *Saixaineiins.*

Ιωαναν VI, 18 (cod. Frid.-Aug. Tisch.) : *Ιωναν* Lag. : *Joanan.*

Βαραχια VI, 18 : *Βαραχιου* Lag. : *Barakeiins.*

αὐτὸς ἦν ἀνήρ VII, 2 (cod. Frid.-Aug. Tisch.) : *αυτος ανηρ* Lag. : *sa was wair.*

Βανουι VII, 15 : *Βαναιου* Lag. : *Banauis.*

Βαβαϊ VII, 16 (bezw. Esr. II, 11) : *Βοκχει* Lag. : *Babaawis.*

Ασγαδ VII, 17 : *Αζγαδ, Ασιαδ* Lag. : *Asgadis.*

Βαγοι VII, 19 : *Βαγουια, Βαγουαι* Lag. : *Bagauis.*

Αδδιν VII, 20 (bezw. Esr. II, 15) : *Αδδει, Εδδει* Lag. : *Addinis.*

Ατηρ VII, 21. 45 : *Αζηρ, Αζερ* Lag. : *Ateiris.*

Βασσου VII, 22 (bezw. Esr. II, 17) : *Βασση, Βασ(σ)ει* Lag. : *Bassaus.*

Ιωρα VII, 23 (bezw. Esr. II, 18) : *Ιωρηε, Ωραι* Lag. : *Jorins.*

Βαιθαλαιεμ VII, 26 : *Βηθλεεμ, Βιθλεεμ* Lag. : *Baiþalaiem* (?).

Χαφιρα VII, 30 (bezw. Esr. II, 25) : *Κεφειρα, Κεφηρα* Lag. : *Xafira.*

Αια VII, 33 (bezw. Esr. II, 28) : *Γαι* Lag. : *Aia.*

τετρακόσιοι VII, 20 (bezw. Esr. II, 15): *ἑξακόσιοι* (*δισχίλιοι*) Lag. : *.w.*

Ferner gehört in diesen zusammenhang die stelle *δέδωκα τὸν οἶνον* V, 18 (codd. Serg.) : *οἶνον* Lag. : *gaf wein.*

Danach ist es nicht länger aufrechtzuerhalten, wenn man mit Ohrloff die durch den Vaticanus vertretene recension der Septuaginta für die vorgeschichte des gotischen bibeltextes ausser acht lassen und schlechtweg behaupten wollte, der Gote habe eine andere recension vor sich gehabt. Dem tatsächlichen verhältnis kommen wir offenbar um ein gutes teil näher, wenn wir davon ausgehen, dass der übersetzer einen sogenannten „gemischten text“ vor sich gehabt hat: der text Lucians bildete die grundlage — dieses ergebnis der Lagardeschen kritik wird dauernd bestehen bleiben — nicht aber die quelle der gotischen übersetzung; die griech. hs., die er benützt hat, war ein mischling; in den Lucianischen grundstock waren lesarten der griech. vulgata und wol noch einer dritten recension (der hesychischen?) eingedrungen. Nebenbei bemerkt, deckt sich diese annahme eines „gemischten textes“ mit dem, was die in der geschichte des bibeltextes erfahrensten männer über die griech. vorlage der neutestamentlichen gotischen übersetzung gefunden haben (s. o. s. 306).

Ohrloff glaubte sich nun aber mit der griech. vorlage allein nicht begnügen zu dürfen. Er hielt es für wahrscheinlich, dass schon der übersetzer bei seiner arbeit die lateinische Vulgata zu rate gezogen, nicht erst von späteren redactoren änderungen am bibeltext nach der Vulgata vorgenommen seien. Es handelt sich namentlich um Neh. V, 18: *jah was fraquman dagis hvizuh stiur .a. lamba gawalida .q. jah*

gaits .a. gamanwida was mis. jah bi .i. dagans gaf wein allai þizai filusnai jah allai þizai managein jah ana þo alla hlaif fauramaþleis meinis ni sokida in þis ei ni kauridedjau þo managein in þaim waurstwam. Bei der vergleichung mit dem griech. texte sind eine ganze reihe von anstössen geblieben, einige derselben glaubte Ohrloff mit hilfe der lateinischen Vulgata zu beheben. Diese hat den wortlaut: *parabatur autem mihi per dies singulos bos unus, arietes sex electi, exceptis volatilibus et inter dies decem vina diversa et alia multa tribuebam, insuper et annonas ducatus mei non quaesivi; valde enim attenuatus erat populus.* Ohrloff constatierte die übereinstimmung mit dem gotischen gegen den griechischen text in: *lamba*] arietes : και προβατα, *gaf wein*] vina diversa et alia multa tribuebam : εν πασιν οινον; *gamanwida was mis*] parabatur autem : εγινετο μοι. Ich habe gezeigt, dass προβατα (ohne και) dem von dem Goten bevorzugten Luciantext gehört, dass im gegensatz zu der von der gotischen fassung weitabstehenden lat. Vulgata griech. texte herangezogen werden müssen (δεδωκα = *gaf*) und kann nicht begreifen, was die lat. Vulgata zur erklärung von *gamanwida was mis* leisten soll. Man nehme doch nur die ganze stelle im zusammenhang! Ferner behauptet Ohrloff, das fehlen von κλοιον V, 15 beruhe auf der Vulgata: es fehlt jenes wort aber auch in der Septuaginta und der Complutensis. Wenn dem griech. οι αρχοντες οι εμπροσθε μου V, 15 *fauramaþljos þaiei weisun faura mis* = *duces primi qui fuerant ante me* Vulg. entspreche, liege auch hier einwirkung des lateinischen textes vor. Relativische umschreibungen dieser art sind aber in der gotischen bibel so häufig, dass wir dahinter got. sprachgebrauch und nichts anderes zu vermuten haben[1]. Got. *skalkos* V, 15 *þiwos* V, 16 sollen sich nicht mit παιδαρια 15. 16 decken, sondern mit dem wechsel zwischen *ministri* und *pueri* der Vulg. Das ist schon deswegen völlig belanglos, weil, wie wir wissen, in dem wechsel von synonymen eine bezeichnende eigenart des gotischen übersetzers gefunden worden ist. *gamainþs* V, 13 beruhe auf *multitudo* Vulg., nicht auf εκκλησια der griech. codd. Ich bestreite, dass *gamainþs* mit dem lat. *multitudo* gleichbedeutend sei und betone, dass *gamainþs* απαξ λεγομενον ist. Nur ein einziges von den bei Ohrloff genannten merkmalen ist nennenswert: das fehlen von εκει V, 16 im got. wie im lat. Nun besteht aber 1) eine so bedeutende abweichung zwischen der got. und lat. fassung nicht bloss in V, 16, sondern im ganzen umfang der

1) Dasselbe kommt in anschlag für V, 14 ἐνετείλατό μοι εἶναι: *anabauþ mis ei weisjau* : *praeceperat rex mihi ut essem* Vulg.

bruchstücke und 2) bleiben in der got. übersetzung noch eigentümliche lesarten genug, die auch mit hilfe der Vulgata sich nicht aufklären lassen, dass man kein recht hat, die Vulgata als quelle des übersetzers heranzuziehen. Dass es griech. hss. gegeben hat, welche in den berührten einzelpunkten der gotischen fassung näher gekommen sind als die uns verbliebenen griech. codd., geht aus den lesarten hervor. Wie nahe sind wir schon dem gotischen wortlaut durch die ausgabe Lagardes gekommen! Hätten wir erst den ächten alten Luciantext des 4. jahrh. (die ausgabe Lagardes beruht auf hss., deren keine älter ist als das XI. saec., und die geschichte des Lucianischen textes ist eine recht bewegte gewesen, vgl. A. Mez, Die bibel des Josephus s. 80 fgg.), so würden vielleicht jene differenzen noch mehr reduciert werden. Die alttestamentlichen bruchstücke geben uns nirgends das recht, einwirkung der latein. Vulgata auf die got. übersetzung zu constatieren.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der schlussfolgerung Bernhardts, die auch Ohrloff aufrecht erhalten und neu zu begründen gesucht hat: weil der grundtext des Nehemia von dem Goten so willkürlich behandelt sei, könne die übersetzung nicht von Wulfila herrühren. Hätte der von Bernhardt construierte griech. text die vorlage des übersetzers gebildet, dann würde man allerdings anlass haben, ihm beizutreten. Vergleicht man aber den von mir gegebenen griech. grundtext, so verschwindet jeder anhaltspunkt für jene ungewohnte „willkür". Was Ohrloff beigebracht hat, besteht aus lexikalischen, syntaktischen und orthographischen einzelnheiten[1], die nicht entfernt ausreichen, um den schluss zu stützen, der Nehemia sei nicht von Wulfila und nicht im 4. jahrhundert übersetzt worden. Auf die übersetzungspraxis kommt es an. Die äussere beschaffenheit unserer überlieferung im einzelnen gibt nicht den ausschlag. Über die verfasserfrage kann also erst gehandelt werden, wenn die quellenfrage und übersetzungspraxis bei den Evangelien und Episteln klargestellt sein wird.

1) Vgl. die bemerkung Ohrloffs über acc. pl. *aipistulans* Ztschr. VII, 286. Was er über *ei* (s. 288 fgg.) beibringt, hat schon deswegen gar nichts zu bedeuten, weil die zeichen ι, η, ει in den griech. hss. promiscue gebraucht werden, es uns daher völlig freisteht, als griech. formen vorauszusetzen, was der Gote aufgenommen hat.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

ZUR KRITIK UND ERKLÄRUNG DES VON H. PAUL HERAUSGEGEBENEN GEDICHTES: TRISTAN ALS MÖNCH.

V. 227 fg. *Daz du mir geseitest ie Daz ich an einen zwîfel lie Miner frouwen hulde:* Dazu bemerkt Paul: „*lie* ist auffallend, da der conj. zu erwarten ist.“ Nach meiner auffassung dürfte hier eine seltene, wol aus dem dialekte des dichters zu erklärende conjunctiv-form = *lieze* anzunehmen sein. In v. 1466 scheint dieselbe form vorzuliegen, nur mit einem diäretischen *h* versehen: *ob iuch untriuwe lihe und so* (S. *sol*) *vil riuwe*, wo der herausgeber *lieze* für *lihe* gesetzt hat. Dort hat man vielleicht zu lesen: *ob iu untriuwe lihe eht sô vil riuwe.* Verkürzungen von *lieze* und *liezen* (3. pers. plur.) lassen sich bekanntlich auch in dem indicat. praet. nachweisen, so *gelie du* = *gelieze du* Virginal 220, 11; *lien* 396, 11 und die beispiele in der anmerkung dazu sowie bei Weinhold, Mhd. gr. § 358; *si lient* im Parz. von Wisse u. Colin 387, 31; 401, 43. Analog sind die formen *gie, gien* = *gienge, giengen* von *gân* (*gangen*), vgl. namentlich Hildebrand im Dwb. IV, 1. abt. 2. hälfte, 2391, wo ebenfalls ein conjunctiv *gie* (: *hie*) aus Teichner nachgewiesen ist, sowie formen mit diäretischem *h*; dazu ist auch zu vergleichen Kraus in der anm. zu den DG. XI, 455.

V. 311—13 heisst es von einem mantel: *er was wol gezieret, Dar under geschrickieret* (S. *geschieret*) *Von zobelen und von harmen: geschrickieret* wol verderbt aus *geschackieret*, über welches man vergleiche das Mhd. wb. II, 62, Cornelius Kil. ed. Hasselt 551 *schaeckieren, variegare, alternare, variare;* Diederic van Assenede Floris 1504 *die pancel was met siden ghewracht, ghestict, gescakiert* (: *ghefiert*); Älteste statuten v. Görlitz 394, 32 *gescheckierte seydene kolner* (= *koller*).

V. 369—70 *wan diu wîze varwe Ist âne valter* (R. *folter*) *garwe:* wol *volter* oder *vulter* zu lesen für *valter* nach den nachweisen in der Germania 35, 195.

V. 387 fg. ist von einem sattel die rede: *Diu geschelle wâren rischîn, Die blaster rôt sîdîn.* Zu *geschelle* („die schellen am reitzeug, das schellengeläute“), auch in Parz. 257, 3 und 295, 26 unter den teilen des *gereites* erwähnt, will *rischîn* nicht recht passen, wenn man es im sinne von „fischbeinern“ nimmt, wie im Orendel 902 *si zugen im schâchzabelspil in einem bret was rischîn.* Für *geschelle* könnte man daher *gestelle* vermuten, vgl. J. Tit. 3138 *des satelbogen stelle* und dazu Germania 32, 118. Zu *rischîn* vergleiche man übrigens noch

Konr. Fleck, Flor. 2790 *im wâren die satelbogen eins merrisches:* Diederic van Assenede Floris 1508 *die sadelbòme hadde een sadeler ghemaect van Ròme ende ghesneden van rischrebben:* Schultz, HL. I, 492 führt aus altfranz. dichtern an *sele d'os de poison de mer* und *sele de l'os d'une batleine.* Von den *schellen* ist in dem in rede stehenden Tristan erst v. 397 gesprochen. — Für das auch vom herausgeber beanstandete *blaster* ist zu lesen *balster* = *bolster,* vgl. Konrad von Ammenhausen, Schachzabelb. 11855 *daz er im welle rêhîn hâr stôzen in sîns satels balster* (:*galster*); Oberlin I, 87; Lexer II, 200 s. v. *palster;* Steinmeyer-Sievers, Ahd. gl. III, 443, 52 *pelta, palster;* 669, 51 *putastrum, palstir.*

V. 399 fg. *Die stegereife guldîn Wâren zwei wurmelîn, Die* (R. *Den*) *zügel si in dem munde riengen* (S. *munt geringen*); für *zügel* hat man wol *zagel* oder *zägel* zu lesen; ähnlich ist was Hartmann im Erec 7669 sagt: *die stegereife — — gebildet nâch zwein trachen — — die zagele si ze munde bugen;* derselben schilderung hat der dichter unseres Tristan auch den vers 393 entlehnt *mit sîden undertragen;* der ausdruck findet sich nur im Erec 7684 wider.

V. 406—7 *Die targatêle* (?) *wâren Ze mâzen breite borten: targatele* ist hier von einem schreiber verlesen für *tarmgürtele* = *darmgürtel;* die form *tarmgurteln* findet man in den varr. zu Parz. 197, 7; *tarmgürtel, trangurtel* in den varr. zu Flore 2878; *tarengürtel* im Parz. von Wisse u. Colin 694, 45; *targuirtel* bei Oberlin II, 1623.

V. 410—13 *Der satel alsô er solde Mit stangen wol behenket, Von sîden geschrenket, Rôt wîz blâ brûn val:* als ornament oder teil des sattels sind *stangen* nicht nachweisbar. Wahrscheinlich hat man *strangen* dafür zu lesen, das auch dem sinne nach besser passt zu *von sîden geschrenket.* Beide wörter sind hin und wider von schreibern verwechselt, so in Mariae himmelfahrt Konrads von Heimesfurt 625; in der Kaiserchr. 14104 (vgl. varr.); in Lassbergs LS. I, 522, 117. *Strangen* am sattel werden erwähnt in den Fastnachtsp. 440, 28 *die stegraif waren aus widen gepunden* (*gewunden?*) *Mit strangen an den sattel gepunden.*

V. 530 *diu willekomen dô flugen:* ausser den vom herausgeber hierzu angemerkten parallelen vgl. noch Konrad Troj. 29496 *ahî, wie manic willekomen des mâles im engegen flouc!*

V. 544 fg. *Die frouwen si abe* (*den rossen*) *nâmen Jeglîcher die im von Tristande Bevolhen was ze lande;* der zusammenhang scheint *ze hande* zu fordern für *ze lande.*

V. 547—48 *Ze vorderst gie Keidîn Mit Îsôt der swester sîn:* in beiden handschriften *Za walleis* statt *Ze vorderst;* die änderung des herausgebers liegt doch zu weit ab von dem wortlaute der überlieferung, obwol sie dem zusammenhange nicht zuwider ist. Mir scheint *walleis* aus *balleis, ballas* = *palas* verderbt zu sein, so dass man etwa *zem palas* als das ursprüngliche anzusehen hätte wie in Gotfrids Trist. 9777 und 11151; der *palas* war ohnehin der ort, wo der hof die ankommenden gäste zu empfangen pflegte.

V. 656—57 *Si vielen nider und sliefen An einem sêbette gar:* für *sêbette* lies *sebede,* elsässische form für *semede;* beispiele davon bei Oberlin II, 1466 und Lexer s. v. *semede;* Niger Abbas 575 *biblus, bintze, byese od. sebede;* Diefenb., Gloss. 518[c] *scirpeus, sebedisch;* Pritzel u. Jessen 80 s. v. *carex.* Nach höfischer sitte waren bekanntlich die fussböden (und sessel) in sälen und zimmern, zumal bei festlichen gelegenheiten, den gästen zu ehren mit gras, binsen u. dgl. bestreut, so mit *gras u. semede* Moritz v. Craon 1176 und Parz. von Wisse u. Colin 339, 2; mit *gras* und *blumen* Heinr. v. Freiberg Trist. 887; Kolocz. 58, 106 (= GAbent. II, 470, 104); Muskatbl. 12, 49; mit *binzen* Parz. 549, 13; 83, 28; Georg 5539, mit *ruschen* Leyser, Predd. 41, 4 (vgl. 40, 30); mit *sebeden u. liesche* Weist. I, 674. Nach Dreyhaupt, Beschr. des Saal-kreyses I, 232 sind beim empfange des erzbischoffes in Halle a. 1546 die ratsstuben mit *meyen besteckt und mit grase bestrauet worden;* vgl. auch Schiller-Lübben II, 140[a].

V. 674 *Tristan, daz dir got gewîche!* ebenso 1576 *daz mir got gewiche!* und 1130 *daz ime got gewiche!* An der letzteren stelle hat die eine hs. *gewüche,* die andere *getwich.* Statt *gewiche* steht in dergleichen verwünschungsformeln der älteren zeit sonst immer *geswiche,* fast nie *gewiche.* Auch hier wird *geswiche* das ursprüngliche gewesen sein; vgl. Weinhold, Die ahd. verwünschungsformeln s. 6; dort wird *entwichen* mit einem beispiele aus Lassbergs LS. (citat stimmt nicht!) belegt; füge hinzu Flore 5277 *sô entwiche mir gôt,* wo sich auch *geswîche* als das echte vermuten lässt.

V. 709—11 *Dô trugen mich mîne witze Nach doten mynnen hitze* (?). *Wil mich min frouwe mîden:* die zweite zeile lautet in S. *Mich dotten myne hitze.* Nach *witze* hat man wol einen punkt zu setzen; das folgende liesse sich etwa so gestalten: *mich toetent minne hitze,* mit komma am ende. Im plural erscheint *hitze* noch in Albers Tnugdalus 1119; Martina 16, 60; Keller, Altd. gedd. 66, 7; 105, 8.

V. 770—72 *Niht grôzes ime daran geschach. Er weinde sîner frouwen zorn. Wê ime! si wânde in hân verlorn:* für *grôzes* bieten

die hss. *grüsses;* mir scheint daher *grûses* das ächte zu sein; *daran* — an dem anblick der leiche; für *weinde* vermute ich *meinde:* Tristan kümmerte sich weniger um den toten ritter, wie er vorgab, als um den *zorn* der geliebten. *Wê ime* könnte aus *wenne* — *wan* verlesen sein.

V. 982—83 *Des möhte ich niht entwenken. Wunder mich nimet dirre schulde:* den zweiten dieser verse hält auch der herausgeber für „verderbt". Ich vermute: *Vunder mich ie mit* (oder *in*) *dirre schulde;* vgl. Windsbeke 40, 8 *der in den schulden vunden wirt;* Pass. K. 306, 49 *mit schult er sich im erbôt;* nach *entwenken* müsste dann ein komma stehen.

V. 881 fg. *Dô sprach aber Kornewâl: Herre, daz hân ich manic jâr Getân:* der reim hat, wie Paul selber sagt, sonst nicht seines gleichen in dem gedichte. Ich sehe nicht ein, weshalb nach *Kornewâl* nicht mit S. *fürwâr* stehen kann.

V. 955 *Ze stunt viel er an sînen fuoz:* in S. *sie* für *viel,* daher könnte auch *seic* das ächte gewesen sein.

V. 961 *Wan er sô vorhteclichen sprach:* in R. *folleclichen,* in S. *felleklichen;* daher etwa *flêheclichen.*

V. 966—68 *Umb êre bôt ich veile Beide lîp unde guot Einem ritter wol gemuot:* in den hss. *wart;* darnach dürfte man eher *vuort* als *bôt* vermuten; *veile vüeren* erscheint seit dem 12. jahrhundert häufig, so ausser den in den wörterbüchern angeführten stellen noch Wernhers Maria 189, 14; Spec. eccles. 170, z. 22; Heinr. v. Melk, Priesterl. 233; Eilhart 814; Herbort, Troj. 13170; M. v. Craon 337; Neidhart v. R. 51, 27; Br. Wernher in MSH. II, 234ᵃ (VI, 2); Ulrich v. Eschenbach, Alexander 21360; Spiegel der tugend in Altd. bl. I, 102, 345.

V. 1138—39 *Weiz got, uns wîben niemer wirt Ersetzet dîn dienest und dîn zuht: niemer* fehlt in beiden handschriften; statt *und* steht in S. *noch;* daher vermute ich *uns w. enwirt Ersetzet dîn d. noch dîn zuht.*

V. 1067—75 *Tristandes nôt über hof erschal. Dô wart michel fröuden val. Sô sîme wîbe geseit wart Daz er an âventiuren vart Sîn leben hete geendet, Ir was vil nâch erwendet Wunne klagen unde leben Unde fröude dô begeben Umbe den helt vermezzen:* für *nôt* in der ersten zeile erwartet man vielmehr *tôt,* denn der dichter bezieht sich zurück auf die worte Kornewals in v. 1055 *mîn lieber herre erslagen ist.* Auch in den folgenden zeilen scheint die überlieferung gestört. So fällt auf, dass hier schon Tristans weib erwähnt wird, während von ihr eigentlich und im besondern erst in v. 1180 und 1342

die rede ist. Wollte der dichter schon an dieser stelle schildern, welchen eindruck die trauerkunde auf das weib gemacht habe, so würde er sich wol in diesen und den nächst folgenden versen anderer redeweise bedient haben. Zunächst lag es ihm doch ob zu sagen, welchen eindruck die todesnachricht auf die umgebung des hofes und das „gesinde“ Tristans machte, erst nachher berichtet er, wie der könig und die königin, Keidin und zuletzt Tristans weib sich dazu stellten. Daher vermute ich *sîme gesinde* für *sîme wîbe.* Auch v. 481 heisst es *Tristan gâhete über daz gevilde mit sîme gesinde zuo den Briten,* und als Kornewal mit der todesnachricht sich dem könig Artus nähert, sagt der dichter v. 1049 *daz gesinde michel wunder nam, daz er sus klegelîche kam, si hôrtenz, wan ez was nâhe bî.* Auch hier steht das *gesinde* im vordergrunde. Setzt man aber *gesinde* für *wîbe* ein, so hat man auch *in* für *ir* in v. 1072 zu schreiben. Ausserdem ist im darauf folgenden verse *klagen* gegen sinn und zusammenhang; *wunneklagen* ist möglicherweise aus *wunneclichen* verderbt, und dann könnte die zeile ursprünglich so gelautet haben: *wunne unde wunneclichez leben* = Gotfrids Trist. 19044.

V. 1167—68 *Mich riuwet der schade gemeine, Du riuwest mich mêre eine:* für *riuwest* hat R. *envuwest; enriuwest* scheint mir das echte zu sein; die negation *en-* neben *mêre* war doch nach der älteren sprache ausreichend, um den sinn auszudrücken: ich traure nicht mehr um dich allein.

V. 1184—86 *Gaches muoste si lîden* (: *erlîden*) *Ir schande ir geverten* (?) *Wan si ez niht mohte erherten:* in S. *mîden* für *lîden, scheiden* für *schande;* daher vermute ich *g. m. si mîden die schar der geverten.* Zu der seltenen bedeutung von *erherten* vgl, J. Tit. 4205, 3; auch 828, 4.

V. 1200—2 *Si vant ouch leides genuoc, Dô si ze der bâse kam. Ir leit doch dar nâch ende nam:* von dem letzten verse bemerkt der herausgeber, er könne sich darauf beziehen, dass sie später erfuhr, dass ihr mann nicht tot war. Vielleicht aber hat man *liep* (freude) für *leit* einzusetzen.

V. 1238—40 *Doch solt du des haben aht Daz wir gar verlorn hân Swaz ie dehein liut gewan:* im letzten verse bietet R. *leit do heine lûte,* S. *leit do kein lut;* daraus vermute ich *swaz liebes ie dehein liep gewan.*

V. 1256—59 *Joch hiez ich armer Keidîn Dîn swager und dîn geselle; Sô wê dir, ungeselle, Wie du dich verkêrest mir!* Was soll der ausdruck hier: *daz ungeselle verkêrt sich mir?* Für *dich* ist wol

daz zu lesen; „schwager und gesell“ wurde Keidin bisher von Tristan angeredet; ein missgeschick hat nun dem ein ende gemacht.

V. 1269 zu *willekomender man* vgl. *volkomender man* bei Boppe in MSH II, 377[b]; *vollekomender man* könnte auch bei unserem dichter gestanden haben; darauf führen wenigstens die synonymen ausdrücke, die der dichter sonst in der anrede gebraucht, so v. 1900 *Tristan, aller saelden man!* 2007 *manne beste!*

V. 1352—55 *Ahi wie lihte ich daz verkür, Schiede eht ich diz scheiden Sô daz der tôt uns beiden Gebe gelîchez ende:* für *ich* im 2. verse möchte ich *sich* lesen sowie *gaebe* für *gebe.*

V. 1694 fg. *Des abbetes kappelân, Der niuwe der nu wart ze münche, Verbarc sich mit der twünche* (?) *Der einen kurtzen zumtzlag* (?) *Durch die brâ er über den salter sach:* für *twünche* ist bereits in der anmerkung von Paul *tünche* aufgestellt worden, ebenso ist auch v. 985 zu bessern, wo in S. *ein thunnig,* in R. *entwiche* überliefert ist, vgl. ahd. *tunihha* bei Graff, Sprachsch. V, 431. Die *tunica* erscheint neben der *cuculla* als bekleidungsstück der Benediktiner in der von Troxler herausgegebenen Regel 57, 1 und anm.; Diefenb., NGl. 374[a] wird *tunica* durch *pfaffenroc* widergegeben. Schwierigkeit macht noch *zumtzlag.* In S. lautet die betreffende zeile *vnd det ein kurzen smurtzlach.* Anfangs glaubte ich es für eine jener bekannten, besonders auf alemannischem und bairischem gebiete üblichen diminutivformen auf *-lach* ansehen zu dürfen, etwa *sunftzlach* = *siufzlach,* halblauter seufzer. Allein Weinhold hat in seiner AGr. § 263 wol mit recht bemerkt, dass diese bildungen erst seit dem 14. jahrhundert gewöhnlich wurden. Übrigens treten dieselben niemals als maskulina auf. Mit mehr wahrscheinlichkeit glaube ich jetzt darin eine zusammensetzung zu erkennen: *der smutzlach* = *daz smutzelachen* im Karlmeinet 129, 41; 138, 17; *schmutzlächeln, schmutzlachen* DWb. IX, 1141, *schmutzerlachen* 1139; vgl. was ebenda 1137 über *schmutzen* und *schmotzen, subridere,* bemerkt ist sowie die beispiele von *lach* m. = das lächeln bei Lexer I, 1807. Mit näherem anschluss an die überlieferung in S. lässt sich daher die betreffende zeile so herstellen, *und tet einen kurzen smutzlach;* vgl. Kolmar. Meisterl. 86, 6 *von einem affen, der tet einen lûten lach.*

V. 1881 *Unde wischte ime den munt:* S. *wuste,* R. *wûsch;* nach den beispielen bei Weinhold AGr. § 29 und 32 würde ich der dialektform in S. den vorzug geben.

V. 1923—24 *Dô ergaebe du zehant Kür* (?) *ze rittere dich:* lies *Mir* für *Kür.*

V. 1979—80 *Diu hât dir ze minne Sîn niht denne den tôt gegeben:* lies *niht wan* für *niht denne* wie 2140—42, 2257, 2270 usw.; auch 2614 hat S. *denne* für *wan.*

V. 2063 *Ouwê mir, vil armez wîp (: lîp):* der ausdruck *vil armez wîp,* als vokativ wie als nominativ gefasst nach *ouwê mir,* ist ganz ungewöhnlich, hier aber durch den reim geschützt; ebenso heisst es nach beiden handschriften v. 695 *wê mir, unsaelic man,* wo aber der herausgeber *unsaeligem* in den text gesetzt hat. Sonst pflegt hier wie anderwärts der dativ oder genetiv zu stehen, so v. 702, 1287, 1306, 1444, 1518, 1560. Vielleicht hat man an beiden stellen *ich* statt *mir* zu schreiben wie im Erec 3356 *owê ich saeldelôsez wîp;* Hiltebolt von Schwanegön in MSH. I, 283[a] (14, 1) *owê ich armer.*

V. 2113—16 *Ouwê vil armer Kornewâl, Wie geschah dir armen ie alsô Daz du dich von ime dô ... Ime daz wunder widerfuor:* statt eine lücke nach der dritten zeile anzunehmen liesse sich wol folgende änderung anbringen: *Daz du dich von ime naeme dô, Dô ime daz wunder* usw.; der ausfall von *naeme* und *dô* lässt sich graphisch unschwer rechtfertigen.

V. 2331 *Ich waene, si bevandez (: Tristandes):* warum nicht *bevandes?* Der genitiv nach *bevinden* findet sich ausser den im Mhd. wb. III, 319[b], 32 vermerkten stellen auch noch in Wolfr., Willeh. 63, 15 *daz ich der kost nie bevant;* Cl. Hätzlerin I, 120, 8.

V. 2342—43 *Ich huop mich ûz durch bejagen Eines morgens dô an einem tagen:* die form *tagen* ist, wie auch in der anmerkung dazu bemerkt wird, unerhört. Nahe liegt die änderung *e. m. dô ez begunde tagen.* Aber wie konnte daraus unter den händen der schreiber *an einem tagen* entstehen? Vielleicht hat man *jagen* (subst. = jagd) zu lesen; vgl. 1573 *durch mîn unsaelic jagen.*

V. 2400—2 *Und ist, daz ir iuch verzîhent mir, Sô wirt durch muoter lieber gir* (?) *Sô belîbe ich âne liep mit leide:* Mit recht wird in der anmerkung dazu *mîn* für *mir* vermutet, vorausgesetzt dass *verzîhent* richtig ist. Die zweite zeile könnte dann etwa gelautet haben: *sô wirt doch munder liebe* (oder *liebes*) *pîn.* Aber *verzîhent,* das der herausgeber an stelle des von beiden handschriften überlieferten *verliebent* eingesetzt hat, steht nicht sicher. Dem wortlaute der handschrift liegt noch näher *verlübent = verlobent,* vgl. *verlüben* bei Lexer III, 170 und *gelüben = geloben* I, 828; Auer, Stadtr. v. München art. 5 *daz er ez versworn hab oder verlübt;* Schönbach, Predd. I, 111, 41 *des verlübe dich. Sich verlüben* oder *verloben* c. gen. würde hier bedeuten: sich von etwas lossagen, darauf verzicht leisten; vgl. auch *sich*

eines d. verlouben. Indessen auch bei dieser auffassung vermag ich noch nicht allen zweifel zu unterdrücken. Mit dem ausdruck *sich verlieben* könnte man sich am ende doch befreunden, wenn man ihn als das gegenteil von *sich gelieben* denken dürfte; der dichter kann ihn grade hier mit absicht gewählt haben, wie er mehrere verse hindurch nach art der liebesbriefdichter mit den worten *liep* und *liebe* in den verschiedensten wendungen zu spielen sucht. In diesem falle müsste *mir* unangetastet bleiben, und der andere vers könnte lauten: *sô wirt doch wunder liebes gir.*

ZEITZ, 1896. FEDOR BECH.

UNTERSUCHUNGEN ZUR ENTWICKELUNGSGESCHICHTE DES VOLKSSCHAUSPIELS VOM DR. FAUST.

II.

Die erste geisterstimmenscene.

In M² di lo schho schle[1] folgt auf den durch die geisterstimmen fortgesetzten monolog nicht wie sonst die Wagnerscene mit ihrem anhang, sondern die beschwörung. Als retardierendes element erhalten die geisterstimmen so eine grössere dramatische bedeutung, und der zuschauer wird sie unwillkürlich eher als bestandteil der beschwörungsscene denn als anhängsel des monologs ansehen. Von solchen fassungen angeregt haben einige der sonst bei der alten anordnung gebliebenen texte die geisterstimmen vom monolog weg und vor die beschwörung gelegt: es sind texte, die mit entsprechenden der oben genannten verwandt sind: Bso mit schhoschle, M¹M³f Kollm. CF mit M²di. In B²B³ sind überdies noch grosse bestandteile der scene vor die verschreibung, also weit ins stück hinein getragen und oberflächlich den dortigen verhältnissen angepasst worden[2]. In Sw ist die scene in majorem Caspari gloriam umgedichtet worden, steht aber noch im ersten akt[3]. So haben wir eine geisterstimmenscene in allen fassungen ausser GMüO, aus denen sie in verhältnismässig später zeit geschwunden sein wird. Ihre ursprüngliche lage ist unzweifelhaft die hinter dem monolog. Sie bildet einen der ältesten teile des dramas.

1) Vgl. auch Mountford. Jedenfalls hatte auch die Neubersche fassung diese umgestaltung, vgl. den anhang über die arien. 2) Vgl. B 136, anm. 6.

3) Eine bizarre idee, die übrigens wol der vorkommenden verwandlungen wegen — die sw wider aufgegeben hat — eher einem kopfe des 18. jahrhunderts entsprungen sein wird, als dem eines modernen principals.

Die überlieferung verdunkeln zwei momente: versificierung der alten prosa einerseits, teilweise oder völlige ersetzung durch die entsprechende stelle aus Faust dem grossen Manne (=FdgM) anderseits. Ausserdem zeigt B noch direkten einfluss Klingers[1], A ändert selbständig das aus FdgM übernommene. Da cdifjlo[2]schhoschleso nur in den dürftigsten umrissen bekannt sind, bleiben für die kritik AB (ausserdem $B^2 B^3$) DJKrLM^1M^2SSwUWschha übrig, BSSw aber nur für einzelne teile.

Die älteste gestalt der scene scheint die folgende gewesen zu sein:

I, 1. Namentliche anrufung Fausts durch eine stimme zur rechten: 2. er solle in der theologie fortfahren, 3. dann würde er glücklich sein. II, 1. Namentliche anrufung durch eine stimme zur linken: 2. er solle die nigromantie ergreifen, 3. dann würde er glück und vor allem befriedigung des (im monolog hauptsächlich betonten; s. s. 193) verlangens nach ruhm erlangen. III, 1. Faust wundert sich, 2. recapituliert das in I, 2 und II, 2 gehörte, indem er erst angibt, er höre zwei stimmen, und sagt, woher sie kommen, 3. überlegt und 4. beschliesst der stimme zur linken zu folgen.

I und II sind in schhaschhoschle = Schütz-Dreher umgestellt. Vielleicht bewahrt auch Sw eine erinnerung an diese dann wider aufgegebene umstellung, denn hier wird in III, 2 der inhalt von II, 2 vor dem von I, 2 recapituliert.

I, 1 und II, 1 fehlen in schha. Zweimal wird Faust in J und LM^1M^2 gerufen[3], ebenso bei Klinger. Das lat. *Fauste* nur noch AW.

Zwischen I, 1 und I, 2 sowie zwischen II, 1 und II, 2 schiebt W einen satz Fausts He wer rufet mir ein, den W^2 in I wider weglässt, aber ohne die dazugehörige scenische bemerkung Faust (sich umsehend) zu streichen. Die änderung soll den effekt steigern, eine absicht, die W oft bekundet.

I, 2. So nur noch DJKr. In B LM^2 drängt sich neben das alte eine warnung, deren typischer wortlaut[1] den gedanken nahe legt, dass er mit der später zu betrachtenden einschiebung V, 2 verwandt ist und ihr zum vorbilde gedient hat. Alle anderen fassungen lassen den engel

1) B ist von Klinger, AM^3S von FdgM abhängig, vgl. die beschwörungsscene.

2) Über die mutmassliche, jedesfalls stark abweichende fassung von lo lasse ich mich am besten bei der betrachtung der arien unseres stückes aus.

3) In I, 1 daraus Johannes Faust M^2. Man beachte, dass in diesem nebensächlichen punkte alle drei Sachsen gegen die andern fassungen stimmen, sicher kein zufall, und wertvoll für die methode.

4) Die worte Dein (böses) vorhaben und warnen begegnen in BL (s. 24) M^2 Kollm. K und M^1 (Sw) W.

nicht nur pro domo (I, 2a), sondern auch gegen die nigromantie sprechen (I, 2b); AM^1U stehn (mit der anordnung I, 2a; I, 2b) deutlich Wschha (I, 2b; I, 2a) gegenüber. ALM^1U Wschha haben hier einen stereotypen satz, der vielleicht aus BM^2Kr geschwunden ist, weil Kr überhaupt das alte gern umgestaltet, BM^2 aber das steife latein für die wahrscheinlich ihren fassungen zu grunde liegenden verse nicht brauchen konnten. Die contrarede (I, 2b) muss, wenn wir sie auch schon in U finden, secundär sein, da wir ihr allmähliches eindringen in die sächsischen fassungen so gut verfolgen können, da die früh abgezweigten Böhmen und Kr sie nicht kennen und die recapitulation in III, 2 nur in ganz jungen fassungen auf sie bezug nimmt. Die intensität ihrer verbreitung nimmt von west nach ost ab.

I, 3. Das alte bewahren DJLM^1W, negative erweiterung zu dem sonst beibehaltenen alten gedanken hat M^2. BKr (auch U an späterer stelle, vgl. s. 350) projicieren das glück ins jenseits. Allen diesen fassungen stehen AU mit einer schroffen drohenden warnung gegenüber. Sie kann nicht ursprünglich sein, schon deswegen nicht, weil sie doch wol erst nach der entstehung der contrarede I, 2b verfasst sein kann. In LW und bei Klinger folgt eine entsprechende drohung viel später, vgl. s. 352; doch scheint sie hier durch eine mit AU verwandte fassung hervorgerufen, wie besonders die fassung von L deutlich zeigt. In schha fehlt I, 3 ganz.

II, 2. So noch in AJM^1M^2U; in den anderen fassungen ist eine contrarede (II, 2b) daneben gesetzt worden. Zugleich scheint das alte verbum fahre fort durch ein synonym zu erwähle ersetzt worden zu sein. Wenn schha f. f. noch hat, so kann das ein zeichen für spätere übernahme der contrarede sein, natürlich aber auch angleichung an I, 2. Diese contrarede entstand sicher in einem anderen archetypus als I, 2b, denn der gang der verbreitung ist dem dortigen gerade entgegengesetzt.

II, 3. Die anstachelung des ehrgeizes neben der glücksversprechung haben DJKrM^2 hier, A$B^2B^3M^1$SU an weiter nach hinten hin verschobener stelle (VII, 2) bewahrt. In LWschha ist die pointe verloren gegangen. Doch haben *W*schha sie gewiss gehabt und zwar an der ABM^1SU entsprechenden stelle, und erst aufgegeben, als sich mit ihr das specielle neue und möglicherweise sehr wirksame motiv, Faust die vollkommenheit versprechen zu lassen, kreuzte. In der fassung von W ist das noch ausserordentlich deutlich[1]. schha outriert

1) Er soll hier „beglückt, vollkommen und angenehm“ bei allen menschenkindern werden; da hat sicher ursprünglich über alle m. gestanden.

die vollkommenheit und trägt sie auch nach II, 3 hinein; hier sind die anklänge an das alte motiv stärker verwischt als in W. Bei L ist augenscheinlich die wörtliche angleichung an I, 3 schuld an dem verlust der pointe. — An dieser stelle haben LM¹W(schha, s. das eben gesagte) einfache glücksversprechung, AU einen in der form höchst altertümlichen, aber unstreitig secundären gedanken, der das motiv des unbefriedigten wissens hier so aufnimmt, wie es der umarbeiter, der hinter AU steckt, auffasst. Auch hier wider dokumentiert sich das formale schulwissen dieses umarbeiters, ein punkt, der zu seiner identificierung mit dem des monologes völlig ausreicht[1].

III, 1. In AD mit III, 2 verschmolzen. Kr nimmt rücksicht auf die specielle situation, die Faust, wie auch BM², hier schlafen lässt. Dieselben worte hat Kr im anfang des 4. akts.

III, 2 Fehlt schha, s. 349 anm. 2. Nur I, 2 (a)[2] und II, 2 (a) werden recapituliert in AU, I, 2 (a) und II, 2 (a) 3 in J; I, 2 (a) 3 und II, 2 (a) 3 in L; I, 2 (a) 3 und II, 2 a b 3 in D; I, 2 b und II, 2 (a) 3 in M²; I, 2 (a) und II, 2 a b in Kr; I, 2 (a) und II, 2 b in W¹; I, 2 b und II, 2 (a) in M¹W². BSw sind hier zu sehr entstellt. In ALM¹M² (man beachte, dass wider alle drei Sachsen zusammen stimmen!) fehlt die sonst überall[3] anzutreffende angabe des ortes, woher die stimmen kommen, in M² ausserdem die, dass es zwei stimmen seien. Dass diese letztere angabe von anfang an dastand, ist sicher und für die kritik wichtig, s. s. 350. AU stimmen darin zusammen, dass sie die stimmen als concurrenten bezeichnen, M¹W darin, dass sie das plötzliche ertönen der stimmen hervorheben.

III, 3. Infolge der später erfolgten einschiebungen schwanken die fassungen hier mehr als in den sonstigen alten bestandteilen der scene. Eine überlegung als übergang zu III, 4 müssen wir notwendig für den ältesten archetypus voraussetzen. Hier war spielraum genug für schöngeistige bemerkungen; vielleicht brachte hier der held der Kurtzschen truppe, Grünberg, seine „stets neu und interessant erscheinenden“ ansichten über magie vor, von denen F. L. Schroeder so entzückt war. Den grössten anspruch auf alter hat wol der gedanke: „die theologie ist mir nicht mehr angenehm, die nigromantie

1) So wirst du der gelehrteste doctor werden, so jemalen in Asia, Afrika, Amerika und ganz Europa gelebt hat AU (in A ist der relativsatz gestrichen). Vgl. s. 191.

2) Mit (a) bezeichne ich die alte einfache gestalt des passus in den fassungen, die b nicht aufgenommen haben.

3) DJ fallen hier ausser betracht, s. 353, 3.

erfüllt meine wünsche, also ...“ Das finden wir noch in den fassungen von AJKrLUWschha wider, doch nur in AJU hier, in LWschha an anderer stelle, in Kr nur in dem unvermittelten lieben von III, 4. — Swschle (= teile von Schütz-Dreher) hatten hier Hercules am scheidewege angebracht.

III, 4. Fehlt W^2. Ursprünglich gewiss keine aufforderung, sondern nur äusserung des entschlusses der stimme zur linken folgen zu wollen. Am besten halten $DJLM^2Sw$ das alte fest, die die rechte nicht einbeziehen. Schon U zeigt den übergang zur verwerfung der rechten[1], die weitere entwickelung in absteigender linie zeigen D — M^1W Kr — Aschha. Die letzte stufe hat den imperativ in der verwerfung der rechten, zu dem schon Kr ansetzt und zu dem der vocativ in M^1W überführt. Wenn U als einziger text einen imperativ an die linke hat, so mag das folge der eingetretenen unsicherheit sein und vielleicht ein zeichen dafür, dass damals schon die letzte stufe Aschha existierte und einwirken konnte.

In dieses ursprüngliche bild der scene drangen nun neue motive ein, die, von einem archetypus ausgehend, allmählich auch auf andere fassungen einwirkten. Die Böhmen DJ zeigen ihre sonderstellung, die von dem fremden idiom möglichst gestützt werden musste, hier besonders deutlich.

1. Eine solche neuerung ist die befragung der stimmen. Sie zieht naturgemäss die antwort nach sich. Hierdurch entstehen die neuen teile: IV (befragung des engels), V (antwort d. e.), VI (b. d. teufels), VII (a. d. t.).

Von dieser neuerung nicht betroffen sind die Böhmen DJ, die beiden Sachsen LM^2 und wahrscheinlich einzelne Schütz-Drehersche fassungen[2]. Als mutmassliche heimat bleiben also AKrUW übrig.

1) .. wirst du zur r. mir nicht behülflich seyn, du aber zur l. folge mir U.

2) Der ausdruck Horns: F. erkennt gar bald, von wem die stimmen wäre sonderbar schief, wenn wir für schho die befragungen annehmen müssten, aber ganz angemessen, wenn wir annehmen, dass F. in III von selbst hinter das wesen der stimmen gekommen sei, ungefähr so wie in Sw, auch einem Schütz-Dreherschen texte, Casper das wesen der stimme zur linken erkennt, natürlich à la Casper. In Sw ist die befragung offenbar jung: es wird nur der engel ausgefragt. In B (s. 131) fehlt die befragung ganz. In B^2B^3 (s. 136) ist sie allerdings eingedrungen. Bleiben schle schha. schle hat höchst wahrscheinlich die befragung gehabt, schha hat sie in extenso. Aber gerade schha zeigt meines erachtens deutlich, dass sie in ihm secundär sein muss. Warum fehlt hier wol III, 2, dem wir sonst überall begegnen? Ich kann mir diesen auffälligen mangel nicht anders erklären, als dass ein vorgänger von schha (wie Sw und wahrscheinlich auch schle) III, 2 noch an der alten stelle hatte, dass dann

Das alte schema konnte durch den hinzutritt von IV—VII folgende gestalt gewinnen:

1) I. IV. V. II. VI. VII. III.
2) I. IV. V. III. [1. 2a.] II. VI. VII. III. [2b. 3. 4.]
3) I. II. IV. V. VI. VII. III.
4) I. II. III. [1. 2a.] IV. V. VI. VII. III. [2b. 3. 4.]

Nun ist die gestalt 1. nirgends[1], eine an 2. erinnernde nur in dem ganz entstellten Sw erhalten. Wir dürfen also als ganz sicher annehmen, dass der archetypus für IV—VII die beiden anrufungen nicht von einander getrennt hatte. Damit stimmt nun sehr schön die stereotype angabe der zahl der stimmen in III überein, die nur sinn hat, wenn III unmittelbar auf I II folgt. Ferner steht in sämtlichen fassungen ein teil von III, 2 hinter II; es fällt also auch 3. für den archetypus aus und es bleibt für ihn nur 4. übrig.

In III, 2a halten AKrM¹UW genau das alte, bereits oben besprochene bild von III, 2 fest.

An III, 2a schliesst sich ohne übergang die frage IV an in ALU[2], ein solcher (III, 5) ist da in B²B³KrM¹Wschha — Wschha und BKr nähere gruppen bildend —, ein analoger, (III, 6) vor VI in B²B³Kr.

IV. VI. Die frage lautet in sämmtlichen fassungen stimme zur r. (l.), wer bist du?, nicht „was willst du?“ Das hatten die stimmen ja schon in I, 3 und II, 3 gesagt. So werden wir wenigstens für den inhalt von

V ursprünglich blosse angabe der eigenschaft des engels anzunehmen haben. So noch Lschha[3]. In M¹SwW tritt eine warnung (V, 2) hinzu, dem wortlaute nach mit der von BLM² in I, 2 überein-

die befragung mit unsicherer hand zwischen III, 1 und III, 2 (anstatt zwischen III, 2 und III, 3) eingestellt wurde und dass dann beim versuch, schha an W anzugleichen (s. 193) III, 2 an der alten stelle von schha ausfiel, aber auch nicht an der W entsprechenden eingestellt wurde, sondern überhaupt wegblieb. In schha zeigen sich dann zwei hände: die eine, die die befragung einstellte, die zweite, die W heranzog. Schütz-Dreher, die weit herumkamen, konnten ihr erbteil kaum einigermassen rein erhalten. Dass v. d. Hagens bericht lückenhaft sei, wie ich erst annehmen wollte, glaube ich jetzt nicht mehr.

1) AM³S sind dieser gestalt nur infolge ihrer anlehnung an FdgM ähnlich geworden; da FdgM nur die engelsstimmen hat, muss hier natürlich die befragung gleich hinter I kommen. Zu DJ vgl. nachher s. 353.

2) L natürlich von der aufführung verstanden; das ms. hat ja IV—VII gar nicht.

3) Kr war hier ursprünglich weitläufiger, vgl. nachher.

stimmend. In U haben wir hier das, was das alte schema als I, 3 hatte und zwar in der fassung von BKr; an der stelle von I, 3 haben AU die dort besprochene drohung. In *Kr*U muss ausserdem an dieser stelle F. irgendwie getröstet worden sein[1]. An einen blossen schiefen ausdruck zu denken, geht bei der übereinstimmung von KrU doch wol nicht an, und noch weniger kann ich glauben, dass trösten hier eine andere als die jetzige bedeutung haben könnte, wie etwa im mhd. (Mhd. wb. III, 116). Eine tröstung in unserm sinne würde zu einigen versprengten andeutungen in KrM^2W^2 gut stimmen[2]. — In A ist hier das alte durch die umgemodelte stelle aus FdgM ersetzt worden[3].

Hinter V haben nichts AU, recapitulation von V KrW, W ausserdem noch eine zweifelnde frage. Zustimmung zu V BM^1schha[4], höhnische abweisung L. Die zustimmung könnte sich aus der fassung von III, 2 b in AU entwickelt haben, vgl. dort.

VII. Hier wird von anfang an der teufel, der sich doch nicht nackt als solcher bekennen kann, seine eigenschaft (VII, 1) beschönigt haben müssen (VII, 2). Widerholungen von II, 3 waren hier zu erwarten. Die meisten texte scheinen sich dadurch geholfen zu haben, dass sie in II, 3 einfach glück, in VII, 2 aber befriedigung der ruhmsucht versprechen liessen. Hierher gehören *A*UB^2B^3*M^1S*W*schha. Zu AUWschha vgl. s. 347. In M^1 ist jetzt die pointe nur noch, aber dort sehr deutlich, aus der fassung von III, 2b zu erkennen. Nur Kr fehlt in dieser liste, vielleicht ein fingerzeig dahin, dass die befragungen in Kr nicht beheimatet sind; es hat hier einfache glückversprechung. In A*Kr*U muss ausserdem der teufel hier seine dienste angeboten haben; für U können wir das aus III, 2b ganz deutlich, für Kr

1) In der erweiterung von VI Ja, du bist ein guter diener von gott gesandt und willst mich in meiner studie trösten Kr; in VII, 2b die engel des himmels kommen dich zu trösten U.

2) Kr s. 161, 30 O, ich werde *noch* glücklich sein; $M^2$9 lass deine hoffnung nicht untergehen, du wirst *noch* glücklich sein; W^2 6 so wirst du *noch* der glücklichste mensch auf erden seyn. Dieses *noch* muss seine wurzel im monolog haben: jedesfalls zeigt es, dass wir durchaus nicht ganz den schleier lüften können, der über der weiterentwickelung des monologs z. b. immer schweben bleiben wird.

3) Hier hat ein hausdichter seine spuren hinterlassen; er wirtschaftet mit dem rationalistischen pathos des ausgehenden 18. jahrhunderts.

4) In M^1 das verlegene schön! Der satz von schha Ja, es ist doch eine schöne sorge des himmels ist vielleicht ironisch gemeint; Simrock stimmt hier nämlich zu L, das er aus dem druck natürlich nicht kennen konnte.

aus V erschliessen; A hat es noch beibehalten[1]. Das zu tun lag aber dem teufel hier noch fern.

III, 2 b. Sehr abweichend gestaltet. AU haben hier den ausdruck über die freude, dass himmel und hölle um Faust bemüht sind. Vielleicht hatten auch vorstufen von BLM¹schha etwas ähnliches und verlegten den reflex davon zwischen V und VI, vgl. dort. Nun finden wir, dass Faust seine freude über diese bemühungen auch in anderen texten an anscheinend älterer stelle, in der beschwörungsscene[1] ausspricht, s. dort; bei der betrachtung des wehrufes VIII werden wir noch näher ausführen können, dass wir hier eine redactionelle änderung des überkommenen zu sehen haben. So treten KrW den anderen texten gegenüber und nach s. 351 wächst die warscheinlichkeit, dass W der heimat der befragungen am nächsten steht.

B²B³KrM¹Wschha lassen Faust das stichwort von VII, 2 aufnehmen. W² hat einfache recapitulation von VII, 1. 2. Das stichwort führt zu III, 3, der überlegung, über und beeinflusst diese. In Kr ist III, 3 anscheinend ganz untergegangen und nur in dem s. 349 oben besprochenen schwachen reflex zu erkennen. Hier hat Kr eine „philosophische“ betrachtung über das „glück“.

Die befragung könnte nach den ausführungen am wahrscheinlichsten bei W beheimatet sein, ABKrLM¹SwUschha sie secundär erhalten haben. Doch ist sie in AKrM¹Uschha völlig heimatsberechtigt geworden, und nur schwache anhaltspunkte für fugenfindung bieten sich.

2. Ebenfalls in die meisten fassungen ist der weheruf des engels (VIII) und die sich anschliessende teuflische lache (IX) eingedrungen. Wir finden sie nur nicht in DJKr.

In U sind IX und VIII umgestellt.

VIII erscheint schon in U versificiert[2], andere verse begegnen in M¹M² und einigen Kollmannschen texten[3]. In LW und bei Klinger haben wir hier das aus AU (I, 3) bekannte verloren, das

1) Die geister aus der niedern welt (kommen) dir zu *dienen* U; in Kr sagt der engel ich bin ein *diener* von gott gesandt; was soll das an dieser stelle? Ich halte es für eine ursprüngliche äusserung des teufels, die, wie das so oft vorkommt, verschoben und dann umgemodelt wurde.

2) O weh, Fauste, sieh dich vor; wie schwer wird es dir seyn, wenn du deine seel verscherzest und leidest höllenpein U.

3) O weh, o weh F. D. arme seele dauert mich M¹ F., F. bekehre dich, d. a. s. dauert mich M² am schlusse von I; dann dreimal wehe hier.

wenigstens in L aus einer AU verwandten fassung stammen wird[1]. In Aschha scheint der weheruf seine älteste gestalt bewahrt zu haben[2].

Der weheruf wird ursprünglich an einer ganz anderen stelle gestanden haben, vgl. darüber die ausführungen bei der betrachtung der arien. In Kr steht der aus M^1M^2 bekannte vers im anfang des 4. aktes. Wir haben also redactionelle änderung anzunehmen. Da wir nun eine solche für AU auch bei III, 2 b constatieren konnten, liegt die vermutung nahe, dass der weheruf in AU beheimatet ist, weil wir dann mit einem redactor auskommen.

In allen fassungen folgt darauf eine schlussbetrachtung (X). In U anscheinend noch im entstehen begriffen[3], in A reste von Alexandrinern aufweisend, tritt sie uns in LM^1M^2Wschha als die stereotype recapitulation entgegen. Wenn Wschha nicht wie die andern die scene mit dem festen entschlusse Fausts schliessen lassen, so ist das berechnete neuerung; man wollte die folgende scene dadurch wirksamer gestalten, dass Faust mit zweifel im herzen in sie hineintritt.

3. Nur auf die beiden Böhmen DJ erstreckt sich die teilung von III, 1. 2 in zwei teile, von denen der entsprechende erste zwischen I und II eingeschoben wird, der zweite an der alten stelle bleibt. Wir haben hier also das schema I, 1. 2. 3. III, 1. 2a. II, 1. 2. 3. III, 1. 2b. 3. 4. Der grund hierfür mag in dem neuen gedanken liegen, der in III, 2 untergebracht werden musste, aber nur richtig wirken konnte, wenn das alte schema so durchbrochen wurde. Dieser gedanke klingt an eine stelle Marlowes im monolog an, und ist höchst wahrscheinlich darauf zurückzuführen. Vgl. s. 194 anm. d.

Bei Marlowe haben wir ebenfalls geister ungefähr an derselben stelle. Den monolog unterbricht Wagner, der von Faust den befehl erhält, die beiden magier Valdes und Cornelius einzuladen. Nachdem Faust dann in zwei versen von der unterstützung gesprochen, die er von diesen erhofft, fordert der gute engel Faust auf das verdammte buch wegzulegen, er solle die bibel lesen; der böse engel ermuntert ihn bei der famous art zu bleiben, er würde auf erden sein, was Zeus im himmel sei. Das würde dem inhalte nach gut zum volksschauspiel stimmen; wir hätten z. b. die alte pointe in II, 3. Aber es ist nun ausserordentlich auffällig, dass Faust sich durch diese stimmen

1) Wehe F. deiner armen seele, ha! dann bist du verloren L. O weh, F., deine arme seele ist verloren W.

2) Fauste, wehe deiner armen seele. Aschha.

3) und mit rücksicht auf die speciellen lokalverhältnisse umgestaltet, vgl. die folgende scene s. 371.

gar nicht beeinflussen lässt, während sonst bei Marlowe ihr erscheinen stets Fausts handlungen mehr oder weniger stark beeinflusst. Die stimmen ertönen hier völlig tauben ohren. Nachdem der böse engel ausgeredet, fährt Faust ruhig in seinem durch Wagner unterbrochenen monologe fort, phantasieen auszuspinnen über die von der nigromantie erhofften genüsse. V. 105 A 102 B How am I glutted with conceit of this schliesst sich unmittelbar ohne fuge an 90 A 87 B Heere trie thy braines to gaine a deitie an. Sollte was zwischen den versen 90—105 A 87—102 B steht, später eingeschoben sein? Ich möchte es fast behaupten. Schon das erscheinen Wagners hat den herausgebern schwierigkeiten bereitet, so unvermittelt kommt er hereingeschneit. Und 92 A 89. 90 B stimmen doch auch recht schlecht zu dem voraufgehenden.

Wir stehen, wie beim monologe, vor der frage: wer hat das prius? Auch hier kann sie noch nicht gelöst werden: aber die wolken ziehen sich mehr und mehr um Marlowe zusammen.

III.

Die studenten mit den zauberbüchern.

Diese scene finden wir in allen fassungen, die die beschwörungsscene nicht direkt mit dem monolog verknüpfen: also in A B D G J Kr L M^1 O S Sw U W e f j sch ha so. Davon ist nur f unbekannt. Neben Sw haben wir für einzelnes sw zu vergleichen. Jedesfalls eine der ältesten scenen.

Von U abgesehen steht sie überall hinter der geisterscene, oder wo diese ihre stelle gewechselt hat oder ganz weggefallen ist (B G M^1 O Sw f so) hinter dem monolog. In U liegt zwischen der geisterscene und ihr ein scenencomplex, den wir sonst hinter ihr vorfinden. Über diese änderung — das ist sie — handle ich excurs II.

Wagner[1] meldet zwei studenten. So A D Kr L M^1 O U W e j sch ha[2] sw. In G sind es drei studenten; ich kann den grund dafür nicht finden. In B so ist es ein schwarzgekleideter stiller mann; die einzahl vielleicht unter dem einflusse der, wie wir s. 365 sehen werden, secundären vereinfachung der bücher entstanden, die weise des auftretens jedesfalls

1) Sein auftreten wird gar nicht in B L S, durch anklopfen in D G J O Sw, durch Fausts äusserung, er sehe ihn kommen, in A Kr W sch ha, durch Fausts frage „was willst du?“ in M^1 U vorbereitet. Offenbar trat im archetyp Wagner ohne weiteres auf, nicht etwa von F. gerufen.

2) Hier zwei herren. In universitätsstädten ist der student bekanntlich der herr κατ' ἐξοχήν.

moderner sucht nach schaurigen sensation zu verdanken. In Sw sind es drei schwarzgekleidete studenten, von denen nur einer agiert, die andern statisten sind: diese dreiheit ist jedesfalls additionsergebnis aus den zwei studenten, die sw noch hat, und dem einen schwarzen mann der nahe verwandten fassung Bso. In S endlich ist es ein mit gefolge incognito reisender vornehmer herr. Dieser stammt aus der gedruckten litteratur[1], noch sehr deutlich bewahrt S das alte[2].

Wir fragen zunächst: „was sind diese studenten in ihrem verhältnis zu Faust?"

Nach A haben die studenten Faust versprochen, ihm die negromantenbücher zu besorgen. Ob in seinem auftrage oder aus eigenem antriebe geht aus dem massgebenden satze nicht deutlich hervor. In L hat Faust schon gestern die überbringung des buches erwartet. In D haben die studenten schon längst nachricht von sich gegeben, dass sie ihn gerne besuchen möchten. In J erkennt Faust sie, als Wagner ihre namen nennt. In U bemerkt er auf Wagners meldung, es seien zwei studenten draussen: Studenten, sagst du? es werden vielleicht politici von einem guten freund seyn, und sagt dann, allein gelassen: Alles was hier in Wittenberg lebt, ehret Fausten. Wünschen wollte ich, dass mir die zwei herren bei meinem fürnehmen behülflich seyn könnten. Das hat doch nur sinn, wenn Faust irgendwoher weiss, dass er von dieser seite unterstützung zu hoffen habe. Dieselbe fragende antwort studenten? gebraucht auch Kr, hier ganz unnötig und unvermittelt. In OSw weiss Faust, dass die studenten kommen werden, aus einem traume, den er in O selbst sieht, von dem ihm in Sw Wagner erzählt.

Faust weiss also nach vielen fassungen[3], was die studenten vorhaben. Nichts lag näher als einen keim, den diese fassungen in sich tragen, aufgehen zu lassen: Faust weiss, dass sie einmal kom-

1) Die situation erinnert an FdgM. Gewiss hat aber S hier eine mir unbekannte nachahmung Klingers bezw. FdgMs benutzt, die auch den monolog und 852, 4 fgg. hergeben musste. Dass S etwa wie A das aus FdgM übernommene selbsttätig umgedichtet haben könnte, ist von dem sklavisch getreuen und fürchterlich ungeschickten fabrikanten von S unmöglich zu erwarten. Sollte Schink, den ich nicht kennen lernen konnte, benutzt sein?

2) Vgl. z. b. 858, 18 die herren (was nicht auf das gefolge geht), besonders aber, dass F. diesen grand seigneur ebenso abspeist, wie A seine einfachen studiosen.

3) Vgl. auch Schroeders: dass Faust sich um magische bücher bewirbet, das ebenfalls diese fassung voraussetzt.

men müssen, also erwartet er sie. Daraus entwickelt sich weiter, dass Faust sie schon längst erwartet, sie ersehnt hat. Nun treten, wie wir sehen werden, im laufe der zeit die studenten selbst ganz zurück: es ist das von anfang an hauptsächliche buch, das Faust sich nunmehr ersehnt. So können wir alle fassungen, die diese sehnsucht zum ausdruck gelangen lassen, an ADJLU anknüpfen. Schon ADL kennen diese sehnsucht nach dem buche deutlich.

Da sind zunächst GW = Geisselbrecht. Faust hat an alle professoren auf den universitäten vergebens um das buch geschrieben, da bringt es ihm der zufall ins haus. Dann BOSwso, wo der sehnsucht nach dem buche der negromantie schon im monolog lebhafter ausdruck gegeben wird. Bleiben noch KrM¹Sschha. Für vorstufen von schha werden wir die sehnsucht nach dem buche annehmen dürfen: Faust freut sich nach Wagners meldung ungemein, obwol nicht angedeutet wird warum. In M¹ erinnert der die scene beschliessende monolog sehr an W, nur fehlt jede andeutung der sehnsucht und der bemühung um die bücher. Für S, das A sehr nahe steht und sehr spät einer verschleiernden redaction unterzogen worden ist, und für Kr, wo Faust die studenten und ihre absicht ebenfalls erkennt, aber der zug anders gewandt ist, liegt die verwandtschaft mit ADJLU offen zu tage, wenn auch im laufe der zeit die übergänge hier ebenso undeutlich geworden sind wie in M¹.

So dürfen wir für den ältesten archetypus zweifellos annehmen: 1. dass Faust die zur beschwörung nötigen bücher vor der ankunft der studenten nicht gehabt hat[1]. 2. dass die studenten nicht von ungefähr hereingeschneit kommen, sondern dass Faust schon vorher mit ihnen in verbindung gestanden hat, sei es nun, dass sie sich anboten, ihm die bücher zu besorgen, oder dass Faust sie beauftragt hat, nach solchen büchern zu spüren, oder dass gute freunde Fausts die studenten als überbringer benutzten. Sie sind in der fabel keine dii ex machina. 3. Ebenso sicher ist es, dass sie wahrhaftige echte studenten sind, keine teufel, keine zauberer. Die spätere zeit, die die fabel nicht mehr durchschaut und das infolgedessen

1) In den fassungen, die die beschwörung auf die geisterstimmen folgen lassen — M²diloschhoschle — muss natürlich F. die bücher schon während des monologs haben. Wir kennen nur M² ausführlich, und da hat F. von einem seiner schüler ein buch erhalten, welches er zufällich gefunden hatt beim abruch eines alten hauses usw. Da guckt die unverfälschte alte fassung noch sehr deutlich heraus. Sonst hat nur U schon vor der studentenscene zauberbücher, vgl. darüber excurs II.

unvermittelte auftreten der studenten erklären will, macht aus ihnen teufel — verkappt in BSSwso, offen ausgesprochen in KrO — oder hängt ihnen doch wenigstens einen geheimnisvollen zug an — GM[1] —: das ist naheliegende, sehr begreifliche, aber auch sehr durchsichtige entstellung. Teufel pflegt man nicht mit bier und einem pfeifgen zu bewirten und sich auch nicht „aus der nähe“ zu „besehen“.

In DJ sind die studenten benannt, in J studieren sie negromantie. Darüber gleich nachher.

Wir fragen weiter: „was wollen die studenten?“ Da geht aus allen fassungen zur vollsten evidenz hervor, dass sie Faust nur die zur beschwörung notwendigen bücher überbringen wollen[1].

Das buch ist die hauptsache, nicht nur in sämtlichen deutschen fassungen, sondern — was gegen Kraus s. 65 hervorgehoben sei — deutlich auch in den böhmischen. Das geht allerdings weniger aus dieser scene selbst hervor, wo nur J das buch erwähnt, als aus der fünften (= III^a nach meiner zählung), die vor der beschwörung liegt und der beschwörung selbst. In DJ mengt sich eben ein moment hinein, das geeignet ist, die bedeutung des buches zu verdunkeln.

In jener fünften scene sagt Faust nach J: Da ich nunmehr den vollständigen bericht von den zwei studenten bekommen habe, die das nicht kleine buch unter dem arm hatten, und nach D: Die gehörige belehrung darüber habe ich auch von jenen zwei studenten erhalten; die gaben mir in die hand dieses buch, nach dem mein herz lange sich sehnte. Hier sind also die studenten nicht nur die überbringer des buches, sondern daneben auch und scheinbar vor allem die lehrer Fausts in der negromantie. Als die studenten, die „in die schule der diogramantik eingetreten“ sind, erkennt sie Faust in J nach Wagners meldung. Da sie nun auch namen führen — Fabricius DJ Cornelius J Antonijus D —, von denen der eine Cornelius unstreitig aus Marlowe stammt, wo die magier Germane Valdes und Cornelius heissen, — so liegt anscheinend nichts näher als die studentenscene für einen niederschlag der bei Marlowe begegnenden unterredung Fausts mit den beiden magiern zu halten. Drum sagt Kraus s. 64, 5: Diese zweifel an der identität der beiden magier mit den beiden studenten müssen jetzt angesichts einer so auffallenden übereinstimmung .. verschwinden. Und da nun bei Marlowe später eine

1) In den ältesten fassungen sind es noch mehrere bücher (Schröder AU; schon A schlägt die brücke zur vulgata, die von BDGJKrLM[1]M[2]OSSwWe(f)jschha so vertreten, nur ein buch kennt. Über die vereinfachung vgl. s. 365.

scene zu finden ist, wo zwei studenten Faust sprechen wollen und sich, wie die in U, um Fausts seelenheil besorgt zeigen, so schloss man (Creizenach s. 74), im volksschauspiel seien die beiden scenen Marlowes, die dort nicht das geringste mit einander zu tun haben, in einander geschwommen.

Ich kann dem unmöglich beistimmen. Wer so überlegt, operiert nur mit ganz oberflächlichen beweismitteln. Die tiefergehende kritik beweist zur evidenz, dass diese anklänge an Marlowe nur auf den dominierenden einfluss dieses im 17. jahrhundert jedesfalls oft genug in Deutschland gegebenen dramas zurückzuführen sind. Entlehnungen sind es, keine wurzeln.

Wir haben festgestellt, dass die überbringer der bücher im volksschauspiel von anfang an nur studenten schlechthin sind, dass nicht das geringste dafür spricht, dass sie jemals etwas anderes, zauberer, lehrer der negromantie hätten sein können. Wir haben ferner festgestellt, dass sie von anfang an nur eine einzige function gehabt haben können: Faust die bücher zu überbringen. So stimmt der deutsche archetypus, den wir wahrhaftig nicht durch spitzfindige interpretation reconstruierten, völlig mit der vormarloweschen, litterarisch nur bei Widman, nicht bei Spies und, was wichtig ist, auch nicht bei den umdichtern Widmans: Pfizer, dem Christlich meynenden und dem Gespräch im reiche der toten zu findenden sage[1] überein (Kloster 2, 293): Es hat sich Faustus .. zum müssiggang begeben, welchs denn entlich zu dem ende gerathen, dass er in seinem einlager alllerley abergläubische characteres, vnd was jhme auch sonst für teuffelische bücher von leichtfertigen vnnd godtlosen studenten waren zun henden kommen, zusammen geraffet .. Diese übereinstimmung geht bis ins kleinste durch, kein mensch wird ihre existenz auch nur anzweifeln dürfen. Schon Schade hielt diese studenten Widmans für die des puppenspieles (W 266); so tue auch ich es in der überzeugung, dass es das einzig richtige ist.

In DJU dringen in die der sage genau folgende einfache urgestalt des deutschen dramas Marlowesche momente ein: gerade die texte, die von allen am meisten den einfluss des engländers erfuhren. Sind sie doch auch die ältesten — für U absolut, für DJ relativ zu verstehen — und somit die, in denen wir am ehesten die einwirkung des wie ein meteor erscheinenden und verschwindenden englischen dramas

1) Über die vorzüge der Widmanschen überlieferung spreche ich am besten bei der betrachtung der beschwörungsscene.

erwarten dürfen. Und wie auch sonst überall zeigt sich, dass DJ Marlowe ganz geschickt verwerten, U aber höchst ungeschickt.

In DJ sind es studenten der negromantie. Bei Marlowe sind es keine studenten, sondern ausgelernte zauberer; das alte halten DJ also in der standesbezeichnung fest. Sie führen namen, von denen der eine von J bei Marlowe widergefunden wird. Dass jemals auch Valdes in DJ vorkam, ist sehr zweifelhaft; ich glaube eher, dass Fabricius von anfang an neben Cornelius figuriert hat[1]. Die scene ist in DJ so gehalten, dass wir den eindruck gewinnen, als wäre Faust besonders an der person der studenten, nicht an ihrer mission gelegen. Dass aber das nur frische tünche ist, geht deutlich aus den späteren scenen hervor. Der überarbeiter kann sich alle mühe geben, die person der studenten in den vordergrund zu rücken — es gelingt ihm nicht, die zu grunde liegende tatsache zu unterdrücken, dass das buch und nur dieses die hauptsache ist. Aber: entweder das buch oder die belehrung, aber nicht beides zusammen. Eines schliesst notwendig das andere aus.

Der grund für die änderung ist leicht zu durchschauen: dem technisch geschickten umarbeiter erscheinen die studenten des urdramas zu sehr als dii ex machina; so, wie er sie verwendet, kommen sie nicht mehr so unvermittelt.

In U ist die anlehnung an Marlowe ganz äusserlich. Die studenten warnen Faust vor dem missbrauch der bücher. Das stammt offenbar aus der im deutschen drama sonst ganz unbekannten Marloweschen scene zwischen den studenten und Wagner. Im grunde ist diese warnung hier in U unsinnig. Die studenten sind blosse statisten, moral zu predigen verträgt sich damit nicht. Immer deutlicher erhebt sich vor unsern augen das bild des biedern pedantischen verknöcherten pädagogen[2], der hinter U steckt. Wir werden ihn in der contractscene noch näher kennen lernen. — Dass U auch Valdes und Cornelius gekannt hat, ist wahrscheinlich, vgl. excurs II[3].

1) Ist Antonius eine erinnerung an eine etwaige dreiheit der studenten (vgl. auch G) und dann durch Germane, V., C. Marlowes hervorgerufen? Der *Germane* Marlowes ist unerklärt; ist es ein dritter zauberer?

2) Vgl. hiemit s. 191.

3) In dem nach teutscher comoedien- Engelländischer pantomimien- und Italienischer MUSIC-art eingerichteten D. Faust (Wiener ballet, Kloster 5, 1020 fgg.) finden wir in scena III eine unterredung zwischen vier schülern Fausts, die möglicherweise durch die studentenscene Marlowes hervorgerufen

Nicht so einfach lässt sich die frage beantworten, wie im archetypus die scene verlief.

Dass die studenten Faust sprechen wollen, geht aus allen fassungen ausser den offenbar alterierten BLschhaso, wo sie schon weg sind, als Faust von ihrer ankunft erfährt, deutlich hervor[1]. Also hat mindestens die fabel des archetypus diese unterredung auch wirklich gehabt. Aber nur U lässt die studenten auftreten, in den anderen fassungen, die von der stattgehabten unterredung wissen — DJOSwcj[2] — wird sie hinter die scene verlegt. Was hatte nun der archetypus: die fassung von U oder die der anderen texte? Das lässt sich nicht, wie man gern glauben möchte[3], so ohne weiteres zu ungunsten von U entscheiden. Um zu rande kommen zu können, müssen wir uns den abgang Fausts ansehen.

Faust muss, da die fabel notwendig eine pause verlangt[4], nach dieser scene von der bühne. Wie wird sein abgang motiviert? In DJOSwcj anscheinend ganz passend[5], in BLSso schon weniger gut[6],

sein kann, wenn auch die anklänge nur höchst dürftig sind. Ich erwähne das nebenbei. Dies ballet verrät sich schon im titel als mixtum compositum. Eigentlich spricht nur das scenar Eine gegend bei dem haus des Fausti dafür.

1) Die studenten wollen mit Faust sprechen DUc; nicht eher weggehen, als bis sie mit ihm gesprochen, in J; nicht eher weggehen, als bis sie mit ihm gesprochen und ihm persönlich das buch überreicht haben in Kr (! s. u.); mit ihm sprechen und das buch überreichen in ASW; durchaus niemandem als F. selbst das buch überreichen in Sw; ihm das buch überreichen, also implicite auch mit ihm sprechen, in GM¹O. Wenn sie in Sc den grossen mann sehen und sprechen wollen, so ist das natürlich jung, aber vielleicht aus einem gedanken hervorgegangen, wie wir ihn z. b. schon in U finden: Alles was hier in Wittenberg lebt, ehret Fausten. Solcher gedanke passt sehr gut zu Fausts charakter.

2) Auch GW kann man hierher stellen: in G hat F. den wunsch die studenten zu sehen, da er sie, die im gasthof zur post sind, durch W. einladen lässt; in W. verspricht F. zu ihnen kommen zu wollen. — In AS will F. die studenten nicht sprechen. Also nur KrM¹ können wir noch nicht unterbringen.

3) Vgl. z. b. Werner, Ztschr. f. d. a. 5, 91.

4) Die nächste alte ernste scene, die beschwörung, kann erst nach dem studium der bücher und stattgehabtem bühnenwechsel erfolgen; ausserdem muss Casper jetzt kommen, aber die bühne leer finden.

5) Faust geht ab, um die studenten zu begrüssen. Auffällig wäre höchstens, dass F. als der höherstehende zu ihnen geht und nicht umgekehrt sie zu ihm.

6) Faust geht ab, um das buch zu sehen. Warum bringt W. es nicht gleich mit?

7) In U geht Faust, nachdem die studenten ihn verlassen, mit den büchern in der hand ab, um sie durchzulesen. In AKrM¹W um die bücher (die wo anders sind, dort) durchzulesen.

in AKrM¹UW schlecht⁷, in Gschha gar nicht. Nehmen wir zunächst AKrM¹UW vor. Man sollte doch meinen, dass Faust die bücher nirgends besser studieren könnte, als da wo er sich naturgemäss befinden muss, in seinem studierzimmer[1]. Und anderseits, sollte man denken, gehören hierher auch die bücher.

Nun finden wir, dass mehrere alte fassungen, deren spuren in den heutigen noch gut zu erkennen sind, die zauberbücher auch noch nach Fausts abgang im studierzimmer liegen hatten. Sie müssen also entweder Fausts abgang anders als sämtliche modernen fassungen motiviert haben, oder sie gestatteten sich, wie diese, die haarsträubendsten widersprüche. Das letztere darf man wol den modernen puppenspielern zu gute halten, deswegen aber doch nicht so ohne weiteres auch von sonst trefflichen und von verständigen regisseuren herrührenden bearbeitungen für die bühne vergangener zeiten annehmen, zumal wenn wir deutliche anzeichen für einstige widerspruchsfreie fassungen finden.

Wir haben folgende beweise für das verbleiben der bücher in dem (von Faust eben verlassenen) studierzimmer:

1. Die bücher, in denen Casper sein perlicke-perlocke studiert, müssen mit den von den studenten überbrachten identisch sein. Faust gewinnt die mittel zur beschwörung erst aus den von den studenten überbrachten büchern. Das ist sonnenklar. Denn wenn er diese mittel schon vorher, etwa in der monologscene, besessen hätte, dann wäre die ganze studentenscene, wie wir sie als älteste erschlossen, unnötig und unbegreiflich. Wenn Casper also sich ebenfalls in Fausts bibliothek eine formel erliest, mit der man die teufel citieren kann, so kann er dies nur aus den von den studenten überbrachten büchern tun[2]. Nun war, wie wir sehen[3], die älteste fassung dieser teufelsbeschwörung Caspers die, dass er erst im hause Fausts das perlicke-perlocke zusammen buchstabiert und nachher im walde im zauberring stehend, das dort erlernte praktisch verwertet. Vor der beschwörung zu buchstabieren ist ihm aber nur in demselben lokale möglich, das Faust vorhin verlassen hat. Wer also diese Casperscene erfand, der hatte Faust

1) Wenn er in einigen fassungen nicht in seinem studierzimmer ist, so ist das entstellung, vgl. s. 367.

2) Ich brauche wol kaum den „einwänden“ entgegen zu treten: a. C. brauche, eben weil er C. ist, nicht dieselbe beschwörungsformel zu benutzen wie Faust; b. Faust hätte nur das eine buch mitgenommen, das andere aber liegen lassen.

3) Das nähere bei der betrachtung der Casperscene selbst.

ohne die bücher abgehen lassen, wenn er nicht eben ein mann war, der sich um die offenbarsten widersprüche nicht kümmerte.

2. In zwei modernen fassungen finden wir noch jetzt deutlich die spuren davon, dass Faust das studium der bücher nicht sofort in angriff nimmt; nämlich A 822, 10 Die bücher aber.. lege in mein studierzimmer, damit ich sie *gelegentlich* durchlesen kann und (undeutlicher) Kr 161, 20 Ich werde es *dann* selbsten durchblättern.

Wie motivierten nun wol die alten guten fassungen den abgang Fausts? Nun, ich glaube bestimmt damit, dass er die studenten persönlich bewirten will. Damit haben wir nicht nur einen brillanten abgang, technisch und logisch weit besser als den aller jetzigen fassungen, DJOSwej inbegriffen, sondern auch eine situation, die durch Marlowe als uralt beglaubigt wird, wo Germane Valdes und Cornelius ebenfalls von Faust zum mittagessen eingeladen werden. Die freude des einfachen volkstümlichen urdramas an essen und trinken ist bezeichnend. Gewiss fand in ihm nach dem essen kein privatissimum in der negromantie statt, wie bei Marlowe, der diesen zug dem deutschen drama, wie wir hier vorausgreifend sagen können, entlehnt haben muss. Über die schicksale der bewirtungsscene vgl. s. 365.

Damit ist, da diese bewirtung einer der ältesten teile der scene ist, das persönliche auftreten der studenten für den archetypus gesichert. Denn dieser lässt Faust die studenten zur bewirtung in ein anderes zimmer führen, die bücher nimmt er nicht mit, Wagner hat sie nicht hereingebracht, sie sind aber da: folglich müssen die studenten sie persönlich gebracht haben.

Die scene hatte also im archetypus folgende gestalt ($A\varrho^{1}$):

1. Wagner meldet 2 studenten, die Faust sprechen wollen.

2. Faust (für sich): Das werden die politici von einem guten freund sein (laut): lass sie hereinkommen! Dann kleiner monolog, vielleicht dem von U ähnlich.

3. 1. student überreicht sein buch.

4. 2. student desgleichen. Vielleicht in 3. 4. ähnlich wie in U, mit angabe des inhalts und ursprungs der bücher.

5. Faust bedankt sich, sagt er wolle die bücher, deren titel er verliest, nachher durchsehen, und ladet die studenten zum imbiss ein. Er legt die bücher auf den tisch (oder sagt den studenten, sie sollten sie hinlegen).

6. Die studenten nehmen an. Alle ab.

Auf diese fassung von 5. gehen AU zurück. Wahrscheinlich bestand daneben schon früh eine andere, jetzt von BGLM^1Wso vertretene fassung ($A\varrho^2$), in der die studenten in 3. 4. die titel nannten, 5 ($A\varrho^1$) also kürzer ausfiel.

Dieser archetypus $A\varrho^1$ erlitt in U eine den guten abgang wider aufhebende änderung: die studenten nehmen die einladung Fausts nicht an. Der umarbeiter wollte wahrscheinlich hier zeigen, wie sich junge leute, die einem gelehrten herrn ihre aufwartung machen, zu benehmen hätten. Man beachte die offenbare vorliebe, mit der U bei der ausmalung dieser scene ganz nach dem steifleinenen anstande der zeit verweilt. Durch diese änderung wird 5. 6. nicht gerade wesentlich umgestaltet, 6., die ablehnung der einladung, kommt vor 5. zu liegen; 5. erhält den vagen schluss: Die bücher zu verstehen will ich mich hin[1] verfügen, ich will ein sieger seyn und mag nicht unten liegen, der als möglicherweise späterer einschub schon von Creizenach s. 64 erkannt worden ist.

Alle anderen fassungen zeigen die einwirkung einer folgenschweren änderung: die studenten bleiben hinter den coulissen. Man kann verschiedene gründe dafür beibringen: 1. den puppenspielern, die ja schon im 17. jahrhundert den Faust gaben, mochte es an den nötigen puppen für diese nebenfiguren fehlen. Es ist vielleicht kein zufall, dass auch die studentenscene des letzten aktes in den meisten fassungen gestrichen worden ist. 2. Wenigstens zwei einflussreiche texte des 18. jahrh. liessen die studenten nicht auftreten: a. der Neubersche, der monolog, beschwörung und contractscene mit einander verband[2] und auf M^2diloschhoschle eingewirkt hat, hatte die studentenscene gar nicht; b. die in Ostdeutschland sehr beliebte geschickte umarbeitung, deren nachkommen DJKrSwTcjr sind und die auf Bso eingewirkt hat, liess die studenten nicht auftreten. 3. Viel wird auch die nachher s. 370 zu besprechende vorbereitung auf das debut Hans Wursts gewirkt haben, die einem auf scenisch wirksame textgestalt bedachten regisseur zu verdanken ist (s. 367. 370). Sie schloss das auftreten der studenten aus.

Sobald die studenten hinter der bühne bleiben, muss Wagner, der bis dahin nur die meldung getan hatte, mehr in den vordergrund treten. Er übernimmt als vermittler functionen, die früher Faust oder die studenten hatten.

1) Wohin? ist unklar, vgl. s. 371.

2) Vgl. den anhang über die arien.

1. Zunächst sagt Wagner, was die studenten mit ihrem besuch wollen. Die älteste stufe bewahrt S, wo Faust nach Wagners meldung fragt, was die studenten wollen, und Wagner antwortet, sie wollten eine pergamentrolle überreichen. In KrSwschha sagt er sofort bei der meldung, sie wollten ihn sprechen und ein buch überreichen. In A weiss er ausserdem noch, dass es die bücher seien, nach denen Faust schon so oft gefragt hätte; in O fragt Faust nach Wagners meldung, die studenten wollten ihm ein buch überreichen, ob sie sonst noch etwas gesagt hätten, und Wagner antwortet, sie hätten erklärt, es würde ihm sehr angenehm sein, wenn er die meldung hörte. In diesen fassungen weiss Faust dann gleich, worum es sich handelt. Sie werden auf $A\varrho^1$ zurückgehn.

2. Wo Wagner als vertreter der studenten auch den titel des buches anzugeben weiss, liegt wahrscheinlich zunächst $A\varrho^2$ zu grunde. In M^1W fragt Faust nach Wagners meldung — in W antwortet wie in S Wagner erst auf erneute frage Fausts, dass sie ein buch überreichen wollten, in M^1 sagt Wagner das wie in AKrOSw direkt —, ob er nicht wüsste, was im buche stände[1]. In M^1 sagt Wagner dann, soviel er gesehen, handle es von der negromantie; früher gab er aber den lateinischen titel selbst an, denn Faust antwortet: Das will so viel sagen, als der schlüssel zur zauberkunst, was doch nichts anderes ist, als die übersetzung eines lateinischen titels, wie er in AG steht. In W weiss Wagner nicht, was drinnen steht, soviel er aber aus ihrem munde vernommen solle es der schlüssel zur negromantie oder schwarzkunst sein. In G sagt Faust auf Wagners meldung, die studenten wollten ihm ein tractätlein überreichen, er könne keine tractätlein mehr annehmen; er hält es für ein buch zum übersetzen. Darauf berichtigt ihn Wagner, er hätte das tittelblad gelesen, welches heist clavio atarti a magica. In Bso sagt Wagner bei der meldung, er hätte nach dem titel gesehen, und es sei das längst gewünschte buch. Faust fragt nach dem titel, und Wagner antwortet studia der nikromantia. In L endlich teilt Wagner ihm alles gleich bei der meldung mit, es sei das längst gewünschte buch und handle über das studium nigromanticum = M^1. Wir können hier L, für das der inhalt noch wichtiger ist als der titel, und dem M^1 secundär angeglichen ist, den anderen gegenüberstellen, wo wider G* M^1W und Bso untergruppen bilden. Wahrscheinlich

1) Jedesfalls ein reflex der ältesten fassung, wonach die studenten sagten, was die bücher enthielten.

ist L erst spät in die fassung $A\varrho^2$ hineingedrängt worden und gehört anfänglich zu $A\varrho^1$, wie auch anderseits $G^* M^1 W$ aus $A\varrho^1$ hervorgegangen zu sein scheinen, so dass nur Bso unzweifelhaft $A\varrho^2$ fortsetzen.

Wenn Wagner den titel angibt, lag die vereinfachung der ursprünglichen zweiheit der bücher überaus nahe. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich hierin die ursache dafür sehe, dass alle fassungen ausser AU nur ein buch kennen. In A nennt Faust selbst noch die titel, aber nur das erste heisst ausführlich Clavis nigromantici artis oder der schlüssel der schwarzkunst, vom andern wird nur der verfasser genannt. Da ist die entwickelung schon in die wege geleitet.

Es fehlen nur noch DJcj, die ja die bücher durch die studenten ersetzt haben. So alt der eine name Cornelius auch sein mag: ich kann nicht anders als annehmen, dass DJcj auf einer fassung fussen, die der von BWGso sehr ähnlich war. Die situation ist genau dieselbe wie in Bso. Ich stelle mir die sache so vor: der vorgänger von DJ liess Wagner melden, es seien studenten mit büchern draussen. Faust fragt, ob er die titel kenne. Wagner antwortet, indem er die verfasser der bücher nennt (wie AU). In DJ fragt Faust, ob er die namen der studenten kenne. Wagner antwortet in J, er kenne sie — woher wird nicht gesagt —, in D, dass er aus ihrem gespräche die namen erfahren hätte, also genau so wie in W. Den grund der änderung habe ich oben s. 359 genannt.

AGM^1OW nennen das buch tractätlein, was jedesfalls auf verwandtschaft dieser fassungen deutet, vgl. s. 368 a. 1; 370.

3. Wagner ladet die studenten ein.

Die bewirtung ist erhalten in $GKrM^1OUW$schha, sie fehlt in ABDJLSSwcjso. In DJcj einer- und BLso anderseits konnte sie nicht platz haben; nur in ASSw fehlt sie ohne ersichtlichen grund. Nun steht aber Sw den fassungen DJcj und BLso nahe, wie wir noch sehen werden, das fehlen der bewirtung kann hier also historisch berechtigt sein. In O schha steht die bewirtung zu unrecht, sie muss hier wider von andern fassungen her importiert worden sein, wie schha ausserordentlich deutlich zeigt und wie von dem anerkannten mischcharakter von O nicht anders erwartet werden darf. In AS hat höchst wahrscheinlich die bewirtung dem nur hier zu findenden gedanken platz gemacht, dass Faust die studenten ausdrücklich nicht annehmen will. Die übereinstimmung[1] ist zu offenkundig, um ihren grund übersehen

1) Nämlich dass nur AS diese ablehnung haben und dass nur sie ohne ersichtlichen grund die einladung nicht aufweisen. Vgl. ferner s. 369 fg.

zu können. Dann hatten *A*S jedesfalls noch die einladung durch Faust selbst, denn wenn da schon Wagner den wirt gespielt hätte, läge kein grund vor diese umdeutung des bewirtungsmotives fallen zu lassen.

Dass Faust an der bewirtung teil nimmt, ist nirgends mehr ausgesprochen, doch bewahren GW (Geisselbrecht)[1] noch spuren davon, die besonders deutlich in W zu erkennen sind. In W soll Wagner die studenten auf seiner bude mit wein — so auch U — und einem imbiss bewirten, Faust will dann selbst kommen, obwol er das gar nicht tut. In G lässt Faust die studenten durch Wagner einladen: er solle ihnen bier und ein pfeifchen knaster — so auch M¹O — vorsetzen. Da die studenten hier im gasthause zur post sind, soll sie Wagner natürlich in Fausts haus einladen, was nur sinn hat, wenn Faust selbst sie begrüsst. Als Wagner aber in den gasthof kommt, sind die studenten verschwunden. In Kr soll Wagner die studenten nach studentenbrauch — wie auch M¹O ausdrücklich sagen — mit essen und trinken bewirten; da Faust sie als teufel erkennt, kümmert er sich nicht weiter um sie — jetzt; früher hat *Kr unbedingt Faust mit den studenten zusammenkommen lassen, wie die fassung des das buch betreffenden auftrages, den er Wagner erteilt (s. 362), und vor allem die fassung des wunsches der studenten (s. anm. 1 s. 360) verraten lassen. In M¹ lehnen die studenten die ihnen von Wagner — wie in schha — schon vor Fausts speciellem auftrag angebotene collation ab, was Faust sonderbar findet: hier sind sie eben teufel. Doch könnte sich hier ein reflex der ablehnung, wie sie U hat, zeigen.

Wir sehen, dass die abwälzung der bewirtung auf Wagner sich in alle fassungen eingedrängt hat, wie das nicht anders sein konnte, wenn einmal die studenten nicht mehr auftreten sollen. So muss die bewirtung zum blossen decorationsmittel hinabsinken; in keinem text hat sie mehr ihre alte technisch-dramatische bedeutung. Die konnte sie, auch wenn die studenten nicht mehr auftraten, bewahren: Faust kann ja mit dem motiv, die studenten bei der von Wagner inzwischen bereitgestellten collation zu begrüssen, abgehn.

Die bewirtung hat aber nun jedesfalls noch viel grösseren einfluss auf den gang der ereignisse gehabt.

Wir werden bei der betrachtung der ersten Casperscene sehen, dass viele texte Casper den wahn hegen lassen, er sei in einem gasthause.

1) Von O, dass diese teilnahme ganz klar voraussetzt, muss ich absehen, da der mischcharakter dieses textes seine verwertung als quelle für diesen punkt ausschliesst.

Nun ist dieser ja ein hungriger und durstiger patron; das gehört zu seinem wesen. Aber deswegen braucht er doch nicht im ersten besten studierzimmer eine kneipe zu wittern. Irgend etwas muss doch auch in ihm den gedanken erst hervorrufen, dass er ein wirtszimmer betreten habe. Wie wäre es, wenn er die leeren gläser und teller auf dem tisch sieht, die von der collation her stehn geblieben sind? Warum soll er denn, wie so viele fassungen Wagner befehlen lassen, in dem zimmer aufräumen? Nur um tisch und stuhl mit gepolter umwerfen zu können? Das hätte er auch ohne diesen befehl tun können. Ich kann mir den gedanken nicht aus dem kopf schlagen, dass dieser wirtshauswahn mit der bewirtung zusammenhängen muss. Allerdings erwähnt Casper nirgends gläser und teller, ja in G hebt er sogar ausdrücklich hervor, dass keine da seien. Das kann aber sehr gut erst secundärer änderung zu verdanken sein. Die schwierigkeiten waren für den regisseur gross, die gläser auf den tisch zu prakticieren (s. nachher), vielleicht weiss G, gerade weil es so ausdrücklich sagt, es seien keine gläser vorhanden, dass sie eigentlich da sein müssten, und kann sie nur nicht aus technischen mängeln anbringen.

Sind nun diese gläser in dem lokal, das Casper betritt, und das ist überall das studierzimmer[1], so muss in der fassung ($\alpha\varrho$), die diese neue idee in die Casperscene hineinbrachte[2], entweder die bewirtung auf offener bühne geschehen sein, oder die scene muss nach Fausts abgang gewechselt haben. Für ersteres haben wir natürlich, da ausser dem hier vielfach alterierten U kein einziger text mehr die nötige vorbedingung, das persönliche auftreten der studenten, bietet, keinen beleg. Für letzteres aber haben wir einen schwerwiegenden anhaltspunkt.

In AGM[1] — andere fassungen könnte man ihnen leicht anreihen, z. b. BJKrLSWrso, doch ziehe ich zunächst nur die sicheres bietenden heran[3] — spielen die ersten drei[4] scenen nicht, wie man doch eigentlich nur erwarten dürfte, im studierzimmer, sondern wo anders: sie halten offenbar ängstlich — ich kann es kaum anders nennen — den schein fern, als könnten diese drei scenen im studierzimmer spielen. A hat dafür einen saal, GM[1] ein zimmer, die aber die attribute des studierzimmers so deutlich zur schau tragen, dass man sieht, es könne nur ein rein äusserlicher grund gewesen sein, der

1) Zu U vgl. s. 371.

2) Vielleicht wurde sie irgend wo anders her übernommen, was ich jetzt nicht controllieren kann.

3) Zu U vgl. s. 371. 4) Nach der von mir hier innegehaltenen zählung.

diese differenzierung des alten lokals bedingte, zugleich aber auch ein zwingender. Das eigentliche studierzimmer musste man für eine andere bestimmung reservieren. Solcher sind nur zwei möglich: entweder muss es der ort sein, in den Faust sich zum studium der bücher zurückzieht, oder der, in dem Casper sein debüt hält. Die erstere ist sehr unwesentlich. Studieren kann Faust zur not auch wo anders als im studierzimmer, ebensogut wie er den monolog wo anders halten konnte. Die andere ist ja für unser gefühl auch nicht unumgänglich, denn die Casperscene kann ja auch wo anders spielen, aber die alte regie muss darauf bestanden haben, dass Casper im studierzimmer auftritt. Er findet dort das buch vor[1], das mit eben so grosser entschiedenheit dem studierzimmer zugewiesen wird, wie die ersten drei scenen aus ihm wegverlegt werden. In AG bringt Wagner es auf Fausts geheiss oder aus eigenem entschlusse dorthin, M¹SwW lassen aber noch die vorstufe durchblicken, in der nicht das buch, sondern die studenten, natürlich mit dem buche, wie Sw noch ausdrücklich vermerkt, in das studierzimmer geführt werden[2]. Was soll denn nämlich der verlorene gedanke von M¹ 16: N i m m s i e i n d i e b i b l i o t h e k u n d s a g e i h n e n, s i e m ö c h t e n s i c h e i n a n d e r e s b u c h w ä h l e n, w e l c h e s i h n e n g e f ä l l t anders sein, als ein versuch sich den im laufe der zeit unverständlich gewordenen aber doch nicht vergessenen auftrag Fausts, die studenten in das studierzimmer (= b i b l i o t h e k M¹ 16) zu führen, irgendwie zu recht zu legen? In Sw, wo Wagner zum doctor und intimus Fausts avanciert ist und ein student (in sw d i e n e r H a r t u n g) seine alten famulusfunctionen übernommen hat, erzählt Wagner von einem die ankunft der studenten betreffenden traume, er hätte sie in die bibliothek geführt, um ihnen i n d e n d o r t i g e n f a c h w e r k e n a u f g e s t e l l t e m e i s t e r w e r k e zu zeigen. Der älteste student stellt dann das buch

1) Auch in der fassung *αρ* war die buchstabierprobe beibehalten, wenn auch vielleicht weiter nach hinten hin verschoben; jedesfalls aber wechselte die bühne für Casper vor dieser buchstabierprobe nicht.

2) Auch in KrL lässt Faust das buch in ein anderes zimmer bringen oder sagt W., er hätte es weggebracht. Verschiedene punkte sprechen aber dafür, dass diese beiden texte der fassung *αρ* nur secundär ähnlich geworden sind. Sie haben beide für die ersten scenen das studierzimmer, sie nennen das buch nicht t r a k t ä t l e i n, wie, gewiss nicht zufällig, alle zu fassung *αρ* gehörigen texte, aber auch nur diese (von O widerum abgesehen), und haben dafür auch nicht den titel *Clavis* (n i g r o m a n t i c i a r t i s), *schlüssel* z u r z a u b e r k u n s t, wie wider nur AGM¹W. Alle diese kleinigkeiten gewinnen wert. Vgl. ausserdem noch die bitte um einen hausknecht, s. 371, die anscheinend auch in AGM¹W beheimatet ist und ausserdem sich nur noch in L, das mit M¹, und S, das mit A verwandt ist, findet.

in eine lücke der bücherreihen. Wenn wir in der fassung von W nur ein einziges wörtchen[1] ändern, gewinnen wir hier den urtypus dieser fassung $\alpha\varrho$ wider. Diese änderung darf vorgenommen werden, das zu ändernde wort ist unbedingt nicht altüberliefert, steht aber in einem zusammenhang, der ganz genau die fassung $\alpha\varrho$ widerspiegelt. Zu ihr gehören AGM^{1}W und Sw, so weit hier der Wagnersche traum reicht.

Der abgang Fausts schloss sich in $\alpha\varrho$ an $\mathcal{A}\varrho^1$ 5 (s. 363) an. Als später der bühnenwechsel wider aufgegeben wurde und die bewirtung zur decoration geworden war, gestaltete er sich dem von U natürlich wider sehr ähnlich: Faust geht ab, um die bücher durchzulesen. Zur herstellung dieses abganges genügte eine ganz leise nüancierung von $\mathcal{A}\varrho^1$ 5: anstatt nachher will Faust gleich die bücher durchlesen. Dass man damit ein opfer des intellects brachte, kam den änderern wol gar nicht mehr zum bewusstsein. Ihnen genügt, dass Casper in der folgenden scene buchstabiert; wie das buch dort hinkommt, darüber zerbrechen sie sich nicht die köpfe. Man muss sich hüten, die so entstandene ähnlichkeit der abgänge in AKrM^{1}UW a priori als beweis für historische verwandtschaft auszubeuten. Die oben angedeutete änderung von $\mathcal{A}\varrho^1$ 5 lag, wenn der bühnenwechsel aufgegeben wurde, ausserordentlich nahe und konnte gar nicht anders ausfallen. Trotzdem ist es wahrscheinlich, dass, wie auch sonst, AM^1 hier in näherer als nur zufälliger beziehung zu U stehen. Beide texte sind die einzigen, die prägnant einen früher nicht erwähnten ort[2] angeben, an den er sich zum studium der bücher begibt. Aus der fassung von A könnte man leicht schliessen, dass er, wie in U, sogar noch mit den büchern in der hand abgeht, obwol sie doch bis jetzt gar nicht in seinen händen sein können. Aber diese titelbenennung durch Faust kann eher der stehengebliebene rest der fassung von $\mathcal{A}\varrho^1$ 5 sein (s. 363). Dann ist es aber sehr gut möglich, dass AM^1 (und auch S) wie U früher die ablehnung der einladung seitens der studenten hatten, der abgang also wie der von U ausfallen musste. In M^1 nehmen ja noch jetzt die studenten die collation nicht an, in AS lehnt Faust ihren besuch ab: wie wir oben sahen, ein ersatz für die bewirtung und, da das tertium comparationis, die ablehnung eben, da ist, sehr wahrscheinlich für die von den studenten ausgeschlagene bewirtung. Allerdings sind, wenn

1) Anstatt: (nehmet beide herren studenten mit auf) *euer* (zimmer) nur: (auf) *mein* (zimmer).

2) Das nebenzimmer von A ist meines erachtens kein synonym zu dem studierzimmer, wo W. das buch hingebracht hat, sondern wie cabinet in M^1 nur eine prägnantere bezeichnung dieses ortes.

hier nähere beziehungen von AM¹ zu U vorliegen, diese doch wol nur durch entlehnung aus einer U ähnlichen fassung eingedrungen, denn früher hatten diese texte ja sehr viel bessere abgänge, die nicht den jetzigen schlechten verdrängt haben können, sondern durch diesen verdrängt sein müssen. Die heimat von *αϱ* wird dann bei GW (Geisselbrecht) liegen.

Wir haben bisher drei (oder vier) alte fassungen constatieren können: $\mathcal{A}\varrho^1$, $\mathcal{A}\varrho^2$, *αϱ* (und U). Dazu kommt dann der archetypus von DJcj und der von Bso, die beide aus $\mathcal{A}\varrho^2$ hervorgegangen sein können. Jedesfalls gab es noch mehr, jetzt ganz verdunkelte fassungen im 18. jahrhundert. Ich glaube z. b., dass eine solche, die sich aus *αϱ* entwickelte, Wagner auch wirklich den auftrag, das buch ins studierzimmer zu bringen, ausführen liess: dass damals also schon die studenten ganz von dem buch getrennt waren. Darauf könnte z. b. Kr fussen, und M¹, wenn hier Wagner in der 5. scene mit den worten: Jetzt will ich in das studierzimmer meines herrn gehen und mich in seiner bibliothek etwas umsehen eintritt, eine erinnerung daran bewahren. Da wir unmöglich alle alten schattierungen der scene erschliessen können, und mannigfache entlehnungen und ausgleichungen von allen fassungen meist ohne jeden sinn und verstand vorgenommen wurden, dürfen wir keinen stammbaum aufstellen. Nur in groben umrissen heben sich jetzt die gruppen AGM¹W; Bso; DJcj; U ab. KrS stehn der ersten, Lschha der zweiten, Sw der dritten am nächsten, doch ist Sw ein ebenso stark gemischter text wie O, das anerkanntermassen erst von Wiepking mit besonders starker anlehnung an Sw fabriciert worden ist.

Excurs I: In AGLM¹SW knüpft Wagner an seine meldung die bitte, einen hausknecht annehmen zu dürfen. In DJ wird diese bitte viel später angebracht, als Faust beim antritt der weltreise Wagnern sein haus überlässt. In Sw und der fabel von Udi beauftragt Faust den Wagner mit der suche nach einem diener; in O ist Casper von anfang an diener bei Faust. In B mietet Wagner den C. ohne auftrag oder erlaubnis. Wir werden später näher darauf zu sprechen kommen. Ich glaube, dass diese bitte Wagners an dieser stelle zuerst von *αϱ* ausgesprochen wurde: es sind gerade die fassungen AGM¹W, die von anfang an zu *αϱ* gehören, und LS, die mit M¹ und A nahe verwandt sind. Jedesfalls ist diese bitte Wagners secundär.

Excurs II: In U ist diese scene hinter das erste intermezzo gelegt. Niemand wird behaupten wollen, dass der Caspermonolog und die scene zwischen Wagner und Casper im archetypus vor der

studentenscene gelegen haben könne; auch U zeigt in der fassung der studentenscene deutlich, dass diese stellungsänderung auch für U secundär sein muss, vgl. 791, 29 fgg.[1] Diese stelle ist eine doublette des schlusses des grossen monologs[2] und diesem offenbar nachgemacht. Solche doubletten sind stets als fugenverschlüsse verdächtig. Ich glaube, dass der kleine monolog im actus IV von U, vor der studentenscene, elemente enthält, die früher dort standen, wo jetzt der monologschluss liegt. Den zweifel, den Faust hier äussert, finden wir in A am schlusse des monologs ausgesprochen. Bei der verwandtschaft von AU ist zusammenhang hier sehr wahrscheinlich und dann eher priorität der fassung von A anzunehmen. Dieser kleine monolog ist ohne allen zweifel secundär. Faust ist anscheinend schon weit in die negromantie eingedrungen, als er ihn spricht — er will ja nach dem schlusse der geisterscene den anfang seines lustigen studiums machen; er kann aber die bücher nicht besitzen, die die studenten ihm erst nachher bringen und die ihm, wie die aussagen der studenten erweisen, genau dasselbe erst lehren, was er nach dem kleinen monolog schon weiss. Darin stimmt nun U wider mit Marlowe überein und die s. 355 angezogenen worte Fausts 790, 30 fg. lassen dann die deutung zu, als denke U hier an Valdes und Cornelius. Natürlich ist alles wider fürchterlich ungeschickt verwertet und der widersprüche ganz voll. Warum U diesen kleinen monolog gemacht haben mag, lehrt uns die scenerieangabe Faust in seinem zimmer allein. Die vorhergehenden scenen spielen nicht dort, da er am schlusse der geisterscene in sein museum (= dieses zimmer) abgeht, sondern höchst wahrscheinlich im freien. Darauf bringt mich die art, wie hier Wagner auf Casper aufmerksam wird. Träfe Wagner den Casper in Fausts hause an, dann würde er ihn jedesfalls anders anreden. Wir haben ja noch mehr andeutungen, dass diese Casperscenen in einigen fassungen ins freie verlegt wurden. Dort hat sie noch jetzt di, und im 18. jahrhundert Reibeband[3]. Nach dem — viel-

1) Wo Faust in sagt: Jetzt will ich meine bishero geübte theologie auf die seite setzen und mich mit diesen und dergleichen büchern ergötzen.

2) .. deswegen habe ich mich entschlossen, das studium theologicum ein zeitlang auf die seite zu setzen und mich an dem studio magico zu ergötzen.

3) Denn vom echo kann ein wandersmann doch nur im freien „vexiert“ werden. Das war ein tric, der nur durch situationskomik wirken konnte, also nicht etwa nur erzählender weise zum ausdruck gekommen sein kann.

leicht wie Creizenach s. 73 ausführt, bewirkten — bühnenwechsel kann Wagner nicht unmittelbar mit seiner meldung kommen. ein kleiner eingangsmonolog ist notwendig.

GREIFSWALD, 1. MAI 1896. J. W. BRUINIER.

MISCELLEN.

Noch einmal zu den „Lutherana“ band 26, 30 fgg.

Die Lutherana des inzwischen verstorbenen prälaten dr. Klaiber haben auf verschiedenen seiten beachtung gefunden, wie band 26, 281. 430. 27, 55. 505 zeigen. Aber noch immer sind einige punkte weiterer aufhellung bedürftig, für andere werden ergänzungen willkommen sein. Die nachfolgenden zeilen wollen nur ein bescheidener versuch sein, weiter zu helfen, da dem einsender in seiner ländlichen abgeschiedenheit ein grösserer litterarischer apparat deutscher philologie nicht zu gebote steht.

1. S. 33 nr. 6 hat Klaiber „kaum“ zur bezeichnung einer steigerung gleich gar sehr genommen. Allein diese deutung wird dem worte nicht gerecht und verkehrt dessen einschränkende bedeutung geradezu in ihr gegenteil. Betrachtet man die angeführten beispiele genau, so sieht man, dass man gar nicht nötig hat, dem worte einen andern als den hergebrachten sinn zu geben. „Es geschieht ihnen kaum recht“, heisst nichts anderes als: „es geschieht ihnen kaum ihr recht, kaum so viel, als sie verdient, sie haben nicht mehr zu leiden, als ihnen gebührt, und haben daher auch keinen grund, sich zu beklagen.“

2. Zu s. 35 nr. 9: „Pips“ ist das mundartliche „fips“, z. b. „ein schnäderiger fips“, ein magerer mensch zu vergleichen, aber auch der Bremer provinzialismus „pipeln“, d. h. kränkeln, auch wol sich in krankheiten etwas wehleidig geberden, ein ausdruck, der dem einsender aus Bremer briefen bekannt geworden ist.

3. S. 43 nr. 17: „entrücht“ ist doch wol, wie auch das register bd. 26, 372 anzunehmen scheint, nichts anderes als ein druckfehler oder frucht einer setzerlaune für „entrückt“, das im sinne von „entsetzt“ zu nehmen ist, wozu dann „verrückt“ noch eine steigerung bilden würde.

4. S. 49 nr. 25: „Halb Jakob werden“ ist dem bibelkundigen schwäbischen theologen schwierig geworden, indem er an die nächstliegende bedeutung nicht dachte und nun in die ferne schweifte bis zu den Jakobsbrüdern, die in den zusammenhang nicht passen, noch weniger lässt sich ein Jakobsbruder einfach Jakob nennen. Man muss bei dem erzvater Jakob stehen bleiben und eine lose ideenassociation annehmen, indem Jakob jedesmal nach einer andern seite erscheint. Wenn Luther unmittelbar vorher sagt: es wird keiner gerne gehört, er habe denn eine gute, helle stimme, so erinnerte ihn dies an Jakobs stimme, mit der er sich bei der auslegung von 1. Mos. 27, 22 mehrfach beschäftigte. Weim. A. 9, 398. 14, 368. Erl. A. 34, 108. Aber wer nur auf die stimme achtet, wer darnach urteilt, kommt in gefahr, an sich zum Jakob zu werden, d. h. sich zu betrügen, wie Jakob seinen vater, seinen bruder und seinen schwiegervater listig betrog. Daher sagt Luther: Wenn du dahin kompst, (dass

du das wort nicht hörst und nur auf die stimme achtest), so bist du allbereit halb Jakob worden, wenn du mehr siehest auf den pfarherr, denn auf gott.

5. S. 51 nr. 30: „einen gespalten fuss haben“ und s. 56 nr. 38: „die pfoten teilen“ hat Kawerau ganz richtig als allegorische anwendung von 3. Mos. 11, 3 in der anmerkung erkannt. Wir haben dafür einen sehr genauen beweis. Es ist nötig denselben hier beizubringen, da Köstlin bd. 26, 281 wol einen richtigen sinn gefunden hat, sich aber durch einen Waidmann auf eine falsche fährte führen liess. In der grossen Epiphanienpredigt der Kirchenpostille sagt Luther: Was ihr (der heiligen) eigen, ohn schrift ist, sollen wir als menschending achten und bleiben lassen, wie uns St. Paulus lehret 1. Thessal. ultim.: Prüfet alles und das gute behaltet. Das hat auch Moses im gesetz bedeut Levit. 11, Deuter. 11, da er die reinen und unreinen tier beschreibt, dass alle tier, die nicht die füss spalten und wider kauen, unrein sein sollten. Das sind die menschen, die nicht ihr füss spalten, das ist, ihr leben plumps einhinwandeln: was ihnen fürkömpt, das raffen sie auf und folgen ihm; aber die reinen tier sind, die mit des geistes unterschied handeln in allem äusserlichen wesen und lehren: was sie sehen mit der schrift stimmen, das halten sie; was aber ohne schrift und lauter menschentand, das lassen sie fahren, die heiligen sind, wie gross sie wöllen oder mügen. Erl. A. 10², 353.

6. S. 52 nr. 32: Söcker ist sicher in ähnlichem sinne zu verstehen, wie hümpler, was J. Meier bd. 27, 62 ganz richtig vom gang deutet. Hümpeln ist zunächst hinken, aber dann schlecht arbeiten, pfuschen. Söcker kann weder mit Ehrismann von dem rotwälschen socher, schacherer bd. 27, 58 noch mit Meier von socke (soccus), was auf den begriff „schleicher“, sockenläufer führen würde, hergeleitet werden, sondern ist zunächst auch körperlich, wie in dem bekannten gegensatz zu pocher (der socher ist über den pocher), zu verstehen: ein siecher, ungesunder mensch, was tropisch zu nehmen ist. So erhalten wir den sinn: Es gibt sudeler, pfuscher, leute von ungesundem wesen, die viel versäumen. Vgl. das neutestamentliche ὑγιής und ὑγιαίνειν 1. Tim. 1, 10. 6, 3. 2. Tim. 1, 13. 4, 3. Tit. 1, 9. 2, 1, 7.

7. S. 56 nr. 39: Ausburt kann unmöglich im zusammenhang des briefes an Huberinus in Augsburg so viel als ausgeburt, nicht einheimische geburt heissen, wie Meier bd. 27, 62 will. Luther meint, wegen der domstifte brauche man sich in Augsburg keine grosse sorge zu machen, als könnten die fürsten die geistlichen güter alle dem kaiser überlassen. Wenn diese frage einmal entschieden werde, dann werden die fürsten und ebenso die städte auch ihren teil an den gütern haben wollen. Was Luther mit dem wort „ausburt“ meint, deckt sich vollständig mit austrag im rechtlichen sinne. Man wird also nicht an gebären zu denken haben, sondern an beren = tragen, vgl. bürde. Ob sich dafür eine analogie in deutschen wörterbüchern findet, kann ich bei dem mangel an hilfsmitteln nicht feststellen, aber dass damit Luthers sinn getroffen ist, wird wol keinem zweifel unterliegen.

8. S. 57 nr. 43: Perner hat Kawerau in der anmerkung vermutungsweise zu pfarrer gestellt, und damit wider den nagel auf den kopf getroffen, aber freilich keinen beweis dafür gegeben. Wenn Ehrismann bd. 27, 58 fragt: Ist darunter Dietrich von Bern, „der Berner“ zu verstehen, so scheint er den zusammenhang der stelle nicht genauer erwogen zu haben. Klaiber hätte auch gar nicht über den sinn zweifelhaft sein können, wenn er einige zeilen weiter gelesen hätte. Luther will sagen: bürger, bauer und adel sind so sicher wie die juden und erkennen die zeit ihrer

gnadenheimsuchung nicht. Daher hört man sie höhnisch sagen: was frage ich nach dem perner, d. h. pfarrer? (Der kann predigen, was er will). Aber es kommt die zeit des gerichts, da spreu und korn gesondert werden, d. h. gott wird verbum d. h. die predigt aufheben et pii praedicatores cessabunt. Es kann gar nicht zweifelhaft sein, dass die höhnische frage: was frage ich nach dem pfarrer? ihre strafe in dem cessabunt pii praedicatores findet. Lautlich entspricht dem perner die form pferner, wie sie sich z. b. in einer urkunde vom 3. mai 1436 bei Mitzschke, Urkundenbuch von stadt und kloster Bürgel s. 426 findet.

9. S. 57 nr. 44: Luelein, für welches Damköhler bd. 27, 505 gewiss mit recht aus Schambachs wörterbuch *lûlei* = faulenzer und aus dem Kattenstedter sprachschatze *lîlei* (statt *lülei*) = eine, die zu nichts lust noch geschick hat, anzieht, findet sich auch im schwäbischen provinzialismus als *Lôle,* homo iners, schlaff und tölpisch; ob es aber dasselbe ist, was in andern gegenden Schwabens Lalle heisst, weiss ich nicht zu sagen, scheint mir aber unwahrscheinlich, denn das *o* in *Lôle* ist dumpf und lang.

NABERN BEI KIRCHHEIM U. T. (WÜRTTEMB.). G. BOSSERT.

Zum zeitwort „eichen“.

Im 1. hefte des XXIX. bandes dieser zeitschrift (s. 117/118) hat F. Kluge-Freiburg i. B. die vermutung ausgesprochen, das von ihm vorausgesetzte urdeutsche **ikôn* käme vom lat *aequâre* „gleichmachen“. Dieser gedanke ist nicht neu. A. Scheler sagt in seinem „Dictionnaire d'Étymologie française“ (ich benutze die auflage von 1873) unter „jauger“ (s. 260), dass Diez das franz. verbum *jauger* vom lat. *aequalificare* herleite (contr. *égalger,* dann *égauger, gauger, jauger*). Dann fährt Sch. fort: Cette ingénieuse étymologie ne laisse rien à désirer quant à la régularité des transformations supposées ......; et en ce qui concerne le sens, on voit de même le L. *aequare* donner naissance à l'all. *eichen* = *jauger,* néerl. *ijken* (Kilian: *ijcke, jecke,* vasis mensura et capacitas; signum sive nota iustae mensurae).

ERFURT. ALBERT PICK.

LITTERATUR.

Urgermanische grammatik. Einführung in das vergleichende studium der altgermanischen dialekte von dr. **W. Streitberg,** o. ö. professor der indogermanischen sprachwissenschaft an der universität Freiburg i. d. Schweiz. Heidelberg, Carl Winters universitätsbuchhandlung. 1896. (Sammlung von elementarbüchern der altgermanischen dialekte. Herausgegeben von W. Streitberg. 1.) 8. XX und 372 s. 8 m.

Die weitaus überwiegende mehrzahl der in Braunes sammlung vereinigten kurzen grammatiken behandelt die altgermanischen dialekte in so vortrefflicher weise, dass es fraglich erscheint, ob ein bedürfnis nach neuen elementarbüchern besteht. Streitbergs buch hat jedoch den vorwurf der zwecklosigkeit nicht zu befürchten. Wir besitzen in Kluges vorgeschichte der germanischen dialekte eine geistreiche arbeit, an der jeder bei reiferer erkenntnis die fülle feiner bemerkungen, die durchaus noch

nicht genügend ausgenützt sind, bewundern und schätzen wird, allein für den lernenden ist die darstellung zu schwierig und stellenweise zu aphoristisch. Auch macht die emsige einzelarbeit der letzten jahre den wunsch nach einem zusammenfassenden werke rege. Noreen behandelt nur die lautlehre. So kommt denn eine urgermanische grammatik tatsächlich einem bedürfnis entgegen.

Das gesamturteil über Streitbergs arbeit kann nur günstig lauten. Wir haben es mit einem guten und nützlichen buche zu tun. Dem werke kommt es vor allem zu statten, dass sein verfasser mitten drinnen stand in der sprachwissenschaftlichen arbeit der letzten jahre und nicht aus zweiter hand zu schöpfen brauchte.

Ich hebe folgende vorzüge des buches hervor. Der lautlehre geht eine knappe, aber klare sprachphysiologische einleitung voran. Dass eine solche in keiner grösseren grammatik fehle, ist eine selbstverständliche, aber leider nicht immer erfüllte forderung. Die entsprechungen der idg. laute im aind., griech. und lat. werden angegeben und durch beispiele belegt. Es kann dann bei besprechung der germ. verhältnisse meist an stelle der reconstruierten urformen mit wirklich belegten wörtern der klassischen sprachen und des aind. operiert werden, was pädagogisch sehr wertvoll ist. Nachdem die schicksale der idg. consonanten im germ. dargestellt sind, werden die germ. consonanten in tabellarischer übersicht auf ihre idg. wurzeln zurückgeführt. In die lehre von der declination ist ein gutes stück stammbildungslehre hineingearbeitet. Besondere aufmerksamkeit ist der accentuation der einzelnen stammklassen gewidmet. Der besprechung der declinationsklassen sind die paradigmata der einzelsprachen vorangestellt; es wird auf diese weise gleichsam das ziel abgesteckt, dem die erklärung zuzusteuern hat.

Die darstellung ist im allgemeinen gut; die zahlreichen widerholungen schaden einem lehrbuch nicht. In einzelnen punkten wäre allerdings grössere übersichtlichkeit erwünscht. So in der lehre von der lautverschiebung. Es hätte nichts geschadet, wenn am schluss der darstellung die chronologie der verschiebungsacte recapituliert worden wäre. Auch wäre es besser gewesen, den grammatischen wechsel in einem excurs zu behandeln und bei der lehre von der tenuisverschiebung einen kurzen verweis anzubringen. Schmerzlich empfindet man das fehlen chronologischer tabellen bei der lehre von den auslautsgesetzen.

Es scheint mir zweckmässig kurz anzugeben, welche stellung der verfasser zu den wichtigsten grammatischen problemen einnimmt. In der lehre vom ablaut finden wir des verfassers bekannte theorie von der entstehung der dehnstufe. *ī, ū* sind tiefstufenvokale zu vollstufigen *ēi̯, i̯ē, ēu̯, u̯ē,* also ablehnung von Osthoffs ansicht über die tiefstufe. Mit Osthoff und Bezzenberger werden drei gutturalreihen unterschieden, die der palatale, der reinen velare und der labialisierten velare. Die lehre von den auslautsgesetzen beruht auf der trennung zweimoriger und dreimoriger längen. Von Hirt unterscheidet sich der verfasser vor allem darin, dass er die erhaltung auch zweimoriger länge vor *-s* anerkennt. Vor *-s* hat das got. die alten quantitätsunterschiede treu bewahrt: die endsilbe von *gibos* ist dreimorig, die endsilbe von *wileis* zweimorig. Im ahd. zeigt sich eine nachwirkung des alten unterschiedes: Notker hat *gebâ* mit länge, aber *wile.* Bei der besprechung der schwachen conjugation steht der verfasser wesentlich auf dem in seiner schrift Zur germanischen sprachgeschichte eingenommenen standpunkte. Ein fortschritt ist, dass jetzt auch der versuch gemacht wird, die gestaltung der 3. conjugation im ags. und alts. zu erklären. Der verfasser geht davon aus, dass die 1. pers. sg. [**khabhēm(i)*] in die thematische conjugation übergeführt wurde. Es entstand mit kürzung des *ē* vor dem folgenden

vocal **habeō.* Im weiteren verlauf sei dann *e* unsilbisch geworden. Nach der 1. pers. sg. wurde der plural neu gebildet. In dem abschnitt über das schwache praeteritum schliesst sich der verfasser im wesentlichen der von Lorentz fortgeführten meinung Brugmanns an. Der dental geht bei einem teil der verba auf *th,* bei einem andern auf *dh* zurück. Die primären verba kamen zu ihrem schwachen praet. von der 2. pers. sg. med. aus, die auf *-thēs* endigte, die denominativen verba bildeten das praet. periphrastisch mit dem aorist der wurzel *-dhē.* Im gegensatz zu Lorentz lehnt es der verfasser ab, in dem ersten bestandteil des praet. der denominativa (s a l b o — d a) einen bestimmten casus zu sehen. Ein solcher war wol in der ursprünglichen periphrastischen construction vorhanden, wurde aber durch das ersetzt, was dem redenden als stamm erscheinen musste.

Von dem lob, das dem buche im allgemeinen gebührt, muss ich ein paar abschnitte ausnehmen, die gar sehr der verbesserung bedürfen. Über den germanischen nebenaccent finden wir s. 169 fg. einige dürftige angaben, die der altgerm. metrik von Sievers entnommen sind. Dass in Notkers schriften eine reiche quelle für die kenntnis der wortbetonung fliesst, wird nicht gesagt. Ebensowenig erfahren wir etwas von den theorieen der nordischen gelehrten über ältere germanische betonung. Dafür wird abermals die behauptung vorgebracht, dass nach einem apperceptionsgesetz zwei auf einander folgende silben nicht gleich stark betont sein können. Die gänzliche nichtigkeit dieses satzes erweise ich an anderer stelle.

Mangelhaft ist auch der abschnitt über $\bar{e}^2$ oder wie der verfasser sich ausdrückt „enges germanisches *ê*“. S. 65 fg. liest man: „Die lat. lehnwörter mit *ē* in der wurzelsilbe zeigen im germanischen *ê.* Diese vertretung ist durch den umstand begründet, dass lat. *ē* . . . . . . eng gewesen ist . . . . Die behauptung H. Möllers, Zur ahd. alliterationspoesie . . . s. 67 fg., dass ahd. *ê,* das zu *ea — ia — ie* wird, ursprünglich weit gewesen sei, ist daher schwerlich haltbar.“ In einer anmerkung wird dann gesagt, dass in nicht haupttoniger silbe lat. *ē* als germ. *i* erscheint, und in einem folgenden absatz wird die germ. vertretung von G r a e c u s als höchst auffallend bezeichnet. Der lernende erfährt nichts davon, dass lat. *ē* in h a u p t t o n i g e r silbe öfter als durch $\bar{e}^2$ durch *î* vertreten wird (*fîra, krîda, pîna, sîda, spîsa*), was für die beurteilung der qualität von $\bar{e}^2$ ins gewicht fällt, und dass $\bar{e}^2$ öfter lat. offenes *ē*, (ursprüngliches *ĕ* und *ae*) als geschlossenes *ē* (ursprüngliches *ē*, *oe*) vertritt. Ferner wird mit keinem wort angedeutet, dass Möller die vom verfasser angeführten fälle, in denen $\bar{e}^2$ = lat. *ē* ist, recht wol kannte und sich mit ihnen KZ. 24, 510 abfand. Man braucht seine erklärung nicht zu billigen, aber es war geboten sie zu erwähnen. Übrigens müsste der abschnitt in einer etwaigen neuen auflage mit rücksicht auf die nach erscheinen des buches veröffentlichten abhandlungen von Kossinna, Franck und Mackel einer umarbeitung unterzogen werden.

Dabei wird es von nutzen sein, wenn die termini „eng“ und „geschlossen“, „weit“ und „offen“ nicht einfach identificiert werden. Der verfasser gebraucht in der regel „eng“ für „geschlossen“ und „weit“ für „offen“. Nun werden aber s. 24 die ausdrücke „eng“ und „weit“ im sinne des Sweetschen „narrow“ und „wide“ definiert, sie sind also fest bestimmt, die bezeichnungen „geschlossen“ und „offen“ sind es aber nicht. Es hat u. a. Möller angedeutet, dass „offen“ und „geschlossen“ auch im sinne des engl. „low“ und „mid“ gebraucht werden, Z. ahd. alliterationspoesie s. 67. Ich bin überzeugt, dass vor der verbreitung des Sweetschen systems niemand, der die wörter „offen“ und „geschlossen“ niederschrieb, an etwas anderes dachte als an grössere oder geringere breite des von dem luftstrom passierten mund-

raums. Diese wechselnde breite kann nun sowol durch senkung und hebung der zunge als auch durch schwächere und stärkere spannung des zungenmuskels bedingt sein. Für den autor eines handbuches ergibt sich daraus die aufgabe zu ermitteln, in welchem sinne die von ihm benutzten monographieen jene termini gebraucht haben. Das wird sich häufig nicht feststellen lassen; es ist daher besser die alten ausdrücke einfach beizubehalten. Bedenkt man übrigens, dass die bedeutung der termini „narrow“ und „wide“ keineswegs ganz klar ist (vgl. z. b. Storm, Englische philologie[2] s. 136 fgg. und die zusammenstellungen bei Vietor, Elemente der phonetik[3] s. 53 fgg.), während „high“, „mid“, „low“ für jeden verständlich sind, so ist es von vornherein wahrscheinlich, dass man unter einem offenen vocal meistens einen mit tiefer zungenstellung gebildeten verstanden hat. Dazu würde auch die herkunft der bezeichnungen stimmen. Die ältern deutschen grammatiker unterscheiden die beiden *e*-laute nur nach dem akustischen eindruck als hoch und tief (Adelung und andere), zart und voll (Gottsched) u. dgl. Meines wissens kennt bloss Stephan Ritter, der aber auch deutsch lernende Franzosen im auge hatte, den ausdruck *e apertum*. Dagegen sind die terminini „offen“ und „geschlossen“ der romanischen grammatik von alters her vertraut. Nebenher gehen die gleichbedeutenden ausdrücke „weit“ und „eng“[1]. Schon der alte provenzalische Donat unterscheidet die vocale als *larg* und *estreit*, vgl. darüber insbesondere Die beiden ältesten prov. grammatiken herausg. von E. Stengel, s. XX. Französischen und italienischen grammatikern des 16. jahrhunderts sind die bezeichnungen *clos* und *ouvert*, *chiuso* und *aperto* ganz geläufig. Nun ist im franz. wie im ital. der unterschied zwischen *e fermé* und *e ouvert*, *e chiusa* (*stretta*) und *e aperta* (*larga*) durch die zungenstellung bedingt, dagegen sind beide laute „narrow“. P. Passy nimmt daher keinen anstand, *fermé* und *ouvert* im sinne des englischen *high* und *low* zu gebrauchen[2]. Dass „offen“ und „geschlossen“ von vielen mit „wide“ und „narrow“ identificiert worden ist, dürfte auf den vorgang von Sievers in der 2. und 3. auflage der Phonetik zurückgehen. Allein auch Sievers ist auf das missliche der absoluten gleichsetzung aufmerksam geworden; in der 4. auflage ist s. 93 § 241 z. 10 und 13 v. u. *narrow* und *wide* durch eng und weit, nicht wie früher, durch geschlossen und offen widergegeben und am schluss des paragraphen findet sich gegenüber den älteren auflagen der zusatz „wie denn überhaupt „eng“ und „weit“ sich vielfach mit unserem „geschlossen“ und „offen“ berührt.“

Die nachteiligen folgen von Streitbergs terminologie treten an verschiedenen stellen hervor. S. 78 wird ahd. umlauts-*e* als „eng“ bezeichnet. Möglich, dass *e* „eng“ war, jedesfalls war es aber auch gegenüber *ë* geschlossen, d. h. es wurde mit höherer zungenstellung hervorgebracht. Das lehren moderne dialekte[3]. S. 66 wird

1) Sie lassen sich vielleicht schon bei lat. grammatikern nachweisen, vgl. die von Schuchardt, Der vocalismus des vulgärlateins 3, 151 angeführte stelle des Pompeius: *quando dicis evitat, vicina debet esse, sic pressa, sic angusta, ut vicina sit ad i litteram* (Seelmann, Aussprache des latein s. 182).

2) Vgl. Vietor a. a. o. s. 59. — Western bemerkt Phon. studien II, 264 über die norw. *æ*: „Beide laute sind eng, aber etwas tiefer (offener) als die frz. laute in *verre*, *père*“. Vgl. auch das s. 265 über *å* gesagte. — Storm gebraucht offen meist im sinn von *low*. Anderes ergeben die zusammenstellungen bei Vietor a. a. o. s. 56 fgg.

3) Nach Kauffmann, Gesch. der schwäb. mundart §§ 13. 14 unterscheiden sich im schwäb. geschlossenes und offenes *e* sowol durch geringere und grössere erschlaffung der zunge als auch durch geringere und grössere senkung der zunge und des kiefers.

gesagt, dass lat. *ē* „eng“ war. Das ist gewiss richtig, aber auch urspr. kurzes *e* und *ae* war, nach dem ital. zu schliessen, „eng“; der unterschied zwischen den beiden lat. *e*-lauten, auf den es hier ankommt[1], bestand in der höhe der zungenstellung. S. 63 wird das germ. *ē* = idg. *ē* „weit“ genannt. Dafür besteht gar kein anhaltspunkt, wer von offenem *ē* sprach oder das zeichen *æ* setzte, dachte sicher nur an einen laut tiefer zungenstellung; *æ* ist bei den anhängern der englischen schule das zeichen für den low-front-vocal. Der verfasser wird also gut tun, diese und ähnliche stellen bei einer neuauflage der revision zu unterziehen.

Im einzelnen möchte ich folgendes bemerken. S. 13. Ich halte es nicht für praktisch den namen „ostgermanisch“ für die gotisch-vandilischen dialekte zu verwenden. Der leser der grammatik erfährt wol s. 17, dass andere unter „ostgermanisch“ etwas anderes verstehen, aber wenn die neue terminologie in wissenschaftliche schriften eindränge, könnte sie leicht verwirrung stiften. — S. 14. Das niederdeutsche wird eingeteilt in niederfränkisch und niederdeutsch (sic!). Ich will annehmen, dass das zweite niederdeutsch druck- oder schreibfehler für niedersächsisch ist. Von diesem niederdeutsch im engern sinne wird gesagt: „der wichtigste der in älterer zeit überlieferten dialekte ist das altsächsische“. Wie heissen denn die minder wichtigen dialekte? — Der satz: „Niederfränkisch, auf späterer entwicklungsstufe Niederländisch genannt“, ist in doppelter hinsicht incorrect. — S. 34 § 41 D anm. 2. Die bemerkung „In allen europäischen sprachen ist der erste komponent der erhaltenen langdiphthonge im sonderleben der einzelsprachen gekürzt worden“ bedarf einer einschränkung, vgl. *χώρᾳ*. — S. 44, z. 21 lies ahd. *boug* statt ahd. *bōg*. — S. 51, z. 9. 10 v. u. *wrîtan* bedeutet ae. und alts. sowol schreiben als zerreissen. — S. 53 § 64 c. Nicht nur in der nominalbildung findet sich westgermanisch reihenwechsel von *þreihan;* Cosijn hat Taalk. bijdr. 2, 211 auf niederländisch *dreigen*, alts. *thrêgian* Hel. v. 5369 hingewiesen. — S. 60 § 73. Da der verfasser die wandlungen des urgerm. *u̯* im got. und nord. bespricht, hätte er auch erwähnen können, dass im ahd. und alts. inlautendes *u̯* zu *o̯* geworden ist. — § 74. Es wird die regel aufgestellt: „Intervocalische *i̯ u̯* werden nach kurzem, haupttonigen (wurzel-) vocal gedehnt zu *jj*, *ww*.“ Dieser satz ist bisher nicht bewiesen worden. Der verfasser verweist auf Beitr. 14, 179 fg. und Zur germ. sprachgesch. s. 102. An der ersten stelle wird aber nur gesagt, dass der eintritt der affection von *u̯* mindestens an die zwei bedingungen geknüpft ist, dass *u̯* intersonantisch nach kurzem wurzelvocal steht. Freilich wird schon Beitr. 14, 185 so verfahren, als ob dies die einzigen bedingungen wären. Zur germ. sprachgesch. s. 102 wird einfach die bemerkung in den Beitr. 14, 179 fg. in diesem sinne interpretiert und auf eine äusserung Zimmers verwiesen, nach der die entstehung von got *ddj*, *ggw*, nord. *ggj*, *ggw* von der urnordischen und gotischen betonung abhängig war. Wegen dieses hinweises habe ich früher die bemerkung des verfassers Zur germ. sprachgesch. 102 so verstanden, dass er an eine periode dachte, in der der accent noch nicht durchweg auf der ersten silbe fixiert war. Das scheint aber nun doch nicht seine ansicht zu sein. Allein die schwierigkeit der frage liegt ja eben darin, dass nach kurzem wurzelvokal auch einfaches *w* erscheint. Was der verfasser zur hebung der bedenken beibringt, ist weder genügend klar ausgedrückt, noch reicht es für alle fälle aus. Ich glaube seine ausführungen dahin verstehen zu müssen, dass das einfache *w* in *triwa*-

1) D. h. für die erkenntnis der qualität von germ. $\bar{e}^2$. Gegen Möller, der $\bar{e}^2$ für „wide“ erklärt, lässt sich anführen, dass eben alle lat. *e*-laute, offene wie geschlossene, vermutlich „narrow“ waren.

durch beeinflussung seitens eines einmal vorhandenen **térewa* mit vollstufe der wurzel und des suffixes zu erklären ist, aber wie will der verfasser etwa mit *qiwa-* zurechtkommen? Etwa durch annahme einer nebenform mit langem vocal, vgl. aind. *jīvas* usw.? Es ist ja möglich, dass der verfasser recht hat, aber jedesfalls müssen alle in betracht kommenden fälle im zusammenhang besprochen werden. — S. 62 fg. Den stärksten beweis für Sievers' theorie über die verteilung von suffixalem *i* und *i̯* bildet nach der meinung des verfassers die doppelte gestaltung des plurals der *i̯o*-stämme im nordischen, *niđjar* aber *hirđar*. Nun beruht aber diese nach den ausführungen des verfassers in letzter linie darauf, dass in *niđ-jar* *j* im absoluten silbenanlaut in **hir-đjar* dagegen nach consonant stand. Dasselbe ergibt sich, wenn man das consonantische *j* von **hir-đjar* als urgermanisch betrachtet. Glaubt der verfasser denn wirklich, dass dann die silbentrennung **hirđ-jar* hätte sein müssen? — S. 65 wird wol nach Noreen unter den beispielen für germ. $\bar{e}^2$ auch nord. *vér*, ahd. *wēr*, *wier* (nos) angeführt, s. 263 heisst es correcter „frühalem. *wēr*". Ein ahd. *wier* ist meines wissens nicht belegt (die späteren bair.-öst. *wier* sind natürlich anders zu beurteilen), *wer* nur zweimal in den alem. psalmen. Bedenkt man nun, dass in demselben text $\bar{e}^2$ in *kienc* ps. 130, 1 und *farliez* ps. 124, 3 diphthongiert erscheint (andere beispiele für $\bar{e}^2$ kommen nicht vor) und beidemal auf *uuer* eine auf *er* ausgehende silbe folgt (*uuer der* ps. 113, 18, *uuer erlosta* ps. 123, 6), so liegt es doch sehr nahe an verschreibung zu denken. Dass das *é* von *vér* nicht auf $\bar{e}^2$ zurückgehen muss, ist klar. — S. 110, 134. Welche gründe hat der verfasser schon für das urgerm. *hv* und *q* anzusetzen? Wahrscheinlich hat ihn die erwägung geleitet, dass die annahme einfacher laute zu den vorauszusetzenden idg. verhältnissen stimmt. Es wäre aber doch auch möglich, dass schon urgerm., nicht erst westgerm. und nord., die verbindung von guttural + *u̯* an die stelle der labialisierten gutturale getreten ist. Dafür liesse sich anführen, dass auch im got. *gw* für idg. *g^vh* steht und andererseits auch altes *ku̯* als *hv* erscheint, vgl. s. 112 § 117 anm. — S. 165 u. ö. beharrt der verfasser bei seiner Zur germ. sprachgesch. s. 9 fgg. ausgesprochenen ansicht, dass der gegensatz von got. *sō* und *si*, hier verkürzung, dort erhaltung der länge, auf alten idg., im got. bewahrten betonungsverhältnissen beruhe. Ich habe schon Zs. fög. 1893, s. 1097 bedenken dagegen geltend gemacht. Insbesondere machte ich darauf aufmerksam, dass an allen stellen, wo *si* im got. vorkommt, ein starker ton auf dem pronomen liegt. Da der verfasser zu meinem bedauern das, was ich von dem got. wörterbuche sagte (Idg. f. III anz. 190 fg.) zu wörtlich genommen hat, muss ich die stellen hersetzen, wo *si* ἡ δέ widergibt — von denen, wo es für αὕτη steht, gibt ja wol auch der verfasser zu, dass *si* betont ist. Mc. 6, 23 spricht Herodes zur tochter der Herodias, v. 24 heisst es dann: *iþ si usgaggandei qaþ du aiþein seinai*. *si* drückt hier ein neues subject aus, es steht im gegensatz zu Herodes, von dem früher die rede war, es ist daher stark betont. Mc. 7, 27 spricht Jesus zu einer heidnischen frau, v. 28 *iþ si andhof imma*. Derselbe fall. Luc. 1, 28 Der engel grüsst Maria, v. 29 *iþ si .. gaþlahsnoda bi innatgahtai is*. Also überall führt *si* ein neues subject ein, ist nicht anaphorisch. Dass *si* daneben auch unbetont vorkam, bezweifle ich nicht, die kürze des vokals scheint mir allerdings dies zu fordern, aber aus den got. denkmälern lässt es sich nicht nachweisen. Irgend einen gegensatz zwischen der betonung des masc. *is* und des fem. *si* habe ich durchaus nicht behaupten wollen. Auch das masc. *is* trägt meist einen starken ton, da dort, wo kein neues subject eingeführt wird, in der regel das pron. personale fehlt. Allerdings sind hier auch fälle schwacher betonung zu bele-

gen, offenbar deshalb, weil *is* viel öfter vorkommt als *si*, so dass von vornherein die wahrscheinlichkeit grösser ist, dass sich alle gebrauchsweisen in den auf uns gekommenen denkmälern vorfinden. Ich wage es widerum auf das wörterbuch zu verweisen. Nur ein paar markante fälle führe ich an. Mt. 9, 32 *þanuh biþe ut usiddjedun eis, sai, atberun imma mannan baudana daimonari*, „als sie, diese, nämlich die blinden, hinausgegangen waren, brachten sie, nämlich irgend welche andere leute, einen besessenen". Wenn das pronomen nicht gesetzt wäre, so würde der satz zweideutig sein. 1. Kor. 9, 25 *iþ ƕazuh saei haifstjan sniwiþ, allis sik gaþarbaiþ; aþþan eis, ei riurjana waip nimaina, iþ weis unriurjana.*

Also der nominativ[1] des personalpronomens kommt in stark betonter stellung vor. Ebenso aber auch das demonstrativ in schwach betonter. Zweifelt der verfasser denn ernstlich daran, dass *sa* auch als artikel verwendet wird? Wenn der artikel auch oft fehlt, wo wir ihn im nhd. setzen, sein gebrauch muss doch dem got. geläufig gewesen sein, da Ulfilas sonst nie auf den gedanken gekommen wäre, das griech. ὁ ἡ τό durch ein demonstrativum zu ersetzen.

Wer also behauptet, dass der gegensatz von *sō* und *si* auf idg. betonungsverhältnisse zurückgeht, muss zum mindesten zugeben, dass diese im historischen gotisch nicht mehr bewahrt sind.

S. 172 wird behauptet, dass im got. das *-a-* der compositionsfuge, wo es synkopiert wurde, immer nach langer wurzelsilbe und in dritter silbe stand. Das ist falsch, vgl. Gabelentz-Loebe, Ulfilas II, 2, § 167 anm. 2, § 168 anm. Welcher grund ist denn vorhanden anzunehmen, dass der erste bestandteil von *gudhus, guþblostreis, niuklahs, þiumagus* langen vocal hat? Ferner wird aus dem gegensatz kurz- und langsilbiger *ja*-stämme in compositis wie *lubjaleis* und *andilaus* geschlossen, dass auch im got. ursprünglich consonant + *j* zur folgenden silbe gehörten. Hätte man *lub-ja* wie *an-dja* getrennt, so wäre die wurzelsilbe in beiden fällen lang gewesen. Das ist richtig, aber die lautgruppe *ja* wäre auch dann in beiden fällen unter verschiedenen bedingungen gestanden, in *lub-ja-* im absoluten anlaut der silbe, in *an-dja-* nach consonant. Die argumentation ist daher nicht zwingend. — S. 173 fgg. Der verfasser stellt für alle germanischen dialekte die behauptung auf, dass *-u* später geschwunden ist als *-i*, und *-i* später als *-a*. Er hat dies einmal daraus deducieren wollen, dass der ausfall des *-a* älter ist als die westgerm. consonantendehnung, aber den beweis, dass der schwund von *-i* und *-u* jünger ist als die consonantendehnung ist er schuldig geblieben. Jedesfalls müsste man dann annehmen, dass die erscheinungen, die man unter dem namen der westgerm. vocalentfaltung zusammenfasst, zu verschiedenen zeiten entstanden. Denn der verfasser nimmt und — das mit recht — an, dass doppelformen wie *ahhar* und *acchar* darauf beruhen, dass im nom. acc. aus **akra, *akr, *akar* entstand, während in den anderen casus **akr . . . r* unmittelbar auf *k* folgte, hier musste consonantendehnung eintreten, während in **akar* der ein-

1) Nur um diesen casus handelt es sich hier. Für die obliquen casus dürften im allgemeinen Loebes aufstellungen richtig sein. Manches ist freilich abzuziehen. So gehört der wechsel der beiden pronomina bei beziehung auf dasselbe subject ins gebiet der stilistik. Der unterschied zwischen casus rectus und casus obliquus begreift sich leicht. Nur den ersten konnte die personalendung ersetzen, nicht den letztern. Das object musste bezeichnet werden, auch wo kein besonderer nachdruck darauf lag. Man vergleiche, dass im ital. und span., wo gleichfalls das pronominale subject fehlen kann, nur für die obliquen casus der pronomina personalia doppelformen vorhanden sind.

fache laut erhalten blieb. Also ist die westgerm. vokalentfaltung (*akar aus *akr̥) älter als die consonantendehnung. Aber auch nach dem ausfall von *-i* und *-u* ist vocalentfaltung eingetreten, vgl. *zeichan* got. *taikns* fem., *hungar, wintar* und wol auch *apful,* das s. 149 ohne grund als *a*-stamm betrachtet wird. Ahd. flectiert das wort als *i*-stamm, ags. zeigen sich spuren der *u*-declination, es wird also wol bei der alten annahme sein bewenden haben, dass das wort ein alter *u*-stamm ist. Dann wäre auch ein direkter beweis dafür geliefert, dass der ausfall des *-u* älter ist als die consonantendehnung, denn auch bei *apful* kommen formen mit und ohne consonantendehnung vor. Der satz s. 173: „Dass er (nämlich der verlust des *-i*) jünger ist als der des *a*, beweist die regelmässigkeit, mit der schwund wie erhaltung in den einzelnen dialekten, besonders im ae. durchgeführt sind“ entzieht sich zu meiner tiefen beschämung gänzlich meinem verständnis. — S. 186 z. 20. *wil* als zweite person scheint bei Notker nicht vorzukommen. — S. 200, z. 14 ist und akkusativen zu streichen. S. 216. Der verfasser hält es für möglich, dass ahd. *zwô* auf *duō̯u̯ (mit genuswechsel) zurückgeht. Die ansicht ist vom verfasser zuerst Zur germ. sprachgeschichte s. 100 aufgestellt worden. Dort heisst es u. a.: „Dagegen erklärt es (das *-ō* von *zwō*) sich einfach aus älterm *-au*, *-ōu*, das auch in betonter silbe monophthongiert worden ist, wenn es im auslaut stand. Dasselbe schicksal hat ja bekanntlich auch betontes auslautendes *-ai*.“ Ich glaube, der verfasser ist sich bewusst gewesen, dass er damit für *zwō* ein lautgesetz ad hoc aufgestellt hat. Die analogie von *-ai* beweist nichts, da die bedingungen für die monophthongierung von *ai* und *au* auch sonst nicht die gleichen sind. — Die herleitung von *zwō* aus *du̯ōu̯ scheitert meines erachtens daran, dass aus *au* contrahiertes *ō* ahd. nicht diphthongiert wird, während neben *zwō* auch *zwuo* vorkommt. Vgl. Ztschr. fög. 1893 s. 1095 anm. 1. S. 235. Für das alts. einen gen. pl. *gebo* anzusetzen besteht kein genügender grund, vgl. Schlüter, Untersuchungen zur geschichte der altsächsischen sprache s. 189 fg.

S. 250. Zu meiner grossen verwunderung hält der verfasser Hirts auf einer verwechslung beruhende erklärung von altschwed. *moþor* für möglich. An das lautgesetz, das im got. *e* vor *r* in nichthaupttoniger silbe zu *a* wird, kann ich nicht recht glauben. Was beweist denn die gegenüberstellung von got. *ufar* und ahd. *ubir*?[1] Es heisst doch auch im ahd. neben *uber ubar.* Oder was lässt sich aus got. (*af*)-*taro* gegenüber griech. *-τέρω* folgern? Auch ahd. erscheint in derartigen comparativen *a* neben *e*, vgl. *aftaro, fordaro*, *hintaro.* Got. *hvaþar* = *πότερος* entspricht ahd. *hwedar.* Wegen der lehnwörter *karkara* und *lukarn* vgl. Bremer, Beitr. 11, 39 anm. 1. Es ist doch eine tatsache, dass es griech. *τὰ κάρκαρα*, frz. *lucarne* heisst. Allerdings könnte man das frz. wort aus dem keltischen herleiten wollen, aber dasselbe ist auch fürs got. möglich, vgl. Uhlenbeck, Etym. wörterbuch der got. sprache s. 99. — S. 256. Fürs alts. ist im nom. pl. der schw. masculina nicht *-un* neben *-on* anzusetzen, vgl. Schlüter, a. a. o. s. 46. — S. 275. Als erster bestandteil von ahd. alts. *hwergin* ist wol sicher mit Sievers, Beitr. 16, 246 *hwār* anzunehmen, vgl. *huuargin* Hel. v. 1089 M. — S. 317 sagt der verfasser von got. ahd. *ist* es könne nicht streng lautgesetzlich sein, „da im urgermanischen zwischenvokalisches *st* zu *ss* geworden ist“. Mir ist dieses lautgesetz unbekannt, ebenso wie der verfasser s. 113 nichts

1) Correcter wäre *uber,* wie der verfasser auch an anderen stellen schreibt. *ubir* hat im ahd. nicht existiert; von den scheinbar sehr zahlreichen belegen für *ubir* bei Graff kommt nur ein einziger ernstlich in betracht und auch da liegt eine änderung sehr nahe.

davon wusste, da er dort die gleichung ai. *ásti*, gr. *ἔστι*, lat. *est*, got. *ist* usw. als beweis dafür anführt, dass *t* nach *s* nicht verschoben wurde. Weiter wird s. 317 gesagt, es sei auch nicht wahrscheinlich, „dass ein im nord. wie im got. usw. neugebildetes **est(i)* sein *t* im auslaut hätte bewahren können". Warum ist das nicht wahrscheinlich? Schliesslich müssen doch got. ahd. *ist* auf irgend eine art zu ihrem *-t* gekommen sein. Es liegt aber, soviel ich sehe, kein grund vor die gleichung *ist* = *ásti* usw. aufzugeben. — S. 319 § 210 1 anm. 2. Da der verfasser die zweisilbigen formen von *dón, gán, béon* im ags. erwähnt, hätte er darauf hinweisen können, dass ahd. und alts. von *tuon* resp. *don* analoge bildungen überliefert sind.

An der citiermethode ist manches auszusetzen. Ich mache dem verfasser keinen vorwurf daraus, dass er gegen seinen s. X ausgesprochenen grundsatz zusammenfassende werke wie Brugmanns und Pauls Grundriss citiert, denn warum sollen compendien dort, wo es passend ist, nicht angeführt werden? Der verfasser hätte daher auch nicht nötig gehabt es eigens zu begründen, dass er oft auf Hirts buch über den idg. accent verweist. Allein ich kann es nicht für richtig finden, dass Hirt auch als gewährsmann für dinge genannt wird, die er gar nicht behauptet hat. S. 206 heisst es: „ae. *swester sweostor* (*-or* nach *módor dohtor* vgl. H. Hirt, IF I. 212)". An der angeführten stelle ist kein wort darüber zu lesen, dass *sweostor* von *módor, dohtor* beeinflusst ist. Hirt kann dies höchstens stillschweigend angenommen haben. — S. 216: „Dem idg. dual *du̯ōu̯* m. entspricht .... vielleicht auch alem. *zwō* f.; anders H. Hirt IF I. 214 fg., der *zwō* = got. *twōs* setzt." IF I, 214 fg. steht kein wort von *zwō*; vielleicht gelingt es dem verfasser doch zu ermitteln, wo zuerst auf *zwō* als stütze für Hirts erklärung der endung von ahd. n. a. pl. f. *blinto* hingewiesen worden ist. — S. 177 wird gesagt: „Seit H. Hirt, IF I. 216 und W. van Helten, Beitr. 15, 455 fgg. darf es als feststehend betrachtet werden, dass das gotische *u* nach langer tonsilbe lautgesetzlich synkopiert." Warum denn erst seit Hirt, der sich ausdrülich auf Kahle, Zur entwicklung der cons. declination s. 3 berufen hat, und warum seit van Helten, der nur behauptete, dass *-u* in mehrsilbigen formen ausfiel und formen wie *brust, naht* für analogiebildungen erklärte? Übrigens hat auch schon Johansson, Litteraturblatt f. germ. und rom. phil. 1889 sp. 370 die angeblich feststehende regel angedeutet. — S. 246 wird auf van Heltens erklärung von *suni* usw. als dativ und n. a. pl., Beitr. 15, 457 fgg., hingewiesen; hier durfte die bemerkung nicht fehlen, dass van Helten Beitr. 17, 295 diese erklärung ausdrücklich zurückgenommen hat. — S. 274 wird die *j*-lose bildung der adverbia von *i*- und *i̯o*-stämmen darauf zurückgeführt, dass zum grossen teil alte *u*-stämme zu grunde liegen. Dabei wird auf Kluge, Pauls Grundriss I, 401; H. Hirt IF VI, 70 anm. 1 verwiesen. Dagegen wird der gelehrte, der zuerst diese erklärung vorgebracht hat, nämlich Behaghel, Germ. 23, 278, nicht genannt.

Nicht immer sind fremde ansichten richtig aufgefasst. S. 325 ist die rede von einem Schererschen, neuerdings von H. Hirt, Beitr. 18, 527 fgg. wider aufgenommenen, einst auch von W. Braune, Beitr. 2, 156 anm. gebilligten gesetz, „wonach jedes seit urgermanischer zeit im absoluten auslaut stehende *-s* im westgermanischen zu stimmhaftem *z* werden und dann schwinden müsse". Allein Scherer meinte im gegenteil, dass stimmloses *-s* ausfiel und stimmhaftes *-z* erhalten blieb ZGDS[1] s. 103 und Hirt formulierte seine ansicht dahin, dass *-z* secundär wider zu *-s* wurde und dann mit dem ursprünglichen *-s* zugleich ausfiel.

Zum schluss erlaube ich mir auf einige mich betreffende bemerkungen des verfassers einzugehen. S. 146 wird gesagt, dass dentale verschlusslaute nach unbe-

tontem vocal in sehr früher zeit ausfielen, „da die langen vocale, die vor ursprünglich auslautendem dentalen verschlusslaut stehn, genau ebenso behandelt werden wie die langen vocale, die von jeher im absoluten auslaut gestanden haben. Vgl. Verf., IF. Anz. III, 190. Die entgegengesetzte ansicht von M. H. Jellinek, Beiträge zur erklärung der germ. flexion, s. 60 fgg. und W. van Helten, Beitr. 16, 310 fgg. sind daher unhaltbar." IF. Anz. III, 190 hatte der verfasser gesagt: „Vor allen dingen ist mir unverständlich, wie J. auch heute noch aus Hirts bemerkung IF. I, 199 folgern kann, dass in *χ*u̯aþrōt* „der dental an der erhaltung der länge schuld sein könne". Gegen diese aprioristische möglichkeit spricht doch direkt die tatsache, „dass in *wili* usw. der auslautende dental die verkürzung nicht gehindert hat". Diese äusserung bezieht sich auf Zs. fög. 1893 s. 1093. Hätte sich der verfasser die mühe genommen, meine Beiträge s. 64 nachzuschlagen, so hätte er gefunden, dass ich es dort ausdrücklich ablehnte, die länge des endvocals von formen wie *þaþro* durch die annahme des schützenden einflusses eines ursprünglich folgenden dentalen verschlusslautes zu erklären, eben wegen der verkürzung der endvocale von *mena* und *wili*. Und aus meinen ausführungen Zs. fög. a. a. o. hätte er entnehmen können, dass ich es auch später nicht angenommen habe. Meine bemerkung gegen Hirt bezog sich nur auf das formale seiner beweisführung. Ich glaubte, man dürfe von einem autor verlangen, dass er eine von ihm ausdrücklich anerkannte möglichkeit im weiteren verlauf der untersuchung nicht einfach ignoriere[1].

Dass ausserhalb des got. ursprünglich auslautende längen und durch dentalen verschlusslaut gedeckte genau gleich behandelt werden, ist einfach nicht richtig. Der verfasser findet es s. 336 selbst auffällig, dass das *-e* der 3. ind. des schw. praet. im nord. erhalten ist und sucht dies durch systemzwang zu erklären. Die gerechtigkeit hätte es erfordert, auch s. 146 auf die erscheinung hinzuweisen.

S. 180 bemerkt der verfasser gelegentlich der besprechung der auf die accentqualitäten basierten auslautstheorie: „Von den gegnern ist namentlich zu nennen der in den eignen positiven aufstellungen häufig wechselnde M. H. Jellinek". Ich will mich hier nicht bei der beleuchtung des wortes „häufig" aufhalten, da ich in dem vom verfasser mir offenbar zum vorwurf gemachten wechsel meiner anschauungen nur einen erfreulichen beweis dafür erblicke, dass ich noch weit von senilem marasmus entfernt bin. Ich rechne es deshalb dem verfasser nur zur ehre an, dass auch er oft seine anschauungen geändert hat, z. b. sogar während der arbeit an dem buche, das den gegenstand dieser besprechung bildet. Aber wogegen ich verwahrung einlege, ist dass ich zu den gegnern der auf der unterscheidung zweimoriger und dreimoriger längen beruhenden auslautstheorie gezählt werde. Dass meine abhandlung Ztschr. f. d. a. 39, 125 fgg. bei Hirt kein verständnis gefunden hat, halte ich für begreiflich; vom verfasser hätte ich eine grössere fähigkeit zu objektiver beurteilung vorausgesetzt. Es mag ihn irregeleitet haben, dass ich den weg der untersuchung einschlug und nicht von einem schon feststehenden princip ausgieng. Hätte ich in einem handbuch eine darstellung zu geben, würde ich natürlich anders verfahren. Ich stehe im wesentlichen auf demselben boden wie der verfasser, d. h.

1) Es ist daher auch irreleitend, wenn der verfasser s. 182 bei erwähnung der hypothese, wonach die länge der got. adv. auf *-þro* auf das ursprünglich folgende *-d* zurückgehe, auf meine Beitr. s. 60 fgg. verweist. Ich habe diese hypothese nicht aufgestellt und J. Schmidt, Festgruss an Böhtlingk s. 102, den ich s. 64 citierte, hat sich auf Mahlow berufen, der die erhaltung der länge auf die dreimorigkeit in verbindung mit dem folgenden *-d* zurückführte.

auch ich nehme an, dass sich im allgemeinen der unterschied zweimoriger und dreimoriger längen im germ. erhalten hat, dass jene verkürzt werden, diese im got. als längen erscheinen, dass ferner sich unter der scheinbaren erhaltung der dreimorigen längen in wahrheit eine kürzung zu zweimorigen längen verbirgt. Ich halte es ferner für wahrscheinlich, dass der verfasser recht hat, wenn er annimmt, dass im got. vor *-s* die alten quantitätsverhältnisse noch bewahrt sind. Was mich vom verfasser trennt, sind einerseits einzelheiten, wie z. b. dass ich annehme, dass im ursprünglichen absoluten auslaut dreimorige längen früh gekürzt wurden und gänzlich mit den zweimorigen zusammenfielen, anderseits meine überzeugung, dass sich die alte verschiedenheit von *ā* und *ō* in den vocalen der endsilben widererkennen lässt. Mit dem eigentlichen princip hat das nichts zu tun. Wenn also der verfasser mir I. F. VI, 146 ein eklektisches verfahren zum vorwurf macht, so trifft das zum teil auf meine Beiträge zu, nicht aber auf meine neuere arbeit. Nebenbei bemerkt habe ich von Hirts aufstellungen nichts angenommen, als seine erklärung des *-o* des n. a. pl. fem. der st. adjectiva, das ist aber etwas, was mit der unterscheidung der accentqualitäten nicht das geringste zu tun hat. van Helten, der ganz auf dem boden der nasalierungstheorie steht, hat denn auch unabhängig von Hirt dieselbe erklärung gefunden, vgl. Beitr. 17, 275.

S. 248 (vgl. auch s. 147) stellt der verfasser meine auffassung von altn. *kú* und die Mahlows in einen gegensatz. Das hat jedoch nur bedingte berechtigung. Mahlow bemerkt AEO s. 60 fg.: „... eine vergleichung der anderen germanischen sprachen zeigt, dass in dem *o* von *so* und *þo* zwei verschiedene laute zusammengefallen sind. Einfach auslautendes *-ō* ist in den nordischen sprachen zu *-ū* gesunken, vgl. got. *so* — and. *sū*, run. *susi.* got. *þo* neutr. pl. — and. **þū*, run. *þusi.* ags. *þū* s. s. 35. ahd. *chuo,* alts. *kō* — ags. *cū* and. *kū* dat. acc. sg. (nom. hat secundären umlaut.) ahd. *wuo,* alts. *hwō* — ags. *hū* ...... Dagegen entspricht dem got. *-o*, welches aus *-aºñ* entstanden ist, in den anderen germanischen sprachen *-ā*; so im acc. sg. got. *þo* aber and. ags. *þā.* Hieraus ergibt sich, dass der accusativ *þo* nicht aus *þaº* mit einem reinen *aº* entstanden ist; sonst müsste diese form im altnordischen und angelsächsischen **þū* lauten." Diese worte sagen für jeden, der wissenschaftliche arbeiten zu lesen versteht, deutlich und klar, dass nach Mahlows ansicht die grundform von *kū* kein nasaliertes *ō* enthielt. Er spricht sich nur nicht darüber aus, wie diese form zu stande kam. Wahrscheinlich ist, dass er annahm, *kū* sei aus dem nom. übertragen, der nach seiner meinung ursprünglich **kū* lautete, vgl. s. 155[1]. Auf jeden fall ist es irrig Mahlow die meinung unterzuschieben, dass urgerm. *-ō* „im absoluten auslaut" zu aisl. und ae. *-ū* geworden sei. Nach Mahlow vollzog sich dieser lautwandel nur dann, wenn *-ō* von jeher im auslaut stand, oder wenn ursprünglich *-s* (vgl. das s. 35 über ags. *tvā* gesagte) oder *-t* (vgl. s. 131) folgte, dagegen trat der lautwechsel nicht ein, wenn das *ō* ursprünglich nasaliert war.

1) Das hatte ich Ztschr. f. d. a. 39, 140 nicht erkannt. Dass ich Mahlows ansicht über *kýr* statt **kú* nicht billige, brauche ich wol nicht zu versichern.

BADEN N.-Ö., 18. JUNI 1896. M. H. JELLINEK.

Hans Sachs-forschungen. Festschrift zur vierhundertsten geburtsfeier des dichters. Im auftrage der stadt Nürnberg herausgegeben von **A. L. Stiefel.** Nürnberg 1894. Im kommissionsverlag der Joh. Phil. Raw'schen buchhandlung.

Hans Sachs sämtliche fabeln und schwänke, in chronologischer ordnung nach den originalen herausg. von **E. Goetze.** 1. 2. bd. Halle, Niemeyer. 1893. 1894. (= Braunes neudr. 116—117. 126—134.)

Hans Sachs, herausg. von **A. v. Keller** und **E. Goetze.** Bd. 22. 23. Tübingen, Litter. verein. 1895. 1896.

Die festschrift ist ein erfreulicher beweis für die verbreitung und vertiefung der beschäftigung mit dem Nürnberger dichter; sie sammelt nicht nur auf den bisher bearbeiteten gebieten gewonnene ergebnisse, sondern bahnt auch in verschiedenen richtungen neues an. Voran geht eine den inhalt der einzelnen beiträge kurz skizzierende vorrede Karl Weinholds. Das folgende kann sich in der anordnung ziemlich daran anschliessen. Edmund Goetze gibt eine dankenswerte übersicht über die handschriften des Hans Sachs, in der er sich auch über mancherlei graphische eigentümlichkeiten ausspricht. Vielleicht hätte sich der phonetische grundzug der Sachsischen rechtschreibung durch einige beispiele erläutern lassen (*aůson* = aussann, *empflogen* = entflogen, die gleichsetzung von *b* und *w*, *verbesen* = verwesen, *bestrebt* = bestreut u. a. m.). Zur erklärung der völligen regellosigkeit des H. Sachs im gebrauch von *u*, *ů*, *ü*, *ue*, *ůe*, *üe* für *u* und *ü*, auf die ich schon Ztschr. XXVI, 139 aufmerksam gemacht habe, mag dienen, was Goetze über die abhängigkeit der schreibweise des H. Sachs von den gedruckten büchern sagt, aus denen er sich seine stoffe holte. Ist aber H. Sachs bei der rechtschreibung in der hauptsache seinem vom gefühl geleiteten ohr gefolgt und hat er sich, da er eben nicht bestimmten regeln folgte, durch zufällige vorlagen beeinflussen lassen, so muss dieser umstand den sprachlichen wert der handschriftlichen grundlage einigermassen mindern, und so lässt sich vermutungsweise in dieser richtung das ergänzen, was Karl Drescher über das verhältnis der handschrift zur ersten folioausgabe sagt. Drescher weist nach, dass die folioausgabe von H. Sachs selbst nicht nur der auswahl nach veranstaltet worden ist, sondern dass der dichter sowol inhaltlich wie metrisch eine ganze reihe von veränderungen vorgenommen hat, die er doch zweifellos als verbesserungen ansah. Sollte er sich die orthographischen änderungen, die — so muss man ja wol annehmen — der drucker vornahm, nicht auch als verbesserungen seiner durchaus ungeschulten, so zu sagen selbstgewachsenen rechtschreibung haben gefallen lassen? Die schwierigkeit, für sprachliche untersuchungen bei H. Sachs eine feste grundlage zu gewinnen, wird durch eine derartige erwägung freilich noch gesteigert. Auch für die metrik des H. Sachs bietet sich durch Dreschers untersuchung ein beachtenswerter gesichtspunkt. Wenn bei ihm zunächst unter dem einflusse des meistergesanges die silbenzählung vorherrscht, so darf man aus den änderungen, die er für die folioausgabe vornahm, um einen jambischen rhythmus seiner verse herzustellen, darauf schliessen, dass ihm dieser für die nur gesprochenen (nicht wie die meistergesänge gesungenen) gedichte als eine notwendigkeit, mindestens als ein zu erstrebendes ziel galt. Freilich vermochte dieses bestreben bei der fortgesetzten pflege des meistergesanges nicht zum vollen durchbruch zu kommen; aber einen ansatz dazu darf man sicher als vorhanden annehmen. Wenn Drescher so die bedeutung der folioausgabe neben der in den spruchbüchern vorliegenden handschrift hervorhebt, so weist Max Herrmann im ersten teile seines beitrags über stichreim und dreireim wenigstens für die dramen nach, dass S nicht ausschliesslich der ältere und A der davon abge-

leitete jüngere text sei, sondern dass für beide eine frühere quelle vorhanden gewesen sein müsse, einzelhandschriften, die als unterlagen für die aufführungen dienten, und aus deren sammlung der dichter dann sein generalregister entnahm. Diese einzelhandschriften (e) würden den für alle gedichte vorauszusetzenden konzepten (U), aus denen S erst durch reinschrift entstanden ist, am nächsten stehen. Aus Dreschers und Herrmanns darlegungen geht übrigens hervor, dass des dichters änderungen meist auf erweiterungen hinausliefen. Daraus ist auch ein argument zu gewinnen gegen den grundsatz, den Herrmann für die auswahl der stücke aufstellt, die er seiner untersuchung über stichreim und dreireim zu grunde legt. Neben diesen mit der frage der textgestaltung sich beschäftigenden abhandlungen steht eine reihe von beiträgen aus dem bisher am meisten bebauten gebiete, der forschung nach den quellen des H. Sachs. Am ausführlichsten und umfassendsten handelt der herausgeber der festschrift, A. L. Stiefel, über die quellen der fabeln, märchen und schwänke des H. Sachs (s. 33—190). Dieser beitrag sollte ursprünglich allein als festschrift dienen. Die quellenforschung sucht Stiefel auch für die erkenntnis der arbeitsweise fruchtbar zu machen; freilich nur soweit die überfülle des stoffes ein eingehn in das einzelne stück möglich macht. Es zeigt sich, dass H. Sachs durchaus nicht, wie Erich Schmidt meint, seine quelle handwerksmässig ausschrieb und in verse brachte, sondern dass er möglichst mehrere quellen benutzte, auch wol eigene zutaten hinzufügte und aus allem ein ganzes zu schaffen suchte, für das er sich höhere ziele steckte. Dass ihm dabei auch missverständnisse unterlaufen und die einfügungen nicht immer glücken, dafür möchte ich ein paar beispiele geben. In dem schwank vom Schlauraffenlande macht schon Stiefel auf einige derartige einfügungen aufmerksam; nämlich das wachstum von essbaren früchten auf sonst unfruchtbaren gewächsen und die idee von den auf bäumen wachsenden bauern. Die verse: „Ir weydwerck ist mit flö und leusn — Mit wantzen, ratzen und mit meusn", gehn — wie Stiefel, obwol er die deutsche quelle nicht nachweisen kann, doch wol mit recht annimmt — auf das englische Poem of Locaygne zurück: „The laudis full of other gode. Nis ther flei, fle, no lowse — In cloth, in town, bed, no house." H. Sachs hat den sinn um einer komischen wendung willen gänzlich umgedreht, fällt aber damit aus dem rahmen des grundgedankens. — Im „Narrenfresser" ist der eine gedanke, dass ein riese die männer frisst, die herren im hause sind (also doch die tüchtigen), in eine neue lose beziehung zu der gestalt des Narrenfressers gesetzt, der komischen wendung willen, dass der eine verhungern muss, während der andere feist wird.

Hermann Wunderlich bespricht in etwas aphoristischer weise die art, wie H. Sachs die Nibelungensage behandelt, unter seitenblicken auf spätere dramatische bearbeiter, von denen mir Hebbel nicht ganz zu seinem rechte zu kommen scheint. Auch was Wunderlich über die dramatische technik des H. Sachs sagt, ist durchaus ungerecht und falsch; H. Sachs weiss sehr gut einen dialog zu führen, wofür gerade die ersten akte des hürnen Seyfried den beweis geben. Man darf eben den dramatiker nicht nach dem gelesenen, sondern muss ihn nach dem gesprochenen und gespielten stücke zu beurteilen suchen. Jedenfalls wird W. Golther der dramatischen gestaltungskraft des H. Sachs in seinem aufsatz über ihn und den chronisten Albert Krantz besser gerecht. Er hebt bei der besprechung der beiden dramen „Rosimunde" und „Hagbard und Signe", die H. Sachs aus Krantz nahm, hervor, dass H. Sachs im ersten stück die hauptscene mit geschick wirkungsvoll herausarbeitete, während im andern die gestalt des feindlichen bösewichts Heinrich vom dichter frei

erfunden und gut bis ans ende durchgeführt ist. — Die quelle zur „Engelhut“ des H. Sachs weist *M. S.* in Agricolas Sprichwörtersammlung nach.

Mit der persönlichkeit des dichters beschäftigt sich Victor Michels in seinem aufsatz „Hans Sachs und Niclas Praun“. Praun ist der erste urkundlich bezeugte freund des H. Sachs, von dem wir hier näheres hören; ein wolhabender kaufmann, der zu seinem vergnügen oder auch um den schmerz des zipperleins zu übertäuben schriftstellerte; Michels teilt aus einer handschrift der Berliner kgl. bibliothek zwei dialoge von ihm mit, den einen im auszug (Ein Spotlicher Dialogus oder gesprech — — der podagrisch Traum), den andern im wörtlichen abdruck (Das pieret vnd der Kopff gegen einander). Zu dieser handschrift hat H. Sachs eine vorrede geschrieben; die grössere (zweite) hälfte der handschrift rührt gleichfalls von seiner hand her. Beide dialoge zeigen Praun als einen mann von ähnlichen grundanschauungen, wie H. Sachs, nur mit einer höheren, wenn auch nicht gerade gelehrten bildung; im podagrischen traum zeigt sich auch ein näheres persönliches verhältnis zwischen Praun und Sachs, der als Xasius einer der interlocutori (so!) ist. Vielleicht hat Michels recht, wenn er einen einfluss des H. Sachs auf die verfertigung der dialoge durch Praun annimmt; jedesfalls ist es bemerkenswert, dass H. Sachs so viel interesse daran nimmt, dass er selbst aus den hinterlassenen „dichtzetteln“ des verstorbenen freundes die von diesem begonnene reinschrift vollendet und fortsetzt; dass er seine dichtungen oft stückweis bei ihm gesehen und gelesen hat, berichtet er selbst in der vorrede. Der blick, den wir hier in den umgangskreis unseres dichters tun, ist jedesfalls von hohem interesse; es wäre von wert, wenn sich über den dritten der interlocutori Ellofius (doch wol = Folle) etwas näheres ermitteln liesse.

Einen versuch, des dichters werke wenigstens für ein bestimmtes gebiet kulturgeschichtlich auszubeuten, macht Charles Schweitzer durch eine sammlung von sprichwörtern und sprichwörtlichen redensarten oder vielmehr eine auswahl, die er aus einer solchen gibt, und zwar teils bekannte, teils solche, die in den gleichzeitigen und späteren sammlungen nicht belegt sind. Zu „Böss arbeit erlangt bösen lohn“ hat Wallensteins lager (10. auftr.) eine parallelstelle: „Böses gewerbe bringt bösen lohn“, so dass der fortbestand dieses sprichworts erwiesen ist. Die „der strengen moral des H. Sachs zuwiderlaufenden sprüche“ sind nicht nur als „volkstümliche stichwörter scherzweise angeführt“, sondern erscheinen in den Fsp. im munde von personen aus deren charakter heraus und im geiste der situation gesprochen. Auch von den sprichwörtlichen redensarten gibt Schweitzer eine zusammenstellung, und zwar die ausdrücke für foppen und äffen, sowol im täglichen verkehr, als auf besondere verhältnisse angewendet; die bunte mannigfaltigkeit der flüche und verwünschungen; die redensarten, die einem besondern stande eigen sind, wie den bauern, den landfahrern usw. Eine ausführlichere arbeit über diesen gegenstand, die Schweitzer für später in aussicht stellt, wird auch über die häufigkeit, mit der gewisse wendungen bei H. Sachs immer wider erscheinen, manche interessante beobachtung beibringen können.

Mit des H. Sachs zeitgenossen, nachfolgern und schülern im meistergesange beschäftigen sich vier aufsätze: Friedrich Keim gibt auf grund der von der gedruckten litteratur gebotenen angaben und beschreibung von handschriften, sowie unter benützung anderer ihm selbst zur hand gekommener schriftlicher liedersammlungen ein verzeichnis der bis jetzt bekannten meistersinger des XVI. jahrhunderts, das über 700 namen umfasst, von denen freilich wider eine anzahl, die durch doppelsetzung, missverstand usw. entstanden sind, zu streichen ist. Von einer näheren aus-

deutung, sonderung nach landschaften oder dergl. ist abgesehen worden[1]. Ernst Martin gibt nach einer handschrift des stadtarchivs zu Strassburg die meistergesänge von Adam Puschmann auf das Strassburger münster. Dieser dankbare schüler des H. Sachs hat 1571 der Strassburger meistersängerschule einen besuch abgestattet, und vielleicht aus diesem anlasse einen meistergesang auf das Strassburger münster gedichtet, der die 13 meistertöne des H. Sachs zu grunde legt und im ausdruck das gedicht des H. Sachs auf den tempel zu Ephesus mehrfach benutzt. Auch einen zweiten kürzeren gesang desselben inhalts von Adam Puschmann veröffentlicht Martin. Zu seinen verbesserungsvorschlägen für schreibfehler füge ich noch folgende hinzu: Im 1. stollen des 1. gesätzes v. 10 muss es statt *er ich* heissen; denn da beginnt der nachsatz zu v. 1 und 2, während 3—9 nur zwischensätze sind. Im 2. stollen v. 7 ist *sindet* für *findet* gedruckt. Im abgesang des 3. gesätzes v. 6 steht *Psisirung* für *Pfisirung* = phisirung (visierung) s. v. 3 des 2. stollens im 5. gesätz. Theodor Hampe gibt in seinem bericht über des H. Sachs schüler Ambrosius Oesterreicher den nachweis, dass das theaterspielen schliesslich das interesse mancher meistersinger mehr in anspruch nahm als die pflege der „holdseligen kunst“; ja dass es von einzelnen zum persönlichen nutzen verwertet wurde. Aber den verfall der meistersingerei wird man damit kaum in zusammenhang bringen dürfen; der lag wol darin, dass die form den geist erstickte, oder dass überhaupt zu wenig geist vorhanden war. Und die bitte des Hans Winter, die Hampe anführt, ihn doch lieber beim komödienspiel zu verwenden, da er weder viel singen könne, noch eine schöne stimme habe, mag manchem andern aus der seele gesprochen sein; zu dichten aber ist noch weniger menschen verliehen, als zu singen. Von grossem interesse ist Ernst Mummenhoffs aufsatz über „Die singschulordnung vom jahr 1616/35 und die singstätten der Nürnberger meistersinger“ mit den einleitenden bemerkungen. Aus den hier mitgeteilten ratsverlässen geht hervor, dass die abhaltung der singschulen beim rate mehrfach ärgernis erregte um der „schandbaren“ lieder willen, die gesungen wurden, und wegen des ungebührlichen betragens des handwerksgesindes, worunter doch wol die mitglieder der zunft selber zu verstehen sind, deren organisation vom rate völlig wie die anderer handwerker angesehen und behandelt wurde.

Die im Dresdner mskr. M 100^{e} 8^{0} (jetzt M. 276) enthaltene abschrift der von Mummenhoff abgedruckten singschulordnung weicht von dieser nur in wenigen unwesentlichen punkten ab. Einiges hat sie richtiger, so z. b. enthält das register die titel der sämtlichen 12 teile, während es in Mummenhoffs vorlage mit nr. 11 Von der freiung schliesst (richtiger 11. Vom taufen. 12. Von der freiung). Der schluss der ordnung lautet in der Dresdner abschrift: *und mit stucken salue geschoßen worden*, während bei Mummenhoff *salue* fehlt. Dafür fehlt in der Dresdner handschrift der weitere schlusswunsch und die unterschriften. (Unter diesen muss es übrigens statt Fillix Hager Fillip Hager heissen; es ist natürlich der in der überschrift mitgenannte Merker und „verbesserer“ der ordnung.) Dann folgt auch in der Dresdner hdschr. die tabulatur, mit Mummenhoffs vorlage ganz übereinstimmend, auch in kleinen ungenauigkeiten. Im 15. abschnitt hat die Dresdner hdschr. richtiger *geschicht* für *thut*. Ein anderes exemplar der tabulatur, das in der handschrift M 6 der Dresdener bibliothek enthalten ist, hat einige abweichungen, nicht sachlicher, sondern

1) In dem von Goedeke und Tittmann herausgegebenen liederbuche des 16. jahrhunderts erscheint ein Michael Müller aus Augsburg mit einem liede von einem Marienbilde (nach einem druck von Jost Gutknecht in Nürnberg um 1225—35), der mit dem s. 337 z. 1 v. u. erwähnten Michel Miller wol identisch sein könnte.

formaler art. In der zählung der abschnitte tritt vom 5. an eine abweichung ein, da M. 6 die ganzen und halben aequivoca unter einer nummer behandelt. Im 11. abschnitt hat M 6 auf zeile 5 das *in* nicht, das im Nürnberger exemplar irrtümlich steht. Der 21. (22.) abschnitt schliesst in M 6: *sunst wer es blind zu verstehn.* Das ist richtiger als die andere fassung: *sonst were das eine blinde straff, ein silben.* Hier ist übrigens wol das komma nach *blinde* zu setzen: *sonst were das eine blinde* (sc. *meinung,* was aus dem vorhergehenden zu ergänzen ist), *straff ein silben* (d. h. die strafe dafür beträgt eine silbe). Auch über die örtlichkeiten, wo singschule gehalten wurde, gibt Mummenhoff urkundliche nachweise.

An diese übersicht schliesse ich eine eingehende betrachtung von Max Herrmanns aufsatz: Stichreim und dreireim bei Hans Sachs und andern dramatikern des 15. und 16. jahrhunderts. Er behandelt denselben stoff, wie der berichterstatter in einem vor längeren jahren erschienenen programm[1], dessen ergebnisse Sommer in seiner Metrik des H. Sachs und Minor in seiner Neuhochdeutschen metrik in der hauptsache übernommen haben. Diese ergebnisse der „älteren forschung“ nun will Herrmann als in den hauptpunkten unrichtig erweisen, da deren untersuchungsmethode an mehreren fehlern gelitten habe: es sei aus wenigen willkürlich herausgegriffenen beispielen auf die gesamte produktion des autors geschlossen worden; die heranziehung anderer dichter sei nicht zu wirklich historischem zweck, d. h. zur feststellung eines etwaigen zusammenhangs mit der Hans Sachsischen technik geschehn; endlich habe man den dichter nicht als eine historisch sich entwickelnde persönlichkeit betrachtet, sondern seine werke wie eine grosse durchaus gleichartige masse behandelt. Dem gegenüber schliesst Herrmann die ganze dramatik des H. Sachs (mit den zu erwähnenden ausnahmen) in seine untersuchung ein (er war in der lage, aus den teilnehmern seiner litterarhistorischen übungen einige hilfskräfte zu gewinnen), sucht die zusammenhänge zwischen der gleichzeitigen dramatik und der des H. Sachs aufzufinden und eine entwicklung des dichters in der benutzung der kunstmittel nachzuweisen. — Er unterscheidet drei perioden: die lehrjahre, die meisterjahre und die zeit der sinkenden kraft. Die ersteren, die jahre des suchens und tastens, rechnet er bis 1540; die meisterjahre bis etwa 1555; dann lasse die dichterische kraft auch in dieser äusseren technik nach.

Für die untersuchung scheidet Herrmann alle stücke aus, bei denen die im generalregister angegebene verszahl nicht mit der in S oder, wo S fehlt, mit der in A übereinstimmt. Diese stünden unter dem verdachte der überarbeitung und könnten bei einer historischen betrachtung der stellung des H. Sachs zu stichreim und dreireim nicht berücksichtigt werden. Dieser grundsatz scheint mir geeignet, die ganze grundlage mehr zu verschieben, als nötig ist, denn die veränderungen, die H. Sachs bei seinen gedichten später anbrachte, sind überwiegend erweiterungen (was Drescher und Herrmann selbst bemerkt[2]) und wenig geeignet, den charakter des stücks in bezug auf den gebrauch des stichreims (der dreireim kommt hierbei kaum in frage) wesentlich zu ändern. Durch eine einzige weglassung kann das ganze system ins wanken kommen und so ists auch in der tat. Herrmann lässt das fastnachtspiel von der eigenschaft der liebe vom 8. jan. 1518 weg, jedesfalls weil es in A 24 verse mehr zählt als das generalregister angibt (396 statt 372). In diesem stück

1) Reimbrechung und dreireim im drama des H. Sachs und anderer gleichzeitiger dramatiker. Freiberg (in Sachsen). 1870.

2) S. oben s. 386.

steht im dialog 35mal der stichreim, 5mal nicht. Ist da wol anzunehmen, dass eine hinzufügung von 24 versen diesen charakter erst hineingebracht habe? Denn an eine völlige umarbeitung ist hier um so weniger zu denken, da das fastnachtspiel eine umdichtung und ausarbeitung des kampfgesprächs von der liebe vom 1. mai 1515 ist, in welchem die reimbrechung vollständig durchgeführt ist. — Herrmann sagt selbst (s. 434): „Das ist jedesfalls wahrscheinlich, dass die hier (in den kampfgesprächen) geübte konsequenz in der dialogbehandlung wenigstens von der abfassung des fünften kampfgespräches (v. j. 1531) an den dichter zu immer entschiedenerer durchführung des stichreims auch im drama veranlasste." Also erst vom fünften kampfgespräch an! Sollte es wirklich unwissenschaftlich sein, das fastnachtspiel von der liebe auch mit in rechnung zu ziehn und den einfluss der kampfgesprächstechnik bereits von da an zu datieren, überhaupt darin die quelle dieser technik zu suchen? Oder nötigt uns der von Herrmann aufgestellte grundsatz wirklich, dieses fastnachtspiel so zu sagen für tot zu erklären und den für eine unbefangene betrachtung ziemlich klar zu tage liegenden einfluss erst vom fünften kampfgespräche an für „wahrscheinlich" zu halten?

In einem andern punkte scheint mir die gruppierung der stücke nicht frei von willkürlichkeit zu sein. Herrmann rechnet die „meisterjahre" vom fastnachtspiel „die 5 elenden wanderer" (15. dec. 1539) an, in dem H. Sachs die regel des vollreims beim auftritt neuer personen „durchbrach"; das betrachtet Herrmann als anfang souveräner freiheit in der behandlung der sonst beobachteten regel: bindung des dialogs durch stichreim, fehlen des stichreims bei auftritt und abgang. So rechnet er die meisterjahre in runder zahl von 1540 an und nimmt in den folgenden statistischen aufstellungen über das fehlen des stichreims bei auftritt und abgang dieses fastnachtspiel mit zum jahre 1540. Nun gehören ins jahr 1540 nur noch 2 fastnachtspiele, Der heuchler und wahre freund vom 30. decbr. und der Dolpen Fricz vom 31. decbr. 1540. Diese beiden bieten aber nur je 2 auftritte und 1 abgang, alle ohne stichreim (die nächsten in betracht gezogenen spiele stammen aus dem ende des jahres 1544.) Aus diesen 3 spielen vom jahre 1540 rechnet nun Herrmann einen durchschnitt des stichreims bei auftritt und abgang mit 45,45 % heraus (5 auftritte mit stichreim gegen 6 ohne diesen). Das wesentliche ist doch hier der charakter des ersten spiels, bei dem sich die anwendung der regel geradezu verbot, weil der wirt durch die ankündigung der ankunft des nächsten gastes jedesmal den vorherigen zum bleiben bewegen muss; die vorhergehenden spiele boten zu solcher abweichung keinen anlass; z. b. das Bachenholen vom 21. novbr. 1539, das mit den beiden vom ende des jahres 1540 durchaus einerlei charakter trägt, aber in der berechnung einer andern periode zugeteilt wird.

Überhaupt haben statistische berechnungen ihre gefahren; und ich glaube nicht, dass Herrmanns zahlenmaterial uns zwingt, dieselben schlüsse wie er daraus zu ziehen. Die „alte forschung" hat die regel aufgestellt: H. Sachs bindet den dialog durch stichreime und setzt beim auftritt neuer personen [und abgang, fügt Herrmann hinzu] vollreim. Dem gegenüber stellt Herrmann auf grund statistischer erhebungen die sätze auf: H. Sachs hat diesen hauptgrundsatz sich allmählich angeeignet; hat sich dann aber in den jahren seiner meisterschaft mehr und mehr von der sklavischen befolgung frei gemacht und ist erst im alter wider zu einer mehr mechanischen anwendung zurückgekehrt. Was den ersten punkt betrifft, so widerspricht dem das fastnachtspiel Von der eigenschaft der liebe vom jahre 1518, das Hermann zwar ausscheidet, das aber aus den oben angeführten erwägungen doch nicht so ganz beiseite

geschoben werden darf. Dieses zeigt den dichter bereits im vollbesitz der hauptregel und auch der freiheit, ausnahmen zu machen. Diese freiheit, von der hauptregel abzuweichen, hält Herrmann für den massstab der meisterschaft. Könnte man seiner deutung der zahlen in diesem sinne nicht die andere gegenüberstellen: H. Sachs gestattet sich von der hauptregel bald mehr, bald weniger abweichungen? Nun gibt ja Herrmann 6 grundsätze, nach denen der dichter bei diesen abweichungen verfahren, natürlich nicht so, dass er sich deren klar bewusst gewesen, sondern mehr seinem gefühle gefolgt sei. Wollte Herrmann aber zwingend nachweisen, dass die jahre, in denen die dramen die häufigsten auf diesen 6 grundsätzen beruhenden abweichungen von der hauptregel aufweisen, des dichters meisterjahre sind, so müsste er nachweisen, dass die minderzahl der abweichungen in den andern jahren daher rührt, dass dieser in fällen, wo solche abweichungen geboten gewesen wären, davon abgesehen hat. Denn man kann durchaus nicht sagen: die zahl der fälle, die solche abweichungen nach den aufgestellten regeln bedingen, muss sich im durchschnitt gleich bleiben; also muss bei gleicher dichterischer kraft auch die zahl der abweichungen von der hauptregel gleich gross sein. Hier kann doch auch die verschiedenheit der einzelnen dramen eine grosse rolle spielen, wie z. b. bei den oben erwähnten vier fastnachtspielen. So lange daher nicht der nachweis geführt ist, dass der zahlenunterschied wirklich darauf beruht, dass der dichter in den dazu geeigneten fällen in gewissen jahren mehr nach den aufgestellten grundsätzen gehandelt hat, in andern in gleichartigen fällen weniger, und nicht möglicherweise darauf, dass ihm in manchen stücken weniger gelegenheit dazu geboten war, als in anderen — so lange wird Herrmann uns immer gestatten müssen, seinen nachweis von der entwicklung des dichters in dieser beziehung für nicht genügend erbracht anzusehn und trotz alledem seine werke als eine „gleichartige masse“ zu behandeln und zu sagen: „Von der hauptregel der bindung des dialogs durch den stichreim und der bezeichnung des auftritts und abgangs durch den vollreim weicht H. Sachs öfter ab; meist aus einem durch erkennbare gründe geleiteten gefühle, mitunter aber auch ohne solche.“

Dass H. Sachs das bedürfnis nach abweichungen von einmal angenommenen regeln gar nicht in besonderem masse gehabt hat, dafür spricht die stätigkeit, die er in zwei andern punkten von anfang bis ende seiner produktion zeigt. Das ist erstens der abschluss des prologs und der einzelnen akte in mehraktigen dramen durch den dreireim, der so stehend ist, dass Herrmann ihm darüber ordentlich böse wird, denn er spricht von einer „fatalen starrheit“ in diesem gebrauche; und dann die gewohnheit, seine spruchgedichte alle mit seinem namen als schlusswort des letzten verses zu beendigen, an der er bis ans ende mit verschwindend wenig ausnahmen festgehalten hat. Zieht man dazu noch in betracht, dass H. Sachs als meistersinger durchaus gewöhnt war, bei seiner dichterischen tätigkeit eine ganze reihe festgesetzter regeln unverbrüchlich fest zu beobachten, so wird man kaum dazu gelangen, ein streben nach möglichst häufiger durchbrechung einer einmal gewonnenen regel als charakteristisch für den höhepunkt seines dichterischen wirkens anzunehmen.

Aber auch wenn wir Herrmann in dieser schlussfolgerung, die er aus seinem zahlenmaterial zieht, nicht beistimmen können, müssen wir doch seine untersuchung als eine gründliche, nur vielleicht zu fein zugespitzte arbeit anerkennen und seinem wunsche uns anschliessen, dass die beschäftigung mit H. Sachs sich mehr und mehr

der erforschung seiner dichterischen eigenart zuwenden möge. Die besprochene festschrift bietet beiträge dazu auf verschiedenen gebieten und ist als ein bedeutsames zeichen des fortschrittes auf dem gebiete der Hans Sachs-forschung freudig zu begrüssen. Dass dieser fortschritt nur ein langsamer und durch die mitarbeit vieler zu gewinnender sein kann, ist schon durch die ungeheure überfülle des zu bearbeitenden stoffes bedingt. Jeder beitrag dazu muss daher mit freude begrüsst werden.

Diese überfülle des stoffes hat sich inzwischen teils noch vermehrt, teils ist sie zugänglicher gemacht worden. Der unermüdliche Edmund Goetze hat seiner ausgabe der fastnachtspiele eine ausgabe sämtlicher fabeln und schwänke von Hans Sachs in zwei bänden folgen lassen. Sie bringt 387 stücke nach den handschriften, und nur wo diese fehlen, nach der folioausgabe (A) oder dem einzeldruck (E), falls dieser älter als A. Es befinden sich darunter nicht weniger als 72 nummern, die vorher noch nicht veröffentlicht gewesen sind. Auch die doppelten oder mehrfachen bearbeitungen desselben stoffes druckt Goetze ab; es handelt sich dabei um 37 nummern, die neben sich noch eine zweite und auch dritte bearbeitung haben. Meist sind die zweiten bearbeitungen erweiterungen. In 10 fällen, wo die spruchbearbeitung eines stoffes nicht zu beschaffen war, sind die meistergesänge abgedruckt worden. Diese schliessen sich bei den tönen, die von den kurzen reimpaaren nicht allzusehr abweichen, der spruchform ziemlich eng an; nur die überflüssig angesetzten *e* in den reimworten zur herstellung des klingenden reims erinnern an den meistergesang. Die nachweise zu den quellen, die — zweckmässiger als bei den fastnachtspielen — bei jedem stück unter dem texte gegeben werden, erhalten noch mancherlei erweiterungen und berichtigungen in den nachträgen des 2. bandes, zu denen Goetze noch die ihm durch Johannes Bolte mitgeteilten kollektaneen Reinhold Köhlers benutzen konnte. Freilich machen die zahlreichen verbesserungen und nachträge, die von dem rastlosen eifer des herausgebers und von mancherlei erfreulicher unterstützung durch fachgenossen kunde geben, die benutzung des buches etwas umständlich. In der textgestaltung richtet sich Goetze, wo S vorliegt, durchaus nach diesem und weicht nur in ganz wenig fällen davon ab. In dieser beziehung könnte er etwas freier sein und A etwas mehr gelten lassen. Ich führe einige beispiele an: nr. 207 v. 61 hat S *ach,* während A *gar* hat, was besser in den zusammenhang passt. Nr. 203 v. 31 lässt S *war* weg, was in A steht und für den satzbau besser, für den versbau sogar notwendig ist. Ebenso ist nr. 205 v. 94 *hoch,* das in A steht, des verses wegen notwendig. V. 105 hat S *rûmer,* was zur sache passt, aber nicht in den vers; daher die änderung *man* aus A wol herüberzunehmen war. In nr. 241 ist das rechenexempel nur dann zu verstehn, wenn der halbe „simmer" zu 4 metzen angesetzt wird; da gewinnt der Müller erstens den gestohlenen halben simmer zu 4 metzen und von dem dem bauer geliehenen und von ihm gemahlenen halben simmer wider 1 metze, so dass er von einem halben simmer, den er mahlt, 5 metzen gewinn hat. Die interpunktion hat Goetze sehr richtiger weise nach modernen grundsätzen selbst eingesetzt, da die des H. Sachs sehr ungenügend ist. Auch die von A verträgt manche besserung. So z. b. in nr. 303 v. 75. 76 ist das komma wol hinter v. 75 zu setzen, nicht nach v. 76.

Dem Feyrer werdn zwey brodte,
Mit grosser angst vnd note
Dem Arbeiter eins wiret,
Der sich mit arbeit diret.

Faulheit weist darauf hin, dass gott dem faulen es im schlafe gibt, während der arbeiter mit vieler mühe kaum das nötige erwirbt.

Eine noch grössere fülle von bisher ungedruckten stücken als diese ausgabe bieten der 22. und 23. band der ausgabe des Litterar. vereins. Sie enthalten 1. alle diejenigen werke des Hans Sachs, die zu seinen lebzeiten zwar gedruckt, aber nicht in die Nürnberger folioausgabe aufgenommen wurden, 2. alle diejenigen werke des dichters, welche in seiner handschrift erhalten, bisher überhaupt noch nicht gedruckt oder nur vereinzelt veröffentlicht sind. Die meistergesänge bleiben auch hier noch ausgeschlossen. Dieser ausschluss ist nicht vollständig durchgeführt; kirchenlieder, historische lieder, die schon früher in sammlungen erschienen sind, buhllieder und brautlieder, die H. Sachs offenbar auf bestellung gedichtet hat, werden mit abgedruckt. Auch unter den zum ersten mal gedruckten spruchgedichten spielt die bestellte arbeit eine grosse rolle, aufschriften auf geschenke kehren ebenso häufig wider, wie unterschriften unter bilder. Aber es sind auch erzählende spruchgedichte[1], besonders aus dem 18. spruchbuche dabei, über deren nichtaufnahme in die letzten bände der folioausgabe man sich wundern möchte; offenbar legte der dichter grosses gewicht auf seine versificierung der bibel, die ja einen grossen teil des 5. foliobandes füllt. Von prosaschriftstücken stehn im 22. bande die vorrede zur Wittenbergischen nachtigall, die 4 dialoge, sodann Ein wunderlich Dialogus und new Zeittung, der schon in Schnorrs Archiv 11, 60—63 abgedruckt ist, auch die in der festschrift abgedruckte vorrede zu Prauns dialogen; sodann im 23. band ein pasquillus von dem schlos zu Blassenburg und am ende als abschluss des ganzen die vorrede zum 1. bande der folioausgabe, die Keller wunderlicher weise weggelassen hatte. Von einzelheiten bemerke ich: Zu bd. 23 s. 13 die rede „tirannischer gewalt“ enthält nur 11 verse; offenbar fehlt ein zwölfter, denn alle andern reden enthalten so viel und die von H. Sachs angegebene verszahl 96 (8 × 12) verlangts. Bd. 22 s. 455 z. 19 muss das komma vor *mit macht* stehen. Bd. 22 s. 377 z. 3 *Dem kaiser thuet pey-stone Ain zug ins Ungerlant!* Die änderung des handschriftlichen *Ain* in *Am* erscheint mir unnötig. *Ain zug* ist acc. des inhalts zu *pey-stone;* ein *am* würde, glaube ich, dem sprachgebrauch des H. Sachs zuwider sein.

Doch statt einzelner ausstellungen möge am schlusse lieber der freude ausdruck gegeben werden, dass die grosse arbeit des neudrucks der Sachsischen spruchgedichte nunmehr vollendet ist. Ihre benutzung zu erleichtern wird der 24. band bestimmt sein, der die ergebnisse der kritischen arbeit zu den frühern bänden sammeln und eine vollständige zeittafel der gesamten Sachsischen tätigkeit (einschliesslich der meistergesänge und prosastücke) bringen soll; besonders willkommen wird bei jedem stücke die angabe der stellen nach bd. und seitenzahl sein, wo text, anmerkungen und etwaige nachträge zu finden sind.

1) (sogar eine tragödie Artoxerxes der künig Persie vom 12. Okt. 1560.)

DRESDEN. MAX RACHEL.

Geschichte der deutschen litteratur bis zum ausgange des mittelalters. Von **Rudolf Koegel.** 1. band: bis zur mitte des elften jahrhunderts. 1. teil: die stabreimende dichtung und die gotische prosa. Strassburg, Karl Trübner. 1894. Nebst ergänzungsheft: die altsächsische genesis. 1895. XXIII, 343 und X, 71 s. 11,80 m.

Es war gewiss ein guter gedanke, die ergebnisse der forschungen auf dem gebiete der ältesten deutschen litteratur, besonders der sogenannten vorlitterarischen dichtung einmal zusammenzufassen. Koegel hat sich dieser aufgabe mit grossem fleisse gewidmet, und wir müssen ihm dankbar sein für die anregende weise, wie er wichtige fragen der urgeschichte deutscher dichtung zur diskussion bringt, für seine geistreichen eignen beiträge zur germanischen altertumskunde, litteraturgeschichte und metrik und für manche treffenden sprachlichen erklärungen.

So habe ich geglaubt, mir den zweck des gehaltvollen werkes erst aus seinem wesen abstrahieren zu müssen, um ohne voreingenommenheit zu urteilen; denn würde man unwolwollend dieses buch darnach abschätzen, wie sich titel, ankündigung, plan und vorrede zu dem inhalte des vorliegenden ersten teiles stellen, so müsste der verfasser entschieden zu kurz kommen. Von einem „handbuche, das sich keineswegs nur an die fachleute wendet“, verlangt man wahrlich nicht, dass der rhythmus der einzelnen alliterationsverse notiert, fast jedes schwierige wort der denkmäler besprochen oder gar seine zu vermutende abstammung sprachvergleichend vorgeführt werde. Das gehört, und auch nur zum teil, in eine ausgabe der denkmäler, sicherlich aber nicht in ein handbuch der litteraturgeschichte für leute, die solchen erörterungen gar nicht folgen und von übermässiger hypothese verschont bleiben wollen. Umgekehrt sind wider für die, welche den etymologischen und textkritischen beiträgen selbständig gegenüberstehen, die endlosen und durchaus nicht einwandfreien übersetzungen altnordischen, altfriesischen, altsächsischen und gar lateinischen und altdeutschen sprachmaterials entbehrlich. Alles das hat den rahmen des buches so sehr erweitert, dass wir das ganze werk auf viele bände anschlagen dürften, wenn es auch nur in annähernd ähnlicher weise bis zur reformation fortgeführt werden sollte. Und in all dieser fülle fehlt doch fast jeder ansatz zu litteraturgeschichtlicher darstellung. In der vorrede spottet Koegel (etwas schulmeisterlich) über die zu eifrige grammatische arbeit der achtziger jahre — zu seinem eignen glücke mit unrecht, denn wie wir gerade ihm so schöne erfolge auf diesem gebiete zu danken haben, so sind auch fast alle guten ergebnisse dieses buches der grammatischen forschung zuzuschreiben; die metrik des stabreimverses nicht ausgenommen, denn ihre methodik ist ja auch zum guten teile grammatisch. Wo aber je die litterarhistorische darstellung hätte einsetzen können, suchen wir sie vergebens und müssen uns mit allgemeinen ästhetisierenden redensarten begnügen. Es fehlt z. b. jeder ausblick auf das geistesleben zur zeit Karls des Grossen. Wie war es um die bildung der einzelnen stände in jenen tagen bestellt, um den anschauungskreis der geistlichen insbesondere? Wir verstehen den boden nicht, auf dem ein Helianddichter erwachsen konnte. Auch seine poetischen kunstmittel sind mit der stabreimtechnik und den oft widerholten charakteristicis des epischen stils nicht erschöpft. Eingehende kenntnis der christlich-lateinischen litteratur, das ist die wichtigste grundlage, auf der eine deutsche litteraturgeschichte des 9.—11. jahrhunderts sich erheben muss, und die poetik der christlich-lateinischen dichtung will um nichts weniger ihr recht als die technik der heidnisch-germanischen. Ich will Eberts litteraturgeschichte des abendlandes im mittelalter gewiss nicht als mustergiltig hinstellen; aber man sieht

doch historische zusammenhänge. Und ebensowenig als mit dem „wie“ können wir uns mit dem „was“ überall einverstanden erklären. Koegel fasst deutsch im weitesten sinne, und die berechtigung dazu lässt sich nicht abstreiten; aber dann durfte er doch unter den nordischen, angelsächsischen, friesischen denkmälern nicht eine auswahl treffen, die ganz willkürlich ist und niemals zum ganzen wirkt. Auch will ich zugestehen, dass man die grenzen der litteraturgeschichte so weit ziehe, wie Koegel es getan, und will den „zeugnissen“ der schriftsteller, der vergleichung anderer litteraturen, den schlüssen aus mündlicher überlieferung ihr recht lassen; aber man muss doch eingedenk bleiben, dass erst mit der überlieferung der denkmäler ein wirklich erspriesslicher boden für litteraturgeschichtliche forschung gewonnen ist, um das verhältnis der werte richtig abzuschätzen. In den folgenden abschnitten werden sich hoffentlich diese fehler vermeiden lassen und wird, nach dem vorbilde Kelle's, auch der überlieferung mehr raum gegönnt werden.

Wollte ich alle die punkte besprechen, in denen ich von Koegel abweiche, so müsste mir der gleiche raum wie ihm zu gebote stehen. Ich will darum nur eine kleine anzahl von fragen berühren.

Zu anfang gibt Koegel eine kurze einleitung über die ursitze der Indogermanen und neigt der älteren ansicht zu, die in der altertümlichkeit der indischen sprache einen grund für die asiatische heimat sieht. Ich hätte es für richtiger gehalten, in dieser sache nicht partei zu nehmen: denn mögen auch die eignen ergebnisse der prähistorischen archäologie auf diesem gebiete bis jetzt wenig greifbar sein, so sind doch ihre angriffe auf die linguistisch-paläontologische forschung gewiss berechtigt (vgl. jetzt auch Kossinna, Ztschr. d. vereins f. volkskde 1896, 1 fgg.). Jedesfalls aber war es verfehlt, jene ganz veraltete abhängigkeit der urheimat vom sanskrit wider hervorzuholen, denn die — übrigens von den meisten geleugnete — höhere altertümlichkeit des indischen im vergleich zu den übrigen indogermanischen sprachen würde doch vorhergegangene weite wanderungen gar nicht ausschliessen. Sie könnte ja in einer den wanderungen folgenden langen periode der isolierung oder in reinerer erhaltung des stammes ihren grund haben. — Gegenüber der indogermanischen urgemeinschaft wird eine engere kulturgemeinschaft der germanisch-litauisch-slavischen völker behauptet; es bleibt aber unklar, ob (s. 3) sie sich durch urverwanten wortschatz oder (s. 5) durch entlehnungen erweisen lässt. — In der annahme indogermanischer urpoesie hat man meines erachtens sehr vorsichtig zu sein, da erfahrungsgemäss auch mit spontaner entwicklung gleicher dichtgattungen bei verschiedenen völkern zu rechnen ist. Auch Koegel äussert sich anfangs vorsichtig (s. 5): „bei den opfern ertönten wahrscheinlich schon damals hymnische lieder, ... gemeinindogermanische hochzeitslieder und totenklagen dürfen vielleicht aus der grossen ähnlichkeit der betreffenden rituale bei den verschiedenen arischen völkern erschlossen werden. Auch poetisch gefasste sprichworte und lebensregeln, sowie eine bestimmte art von rätselgedichten können wir der urzeit zutrauen[1].“ Dann aber fährt er fort: „Diese und vielleicht noch andere gattungen .... brachten also die Germanen aus der urheimat mit.“ Das geht doch nicht an! Es ist ein grosser fehler Koegels, dass er in solcher weise öfters nicht nur eigne hypothesen, die er für sicheren gewinn hält, sondern auch ansichten, die er selbst bloss als möglich ansieht, im eifer und in der freude des erbauens zu tatsachen gedeihen lässt.

1) Hier wie auch späterhin habe ich mir erlaubt, der deutlichkeit halber zu sperren.

Fast ebenso unsicher ist auch, was Koegel für die urgermanische dichtung aus terminis technicis gewinnt. Die etymologie von *lied* = germ. **léuþom* aus **léuto-m* ist einleuchtend, ich hatte mir das wort längst ebenso gedeutet; nur fasst Koegel es abstrakt und zu gesucht als „lösung der verschlingungen der reihen“ beim tanze, während es erweislich für den begriff des spruches gebraucht ward und wahrscheinlich als „abgelöstes, abschnitt, stück“ zu erklären ist (solche *to*-konkreta sind im germ. nicht selten!, vgl. an. *broð* „brühe“, *hapt* „band“ usw.). Auch die deutung von *rîm* aus *rîȝmó-* „reihe“ ist plausibel, nur geht Koegel viel zu weit mit der behauptung (s .7), „der vers als ganzes muss einer bestimmten mit einer kleinen pause endenden reihe von tanzschritten entsprochen haben. Eine solche reihe führte den namen *rîm.*“ Im ags. und as. bedeutet *rîm* nur „zahl“ (vgl. auch kymr. *rhif*); im altnord. kommt *rím* als technischer ausdruck in der dichtkunst erst spät vor (zuerst in der Barlaamssaga ok Josaphat), sonst aber nur als „anzahl, kalender“: so gibt es gar keinen grund, **rîma-* als germ. benennung der verszeile anzusehen. Durchaus abzulehnen ist aber die bedeutungsentwicklung von germ. **laikaz* über „opferreigen“ zum begriff „kampf“ (an. *leikr*), „weil der zug in die schlacht der feierlichste reigen, die ernsteste procession war“. *leikr* „kampf“ ist ganz einfach aus dem begriffe „ansprung, ansturm“ zu erklären, sowie auch französ. *assaillir* „angreifen“ bedeutet. Ags. *ýða ȝelác, storma ȝelác* meint auch „das anstürmen, den anprall“ und ist viel zu matt von Koegel mit „spiel“ übersetzt. Da sonst so viele etymologien ausführlich besprochen sind, vermisst man hier auch einen hinweis auf air. *léim* usw. lit. *laigýti.* „Springen, tanzen“ mufs die ursprüngliche bedeutung sein, und sie scheint sich im westgerm. bis ins 17. jahrhundert erhalten zu haben: wenn in der Wurster sprache *lecken* „tanzen“ heisst, so ist an älteres *laikan,* nicht an **lakjan* zu denken, denn dieses würde assibilierung des *k* zeigen. Koegels verwertung der eigennamen auf *-leikr, -leih* ist mir nicht erklärlich; auch ist das wort *hîleih* „hochzeit“ nicht nur, wie Koegel meint, bei den hochdeutschen stämmen vorhanden, vgl. ndl. *huwelijk,* stl. *hilkjĕ* usw.

Unter den zeugnissen werden zuerst des Tacitus nachrichten über die hymnischen gesänge besprochen (Germ. cap. 2). Koegel überschätzt wol ihr alter, wenn er *carmina antiqua* übersetzt als „lieder, die damals schon aus entlegener vorzeit stammten“. Mit *antiquus* ist nicht wirklich „uralt“ gemeint, sondern (wie auch Jordanis cap. IV *in priscis carminibus*) „aus vaters und grossvaters zeit“, kurz, was der Niederländer so treffend als *ouderwets* bezeichnet: die erklärung folgt sogleich mit den worten „und die vertreten bei ihnen alle art von geschichtsüberlieferung“. Dass die kunde dieser lieder von Tuisto und Mannus dem Tacitus vom Niederrhein gekommen sei, will ich nicht bestreiten; es aber darum behaupten zu wollen, weil „von dem indogerm. zahladverb *dwis* nur in den nicht hochdeutschen dialekten nominalbildungen abgeleitet werden“, ist mir methodisch unverständlich. Die uns überlieferten hochdeutschen formen sind doch nicht entscheidend; übrigens weiss ich zwischen der altnord. form *tvistr* und dem hochd. *zwist* — abgesehen von dem suffixvokal — keinen unterschied. Was nun die theogonie und anthropogonie des Tacitus anlangt, so verbindet auch Koegel sie richtig mit den überlieferungen von Gylfaginning und Grimnismǫl. Die gleichartigkeit springt in die augen: wir haben bei Tacitus und in der Edda als erstes glied die erde, dann dieselbe anzahl der zwischenglieder, am ende die dreiheit. Über die schwierigkeit aber, dass der zwiegeschlechtige gott Tuisto den menschen Mannus und dieser widerum den gott oder die göttliche dreiheit gezeugt habe, von der die völker entstammen, kommt auch Koegel

nicht hinweg. Ich will hierzu eine vermutung äussern. Vielleicht ist bisher bei der erklärung ein fehler gemacht worden, indem man sich von der bestechenden verbindung des Mannus mit dem wurzelverwanten altind. *mánuṣ* und got. *manna* „mensch" (vgl. übrigens *manna* „mann" in scharfem gegensatz zum weibe Matth. 7, 26) hat irreführen lassen. In allen westgermanischen sprachen kann dieses wort im engern sinne den mann im gegensatze zum weibe[1] bezeichnen, und im as., ahd. und afrs. wird ihm die adjektivbildung „mensch" als weiterer begriff gegenübergestellt (auch das ags. mit seinem neutr. *mennisc* zeigt ansätze dazu). Es ist mir nicht zweifelhaft, dass *mann* zu Tacitus zeit den Westgermanen „vir" bedeutete, und vielleicht ward damals in einem grossen gebiete das wort *wer* in dieser speciellen bedeutung nicht mehr gebraucht. Gleichwie nun in der biblischen anthropogonie die schöpfung des weibes sekundär ist, so wahrscheinlich auch in der germanischen. Der gott *Tuisto* — mag er seinen namen tragen, weil er selber zwiegeschlechtig ist wie der Agdistis der Phoeniker oder weil er sich in zwei geschlechter spaltet, d. h. als erzeuger eines mannes und eines weibes der urheber der zwiegeschlechtigkeit ist — ward von der erde geboren oder (was dasselbe ist) wird von der kuh *Auđumla*, dem symbol der fruchtbarkeit, aus den steinen geleckt. In der Gylfaginning heisst er *Buri*. Ist schon a priori anzunehmen, dass dieser name nicht die gleiche bedeutung wie der seines sohnes *Burr* habe, so wird es noch wahrscheinlicher durch die etymologie: ich erkläre *buri* als masc. nom. agent. germ. **boran-* „gebärer" (vgl. an. *byrja*), eine für den zwiegeschlechtigen gott passende benennung. Die dritte generation in dieser götterreihe sind mann und weib, *Burr* oder *Borr* (d. h. wol der „geborene, sohn") und *Bestla*, seine gattin; dass sie eines riesen Bolthorn tochter sei, scheint eine spätere nordische ausgestaltung zu sein. Tacitus nennt, nach der weise der genealogien, die gattin überhaupt nicht; doch wenn die oben gegebene deutung des *Mannus* richtig ist, so konnte ihre existenz in diesem namen einbegriffen sein. Von dem götterpaare *Mannus-Burr* und *Bestla*[2] nun sind die Eponymi der *Ingvaeones, Istvaeones* und *Herminones* entsprossen, nach nordischer variation *Óđinn, Vili* und *Vé*. Diese meine vermutungen gründen sich nicht in erster linie auf das streben, taciteische und eddische nachrichten in einklang zu bringen, sondern auf die einsicht: es ist undenkbar, dass nach germanischer auffassung die menschen den göttern entstammen, diese aber widerum von den menschen gezeugt sein sollten. Bemerkenswert ist auch, dass die in dem briefe des Daniel von Winchester enthaltenen gedanken (vgl. Kauffmann, Ztschr. 25, 401 fgg.) mit meinen ausführungen durchaus übereinstimmen. Wenn es dort heisst *cum vero initium habere deos utpote alios ab aliis generatos coacti didicerint,* so lernen wir, dass die götter nicht am anfange der schöpfung gestanden haben können, dass sie vielmehr wahrscheinlich aus der materie gezeugt sind — wie *Tuisto-Buri*. Und die worte *ut saltim modo hominum natos deos ac deas homines potius, non deos fuisse probes* sind für mich beweisend gegen die annahme, dass die götter von menschen

1) Lehrreich ist hier das verbum mnd. mhd. *mannen*, afrs. *monnia* „zum manne nehmen, heiraten".

2) Man könnte den namen *Bestla*, vielleicht als „ehefrau, gattin" deuten. Zu der germ. wurzel *bend* haben wir ein substantiv afrs. *bôst* „eheliche verbindung, ehe" (verbal *bôstigia* „heiraten"); van Helten, der germ. **banst(uz?)* ansetzt, vergleicht zur bedeutung aind. *bandhu-* „verwantschaft" und griech. *πενθερός*, s. Verhandl. d. koningl. akademie von Wetenschappen. Afdeel. letterkunde. Amsterdam 1896, s. 9. Mir scheint, an. *bestla* (aus **bǽstla*) könnte auf germ. **banstilôn-* zurückweisen.

geboren seien und unter *Mannus* der „mensch“ verstanden sei; denn sicherlich würde Daniel von Winchester die worte *ex hominibus natos deos ac deas homines potius, non deos fuisse probes* gebraucht haben, die doch für seine zwecke eine viel schärfere waffe gewesen wären als das *modo hominum natos.*

Während ich also Koegel in dem sinne beistimme, dass die taciteischen und nordischen nachrichten über die theogonie und anthropogonie sich vereinigen lassen, kann ich seinen ansichten über die kosmogonie gar nicht beipflichten. Der eben erwähnte brief des Daniel von Winchester scheint mir nicht für, sondern gegen eine kosmogonie zu sprechen (so jetzt auch Golther, Handbuch der mythol. s. 505); und auch die worte Chlodowechs bei Gregor von Tours (II, 29—31): *deorum nostrorum iussione cuncta creantur ac prodeunt, deus vero vester nihil posse manifestatur, et quod magis est, nec de deorum genere esse probatur* reden wol von einer fränkischen theogonie, keineswegs aber erweisen sie eine kosmogonie, denn unter *cuncta* braucht doch nicht die welt in ihren anfängen verstanden werden, und an dieser stelle würde das wegen des praesentischen verbums ganz besonders unwahrscheinlich sein. Auf dem vergleiche eines wortes in jenem briefe mit Vǫl. str. 8 (ed. Hild.) wird wol niemand mit Koegel (s. 33) eine mitteldeutsche Vǫluspá des 8. jahrhunderts erbauen wollen, und ebensowenig darf man behaupten, dass der anthropogonie der ostfrs. rechtsquellen, des Ezzoliedes und der Summa theologiae auch nur eine spur heidnisch-germanischer überlieferung zu grunde liege. Dass die — durchaus nicht unbekannte, sondern nach Jac. Grimms mythologie öfters citierte — ostfriesische fassung sowie die verse des Ezzoliedes auf eine christlich-lateinische vorlage zurückgehen, scheint allerdings auch Koegel anzunehmen. Für die stelle der aus dem 15. jahrhundert stammenden Emsigoer rechtshandschrift bietet die beste parallele das Elucidarium des Honorius von Autun (Migne 172, 1116) *de quatuor elementis unde et microcosmus id est minor mundus dicitur: habet namque ex terra carnem, ex aqua sanguinem, ex aëre flatum, ex igne calorem, ... ex coelesti igne visum, ex superiore aëre auditum, ex inferiore olfactum, ex aqua gustum, ex terra habet tactum. Participium duritiae lapidum habet in ossibus, virorem arborum in unguibus, decorem graminum in crinibus, sensum cum animalibus: haec est substantia corporalis.* Man vergleiche auch des Honorius Sacrament. cap. 50 (Migne 172, 774): *homo dicitur graece microcosmus id est minor mundus, caput ejus in modum spherae coeli rotundum, in quo duo oculi lucent, ut sol in coelo et luna ..... ex terra habet carnem, ex aere spiritum, ex igne animam; ex terra habet frigus, ex aqua humorem, ex aere siccitatem, ex igne calorem. visum habet ex igne, auditum ex aethere, odoratum ex aere, gustum ex aqua, tactum de terra, ossa ex lapidibus, ungues ex arboribus, crines ex herbis, sudorem ex rore, cogitationes ex nubibus, in cerebro habet sensum ..... in superciliis superbiam, in temporibus somnum, in genis verecundiae ruborem, in corde cogitationes et voluntatem* (vgl. E. H. Meyer, Eddische kosmogonie s. 45 fgg.; R. M. Meyer, Ztschr. f. d. A. XXXVII, 5 fgg.). Wir wissen, dass diese anschauungen des Honorius seit dem 12. jahrhundert in Deutschland ganz enorme verbreitung gehabt haben (s. Schorbach, K., Studien über das deutsche volksbuch Lucidarium. Quellen und forschungen LXXIV. Strassburg 1891). Sie treten meines wissens zuerst bei Lactantius auf, der sich auf Hermes Trismegistos beruft und die entstehung des menschen aus den vier elementen erklärt (divin. instit. II, 12): *nam terrae ratio in carne est, humoris in sanguine, aeris in spiritu, ignis in calore vitali.* Auch die erscheinungen im weltall werden den einzelnen elementen zugewiesen

(das meer dem wasser, die gestirne dem feuer, vgl. Elucid. I, 5), und so werden dann schon früh die einzelnen teile des menschen auf die erscheinungsformen des weltalls angewandt: das wasser erscheint in den gewässern der erde und im thau — im menschen als blut und schweiss; folglich schafft gott in der frs. anthropogonie *thet blod fon tha wetere, the suet fon tha dawe*[1]. Die erde wird repräsentiert durch 1) den limus, 2) die steine, 3) die pflanzen und 4) die tiere — auf den menschen angewandt 1) fleisch, 2) bein (die härte ist für den vergleich mit den steinen massgebend), 3) nägel und haare (für sie ist wie für bäume und gräser das wachstum charakteristisch), 4) gefühl (das ist wol mit *sensus* gemeint, vgl. *tactum de terra* oben Sacram. c. 50, *vitam sensualem cum pecoribus* Augustin. de civit. dei V, 11). Die luft erscheint in wind und wolken — beim menschen sind es seele und gedanken (vgl. Lactant. a. a. o. *aeris ratio in spiritu est*). Mit dem feuer endlich wird das licht identificiert, das von der sonne, dem monde und den gestirnen ausgeht (Elucid. I, 5 *prima die fecit diem temporalitatis scilicet solem et lunam et stellas in supremo elemento, quod est ignis*) — beim menschen ist es das augenlicht. Auch dieser vergleich der sonne mit dem auge war sehr beliebt, vgl. Sacram. c. 50 und schon Augustinus de genesi ad litteram (Migne I, 34 s. 466) *est enim hoc coelum oculis conspicuum, unde luminaria et sidera effulgent excellentius utique omnibus corporeis elementis, sicut oculorum sensus excellit in corpore.* Ein zusammenhang der einzelnen parallelen mit den indischen und mit volkstümlichen griechischen vorstellungen wird sich nie erweisen lassen; auch werden wir niemals sagen können, ob sich nicht bei den Germanen spontan eine ähnliche anthropogonie entwickelt hatte, wie wir sie hier und bei manchen nicht-indogermanischen völkern finden (vgl. Mythol.[4] 473). Für unsere frage aber ist entscheidend, dass wir diese von den kirchenvätern aus der griechischen philosophie übernommene und ausgestaltete lehre wie in Ezzos gesang so auch in der ostfrs. fassung in einer rein christlichen umgebung sehen: in unserer rechtshandschrift steht das stück am ende eines abschnittes, unmittelbar vorher geht ein stück über die weihen des priesters und die ihnen entsprechenden bussen, ferner eine aufzählung der stadien des embryo im mutterleibe, die mit den worten *Augustinus seith ande queth* eingeleitet wird (ich kann sie in den Augustinischen schriften nicht nachweisen, finde aber ähnliches bei dem erwähnten Honorius, de philosophia mundi IV, 25 *de formatione hominis in utero* Migne 172, 90). Ich sehe daher nicht den mindesten grund, auf heidnisch-germanische vorstellungen zurückzugreifen. Und was die eddische schöpfung der welt aus dem leibe des Ymir betrifft, so behaupte ich durchaus nicht, dass der kern dieses mythus auf christliche einflüsse zurückführen muss, halte aber sehr wol für möglich, dass die einzelnen parallelen leib — erde, blut — meer usw. aus der elementenlehre und ihrer christlichen weiterbildung übernommen sind, zumal sich auch der (in den ostfrs. rechtsquellen und in Ezzos gesang fehlende) vergleich des himmels mit dem schädel in der christlichen litteratur nachweisen lässt, z. b. in dem (natürlich aus älteren quellen schöpfenden) Sacramentarium des Honorius cap. 50, s. oben. Aber auch wenn man solche zusammenhänge nicht annimmt, sind doch jene vier parallelen, die dem nordischen und friesischen berichte gemeinsam sind, in anbetracht der von Jakob Grimm zusammengestellten

1) Es kommt auch vor, dass in dem blute mehr die rote farbe und die wärme als die flüssigkeit gesehen und es daher dem feuer parallelisiert wird, z. b. im rituale ecclesiae Dunelmensis: *pondus ignis, inde rubens est sanguis et calidus.*

nachrichten von vielen andern völkern gar kein beweis dafür, dass wir es mit einer gemeingermanischen heidnischen kosmogonie zu tun haben; vielmehr spricht gegen einen zusammenhang die grosse differenz, dass im norden von einer kosmogonie, in den besprochenen südgermanischen überlieferungen aber von einer anthropogonie die rede ist.

Zu den übrigen zeugnissen des Tacitus ist wenig zu bemerken. Betreffs des *barditus*, den Koegel mit recht nur ganz nebenbei erwähnt, bevorzuge auch ich die deutung „schildgesang“ vor „bartruf“; aber auch sie ist wenig wahrscheinlich und hat in Hǫvamǫl 154 gar keine stütze, denn hier ist von ganz anderen dingen die rede. Ich halte noch immer für das einfachste, es als abstraktbildung von einer germ. verbalwurzel **bard-* „schreien“ zu deuten und die unerweiterte wurzel in mnld. *baeren* „sublate et ferociter clamare“ (Kilian) zu sehen, vgl. auch ablaut. *burren* „schreien, brüllen“ DWb. II, 545 und das (mir sonst freilich nicht bekannt gewordene) frs. *bere* Halbertsma lex. fris. 223.

Einen ganz unerlaubten schluss der oben erwähnten art (s. 395) zieht Koegel bei betrachtung der germanischen festfeiern. S. 20 heisst es: „Wo Tacitus in der Germania deutsche festfeiern schildert, lässt er unerwähnt, dass lieder dabei gesungen worden seien. Trotzdem können wir hier an den beiden bedeutsamen berichten nicht ganz vorübergehen, namentlich da am schlusse des ersten der inhalt eines alten hymnus durchzuklingen scheint.“ Es folgt die übersetzung von cap. 39 der Germania bis *tamquam inde initia gentis, ibi regnator omnium deus, cetera subiecta atque parentia.* Obschon hier auch nicht die leiseste andeutung eines sanges gegeben ist, fährt Koegel fort: „Man sang also bei der festfeier von der abstammung der kultgenossenschaft, von dem mächtigen gotte, der ihren urahn in dem heiligen haine erzeugt hatte.“ Damit aber nicht genug. „Dieser gott kann kein anderer als *Tîw Irmino* gewesen sein. Den worten *regnator omnium deus* scheint geradezu der gleichbedeutende deutsche ausdrück *irmingot* zu grunde zu liegen, etwa noch mit dem epitheton *alawaldando*.“ Das ist doch nichts weiter als eine spielerei! Überhaupt bezeichnen solche urgermanische dichtungen des 19. jahrhunderts nur ganz selten einen fortschritt. Dass man mit Koegel das bekannte rätsel *volavit volucer sine pennis* in deutsche verse umsetzt, dazu gibt die ndd. überlieferung ein gutes recht; dass Haupt geistreich den ahd. reimvers auf *Uodalrîh* schuf, gründete sich darauf, dass wirklich von einem deutschen scurra die rede war, und doch war es schon die grenze des erlaubten und gehörte wol besser in die anmerkungen als in den text der deutschen denkmäler; wie aber Koegel z. b. die langobardische erzählung von Wodan und den Winnilern in stäbe umsetzt, das scheint mir zwecklos zu sein. Man lese einmal auf s. 108 nach, wie aus einer langen übersetzung von 8 druckzeilen mit mühe 2 stabworte (*themar* und *thrâjan*) herausgesucht werden, und auch die sind nicht einmal zwingend! Noch weiter geht — wie es scheint, von Koegel angeregt — Bruckner (Die sprache der Langobarden. Quellen und forschungen LXXV. Strassburg 1895). Unsere sprache ist erfreulicherweise so reich an synonymen, dass ich mich anheischig mache, in jedem beliebigen lateinischen text ebensoviel stabreime zu entdecken. Sollen etwa in solcher weise die Scriptores rerum germanicarum umgesetzt werden?

Von den Semnonen geht Koegel zu den Nerthusvölkern über. Ich bin einverstanden, wenn er den namen der göttin an *ἔνερος* und lit. *neriù* anknüpft, möchte ihn aber speciell auf das meer beziehen (vgl. Ztschr. 24, 458); freilich würde meine

auffassung der *Nehalennia*, die nach Kauffmanns sicherem erweise mit der Isis identisch ist, besser zu der „göttin der unterwelt" passen[1].

Auch die nachtaciteischen zeugnisse sind ganz vollständig zusammengestellt. Unerklärt bleibt das *yrias* (acc. plur.) des Indiculus superstitionum. Es setzt (vgl. *fyr*) ein fem. **iurȝō* voraus. Wahrscheinlich war der *paganus cursus* als ein wildes stürmisches gebahren bezeichnet, wie es nhd. *eurisch* (vgl. schweizerisch *ur, urig* „wild, schaurig, unwirsch, grob") ausdrückt. Siehe DWb. III, 1198; Staub-Tobler I, 420. Auch der ags. *úriȝfeđera earn* erklärt sich wol damit.

Als reste alter hymnischer poesie werden sodann die beiden angelsächsischen zaubersegen und das gotische weihnachtsspiel behandelt. Was die ersteren anlangt, so ist ja sicherlich heidnisches darin zu sehen, ist aber doch nicht so leicht auszuscheiden, wie Koegel sich denkt. Vielleicht überschätzt er den darin vorkommenden stabzauber; auch ist man nicht gezwungen, die wendung nach osten beim gebet inmitten von allerlei christlichem ritus als heidnisch zu deuten. Und dass das dreimalige *Erce* die erdgöttin meine, ist nicht zu erweisen: ich halte es nicht für ratsam, die vielen unergründlichen worte, die sicherlich götternamen sind, noch um solche zu vermehren, die es möglicherweise sein könnten. Dasselbe gilt auch für den bericht des Konstantinos Porphyrogennetos über das gotische weihnachtsspiel, in dem Koegel die lateinisch-gotische widergabe eines rein gotischen festleiches auf Iber-Freyr sieht; ja Koegel glaubt in der übersetzung noch die rhythmik des germanischen originals takt für takt zu erkennen. In meinen vorlesungen dachte ich schon sehr weit zu gehen, wenn ich die möglichkeit zugestand, dass hinter dem bekannten *τουλ* und *ιβερ* germanische worte verborgen seien. Das tue ich nun aber nicht mehr, denn Kraus (Paul u. Braunes Beitr. XX, 224 fgg.) hat überzeugend dargelegt, dass wir an germanische einflüsse gar nicht zu denken haben, er hat *νανά* als solmisationszeichen (wie *ἅγια*) erklärt[2] und hat wahrscheinlich gemacht, dass *ἴβερ*

1) Ich halte, zumal ja auch die Isis göttin der unterwelt ist, an der a. a. o. gegebenen deutung fest und glaube, dass der name *Nehalenî* aus **neha-halenî* („totenbergerin") entstanden ist; das in andern fällen nur sporadisch auftretende *h* (vgl. die vielen *-neae* neben *-nehae*) erscheint hier 20 mal konsequent und kann deswegen unmöglich als hiatusfüllend betrachtet werden. — Auch halte ich die a. a. o. behauptete identität mit der *Hludana* und ihre erklärung als meeresgöttin aufrecht, weil sie mir durch sachliche gründe (die *conductores piscatus*) gestützt zu werden scheint. Kauffmann (Paul u. Braunes Beitr. XVIII, 142) hält dem dreierlei entgegen. 1) Dass es kein suffix germ. *-đôn-* gebe, das abstrakta bilde; so gut wir aber got. *usfarþô* und nord. *slátta* haben, sind wir doch auch berechtigt, hier (in der tiefstufe) *hlŭđôn-* anzusetzen. 2) Dass *kleu̯* (lat. *cluo, cloaca*, griech. *κλύζω*) nur „spülen, reinigen" bedeute und damit auch *κλύδων* „wellenschlag" erklärt werde; kommt man aber für das homerische *ἐκλύσθη θάλασσα* damit aus? Wenn ja, so auch in unserem falle; man vgl. auch aind. *śruvati* „zerfliesst" u. a. m., das lett. *slaukt* „melken" (vgl. Prellwitz, Etym. wb. s. 152. Fick, Etym. wb.[4] 427) und die von mir angezogenen germanischen formen. 3) Dass sich *Hlóđyn* mit der wurzel *kleu̯* nicht vereinigen lasse; das hatte ich auch gar nicht für nötig befunden, indess steht der verknüpfung nach Kauffmanns eigner äusserung (in anmerkung 3) aus rein sprachlichen gründen nichts im wege.

2) Kraus sagt a. a. o. s. 247: „Bekanntlich wurden im abendlande seit dem 11. jahrhundert die einzelnen töne der scala CDEF usw. mit den ausdrücken *ut, re, mi, fa* usw. bezeichnet. In ähnlicher weise hatten die Griechen schon viel früher den einzelnen tönen namen gegeben und zwar *τε τα τη τω*". Es ist aber doch ein unterschied, ob man solche lautkomplexe wie *τε τα νε να* wählt oder die anfangssilben der halbverse eines hymnus (*ut* queant laxis *re*sonare fibris usw.). Die

als „o Iberer“ aufzufassen sei, das dunkle τουλ aber für die germanistik schwerlich ein interesse biete.

Wir lernen hieraus, wohin das gewaltsame konstruieren germanischer dichtungen aus quellen fremder sprachen führt; noch gefährlicher freilich ist es, wo nur zeugnisse vorliegen. Dass die feier bei Attilas tode nach gotischem ritus geschehen sein mag, gestehe ich zu; Koegel aber hört in dem lateinischen berichte des Jordanis sogar gotische alliterationsverse durchklingen und erklärt darum „die totenklage auf Attila als wertvollen rest gotischer poesie des 5. jahrhunderts“ (s. 49). Dann heisst es weiter: „An einer dritten stelle, bei der erzählung der beisetzung des Alarich im bette des Busentoflusses, sagt Jordanis nichts von einer totenklage, aber sie ist als selbstverständlich hinzuzudenken.“ Gegen einen solchen schlagenden beweis ex silentio vermag ich nichts einzuwenden, aber mit demselben rechte wie Platen am Busento höre ich aus Germ. cap. 27 dumpfe lieder lispeln, obschon sie nicht erwähnt werden; und hier will Koegel sie nicht gelten lassen (s. 47). Auf die überlieferung des Beowulf 3138 fgg. legt Koegel sehr richtig ein grosses gewicht, und so begreift man gar nicht seinen unberechtigten schluss, dass gerade die „hochbegabten Goten“ die schöpfer des epischen liedes und der chorischen totenklagen gewesen sein sollen.

Überhaupt ist Koegel mit den Goten nicht sehr glücklich. Auf den 20 seiten, die ihrer übersetzungslitteratur gewidmet sind, finden wir nur die üblichen tatsachen, von litterarischer würdigung der arbeiten aber kaum etwas. Bloss eine gradezu schwärmerische lobpreisung der Skeireins macht hier eine ausnahme: sie ist „das älteste denkmal originaler deutscher prosa“; ich glaube, das wird schwer zu beweisen sein. — Das todesjahr des Wulfila wird wider um 381 angesetzt, dagegen vgl. Sievers, Beitr. XX, 302 fgg., dafür Martin, Ztschr. f. d. a. 40, 223. Ich kann mir in dieser frage kein urteil erlauben. Wenn Auxentius sagt, dass Wulfila 7 jahre im Gotenlande gewirkt habe, 33 jahre im römischen reiche, so spricht das allerdings gegen die annahme, dass die zahl 40 als blosse abrundung aufgefasst werden könne; man müsste denn in den zahlen 7 und 33 ebenfalls eine symbolik sehen[1].

Auch in dem kapitel über das episch-historische lied tritt die einmischung allzu kühner hypothese oft hervor. Gilt das von der gotischen dichtkunst und ihrer übertragung in das Frankenreich (die ganze entwickelung der westgermanischen epik beruht nach Koegel auf dem von Cassiodor erwähnten citharoedus), so noch mehr von den Langobarden. An verschiedenen stellen (s. 104. 109) werden sie als Ingvaeonen und als „nächste verwante der Angeln“ bezeichnet. Es ist unbestritten, dass die Langobardi zu Tacitus' zeit am linken (und vielleicht auch am rechten) ufer der Elbe, etwa in der gegend des späteren Bardengaues wohnten; südwestlich von ihnen sassen die Angrivarii, die engrischen Niedersachsen (vgl. jetzt auch Möller im Anzeiger zur ztschr. f. d. alt. XL, heft 1). Demnach waren die Langobarden einerseits dem niedersächsischen sprachgebiete benachbart, anderseits auch dem ingvaeonischen oder, wie ich mich bestimmter ausdrücke, dem englisch-friesischen sprachgebiete, das — abgesehen von den nicht ganz sicher zu lokalisierenden Angeln und von den ferner wohnenden Friesen — durch die angrenzenden Chauken und die transalbingischen Sachsen repräsentiert war. Es lässt sich also aus den wohnsitzen

letztere art der bezeichnung hat, weil sie der praxis gerecht wird und ganz verschiedenartige lautkomplexe anwendet, grosse vorzüge für die schulung im gesangsvortrag.

1) Vgl. jetzt Sievers in einem nach abschluss dieses referates erschienenen aufsatze Beitr. XXI, 247.

der Langobarden nicht ersehen oder auch nur vermuten, ob sie Sueven oder Ingvaeonen waren. Dass Ptolemaeus sie *Σουῆβοι* heisst, fällt natürlich nicht ins gewicht, er nennt ja auch die Angeln so. Erheblicher sind ihr enger zusammenhang mit den Sueven nach Tac. Annal. II, 45 und ihre sagenhaften kämpfe mit den Vandalen (vgl. Much, Paul u. Braunes Beitr. XVII, 58), ferner auch die tatsache, dass sie von der see und somit von der Nerthusinsel sehr weit entfernt waren. Beweisend ist das allerdings nicht, aber jedesfalls gewichtiger als der höchst unsichere besitz der ingvaeonischen Scéaf-Scyldsage und das *Sceafa weold Longbeardum* des Wídsíð, das Koegel ohne weiteres mit *Scéaf* identificiert. Und was es mit der heranziehung der mythologie auf sich hat, zeigen deutlich die sich widersprechenden ansichten selbst Bruckners und Koegels; welche stellung bei den Friesen, Angeln und Sachsen zu jener zeit Wodan eingenommen hat, davon wissen wir nicht das geringste. Übrigens ist es auch gar nicht so wichtig, ob die Langobarden Ingvaeonen waren oder nicht; viel bedeutender ist eine andere frage: gehörten sie der englisch-friesischen sprachgruppe an? Koegel bejaht das und verweist auf Bruckners „Sprache der Langobarden“, worin „die zugehörigkeit der Langobarden zu der anglofriesischen völkergruppe aus den resten ihrer sprache überzeugend nachgewiesen ist.“ Ich will die fleissige und tüchtige dissertation in ihren grammatischen ergebnissen sonst gar nicht herabsetzen, muss aber doch feststellen, dass für diese hypothese auch nicht der schein eines beweises erbracht ist; und ich möchte um so mehr darauf aufmerksam machen, weil auch Streitberg in seinem trefflichen handbuche der urgermanischen grammatik (s. 14) das Langobardische in einer mir unerklärlichen weise unter das englisch-friesische subsumiert hat.

Dass lautlich auch nicht die geringste übereinstimmung mit dem englisch-friesischen besteht, erklärt Bruckner damit, dass die Langobarden vor eintritt der engl.-frs. lautgesetze nach süden abgezogen seien. Man nimmt — natürlich nicht wegen der notiz in der chronik des Prosper — gewöhnlich an, dass das nach dem fortgange der Semnonen und Hermunduren, etwa im 4. jahrhundert geschehen sei. Spätestens um die mitte des 4. jahrhunderts haben die auswanderungen der Sachsen nach Britannien begonnen, um mitte des 5. jahrhunderts ist die besiedelung im wesentlichen vollendet. Nimmt man überhaupt eine kontinentale englisch-friesische sprache an, die sich lautlich vor allem durch *e* statt *a* in geschlossener silbe, durch *ô* = germ. $\hat{e}^2$ vor nasalen und *ǣ* (*ê*) = germ. $\hat{e}^2$ in anderen fällen, vielleicht auch durch *o* statt *a* vor nasalen charakterisiert, so muss man diesen sprachzustand doch für das 3. bis 4. jahrhundert behaupten. Gerade von diesen erscheinungen finden wir nun im Langobardischen keine spur: es heisst *jân* (*iânus*), nicht **jôn* (st. **jêna-*, vgl. unten beim wortschatz); *nassa*, nicht **nessa; lang*, nicht **long*. Bruckner behauptet nun, dass die Langobarden schon im 3. jahrhundert allen zusammenhang mit den Ingvaeonen aufgegeben hätten, und beruft sich auf Ludwig Schmidt, Älteste geschichte der Langobarden. Diss. Leipz. 1884, s. 45. Da heisst es von den Langobarden, die sich mit sicherheit um 490 in Rugiland nördlich der Donau gegenüber der provinz Noricum nachweisen lassen: „in dieser zeit regierte der fünfte könig der Langobarden, Gudeoc; der erste, Agelmund, der erst auf den schild erhoben ward, als das volk schon lange auf der wanderung sich befand, muss demnach, wenn man vier herrscher auf ein jahrhundert rechnet, etwa in die mitte des vierten jahrhunderts gesetzt werden. Da nun die Langobarden noch im jahre 165 n. Chr. an der unteren Elbe zu denken sind, so wird die auswanderung etwa im laufe des dritten jahrhunderts stattgefunden haben.“ Ich finde, dass das sehr vorsichtig geschlossen ist und

nichts weiter als eine vermutung sein will: rechnen wir mit Schmidt auf die 4 könige vor Gudeoc ein jahrhundert (falls wir solche methode gelten lassen wollen), so lernen wir nur, dass das volk um 380, als Agelmund könig ward, schon lange auf der wanderung war; der terminus a quo für diese ist 165 oder allenfalls der abzug der Semnonen um 200.

Nehmen wir nun aber mit Bruckner für den auszug das dritte jahrhundert an, so ist es ja auffällig, dass die Langobarden in recht, sage, glaube und wortschatz die spuren ingvaeonischer kulturgemeinschaft bewahrt, aber gerade vor beginn der charakteristischen lautveränderungen sich aus dem staube gemacht haben sollen. Indess auch diese möglichkeit will ich zugestehen, wenn recht und wortschatz sich als englisch-friesisch herausstellen.

Was das recht anlangt, so denkt Brunner, auf den sich Bruckner beruft, gar nicht daran, nähere beziehungen des langobardischen rechts zu dem der „seeanwohnenden völker, besonders der Angeln, Friesen und Sachsen“ (Bruckner s. 26 meint doch also Sachsen, die im 3. jahrhundert an der see wohnten?) zu erweisen. Er sagt (Deutsche rechtsgesch. I, 373) ganz klar: „Eigentümlich ist die stellung, die das langobardische volksrecht zu den übrigen germ. rechten einnimmt. Nicht die oberdeutschen rechte und nicht die fränkischen rechte stehen ihm am nächsten, sondern es bildet innerhalb des kreises der deutschen volksrechte mit den rechten der Altsachsen und der Angelsachsen eine engere gruppe ..... Nicht minder merkwürdig ist die übereinstimmung, die in manchen beziehungen zwischen dem langobardischen rechte und den skandinavischen rechten obwaltet. Findet die verwantschaft mit dem Sachsenrechte ihre naheliegende erklärung in den ursprünglichen sitzen der Langobarden an der Niederelbe und in den beziehungen, die sie zu den Sachsen noch nach ihrer auswanderung festhielten, so können die analogien mit den skandinavischen rechten auf uralte verwantschaft zurückgeführt werden, welche einst zwischen den rechten der niederelbischen und der skandinavischen völkerschaften bestand.“ Unter den 11 punkten sodann, die von Brunner zum beweise herangezogen werden, ist ein einziges ags. moment (die vergleichung des langob. *dux* und des ags. *ealdorman*) und ein fall, wo das ags. recht eine kombination langobardischer und fränkischer auffassung bietet; in allen übrigen fällen wird das langob. recht nur mit dem sächsischen verglichen. Natürlich genügt das nicht, die Langobarden „der anglofriesischen gruppe“ der Ingvaeonen zuzuweisen; und darauf kommt es doch allein an, denn dass sie in berührung mit den niederdeutschen stämmen an der Elbe gelebt haben, ist noch nie geleugnet worden.

Es bleibt also der wortschatz, und hiermit steht es noch schlimmer. Abgesehen von 6 wörtern, die als erstes glied eines eigennamens vorkommen, gar nicht einmal sicher in ihrer deutung (vgl. z. b. zu *Bôni-* Förstemann, Personennamen s. 275) und dazu noch zum teil altsächsiches und althochdeutsches sprachgut sind, werden als stringenter beweis für die zugehörigkeit des langob. zum engl.-frs. sprachstamme 14, schreibe vierzehn wörter angeführt. Von ihnen kommen 7 (*selpmundius, aldius, fol, — traib, drancus, scaffardus, scarn* vgl. ndd. *scharn*) sofort in wegfall, da sie von Bruckner selbst auch als altsächsisch, altnordisch oder althochdeutsch belegt sind; 8) *fulboran* „vollbürtig“ ist ebenfalls im plattd. bezeugt, vgl. z. b. *vullbaren* Brem. wörterb.; 9) wenn Bruckner sagt, „der langob. gebrauch von *aid* „eid“ deckt sich genau mit dem friesischen“, z. b. *sa swere hi mith fiuwer and twintege ethum,* so ist dem zu entgegnen, dass dieses afrs. *ethum* auch dat. plur. eines schwachen maskulinums *étha* = ahd. *gieido* sein kann, dass aber auch ohnedies

die verwendung von „eid“ für „eideshelfer“ sehr nahe liegt und im langob. und frs. spontan entwickelt sein könnte; 10—12) auf langob. *fulcfree* ags. *folcfrý*, langob. *gasindus* ags. *ȝesíđe* und langob. *gathungi* ags. *geđynge* (vgl. ahd. *dîhan* as. part. *thungan*) wird man doch in anbetracht dieser in allen germ. sprachen ausserordentlich verbreiteten wurzeln kein gewicht legen wollen! 13) *vanteporo* „causidicus“ ist aus lautlichen und sachlichen gründen nicht mit ags. *vóđbora* „orator, propheta“ (vgl. an. *óđr*?) zu vergleichen. Will man überhaupt eine etymologie aufstellen, so kann man es allenfalls mit an. *vǫndr* und seinen westgerm. verwanten zusammenstellen und als „stabträger“ erklären; es würde dann, wenn auch nicht der frs. engeren bedeutung nach, so doch in der komposition zu afrs. *walubora* stimmen, vgl. über die funktion des stabes bei der jurisdiction Rechtsaltertümer s. 135 und *walu* Ref. z. gesch. der engl.-frs. spr. s. 67. 14) So bleibt denn nur noch der *uuarigang* „fremdling“ übrig, und ihm misst Bruckner eine enorme wichtigkeit bei, indem er ihn mit ags. *vergenga* als „seegänger“ erklärt und behauptet, „dieses wort allein könnte genügen, um darzutun, dass die Langobarden einst neben den Angeln und in engen beziehungen zu ihnen am meere wohnten.“ Nun vergisst Bruckner wider, dass das wort *wargengus* auch in der lex Chamav. cap. 9 vorkommt (vgl. Brunner, a. a. o. I, 274), und damit ist seine behauptung gegenstandslos[1]. Das also ist der wortschatz, auf dem die englisch-friesisch-langobardische spracheinheit erbaut ist! Und nicht einmal eine gegenprobe wird versucht. Das erwähnte wort *jânus* ist mir aus dem engl.-friesischen gar nicht bekannt (wenn man nicht etwa saterl. *jēin* auf einen stamm **jêni-* zurückführen will, vgl. Siebs, German. abhandlungen XII, 175), im ndd. kann man höchstens *jan* Schambach, Wb. s. 94 vergleichen; *lama* „teich“ vgl. abg. *lomŭ* finde ich nur in Oberdeutschland und zwar in den bayrischen ortsnamen auf *-lam* (*Kirchlam, Veitlam*) wider; langob. *winting* „strumpf“ nur im ahd. *winding* u. a. m. Wollte man also auch methodisch die kühnheit gelten lassen, aus den langobardischen sprachresten auf die stammesverhältnisse des 3. jahrh. zu schliessen, so würde man doch wahrscheinlich grade zu dem entgegengesetzten resultate kommen. Ich halte aber die sache hiermit für abgetan. — Inwieweit auch die übrigen von Koegel als fakta betrachteten hypothesen über die älteste geschichte der ingvaeonischen völker haltbar sind, will ich nicht untersuchen. S. 156 sagt er: „Es genügt, wenn festgestellt ist, dass die Anglofriesen zur zeit der blüte ihrer epischen dichtung, aus der die sagen stammen, die wir hier behandeln, also im 5. jahrhundert und im anfange des 6., noch alle jene länder innehatten, die später von den ostgermanischen Dänen occupiert wurden.“ Ja freilich würde uns das genügen, nur müsste es erst festgestellt werden; es nützt uns jedoch nicht, wenn diese schwierigsten und strittigsten fragen mit solchen worten spielend abgetan werden.

Die Frisomanie erreicht aber ihren höhepunkt in der hypothese, dass die allgemeinen friesischen rechte aus einem weistume der zeit Karls des Grossen erwachsen und zu einem grossen teile in alliterationsversen gedichtet seien, die sich noch rhythmisieren liessen. Das weistum könne man sogar datieren. In der sechsten küre, wo es sich um die anfechtung von kirchengütern handelt, heisst es in mehreren handschriften, die für die kirche schwörenden müssten paternoster und

1) Ags. *werȝenȝa* Gúđlác 564 kann nie und nimmer als „fremdling“ gedeutet werden; auch würde man wol ein schiff oder einen schiffer, schwerlich aber einen „von der see kommenden“ poetisch als „seegänger“ bezeichnen; und ein seegewohntes volk hat doch am wenigsten ursache, die begriffe des seefahrers und fremdlings zu identificieren.

credo können. Das verbindet Koegel, obschon hier gar nicht von latein die rede ist, mit der bekannten verfügung Karls des Grossen vom jahre 802, welche lateinisch von den laien verlangt, aber seit 813 (*et qui aliter non potuerit vel in sua lingua hoc discat*) wider aufgehoben war. Und für die rhythmische form der rechtsquellen wird Müllenhoff als zeuge angerufen (s. 242), der gesagt hat „Feierlich gehobene rede, wie namentlich die rechtsübung sie bei jedem abschlusse eines aktes verlangte, bediente sich wol seit undenklichen zeiten des stabreims und des poetischen ausdrucks, aber gewiss nicht der strophe, es sei denn in einigen altüberlieferten, hochfeierlichen formeln." Das ist doch etwas ganz anderes! Die von Moritz Heyne vor mehr als 30 jahren geäusserte idee, dass sich manche alliterationsverse in den friesischen rechtsquellen nachweisen lassen, wird von Koegel überhaupt auf das germanische recht angewendet. Was aber in einer ausgestalteten schriftlichen quelle allenfalls mit M. Heyne als möglich anzunehmen wäre, ist für die praktische verwendung im mündlichen verfahren a priori undenkbar. Soweit mir die rechtsquellen bekannt sind, erweisen sie ein ganz rationelles gerichtsverfahren, dessen praktischer sinn durch eine anzahl mnemotechnischer, ceremonieller formeln gar keine einbusse leidet. Die auffassung der beamten als einer reihe hilfloser alliterierender priestergreise hat für mich etwas ausserordentlich komisches, und man sollte endlich einmal aufhören, sie in mythologien und litteraturgeschichten umgehen zu lassen, während sie in der jurisprudenz längst beseitigt sind. Wie soll sich denn auch dieses stabreimende sangesrecht erklären? S. 97 heisst es: „In seiner eigenschaft als wahrer der religiösen lehren führt der opferpriester den namen *êwart* und *êsago, âsega*", und wir lernen, „dass auch bei uns die priester die schöpfer und lange zeit hindurch auch die träger der epischen poesie gewesen sind"; auf s. 80—81 aber wird — so glaube ich richtig zu verstehen — auch das looswerfen und der heilende zauberspruch dem priester zugewiesen, so dass dieser vielbeschäftigte mann die mühen aller vier fakultäten trägt und alle klagen überbürdeter amtsrichter zum schweigen bringen müsste. Zum beweise für die juristische funktion wird das *thi asega biteenath thene prestere* angeführt. Alles dies ist durchaus unrichtig. Philipp Heck hat in seiner „Altfriesischen gerichtsverfassung" klargestellt, dass diese auf der fränkischen schöffenverfassung beruht, die nach Friesland übertragen ist und nur geringe modifikationen erfahren hat. Ich habe da im verein mit Heck ausgeführt, wie es um die priesterschaft des *asega* steht; und was von einem weistum Karls des Grossen als grundlage des frs. rechtes zu halten ist, ersieht man am besten aus Heck, Der ursprung der gemeinfriesischen rechtsquellen und der friesische gottesfrieden, Neues archiv für ältere deutsche geschfschg. XVII, 569 fgg. 1892, einer arbeit, auf die Koegel mit keinem worte eingeht.

Woraus aber erklärt sich die alliteration und die rhythmik der rechtsquellen, aus der Koegel die poetische fassung erweisen will? Vor allen dingen haben wir diese beiden momente scharf voneinander zu trennen, und so fragen wir zunächst, woher die alliteration kam. Früh finden wir ihre spuren schon im griechischen und lateinischen (man denke an die *t*-alliteration in dem verse auf *Titus Tatius*) — spontan entwickelt, und wir haben sie auch im keltischen und germanischen. Es liegt nahe, hier die entwicklungsgeschichte des reimes zu vergleichen: er hat mit dem versrhythmus ursprünglich gar nichts zu tun, sondern hat sich in der griechischen prosa aus dem homoioteleuton der flexionssilbe herausgebildet, ist von den römischen rhetorikern aufgenommen und nachgebildet und schliesslich als notwendiger schmuck des rhythmischen verses empfunden worden,

vgl. E. Bouvy, étude pour les origines du rythme tonique etc. Nimes 1886. So glaube ich, dass auch die alliteration im germanischen sich sehr wol in der prosa entwickelt haben kann. Wo sich die umgangssprache zur geschäftssprache ausbildet (ich meine hier und im folgenden natürlich eine mündlich fortgepflanzte geschäftssprache), muss sie gewisse begriffe möglichst hervorzuheben und zu definieren bemüht sein. Die hervorhebung geschieht — vor allem, so lange noch keine schriftliche fixierung stattfindet — durch widerholung eines und desselben wortes oder durch bekräftigende zusammenstellung von synonymen. Das sind also zwei charakteristika der geschäfts- und rechtssprache oder — was für die ältere zeit dasselbe heisst — der germanischen prosa. Es würde z. b. heissen: „Ich N. N. bekenne [und bezeuge] hiermit, dass ich übergebe [und übergeben habe] den dritten teil der stelle und [den dritten teil] des hauses von Rotenfelde[r stelle und haus]." Ich will mich hier mit ein paar beispielen aus privaturkunden des 15. jahrhunderts begnügen, die ich aus urkunden und weistümern ganz beliebig vermehren könnte, und greife eine frs. schenkungsurkunde aus den *Oorkonden der geschiedenis van het Sint Anthonij Gasthuis te Leeuwarden* (1436, 8. juni) I, 8 heraus. *Wyka Onnama* bezeugt: *that ie reke ende hebbe racht fry ende qwiit den helligha hera Sunte Anthonius . . . den trimdel fan da stede ende den trimdeel fan tha stinze* (steinernes haus) *fan Wasmanna stinze ende stede, alsuck alzo hit is; that hor tho settaen ner tho sellaen, ner tho wondelyaen iefta tho foerbringhaen, neenrehanda wiis* usw.; oder (I, 50. 1468) *dan hwssteed mit dat hws, alsuck alst nu is ende op dae steed bytimred steet* u. a. m. Man sagt nicht „vor gericht noch sonst", sondern *in da riucht neer buta riucht.* Es bilden sich dann mit der zeit eine reihe ganz gleichbedeutender formeln aus, die nur zur bekräftigung nebeneinander gestellt werden, z. b. (a. 1459. I, 33) *sonder alle weerropinghe steed ende faste holden willen onwerropelijc, tot vnse lijfs eynde, sonder arghelist.* Ja es werden sogar alliterierende formeln geschaffen durch zusammenstellung eines und desselben wortes in umgelauteter und unumgelauteter form, als wenn man heute sagen würde „lande und länder, mannen und männer", z. b. *om need of om nyoed seckena willa* (1459; I, 35); *dather hijerren nemmen wyeld ner waelda aen dwe.* Neben diesen widerholungen her laufen nun eine unmasse von synonymen, alliterierende und nichtalliterierende, wie *hliet ende bytyoeget*, *habbet seid ende jecht ende bykant, setten ende sellen* usw.; ja zur zeit der schriftlichen fixierung nimmt dann die formelmode so überhand, dass jedes dritte wort durch ein synonymes verstärkt wird (*mecket ende deen*) und, wo ein solches nicht zur hand ist, wird es aus jenem worte selbst abstrahiert, z. b. *mit riuchta riuchte* „mit rechtem recht". Durch solche synonyma und besonders durch epitheta wird nun nicht nur die hervorhebung, sondern auch die genaue umschreibung der begriffe erreicht, z. b. statt „das haus" heisst es „haus und hof" oder „das ganze haus"; statt „das land" sagt man „das fruchtbare land", „land und sand" oder dergl.

Von dieser rechtssprache unterscheidet sich die — doch ebenfalls im letzten grunde auf der umgangssprache beruhende — ausdrucksweise der dichtung vor allem dadurch, dass sie sich auf variierende formeln beschränkt und die fortwährenden widerholungen desselben wortes meidet. Jedesfalls glaube ich an der urkundensprache gezeigt zu haben, dass wir durchaus nicht berechtigt sind, die alliteration — und mag sie auch in grosser masse[1] auftreten — als eine aus dich-

1) Ich greife einige beispiele heraus, 1433 (I, 6): *so dwe ik Kámpo Abbama | kind ende úppenbere | mit deze ópena bréwe, | det myn áldmoder ende*

terischem gebrauche entwickelte kunstform anzusehen; vielmehr scheint sie sich aus der oben erklärten widerholung, die als charakteristikum der geschäftssprache gelten kann, und aus einer zahl von alliterierenden formeln entwickelt zu haben, die sich ebensowol wie reimende formeln in dem formelschatze der geschäftssprache von selbst ergaben, dann dem ohre einschmeichelten und auch wol eine mnemotechnische bedeutung erlangten. Ob die als bewusste kunstform in der dichtung verwendete alliteration mit den eben besprochenen alliterationen auf die umgangssprache als letzte gemeinsame quelle zurückgeht, oder ob sie erst aus der geschäftssprache stammt, lässt sich selbstverständlich nicht erweisen; ich nehme das erstere an.

Nachdem ich also gezeigt habe, dass die häufige alliteration in den rechtsdenkmälern durchaus keinen dichterischen ursprung voraussetzt, bleibt bloss der rhythmus als kriterium. Ich habe oben die gründe angeführt, die a priori gegen die poetische auffassung der rechtsdenkmäler sprechen. Wir haben also nicht zu fragen: „lassen sich in den rechtsquellen spuren einer rhythmik des alliterationsverses nachweisen?“, sondern „kommen wir mit dem rhythmus des sprechtaktes aus?“ Und da verlangt die methodik, dass wir uns vor allen dingen von dem sprechtakte der prosa eine vorstellung machen, bevor wir in prosaischen denkmälern einzelne verszeilen entdecken wollen. Wir können das nur, indem wir die sprache der rechtsdenkmäler, z. b. der friesischen, mit den der aufzeichnung nach gar nicht so viel jüngeren urkunden (im friesischen seit der 2. hälfte des 14. jahrhunderts) und mit der noch heute lebenden sprache vergleichen. In all diesen quellen springt als höchst charakteristisch in die augen, dass die kola der rede, d. h. die kleinsten einen geschlossenen gedankeninhalt bietenden satzabschnitte überwiegend aus je zwei sprechtakten bestehen; bisweilen sind zweimal zwei sprechtakte zusammengefügt und gern durch alliteration mit einander verbunden. Ausnahmen fallen sofort störend auf. Man kann das recht klar an einem beispiele aus den altfrs. rechtsquellen zeigen. In der 3. küre heisst es in der Emsigoër handschrift (v. Richthofen, Rechtsqu. s. 4 c. 20), *hit ne se thet ma hine mit téle and mith réthe* | *and mith riúchte thíngade* | *urwínne*. Das widerstrebt dem frs. sprachgefühl und kann nicht ursprünglich sein: tatsächlich erweisen das nun die anderen handschriften, z. b. die Rüstringer hs. hat statt dessen *hit ne sé thet ma hini vrwínne* | *mith téle and mith réthe* | *and mith riúchta thíngathe* |. Man lese nur einmal ein stück des sehr alten und wichtigen, wol aus dem 11. jahrhundert stammenden[1] schulzenrechtes in der fassung, wie ich sie vor kurzem (Westfriesische studien, abhh. d. k. preuss. akad. 1895 s. 47 fgg.) gegeben habe, z. b. *Thít is riúcht* ||, *thet thi fría Frésa* | *thet wíta mót* |, *mith hwélkere méta* | *thes díkes and wéges* || *hi lítha múge* ||, *mith mára riúchte* ||, *than hine thi gréwa ther to bánne* ||, *thet hi thet wérk ther hi ne múge*. Man sehe sich ferner die urkunden an, wie sie s. 407 (anm. 1) durch ein beispiel gekennzeichnet sind, und vergleiche damit auch einmal moderne saterländische texte,

móder | *ende ik néy* | *habbet jóren den stéyt*, | *der Blánckenborch eppa sténzen had* |, *úppes ende útes* | *fan da sláet on da stréta* | *ende den stéyt aldeer bij up det wést*, | *to íogha déghem*, | *in Sunte Antónius éera* | *to der árma luda byhóft* | *sunder állerhanda árghe líst* usw. Ferner 1457 (I, 30) *ende ick dréggha hemmen úr* | *ende stánde hémmen* | *toe grée ende grónd* |, *den áyndoem mit der bijsíttingha* | *toe éwigha dégghum.* | *Ende íck ner myn néykommen*, | *ner némmen fan mýnerweghena* | *deer némmer meer béth* | *nén spréeck oen toe habben* | *ín da riuchte ner búta riuchte. .... toe sétten, toe séllen* |, *toe brúken, toe bíjsghien* usw.

1) Ph. Heck, Die altfrs. gerichtsverfassung. Weimar 1894. S. 12.

wie ich sie nach dem volksmunde aufgezeichnet habe, z. b. Zeitschr. d. vereins f. volkskde 1893 s. 247 *in det Loŋholtĕr mēr* | *twischĕn dĕn Āmxĕgóo un Fängóo* |, *dēr iz det schēd* |, *dēr schel noch ĕn stēn ånstōndĕ,* | *dēr schel det wåpĕn noch ópstōndĕ* | *fon Kårel der Grōsĕ.* Das ist der sprechrhythmus der umgangssprache und der geschäftssprache des friesischen und im wesentlichen auch des niederdeutschen; natürlich kommt dieser sprechrhythmus nicht mit dem rhythmus des alliterierenden verses überein, steht ihm aber bei weitem nicht so fern wie unser neuhochdeutscher sprechrhythmus. Wenn Koegel s. 242 Sievers den vorwurf macht, dass er den alliterationsvers der frs. rechtsquellen in seiner metrik nicht behandelt habe, so ist das meines erachtens unberechtigt. Wenn Sievers wie Koegel die prosa unter die poesie gemischt hätte, so wäre er dadurch (vgl. Altgerm. metrik s. 49) zu grossen irrtümern gekommen; anderseits freilich glaube ich, dass eine vergleichung der germ. prosarhythmik, wie ich sie hier skizziert habe, auf die versrhythmik ein klares licht geworfen und grade für Sievers' theorien eine gute stütze abgegeben hätte.

Nachdem ich nun erwiesen habe, dass sich rechtssprache und sprache der alliterationsdichtung in der zusammenordnung der sprechtakte, d. h. im rhythmus sehr nahe stehen, und dass auf die alliteration beide ein gleiches besitzrecht haben, so bleiben als unterschiede der dichtersprache: 1) dass sie die alliteration gesetzmässig und ausnahmslos verwendet; 2) die strenge der rhythmisierung, deren erkenntnis in den letzten jahren so sehr gefördert ist; 3) dass sie wol variierende formeln, synonyma und epitheta, nicht aber die widerholungen mit der rechts- und geschäftssprache teilt. Und hieraus ergibt sich die unabweisliche forderung: will man in den rechtsdenkmälern verse erkennen, so darf dabei an der überlieferung keine silbe geändert werden, denn jede änderung, die notwendig wird, ist ein beweis gegen das beabsichtigte resultat.

Die frs. küren nun würden, wenn sie vollkommen in stabreimen gedichtet wären, etwa 180 bis 200 alliterierende langzeilen ausmachen; Koegel gewinnt deren nur 40, und diese würden, selbst wenn sie sich zwanglos und unwiderleglich ergäben, nach unseren erörterungen über die rechtssprache kaum genügen, bewusste übung der dichtkunst zu erweisen. Aber sie ergeben sich durchaus nicht. Zunächst fallen diejenigen verse fort, in denen die alliteration durch widerholung eines und desselben wortes entstanden ist, denn sie sind (s. oben) gegen die poesie beweisend: es sind die verse 1 (*alle godis huson and alle godis monnon*)[1], 14 (*fria spreke — fri ondwarde*), 18 (*mit fiuwer frilingon and mith fiuwer ethelingon and mith fiuwer lethslachton* — „vier fuss hoch und vier fuss lang und vier fuss breit" wäre nach Koegel jedesfalls auch als alliterierende formel zu betrachten), 21 (*wetere — weterstretena*), 27 (*fretho — frethopanning*), und wahrscheinlich auch 31 (*liude — liudmerkum*). Ähnlich ist es zu beurteilen, wenn ganz matte zusätze (Koegel nr. 2, *anda alda noma*) aus der ersten halbzeile abstrahiert werden, und wenn der aufzeichner der Rüstringer denkmäler, der solche plumpe breittreterei (vgl. z. b. *eyna gode* küre 3) besonders liebt, im gegensatze zu allen andern quellen in küre 2 aus *fir* und *swer* ein ganz unmögliches verbum abstrahiert (nr. 3 und 4 *tha firade us Frison thiu fire menote and us swerade tha thi swera panning*); ebenso wenn Koegel nr. 11 die ganz unursprüngliche, durch keine andere handschrift bezeugte widerholung von

1) Der kürze halber numeriere ich die verse, die Koegel s. 244 fgg. als volle, sichere alliterationslangzeilen zusammengestellt hat; vgl. übrigens auch o. s. 15 fg.

otheris aufnimmt. Vers 7 (*mith tele* usw.) ist nach Koegels eigenem eingeständnis „unregelmässig“; 15 erklärt Koegel selbst als „überbleibsel“ (*hwandet alle Fresa* usw.); in 16 (*nen husmon* usw.) hat Koegel den hauptstab „erraten“, und zwar ganz willkürlich; in v. 6 (*ende leyden* ...), 8 (*widuon and weson* ...), 28 (*Fresa nene hereferd* ...), 29 (*withene hethena* ...) hat Koegel umstellungen gemacht; in 33 ist gar keine alliteration, *l* müsste den stabreim bilden; v. 30 (*widuon, weson* usw., vgl. v. 8) ist doch wol nur eine anzahl von 6 alliterierenden begriffen, das unberechtigte *wivon* in R zeigt wider klar das streben des schreibers nach ausgestaltung der formeln; v. 17 kann ich rhythmisch nicht als vers betrachten (*ief hi bisoke* ...); v. 22—26 wird die geographische schilderung doch wol nur zufällige alliteration haben: „die erste ist die Elbe, die andere die weser; auf nach Cuforda, aus bei Stavern, vgl. unser aufwärts, abwärts“. Es bleiben somit von den etwa 200 langzeilen, die bei poetischer bearbeitung denkbar wären, etwa 12 alliterierende verse übrig. Und von diesen 12 sind 10 als ganz specielle ausgestaltung der verschiedenen einzelnen quellen zu erweisen: v. 5 *setton* ...., 11 *and ma hini* ...., 34—38 *thruch sellunge* .... nach R; v. 9 *tha liava* ..., 20 *a Sexena merca* ...., 40 *alle liodon* ... nach E. Solche ausgestaltungen sind gar nicht selten: wenn es z. b. in R heisst *morth motma mith morthe kela*, so hat E eine ganz überflüssige, mit dem *k* des *kela* alliterierende formel hinzugesetzt (*morth motma, thruch liuda kere, mith morthe kela*), während im westerlauwerschen rechte der alte druck bietet *moerd schilma mit moerd beta*, codex Unia *mit morde jelda*, Jus munic. ... *mei moerde ielda ende beta*. Gerade diese synonyme sind sehr oft spätere zusätze. — Von den gesamten küren bleiben somit höchstens 2 verse übrig, vielleicht 39 (*alle Fresa hira feitha* ....) und 19 (*anter fiuchtath* ....), und auch diese halte ich aus verschiedenen, hier nicht weiter zu erörternden gründen, für unsicher.

So bleibt von der poesie im friesischen recht — und mit andern rechten wird es gerade so sein — auch nicht ein titelchen übrig. Denn was Koegel an allgemeinen redensarten zur charakteristik der „hochpoetischen“ satzungen beibringt, ist nicht stichhaltig. Epitheta wie „glühende glut“, „glänzendes gold“, „das wilde meer“, „der heisse hunger“ (vgl. unser heisshunger), *grên turf* usw. wird ein germanist doch nicht mit neuhochdeutschem massstabe messen und ebenso beurteilen wollen, als wenn er sie bei Richard Wagner vorfindet; und falls hier und da einmal ein bildlicher ausdruck erscheint, so braucht er doch nicht gleich zum harfenschlage gesungen worden sein. Auf s. 258 heisst es: „wie in einem epischen liede werden den handelnden personen reden in den mund gelegt“; ich sage: „nein, sondern, wie sie im praktischen verfahren zu sprechen sind, so werden die formeln hier aufgestellt, gerade wie auch im römischen processus iudicii die formeln mitgeteilt sind.“ Und endlich wird die „poesie im recht“ gekrönt durch die (nicht allein „aus Scherers litteraturgeschichte allgemein bekannte“, sondern schon früher oft nachgebetete) stelle von den drei nöten. Hier treten Koegel fast die tränen in die augen. „Eine innigkeit und gefühlstiefe, überhaupt ein seelischer reichtum offenbart sich darin, wovon wir auch dann noch überrascht werden, wenn wir die besten muster der elegischen gattung .... daneben stellen“. Und weiter: „So wird der altgermanische *êwart* oder *rehtwîso* zum dichter. Darum bedient er sich an allen stellen, wo er auf das gemüt der versammlung (die den vortrag der rechtssatzungen entgegennahm wie die recitation eines heldenliedes) wirken wollte, des verses. Er ist ein stück von einem *scop*, einem epischen dichter.“ Wir werden dieses urteil sehr herabstimmen müssen. Bedeutsam ist nämlich, dass die schilderung von

den drei nöten[1] in den alten wichtigen Hunsigoër handschriften im frs. texte fehlt; im Rüstringer ms. hat sie vollständig gestanden, ist aber herausgeschnitten; im Fivelgoër ms., im alten druck, in der hs. Jus municipale und Unia ist sie ebenfalls enthalten. In der Emsigoër hs. I ist unter dem 2. landrecht lediglich von der Restitutio in integrum die rede, in einem zusatze (Ms. s. 70) wird die ganze schilderung gegeben, in einem andern zusatze (Ms. s. 35) werden nur kurz die drei nöte bezeichnet (vgl. Rechtsqu. 44 c 25 fgg.). Zweifellos ist diese letztere fassung die einzig richtige, sie allein entspricht in stil und inhalt dem geiste der frs. rechtsquellen, während jene sentimentale erörterung über das nackte und vaterlose kind inmitten der klaren und würdigen rechtssätze albern und unmöglich ist; sie ist wol eine, wenn auch frühe interpolation eines aufzeichners, die nur in gewisse handschriften aufgenommen worden ist, und hat gewiss nicht in mündlicher tradition bestanden.

Im Grundriss der germ. philologie II, 496 habe ich ganz kurz, wenngleich den mir zugemessenen raum um das vierfache überschreitend, den gedanken zurückgewiesen, dass in den rechtsquellen „reste stabreimender gedichte“ enthalten seien; ich glaubte das am kürzesten zu zeigen, indem ich als beispiel eine stelle aushob, die vor vielen anderen anspruch darauf hätte, in alliterierende verse gegliedert zu werden, und indem ich dazu bemerkte, dass alle regelmässigkeit fehle, welche allein uns das recht gibt, verse zu behaupten. Koegel meint, was von meinen ausführungen daselbst zu halten sei, werde den einsichtigen bald klar werden; und das ist der einzige punkt dieser angelegenheit, worin er ein richtiges urteil bewiesen hat: er hat mich nämlich veranlasst, meine ansichten ausführlicher zu begründen und dadurch den einsichtigen — zu denen ich natürlich auch Kögel zähle — noch klarer zu machen, was mit den kurzen worten im grundriss beabsichtigt war.

Während wir bisher vielfach in gegensatz zu Koegel getreten sind, können wir ihm um so vertrauensvoller folgen auf dem gebiete der ahd. litteratur, die er auch im „Grundriss der germ. phil.“ so vortrefflich bearbeitet hat. Skeptisch bin ich aber, wo immer Koegel mit metrischen erörterungen einsetzt: denn wenn ich auch jenen kurzvers, den er so unglücklich „paroemiacus“ nennt, nicht als undenkbar ablehnen will, so halte ich doch in vielen fällen Koegels messungen für unmöglich. Es ist mir ferner zweifellos, dass viele seiner „paroemiaci“ nichts weiter sind als prosa, in die eine alliterierende formel eingeschaltet ist, und manche andere werden nur mit hilfe eigner zu- oder abdichtung gewonnen. So wird z. b. das schon erwähnte *morth motma mith morthe kela* unter ganz unerlaubter tilgung des *ma* zu einem „paroemiacus“ *morth skel mith morthe kela* umgedichtet, und der wird „doch wenigstens éin ganz sicheres beispiel“ genannt.

Zu den Merseburger zaubersprüchen habe ich wenig zu bemerken. Für die annahme, dass sie den Merseburger dialekt repräsentieren, spricht gar nichts, dagegen aber vieles. Auch ist es eine unbeweisbare behauptung, wenn Koegel den reim zu ende des ersten spruches „zufällig“ nennt. Von den schwierigkeiten ist keine gelöst worden, so wenig wie durch Grienbergers weitschweifige erörterungen (Ztschr. 27, 443 fgg.)[2]. Auf das ags. *Polesléah,* aus dem Koegel einen heiligen hain

1) Koegel gibt s. 254 die überlieferung ganz unrichtig an. Er kennt nur zwei handschriften, die Westerlauwersche, vgl. Rechtsaltt. 49 (das ist aber eine inkunabel!) und die Emsigoër; die fassung im Jus municipale und im Fivelgoër ms. wird gar nicht erwähnt.

2) Das durch doppelsetzung stark hervorgehobene *sâzun* wird von Grienberger ganz matt als „walten“ gedeutet, *umbi cuonio* unter nichtachtung der alliteration

gewinnen will, ist nichts zu geben, denn ags. *-léah* kann auch „wiese“ bedeuten. — Beachtenswert scheint mir zur *Pol*frage das von Grienberger (a. a. o.) mitgeteilte zeugnis des Cl. M. Victor für den Apollokult in Deutschland zu sein.

Auch an der trefflichen behandlung des Hildebrandsliedes wird man kaum etwas auszusetzen finden. — Der beweis, dass v. 4 *sunufatarungo* nur die beiden helden selbst, nicht ihre krieger bedeuten könne, ist nicht erbracht; jedesfalls kann man *sunufatarungo* sehr wol als gen. plur. zu *heriun* ziehen. — V. 6 *dô sie tô dero hiltiu ritun* verbinde ich keineswegs mit dem vorhergehenden, sondern fasse es entweder als selbständigen satz oder — und das gibt den besten sinn — ich ziehe es zum folgenden: „als sie zum kampfe geritten waren“. — Für v. 10—11 kommt man, glaube ich, am besten aus, wenn man das dem sinne nach entbehrliche *ferahes frôtôro* (oder aber *fôhêm wortum*) als interpolation auffasst und mit Zacher und Möller ergänzt *sage hwelîhhes cunnes eddo hwelîhhes cnuosles dû sîs.* — V. 13 interpungiere ich gegen Koegel *chind, in chunincrîche: chûd ist mî al irmindeot.* Es ist eben eine hyperbel: „ich kenne alle menschen“; „das gesamte volk im königreiche“ wäre viel zu bestimmt ausgedrückt für eine hyperbel, auch kann man unter *al irmindeot* nur „die ganze welt“ verstehen[1]. — V. 22 „er ritt dennoch ostwärts“ liegt nicht im original. — V. 30 *wêttu*[2] kann unmöglich direkt mit *witan* „wissen“ in verbindung gebracht werden, weil dazu die richtung *obana ab hevane* nicht passen würde; und das *tu* aus *Tiu* zu erklären, sollte doch endlich einmal abkommen. Mir ist zweifellos, dass es „ich rufe zum zeugen an“ bedeutet: **waitjan* ist kausativ zu einem verbum *wītan* „bezeugen“, vgl. ags. *ȝewita*, altfrs. *wĭta* „zeuge“, afrs. *wîta* „bezeugen, beschwören“ (wol = mnd. *weten* „beschwören“). Will man nun auch die bedeutung *wītan* „beschwören, bezeugen“ erst als sekundär zugestehen, so ist doch die von as. *wītan* „sehen, beachten“ unbestreitbar, also eigentlich „ich mache den grossen gott vom himmel her sehen.“ Das käme auf dasselbe heraus, wie „zum zeugen anrufen“; dass ahd. *weizzen* „beweisen, zeigen“ heisst, kann hier nicht stören, zumal wir es mit ndd. wortschatze zu tun haben. — V. 35 *dat ik dir it nû bî huldî gibu* braucht keine eidesformel zu sein; im ndd. sind derartige sätze (*dat ick di dat nu man segg*) in der umgangssprache gäng und gäbe. — Schiebt man v. 45 (*Hiltibrant gimahalta, Heribrantes suno*) zwischen v. 48 und 49 ein, so kommt man ohne annahme irgend einer lücke aus. — V. 57 *ibu dû dâr ênic reht habês* bedeutet nicht, wie Koegel will, „wenn du dazu irgend das zeug hast“, sondern es ist wol gemeint „du kannst die waffen erbeuten, wenn du je durch deinen sieg die möglichkeit dazu hast“. — V. 63—64. Dass *skûr* keineswegs *i*-stamm ist, ergibt sich aus dem as., ags. und an.: ich lese deshalb *scurun;* wahrscheinlich ist aus demselben grunde auch *asckun* (dat. plur., vgl. *heriun*) anzusetzen. „Da liessen sie es zuerst mit den lanzen losgehen, mit scharfen waffen (?)“. — V. 65. Gegen die lesung *staim-* spricht, dass im Hild. sonst *ai* nicht bezeugt ist; *staun-* „angriff“ (md. mnd. *stûnen* „angreifen, standhalten?“) hat sein bedenken wegen des *au* (für *ao*). In dem *bortchludun* ist vielleicht „schildbespüler, schildbespritzer“,

ebenfalls ganz matt als „um und um erfahren“; in *hera* wird das adjektiv „hehr“, trotzdem aber vokalische alliteration gefunden; zur erklärung der *idisi* zieht Grienberger die längst bekannte etymologie aufs neue heran, welche an an. *idja* anknüpft, aber mit dem an. *dísir* nicht fertig wird (vgl. Weinhold, D. Frauen I, 7).

1) Vgl. jetzt Braune, Beitr. XXI, 1 fgg.

2) Vgl. *urhettun* und Braune, Ahd. gr. § 118.

eine kenning für krieger, zu sehen, vgl. Ztschr. 24, 459. — V. 67. *luttilo* hätte doch im einklange mit *luttila* v. 20 übersetzt werden sollen „jämmerlich“.

Muspilli soll von Otfrid benutzt worden sein. Beweis dafür sei der bekannte vers *thâr ist lìb âno tòd lioht âno finstrì.* Otfrid kennt Muspilli „vielleicht durch die vermittlung Hrabans, des freundes Ludwigs des Frommen“ (s. 320); das gedicht ist „zu lebzeiten dieses königs und in seinem interesse verfasst worden“ (s. 269), denn der dichter, der sich gegen den streit um länder mit blutsverwandten usw. wendet, will „in erster linie den könig Ludwig selbst und seine streitigkeiten mit vater und bruder treffen. In sofern steht das denkmal in der tat mit Ludwig dem Deutschen in beziehung (s. 319). Und im ergänzungshefte (s. 25) heisst es vom Helianddichter: „Er hat hierin einen bundesgenossen an dem dichter des Muspilli, der die gleichen missstände, ebenfalls durch das kapitulare vom jahre 829 angeregt, verfolgt.“ Man erwartet da eine etwas klarere auseinandersetzung.

Die ganze behandlung des Heliand steht leider unter dem vorurteile, dass das werk in Werden entstanden sein müsse. Daran wird ein ganz unglaublicher schluss geknüpft. Der Helianddichter stammt aus Werden; Liudger († 809) war der gründer von Werden und kannte den westfriesischen volkssänger Bernlef; ergo hat der Helianddichter sich die „werke“ Bernlefs zu nutze gemacht. Dass überhaupt auch ein anderer ort als Werden die heimat des Helianddichters sein könne, wird gar nicht als möglich angesehen. Sehr richtig hat kürzlich Jostes (Ztschr. f. d. a. XL, 145; 160 fgg.) gegen Werden geltend gemacht, dass keine Vita Liudgeri den Helianddichter erwähnt; mit gutem rechte hat er auch darauf hingewiesen, wie unsicher einstweilen noch die lokalisierung von glossenhandschriften ist, da manchmal schreiber aus den verschiedensten gegenden an ihnen gearbeitet haben; mit guten gründen hat er die Essener denkmäler nach Ostfalen verwiesen und gezeigt, dass Werden und Westfalen am allerwenigsten ein anrecht auf den Helianddichter haben. Ich bin nun zwar nicht durch Jostes überzeugt worden, dass gerade Nordalbingien die heimat sei: aus den ortsnamen auf *-burg* ist nicht allzuviel zu entnehmen, denn z. b. die Friesen, die selber keine namen auf *-burg* besitzen, reden doch von Köln als *Colnaburch*; und auch aus dem mitgeteilten wortschatze ergibt sich kein zwingender grund für Nordalbingien. Aber das hat Jostes mit lautlichen, lexikalischen und anderen mitteln klar bewiesen: Werden und Westfalen kommen nicht in betracht! Und damit fallen auch die weiteren auf der Werdener heimat erbauten hypothesen Koegels. Dieser „eigentümliche sächsisch-niederfränkisch-friesische mischdialekt“, an den doch wol nur wenige ernstlich geglaubt haben werden, muss sich jetzt nach einer anderen heimstätte umsehen.

Nach dem erscheinen von Braune's vortrefflicher ausgabe hat Koegel in einem ergänzungshefte die Genesisbruchstücke behandelt. Er gibt zunächst eine gute übersetzung, von der ich nur in wenigen punkten abweiche, vgl. die von mir gegebene metrische übertragung, Beilage zur Münchener allgemeinen zeitung 1895 nr. 45. V. 29 *drôrwôragana* ist nicht „in seinem blute schwimmend“, sondern „vom blutverluste entkräftet“ (*wôrig* „erschöpft, matt“). — V. 34. behält man *kuman* bei, so ist der sinn nicht „gebracht“, sondern „wohin er ihn habe kommen lassen“. — V. 47 *sundea gisuohta* ist, genau genommen, nicht „leid angetan“, sondern *sôkian* ist kausativ zu *sakan* „tadeln, schelten“, also: „er hatte dich nicht veranlasst, seine sünden zu schelten“, d. h. er hatte keine sünde gegen dich begangen, die dich hätte erzürnen können. — V. 111. *Gamlican gang* ist doch wol „freudiges ergehn“, nicht „stolzer gang“. — V. 156. Warum

„zwei“ für *threa* des originals, an dem doch kein zweifel sein kann? — V. 288. Schlüter tadelt in seinem dankenswerten aufsatze (Jahrb. d. vereins f. ndd. sprachforschg. XX, 118) an meiner konjektur *huoani* (Ztschr. 28, 141), dass ich „das offenbar fehlerhafte *uoa* stehen lasse unter hinweis auf *duoas duoan*, wo aber das *a* doch nur unter anlehnung an die entsprechenden formen der bindevokalischen conjugation entstanden ist.“ Freilich! Dass ich as. *uoa* aus germ. *ô* entstehen lassen wolle, war nicht nötig mir zuzutrauen; aber von der ansicht, dass ein des altsächsischen so wenig kundiger schreiber, der in der vorlage sicherlich neben dem infin. *duoan* (v. 233) öfters (das im Cott. viermal bezeugte) *duon* fand, auch für *huoni* glaubte *huoani* schreiben zu können, ist mir umso wahrscheinlicher, als auch das metrum *duoas* (v. 196) als einsilbig gesprochen erweist[1]. Interessant ist übrigens — und hierauf macht mich dr. M. Möller freundlichst aufmerksam — dass auch Shakespeare einige parallelen zum *ûhtfugal* bietet, daneben aber den hahn jedesmal auch bei seinem üblichen namen nennt. Hamlet I, 1:

It faded on the crowing of the cock

— — — — — — — — — —

This bird of dawning singeth all night long.

und ebenda *I have heard*

the cock, that is the trumpet of the morn

— — — — — — — — — —

Über die heimat des schreibers hat Koegel sodann eingehende untersuchungen angestellt, und ihnen stimme ich rückhaltlos bei. Zu den quellen hätte sich vielleicht noch genaueres feststellen lassen, vgl. meine andeutungen Ztschr. 28, 138 fgg. Ob die wenig gefeilte Genesis überhaupt vom Helianddichter stammt, ob sie in solchem falle als eine jugendarbeit oder als ein werk des alters anzusehen ist, darüber sind die ansichten noch zu sehr geteilt, als dass man Koegels weitere schlüsse auf die lebenszeit des dichters ohne weiteres annehmen könnte.

Für seine gewissenhaften untersuchungen zu den altsächsischen und zu den älteren ahd. denkmälern sind wir Koegel sehr dankbar, und wir dürfen dem zweiten teile des bandes mit um so grösserer freude entgegensehen, weil er uns mit weniger hypothetischen dingen beschäftigen wird als der erste. Er wird uns auch hoffentlich den abschluss der metrischen untersuchungen bringen, ohne den wir uns über dieses kapitel ein endgültiges urteil nicht erlauben.

1) Franck's gewaltsame konjektur vom „hahn, der sein krähen vor tage erhebt“ sowie seine „ebenbürtigen geschwister“ (Ztschr. f. d. alt. 40, 213) lasse ich unberücksichtigt.

GREIFSWALD, 3. MAI 1896. THEODOR SIEBS.

Place names in the English Bede and the localisation of the mss. Von **Thomas Miller.** (QF. heft 78). Strassburg, K. J. Trübner. 1896. 8. 80 s. 3 m.

Im jahre 1890 hat uns Thomas Miller mit der schon lange gewünschten kritischen ausgabe der altenglischen übersetzung des Beda beschenkt. Er hat in der einleitung dazu eine von der bisher verbreitetsten meinung völlig abweichende ansicht verfochten und zu beweisen gesucht, dass Älfred trotz der dafür vorhandenen alten zeugnisse nicht der verfasser dieser übersetzung sein könne, dass diese vielmehr das werk eines mercischen, etwa dem kloster Lichfield angehörigen, vielleicht allerdings in Älfreds auftrage arbeitenden mannes sei. Zu diesem schlusse gelangte Miller durch eine betrachtung der sprachlichen eigentümlichkeiten der fünf erhaltenen hand-

schriften (T = Tanner 10 der Bodleian Library in Oxford, ende des 10. jahrhunderts oder etwas früher; C = Otho B XI. des Brit. mus., bruchstücke aus der zweiten hälfte des 10. jahrhunderts; B = 41 Corpus Christi College Cambridge, mitte des 11. jahrhunderts; O = Corpus Christi College Oxford; Ca = Kk 3, 18 der Universitätsbibliothek Cambridge aus der zeit der eroberung oder noch später), wobei er, wie schon Zupitza in seinem übungsbuch, die Tannerhandschrift als die beste, dem original am nächsten stehende taxierte. Trotz der wichtigkeit dieser darlegungen Millers für die litteraturgeschichte scheint seine ausgabe, abgesehen von einer besprechung durch Pearce in den Modern Lang. Notes 7 (1892), 102—108 und einigen kurzen, zu keinem endgiltigen entscheide gelangenden bemerkungen Wülfings[1], keine beachtung gefunden zu haben; es ist dies bedauerlich, da doch eine unbefangene prüfung der von Miller beigebrachten gründe, die eine flüchtige bemerkung Sweets in seinem Anglosaxon Reader wieder aufnehmen, nur erwünscht sein könnte. Es ist nicht unsere aufgabe, diese prüfung vorzunehmen, immerhin wird man so viel zugeben müssen, dass mit Millers erklärung manche schwierigkeiten, welche sich der annahme von Älfreds persönlicher verfasserschaft entgegenstellen, aus dem wege geräumt sind..

Ein grund für das allgemeine stillschweigen über diese neue ausgabe wird wol der umstand gewesen sein, dass eben eine ernsthafte beurteilung der leistung des herausgebers erst möglich sein wird nach erscheinen des zweiten bandes, welcher den vollständigen kritischen apparat, ein glossar und eine übersicht über die dialektischen eigentümlichkeiten aller handschriften enthalten soll. Ein kapitel aus dieser untersuchung über entstehungsort und dialekt der einzelnen handschriften, das für diesen zweiten band der ausgabe zu umfangreich geworden war, legt uns Miller in der jetzt zur anzeige kommenden abhandlung vor. Zweck derselben ist, aus der schreibung der ortsnamen in den verschiedenen handschriften festzustellen, wie weit die lokalkenntnis der betreffenden schreiber reicht. Der verfasser argumentiert dabei folgendermassen: Ein schreiber wird im allgemeinen die namen ihm vertrauter lokalitäten korrekt widergeben, bei weniger geläufigen oder ganz unbekannten dagegen wird ihm leichter ein fehler mitunterlaufen, namentlich wird er manchmal ähnlich klingende namen aus seiner umgebung durch verwechslung für die fremden einsetzen. Es handelt sich also darum, die für jeden ort nach der mundart der gegend, in welcher er liegt, richtige namensform zu finden und aus der vergleichung ihrer entsprechung in den fünf handschriften mit diesem original die gehörigen schlüsse auf die dialektzugehörigkeit zu ziehen. Die quellen, aus denen wir die ae. ortsnamen sonst noch kennen lernen, sind der lateinische Beda, die chronik, die urkunden und gelegentlich die Orosiusübersetzung und Älfric.

Die ergebnisse, zu denen Miller durch eine eingehende würdigung der grafschaftsweise angeordneten ortsnamen geführt wird und die er in der einleitung zu seiner untersuchung übersichtlich zusammenfasst, sind kurz folgende: T ist durchaus mittelländisch, B ebenso consequent südlich, C neigt mehr gegen das mittelland als gegen den süden. O dagegen ist mehr südlich, in noch höherem grade Ca, die jüngste der fünf handschriften. Nach Kent kann keine derselben gehören, dagegen ist in Wessex, zumal in der gegend von Abingdon und Winchester B auf vertrautem boden, von welchem die andern alle ausgeschlossen werden müssen, Ca und O weisen nach Malmesbury-Worcestershire. Der äusserste norden von Cumberland und

1) Die syntax in den werken Alfreds des Grossen. Teil 1. Bonn 1894. S. XI fgg.

Northumberland kann für die entstehung der handschriften ebenso wenig in betracht kommen als der südosten, dagegen war der schreiber der gemeinsamen vorlage in Yorkshire wol bekannt; der von T, der ihm am nächsten steht, zeigt besondere vertrautheit mit nordmercischen verhältnissen, C dagegen dürfte mehr der mitte oder dem süden von Mercien angehören. Damit ist Miller am erwünschten ziele angelangt. Denn mit diesen lokalisierungen auf grund der ortsnamen stimmen die resultate anderer, lautlicher erwägungen, die annahme eines mercischen originals und eine ganz ähnliche gruppierung der handschriften sehr schön zusammen.

Es muss jedoch fraglich scheinen, ob wirklich dem kriterium der schreibung der ortsnamen eine solche bedeutung beizumessen sei, wie der verfasser sie behaupten will. Zunächst ist es gar nicht immer möglich, mit sicherheit diejenige ae. namensform festzustellen, die einem orte nach dem dialekte seiner gegend zukommt, da ja nur verhältnissmässig wenige alte originalurkunden, zumal aus Mittel- und Nordengland, erhalten sind und spätere abschriften keinen sichern beweis gewähren können. Besondere schwierigkeiten bieten in dieser hinsicht keltische namen, doch auch bei echt englischen bleibt noch mancher stein des anstosses. Aber auch zugegeben, dass wir immer zu entscheiden vermöchten, welche form ursprünglich in einem bestimmten dialekte lebendig ist, so kann doch gewiss die beibehaltung derselben in einer handschrift nichts für die lokalisierung derselben bezeugen, da sie auch von einem dialektfremden abschreiber unverändert bewahrt worden sein kann, werden doch eigennamen überhaupt viel leichter unverändert in einen andern dialekt übernommen als appellativa. Zugestehen wird man nur dürfen, dass starke verderbnis von namen durch einen schreiber mangel an bekanntschaft desselben mit der in betracht kommenden gegend voraussetzt. Doch wird man auch hierin bei namen, die aus einer ganz fremden sprache stammen, wie der keltischen, vorsicht walten lassen müssen, denn für die widergabe der fremden laute besteht keine solche sicherheit des ohres und der schreibtradition, wie für diejenigen der eigenen, es wird also leicht derselbe schreiber dem gleichen namen gegenüber nicht consequent verfahren, selbst wenn er mit dem fremden originale vertraut ist. Dazu kommt noch, dass man die abweichungen der uns erhaltenen handschriften von den originalnamensformen nicht alle gleich werten darf, da manche derselben auf lautveränderungen beruhen, welche in jüngeren handschriften zum ausdruck gelangen, noch nicht aber in älteren, ohne dass damit die annahme einer verschiedenheit auch in früherer zeit begründet wäre.

Wir glauben kaum, dass Miller solchen schwierigkeiten gegenüber überall mit der nötigen vorsicht zu werke gegangen sei, ja es könnte überhaupt zweifelhaft erscheinen, ob er auf diesem gebiete ein zuverlässiger führer sei, wenn man bemerkt, welche versehen er sich bisweilen zu schulden kommen lässt; man vergleiche z. b. s. 39 die bemerkungen über *Streones healh*; s. 56 *Tiowulf* = *Tidwulf* = ahd. *Diotolf*; *Turec* = *Tidric* = deutsch *Dietrich*; s. 58 wird *Yttingaford* mit deutsch *Utlinga*, *Uoto*, *Uotila* verglichen usw.

Um aber dem verfasser gegenüber nicht ungerecht zu sein, müssen wir doch noch erwähnen, dass ausser den unseres erachtens zweifelhaften lautlichen gründen noch andere anhaltspunkte für die lokalisierung der handschriften in den ortsnamen sich vorfinden, besonders in den charakteristischen ersetzungen der im original stehenden namensformen durch andere, ähnliche, dem gebiete des abschreibers angehörige, wovon Miller verschiedene ausschlaggebende beispiele nachweist; doch scheint er auch hier manchmal zu viel gewicht auf blosse schreibfehler zu legen.

Alles in allem wird man sagen können, dass das ergebnis der untersuchung weniger ein positives, als ein negatives ist, dass nämlich die auf sprachliche, namentlich lexikalische und syntaktische kriterien basierte zuweisung der 5 Bedahandschriften an bestimmte dialekte, von dem in der vorliegenden arbeit durchgeführten gesichtspunkt aus betrachtet, sich nicht als unmöglich erweist.

BASEL, JUNI 1896. GUSTAV BINZ.

Thomas Murner, die Gäuchmatt. (Basel 1519.) Herausgegeben von **Wilhelm Uhl.** Mit einleitung, anmerkungen und exkursen. Leipzig, Teubner. 1896. VII, 290 s. 2,80 m.

Das Murnerstudium blüht. Alljährlich erscheint eine Murner-dissertation, und sogar die „Moderne“ liest seine werke. Wenigstens ihr grösster: Gerhart Hauptmann. Im Florian Geyer trifft man auf schritt und tritt worte und wendungen, die Murner eigen sind. Man findet sie oft in alemannischer form sätzen angeklebt, die ungefähr fränkisches gepräge haben. Das ist eine toleranz des konsequenten naturalismus. Die Marei hat krebse im tuch eingebunden, damit Geyer bei passender gelegenheit (s. 142) einen herausnehmen und das sprichwort in der form von Narrenbeschwörung 5, 185 anbringen kann: *Der alte krebs lehrt sein kind den strich, dass sie noch heut gehn hinter sich.* Es ist bezeichnend, dass Hauptmann auf s. 165—167 sich besonders des Grobianuskapitels der Schelmenzunft erinnert. S. 166: *Bene veneritis nobis* (*her grobian!* SZ. 21, 7), s. 167: *Sursum corda — facht essen an* (SZ. 21, 8) — hier bildlich angewandt! S. 165: *Lässt ein räupsen, dass es kracht* (SZ. 21, 21). Vom sauglockläuten ist die rede, vom sackmann machen, den teufel zum abt machen, dem teufel auf den schwanz, gretmüllerin, lüsbühel, dass dich der ritt schütt! usw. usw., wer den dichter will verstehn, muss in Murners lande gehn! Wie weiland Murner die bilder Brants umgedeutet hat, so deutet zuweilen Hauptmann die bildlichen wendungen Murners anders, freilich mit dem unterschiede, dass Hauptmann die ursprüngliche bedeutung wahrscheinlich nicht kennt. Von unzucht treibenden frauen sagt Murner, dass sie *den arss in die schantz schlahen* (s. m. anm. z. NB. 39), bei Hauptmann hat der pfaff Bubenleben, als der kampf recht hitzig wurde — den ars in die schanze geschlagen = ist ausgekniffen. Doch ich will einem doctorandus des 20. jahrhunderts, der den quellen Florian Geyers nachspürt, die arbeit nicht erleichtern und zu meiner aufgabe übergehen, zur besprechung der neuen Murner-edition.

Mit Uhls Gäuchmattausgabe ist die reihe der kritischen neudrucke Murnerscher dichtungen abgeschlossen. Man hat nun nicht mehr nötig, den 8. band des klosters zu benutzen, in dem Scheible, da er die Princeps der Gäuchmatt zum abdruck gegriffen, einen verhältnismässig guten text lieferte. In der einleitung (1—10) gibt Uhl mit verweisen auf die litteratur das wichtigste über die entstehung des gedichtes, seinen charakter, über die quellen — hier bleibt jedoch noch manches zu tun übrig — und über die einrichtung des neudrucks. Dass Uhl die bilder, unter denen sich, vom titelblatt abgesehen, vier holzschnitte nach zeichnungen des Ambrosius Holbein befinden, nicht hat reproducieren lassen, ist nur zu bedauern. Uhl meint, im kloster (vom jahre 1847!) seien die bilder ungeschickt nachgemacht, verkleinert und oft nach der andern seite hin umgezeichnet. Er fährt dann fort: der vorliegende neudruck bringt dafür (!) lieber eine kurze beschreibung derselben. Das heisst: aus

der not eine tugend machen. Bei den ausgezeichneten modernen reproduktionsverfahren (man vgl. z. b. die widergabe eines Holbeinblattes der GM. im 17. bande von Kürschners Nationallitteratur, s. XLIII) ist uns doch eine nachbildung viel lieber als eine beschreibung. Durch die häufigen fragezeichen, die Uhl seiner beschreibung selbst macht, wird uns dieser wunsch besonders nahe gelegt. Z. b. auf dem bilde zum kapitel *den Gauch lernen singen* hält nach Uhl die dame dem jüngling „ein notenblatt vor (oder einen spiegel?). Oder schwingt sie den taktstock?“ In wirklichkeit zeigt sie mit einem stock auf die noten, die sie den gauch singen lehrt. In dem bilde zu *Moyses vnd die künigin der moͤren* ist „der gewappnete barhäuptige ritter“ eben Moses, besonders kenntlich an den hörnern, die ihm aus den ohren wachsen. Auf dem holzschnitt zu *den gouch etzen* kann Uhl das von Muther angegebene monogramm CA nicht finden. Es steht aber ganz deutlich auf dem brustband der dame.

Uhl hat im text moderne interpunktion durchgeführt. Die striche, die doch Murner als satztonzeichen verwertet hat, sind nicht widergegeben, ausser — und warum nur hier? — in den grösseren prosastücken, wo kommata für die striche gesetzt sind und die moderne interpunktion fehlt. Einige besserungsvorschläge hinsichtlich der interpunktion notiere ich hier: Statt semikolon ist kolon 260 und komma 4267 zu setzen; 1043 komma statt punkt, 1044 semikolon statt komma. Komma ist zu streichen nach *berd* 106 und nach *acht* 642. Komma ist zu setzen nach tusendt 479, gott 541, Wyß 1382, wol 2951, straffen 5414.

Der text selbst ist, wie sich heutzutage von selbst versteht, vorsichtig behandelt. Uhl hat zuweilen — was ich nicht tadelnd hervorheben will — lieber einen druckfehler konserviert als voreilig geändert. Jedoch hätten die formen *vorspottet* und *vorordenet* (nach Uhls eigener bemerkung z. 998) nicht verbessert zu werden brauchen, und *noch* 5268 war gewiss nicht in *nach* zu ändern. 939 hätte *geuchim* in *geuchin* statt in *geuch ein* und 2165 *velore* in *verloren* statt in *verlore* geändert werden müssen. Die s. 8 angegebenen verbesserungen *wunschendt* 1123 und *klagt* 739 finden sich nicht im text.

Um die korrektheit des Uhlschen textes zu prüfen, habe ich einige stücke desselben mit dem originaldruck (ich benutzte das Heidelberger exemplar) verglichen. Ich notiere die abweichungen, von denen vielleicht einige in der verschiedenheit der exemplare des alten drucks begründet sind. Anfang bis v. 300: der titel ist bei Uhl mit 5fach verschiedenen typen, in A, von der grösseren überschrift abgesehen, in gleichen typen gesetzt. Im druckprivilegium ist die reihe nach *von,* nicht nach *gottes* abgesetzt.

A.	U.
16 *schimpff*	*schimff*
Register *viij zunfftmeister*	*zunffmeister*
65 *difcant*	*discant*
82 und 146 *vss*	*uss*
83 *stat*	*statt*
120 und 136 *n* mit ligatur	*i* mit ligatur[1]
178 *Doctor*	*Doktor*
197 *ietz*	*jetzt*

1) *n* mit ligatur ist überhaupt im Uhlschen text sehr häufig in *i* oder *r* verstümmelt.

	A.	U.
210	*Ein*	*En*
241	*bschwûr*	*beschwûr.*

Prosastück. *Die geschwornen artikel.*

	A.	U.
S. 36, 3 (Uhl)	*trüwem*	*trüwen*
36, 10	*vñ*	*vn*
36 l. R.	*den*	*denn*
38, 15	*hübschhenslin*	*hübsch henslin*
40, 13	*sol*	*soll*
40, 29	nach *haben* |	
43, 9	*so wol*	*sowol*
43, 16	*fragẽ*	*frage*
45, 11	*sindt*	*sind*
45, 30	*byss*	*biss*

5096 — 5419 (schluss).

	A.	U.
5185	*Wenn*	*Wen*
5200	*drumb*	*drum*
5235	*mit*	*mir*
5268	*mym*	*myn*

Immerhin kann der Uhlsche text trotz dieser abweichungen wol als zuverlässig gelten.

Ein glossar gibt Uhl nicht. Er meint, in dieser beziehung bleibe doch das DWb. immer noch unsere beste quelle. Dann hätte er wenigstens die im DWb. nicht belegten wörter aufführen können. Ich kann ihm hinsichtlich der anmerkungen, die auf den text folgen (s. 198 — 242), den vorwurf nicht ersparen, dass ihm das DWb. noch viel mehr hätte quelle sein müssen. Ich vermisse hier überhaupt den sinn für eine gründliche und erschöpfende ausdeutung. Uhl spricht gar zu oft vermutungen aus, die sich allzu leicht widerlegen lassen, einfälle, die die druckerschwärze wahrlich nicht verdienen. Ich werde das widerholt im einzelnen zeigen können.

GM. v. 11. Wenn Murner sagt, dass er *in der fasenacht* die GM. gedichtet hat, so soll das doch nur heissen, dass er das gedicht nicht als eine ernste arbeit, sondern als einen scherz aufgefasst wissen will. Hieraus etwas für die chronologie der abfassung, der überarbeitung und über das verhältnis zu Gengenbachs fastnachtspiel vermuten zu wollen, ist verfehlt.

59 fg. *Buckt üch, ir wyber, im anefang,*
Es ist doch nun eyn übergang.

Hier hätte der hinweis auf die sprichw. wendung NB 33, 97 fg.

Buck dich oder louff dar von
Diss wetter muss als über gon

die richtige erklärung gegeben (vgl. auch NB 5, 191 fg. *Buck dich* in einem andern sinne). Statt der im nachtrag gegebenen paar niederdeutschen belege zum sprichwort: Das ist ein übergang usw., aus dem unwissenschaftlichen Eckart hätte auf Wanders reiche sammlung 4, 1392 verwiesen werden können.

232. *versten*, doch nicht = versetzen, sondern (vom pfande) „über die rechte frist hinaus stehn bleiben und dadurch verfallen“, Lexer 3, 247.

272. In der verbindung *Mit den wisen in geflochten* ist nicht vom binden der klingen, von der auslage die rede. Es heisst einfach: unter die weisen gemischt, vgl. BWb. 1, 785: *Die gelehrten flochten sich in die räth und amptleut*, ferner Schw. Id. 1, 1166.

355. Natürlich ist *erbeyten* hier nur = erwarten, vgl. 1600.

e 1[b]. (Anm. s. 205) Zu *åschen gryddel* darf man nicht bemerken: diminutivum zu „Grete“?! — wenn man den artikel *Aschengrittel* mit den belegen aus Geiler im DWb. gelesen hat.

f 4[a]. (Anm. s. 207) *versprechen* nicht = widersprechen, sondern = verteidigen.

882 fg. *Wen sy guckt, so můss es syn:*
Vber landt vnd über reyn.

Hier soll die form *reyn* dem setzer zuzuschreiben sein. „Die richtige form *ryn* findet sich z. b. 2511.“ Aber hier ist ja gar nicht der fluss gemeint, sondern *von sandt ein rein* (359), mhd. *rein*. Dass Murner im reim die neuen diphtonge zuweilen bindet, ist bekannt, z. b. SZ. 6. 7 fg. *dreyn : gemeyn*, NB. 97, 143 fg. *mein* (fluss) *: latein*.

971. *stettig rösser* sind treue, zuverlässige pferde, *die sich mit stro halm lassen binden* (vgl. auch 4816); von einem *stetten liebhaber* ist im 21. *artikel* die rede. Die erklärung: „gleichwie störrige pferde, die man fest in die zügel genommen hat“, ist wol nur einer flüchtigkeit zu verdanken.

1012. 13. *fundt : kumpt*. Dieser reim ist weder „ungenau“ noch „ungeschickt“; denn als reim ist *kundt* gedacht, was ja auch häufig gedruckt wird, vgl. DWb. 5, 1629. Uhls dialektkenntnis scheint mir überhaupt nicht bedeutend zu sein; er würde sich sonst zu 2447 nicht die schüchterne frage erlauben: „Ist *find* vielleicht nur nachlässige schreibung für *fünd*?“ und würde ferner, wenn er von der alemannischen entrundung wüsste, *seuchen* 4757 (= seichen) im reim auf *reuchen : geuchen* nicht als „kühnen und jedenfalls nur scherzhaft angewendeten reim“ auffassen (den reim an a. st. *geuchen : zeichen : erweichen* notiert Uhl selbst!). Zu 3787 bemerkt er, dass er das *nun* des druckes [mhd. *niuwan*!] nicht in *nur* zu ändern gewagt habe! An einer andern stelle zählt er einige fälle auf, wo „wir statt *nun nur* erwarten“. In der anm. zu 5268 bekennt Uhl, dass er für das *noch* des druckes *nach* geschrieben habe!

1103—1106. Das geld und gut, das die weiber dem gauch abgenommen haben, müssen sie oft einem andern manne lassen, der ihnen als verdienten zins noch prügel dazu gibt. Eine gar nicht misszuverstehende stelle. Aber weil der zeichner auf dem bilde der frau, die übrigens halb entblösst ist, einen korb in die hand gegeben, polemisiert Uhl gegen DWb., das mit recht *den kratten fol schlahen* an dieser stelle nicht in der ursprünglichen bedeutung nimmt, sondern als den rücken schlagen erklärt (vgl. auch Schw. Id. 3, 871). Und gar drollig erklärt nun Uhl *mit blauwer hüt* „mit genauer not, ohne vorteil, aber auch ohne allzugrossen schaden. Man vgl. unsere redensart: mit einem blauen auge davon kommen.“ Es heisst natürlich: mit blau geschlagener haut.

1248 fgg. *Salomon hat das selb geredt:*
Welcher krank kein wyb nit het,

Der müss lang siechen in dem bett!

Murner hat hier vielleicht an Prediger 4, 10. 11 oder 9, 9 gedacht.

1269. *So müss ich schmetzen, mülin machen.* Dass *schmetzen* „ein süsses gesicht machen", bedeuten soll, kann ich ohne beleg nicht glauben. Ich halte *schmetzen mülin* für ein wort = kussmäulchen.

1313. Im text steht *kummen.* Der hinweis auf *kunnen mit* ist also ein versehen.

1408. *So starck ist ir benedicite.* Hierzu bemerkt Uhl: „Wol eine erinnerung an das Benedicite Judeorum Frankf. 1512." Aber weshalb? Haben nur die juden ein benedicite beim mahl gesprochen? Über benedicite im sprichwort siehe Wander.

1439. *Sy hatt dich gantz vnd gar verblendt,*
Mit falschen worten gantz verwendt.

„verwenden" (für unser „verwandeln") hat, wie man sieht, seine bedeutung erheblich verändert, sagt Uhl ohne weiteren beleg. Aber *verwendt* ist = verwöhnt (mhd. *verwenen*).

1608. Dass „Murner mit vorliebe beim verbum das subjekt auszulassen scheine", soll Uhl doch erst beweisen. In den belegen handelt es sich stets um das assimilierte oder angelehnte *s* (für *sy*), das von den druckern häufig ausgelassen wurde; 1198 ist anders zu interpungieren, nämlich in kommata zu setzen, und *sindt* in 2739 (*Schlaff iungfrouwen sindt genant*) ist wol adv. Das fehlen des objekts konstatiert Uhl 1752 und 1878, aber im ersten falle ist *hette* in *hetts* zu ändern, im andern falle (*Das stincket morn, die würm zerkuwen*) ist das komma zu streichen: *Das stincket* ist objekt.

1745. *Byss* ist weder in *Wyss* zu ändern, noch handelt es sich um bisam, es ist Byssus, vgl. Lexer s. v. *bisse.*

1873. *den wybren dz helmlin lan* (vgl. SZ. 62 *So solt man myr das helmly bieten*). Welches bild hier zu grunde liegt, zeigt Grimm, Rechtsaltertümer 121 nicht. Auch Balke verweist irrtümlich auf den alten rechtsgebrauch. Man sieht, wie auch falsche erklärungen sich vererben. Die richtige deutung der redewendung findet man DWb. 4, 2, 241 und Schw. Id. 2, 1201.

1892. *geuchen.* „Dieses verbum tritt hier zum ersten und letzten male auf", behauptet Uhl kühn. Wenn er das DWb. aufgeschlagen hätte, würde er hinter dieser angeführten stelle die beiden kleinen buchstaben u. o. gefunden haben, und vielleicht wären ihm dann die belege 2277, 2752, 4559, 4565 nicht entgangen.

2114. *Biss ich verfelt in Venus dingen. verfelt* = gefehlt v. mhd. *vervælen* und nicht part. praet. pass. von *verfellen* zu falle bringen.

2414. *fackin,* lastträger. Uhl hätte auf *fakiner* im Schw. id. oder auf Diez s. v. *facchino* verweisen sollen, statt die misszuverstehende und meines erachtens unrichtige bemerkung zu geben: „Wol ein orientalisches lehnwort".

2466. *Der wil* kann gar nichts anderes sein als voluntas, vgl. 1377.

3451. *strope de chorden* „Dieser ausdruck zeigt, dass Murner mit den einrichtungen der spanischen inquisition ziemlich vertraut war", sagt Uhl und führt dann noch aus, dass Murner auch mit den italienischen ordensbrüdern in verbindung gestanden habe. Ich nenne das: sich um eine erklärung drücken.

3777. *Ich habs im anfang wol betracht*
Das ich zwelff man in gouchradt macht.

Das 32. kapitel, wo in *Summa summarum aller geuch* die zwölfzahl weit über-

schritten ist, kann doch eben deswegen nicht in frage kommen. Ich halte dafür, dass die männer in kap. 20—31 gemeint sind (David, Alexander, Salomo, Simson, Adam, Herodes, Äneas, Eurialus, Moses, Ninus, Holofernes und — der im 20. kapitel behandelte *Johannes ein babst* [päpstin Jutta]). In der einleitung zu diesen kapiteln 19, 206 fgg. werden ja die frauen ausdrücklich aufgefordert, die gäuche auf die matte zu bringen und von ihrem gauchstand zu erzählen.

4297. Die volkstümliche ironie im beispiel habe ich in einer anmerkung zu NB. 6, 113 mit zahlreichen belegen als eine stilistische eigenheit Murners bezeichnet. Uhl meint, das könne man nicht, weil — man sie schon im 15. jahrhundert kenne. Deswegen habe ich sie ja volkstümlich genannt! In den beispielen, die Uhl gibt, ist aber die stelle: *O zeter! die messe ist schwach und dem tode neher denn Schafhausen dem Rein!* weil sie keine ironie enthält, zu streichen.

4373. Ich möchte auf diese interessante stelle aufmerksam machen:

Wenn das were by vns gewon,
Als die juden das begon:
Das die wyber sunder ston,
So werendt mynder geuch vff erden,
Die in der kirch zů geuchen werden.

Es ist bekannt, dass in den jüdischen bethäusern die frauen von den männern gesondert sitzen. In alten synagogen findet man noch häufig vor der galerie, die für die frauen bestimmt ist, ein gitter, das sie den blicken der männer auf jeden fall entzieht. Der hinweis auf die juden, auf ihre grössere frömmigkeit usw. ist übrigens in der damaligen zeit nicht so selten. Vorsichtig sagt Brant, Narrenschiff 95, 46 fgg

Die juden spotten vnser ser,
Das wir dem fyrtag důnt solch ere,
Den sie noch haltten also styff,
Das ich sie nit jnns narren schiff
Woltt setzen, wann sie nit all stunt
Sunst jrrten, wie eyn douber hundt.

Resoluter aber äussert sich Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, Hist. 389: *Es ist den cristen ein schand, dass die iuden ir gesatz bass halten, dan die cristen ir gesatz, und besunder den feiertag halten, was wir nit an dem wercktag mögen thun, das richten wir an dem feiertag uss* usw. usw.

4578. *Vil sindt, die wissendt rechten bscheidt,*
Wie man die spiess zům jormarck dreyt;
Das heisst zů gerspach: hinder sich!

„Ein für uns kaum verständlicher lokalscherz“, Uhl. Die stelle ist aber sehr klar. Über *hinder sich* als scherzhafte verneinung (vgl. besonders das häufige sprichwort: hinter sich, wie die bauern die spiess tragen, auch bei Wander 5, 1741) s. DWb. 4, 2, 1495. Auch zum jahrmarkt trägt man die spiesse, um keinen zu verletzen, verkehrt.

4676. Wie SZ. 21, 15 fg. lehrt, gilt das *karpfen zünglin* als leckerbissen:

Sůcht das best von allen stůcken:
Das karpen zingly důndt ir erwischen.

4777 fg. *Wer also syne wyber duscht*
Vnd mischt, wie man vff karten rust.

Uhl hätte seine vermutungen über dieses letzte wort unterdrückt, wenn er im

DWb. 8, 313 über das rauschen als kartenspiel sich belehrt hätte. Besonders das citat aus Hans Sachs ist zu vergleichen:

Dergleichen auch ein spil heisst rauschen
Thut manchem oft sein geldt vertauschen.

5197. Uhl möchte Murner in gegensatz zu Geiler stellen. Er übersieht dabei, dass, wie Murner selbst erklärt, ihm Geiler als prediger vorbild gewesen. Jedesfalls aber hätte Uhl nicht wörtlich schreiben dürfen: „Und zwar predigte Murner deutsch, im gegensatz zu Geiler. Dieser verfasste lateinische predigten über Brants Narrenschiff." — Es ist mir auch unverständlich, wie man bei Murner, der doch viel lateinisch schrieb und aus dem lateinischen übersetzte, aus 2 oder 3 latinismen beweisen will, dass die diktion durch eine lateinische fassung der GM., für deren existenz Uhl sich erwärmt, beeinflusst sei. „Über Murners verhältnis zu Geiler" ist inzwischen eine fleissige arbeit von Karl Ott (Heidelberger diss. von 1895) erschienen. Man vgl. besonders s. 64. Auch über die Ganspredigten Geilers, die Uhl zu 4914 erwähnt, ist hier genaueres gesagt.

Auf die anmerkungen folgen noch exkurse s. 243—288, die meistens auf das Murnerstudium im allgemeinen bezug haben. Einiges davon hätte sich ganz gut in der einleitung und in den anmerkungen unterbringen lassen. Der erste exkurs ist eine antrittsvorlesung des herausgebers über Murner und seine übersetzung der institutionen, die in anregender form Murners juristische tätigkeit charakterisiert und die bedeutung seiner übersetzung für die sprach- und kulturforschung — wie mir scheint, mit ein wenig übertreibung — darzulegen sucht. Im zweiten exkurs „Murner und das sprichwort" will Uhl beweisen, dass Murner, weil er so reichlichen gebrauch vom sprichwort macht, eine alemannische sprichwörtersammlung benutzt habe, „die vielleicht auch dem Sebastian Brant, jedenfalls aber dem Johann von Morßheim bekannt war, dessen spiegel des regiments nicht minder von solchen redensarten wimmelt." Ja, warum wimmelt es in diesen büchern von solchen redensarten? Weil diese allgemeines volksgut waren, weil man, wenn man populär schreiben wollte, damals gar nichts besseres tun konnte, als auch diese volkstümlichen wendungen anzubringen. Warum sollen Brant, Morßheim und besonders Murner, der von seinen zeitgenossen schon dieserhalb geneckt wurde, sich nicht eben so gut den schatz dieser weisheit erworben haben können, wie jener kleine unbekannte? Und hat Geiler, in dessen schriften Charles Schmidt 516 sprichwörter gezählt hat, auch diese quelle benutzt? Fast jede der sprichwörtlichen überschriften bei Murner lässt sich, wie Ott s. 71 behauptet, bei Geiler widerfinden, und wir haben gar keinen grund, Geiler zu misstrauen, wenn er solche wendungen immer einführt mit den worten hoc est vulgatum proverbium oder sicut dici solet. Die späteren sprichwörtersammler haben natürlich nicht nur auf den mund des volks geachtet, sondern auch diejenigen schriftsteller benutzt, die reich an volkstümlichen wendungen sind, also vor allen Geiler und Murner. — Unter der überschrift „Die lieblingszahl Murners" gibt Uhl 9 belege (wovon 2 zu streichen, weil bestimmte zahlangabe: die 40 anklagen gegen Zwingli und 400 in GM. 2211, vgl. 392 und 2620) für die vier; für andere zahlen, die Murner übertreibend gebraucht (in der GM. sind mir 2, 3, 15, 20, 3000 u. a. widerholt begegnet) liessen sich wol eben so viele belege finden. Komisch ists aber, wenn Uhl zu v. 33 bemerkt: „*sechszehen hundert* ist = 4 × 400" und auf seinen exkurs über die lieblingszahl hinweist. Die zahl 1000, die Murner übertreibend 2227, 2430 und 2442 gebraucht, hätte Uhl ja dann mit gleichem hinweis in 4 × 250 zerlegen können.

Was soll überhaupt diese spielerei? — Von den weiteren ausgaben der GM. erfahren wir bei Uhl wenig. Die Frankfurter von 1565 (Wolfenbüttel) beschreibt er kurz. Uhl hätte bei den vielen schwierigen stellen die ausgabe zu rate ziehen sollen. Bei werken von der art der GM. kann selbst ein ungebildeter drucker uns manchmal trefflichen aufschluss geben. Die wenigen stellen, die ich mir durch einen Wolfenbütteler freund habe vergleichen lassen, zeigten mir, von der sprachlichen modernisierung abgesehen, eine genaue widergabe des Murnerschen textes. Die rätselhafte stelle 4117 *so fa kum die* ist emendiert in *sie fahet kaum die.*

Am schlusse des buches druckt Uhl den im 8. heft der Mitteil. d. d. sprachvereins 1895 bereits veröffentlichten interessanten und gründlichen artikel „Eulenspiegel“ seines freundes Ernst Jeep ab, der neben manchem anregenden, das er über einzelheiten der Eulenspiegelfrage zu sagen weiss, den beweis zu erbringen sucht, dass Ulenspeigel eine imperativische bildung (= verre podicem) sei. Ich wünsche Jeep, dass es ihm vergönnt sei, einige alte belege sowol für *ulen* als für *speigel* in dem angegebenen sinne zu finden; aber man muss ihm auch so schon zugestehen, dass er sich die redlichste mühe gegeben hat, seine ansicht auf einen guten grad von wahrscheinlichkeit zu bringen.

Ich würde es als ungerecht empfinden, wenn ich am ende meiner ausführungen nicht ausdrücklich bemerkte, dass Uhl manches neue und förderliche zur Murnerforschung beisteuert und dass ich seine handliche ausgabe für brauchbar und nützlich halte, obgleich ich mir nicht verhehlen kann, dass mit mehr fleiss und besonnenheit Uhl weit besseres hätte leisten können.

HAMBURG, MAI 1896. M. SPANIER.

Flemings verhältnis zur römischen dichtung. Untersucht von dr. **Stephan Tropsch.** Graz 1895. [Grazer studien zur deutschen philologie, herausgegeben von A. E. Schönbach und B. Seuffert, III. heft.] Graz, k. k. universitätsdruckerei und verlagsbuchhandlung „Styria“. 1895. X und 143 s.

Als schüler von Opitz und nach dessen vorgange und empfehlung hält Fleming das studium und ausplündern der alten für ein ausgezeichnetes mittel, der deutschen dichtung auf eine höhere stufe zu verhelfen. Seine ersten gedichte hat er vorzugsweise im anschluss an Horaz, Catull, Tibull und Plautus verfasst, für seine späteren kommen namentlich Ovid, Vergil und Martial in betracht (s. 1—20). Zu den einzelnen gedichten übergehend, führt der verfasser zunächst drei an, die gleichsam als „symbole der entwicklungsstufen“ Flemingscher dichtung überhaupt gelten können: das erste ist eine entlehnung aus Martial (s. 21 fgg.), das zweite eine freiere nachdichtung (s. 25 fgg.), das dritte eine künstlerische nachahmung des Horaz (s. 27 fgg.). Es folgt sodann eine zusammenstellung und besprechung von entlehnungen und anlehnungen in einzelnem des inhaltes (s. 31—100) und in einzelnen formen (s. 101—133).

Die inhaltlichen entlehnungen, nach sachlichen kreisen gesondert, beziehen sich 1. auf dichtung und dichter (s. 31—48). Sie sind in 4 gruppen eingeteilt, je nachdem sie das wesen der dichtkunst, den dichterlohn im leben, das fortleben der gedichte und ihres inhaltes sowie den nachruhm des dichters, endlich Flemings eigne dichtkunst und dichtweise betreffen. Der verfasser kommt zu dem resultate, dass Horaz und Ovid am meisten benutzt, ferner, dass die entlehnungen im allerweitesten sinne des wortes formal sind, endlich, dass Fleming, wodurch er sich über Opitz

erhebt, sich von seinen vorbildern freimacht, sobald ihm ein wirkliches erlebnis anlass zu äusserungen über poesie gibt.

Nicht wirkliche entlehnungen, sondern nur anklänge an römische dichterstellen sind nachzuweisen, wenn es sich 2. um betrachtung der natur handelt (s. 48—57); das ist erklärlich einerseits aus Flemings stark ausgeprägtem naturgefühl, andrerseits aus der seltenheit der naturschilderungen bei den alten poeten. 3. Am selbständigsten ist der dichter in der gattung von gedichten, die überhaupt seine stärke ausmacht, im heiteren gesellschafts- und trinklied (s. 57—66); dessen inhalt hat er wirklich erlebt; es lassen sich demnach auf diesem gebiete nur anklänge an römische dichter finden. 4. Dagegen ist eine stärkere benutzung nachzuweisen in einem teile der liebeslieder (s. 67—80); es scheint, sagt der verfasser, als ob es dem dichter schwerer geworden, seiner liebe (selbständige) worte zu leihen, als von natur, lebens- und weingenuss zu sprechen. Der grund scheint mir naheliegend; Lessing sagt einmal (Rettungen des Horaz): Wenn man das singt, was man fühlt, singt mans allezeit mit ursprünglichen gedanken und wendungen. Nimmt unser dichter nun, um die liebe zu besingen, zu fremden gedanken und wendungen seine zuflucht, so ist das eben ein beweis dafür, dass er in diesem falle die liebe nicht gefühlt hat, dass sein liebeslied in diesem falle conventionell war, wie das liebeslied Gleims, Uzens und Ramlers, in welchem sie den Horaz und Anakreon in empfindungen wie in worten nachahmen. Es folgen sodann 5. parallelstellen römischer dichter zu äusserungen Flemings über die freundschaft (s. 80 fgg.), 6. über vaterland (s. 82 fg.), 7. über vergänglichkeit (s. 83—89), 8. über glück, schicksal, gott (s. 89—93), 9. über den tod (s. 93—97), endlich 10., zu lebensregeln allgemeiner art (s. 97—100); wie billig, wird bei dieser rubrik, wo es sich oft um gemeingut aller kulturvölker handelt, zugleich auch eine formale übereinstimmung nicht vorhanden ist, die möglichkeit der benutzung andrer quellen offen gelassen.

Der zweite teil beschäftigt sich mit „entlehnungen und anlehnungen in einzelnen formen“, die sich der natur der sache nach reichlicher in den lateinischen als in den deutschen gedichten finden. Es werden die betreffenden stellen meist ohne weitere erörterung einander gegenübergestellt, da charakter und grad der nachahmung aus dieser gegenüberstellung vollkommen ersichtlich ist. Abhängigkeit in phraseologie und syntax wird s. 101—107 nachgewiesen, s. 107—114 in dem gebrauche der figuren (antithese, hyperbel, polyonymie, periphrase und distribution), der tropen (metonymie, synekdoche, personification in ausgedehntem masse, metapher und vergleich) s. 114—131.

Ein anhang (s. 131—133) behandelt die abhängigkeit der lateinischen gedichte Flemings hinsichtlich ihrer metrischen form; in deutschen hat er antike metra nicht angewendet.

Die gewonnenen resultate werden aus der zusammenfassenden betrachtung (s. 134—143) ersichtlich. Zunächst wird aus dem umstande, dass entlehnungen aus einzelnen dichtern in bestimmten jahren sich besonders zahlreich finden, — z. b. aus Horaz 1631 und 1635 —, der schluss gezogen, dass Fleming die erinnerung an den betreffenden dichter in dem betreffenden jahre durch erneute lektüre aufgefrischt habe und dadurch zur nachahmung desselben gerade in dieser zeit veranlasst worden sei. Darnach wird z. b. für den Horaz eine zweimalige lektüre angesetzt, ebenso für Ovid, für Tibull eine einmalige, die sich aber über 4 jahre erstreckt usw. Mit einer derartigen statistischen verwendung der gefundenen resultate geht der verfasser ent-

schieden zu weit. Erstlich gibt er selbst zu, dass eine grosse anzahl von dichtungen, die auch entlehnungen enthalten, gar nicht zu datieren, also für jene berechnung auch nicht zu verwenden ist. Es ist aber mit ziemlicher sicherheit anzunehmen, dass das gelingen einer datierung die richtigkeit der rechnung sehr in frage stellen würde. Ferner erscheint das bild, welches wir auf solche weise von der entwicklung der dichterischen tätigkeit Flemings erhalten, schon aus inneren gründen überaus wenig zutreffend. Es würden darnach auf drei perioden grösserer abhängigkeit (1631 — 1635 — 1638) je eine zeit grösserer selbständigkeit folgen müssen. Das halte ich psychologisch für unmöglich, um so mehr, als das 2. und 3. studium der antiken vorbilder in die grosse reise (1633 — 39) fallen würde, deren gewaltige eindrücke zu einer so schulmässigen, allenfalls für einen stubengelehrten denkbaren betreibung und benutzung der antiken schriftsteller wenig zeit und musse gelassen haben werden. Wir gehen bei der beurteilung der gelehrten dichter des 17. und 18. jahrhunderts gar zu leicht von der doch sehr mässigen kenntnis der antiken litteratur aus, die uns das studium derselben auf gymnasium und universität vermittelt. Wie die geistlichen und die dichter geistlicher lieder jener zeit eine belesenheit in der heiligen schrift besassen, die uns oft geradezu in erstaunen setzt, ebenso wussten die gelehrten dichter in ihrem Horaz, Vergil, Ovid usw. vorzüglich bescheid, daher sich nachahmungen und entlehnungen, die doch nun einmal unumgänglich zu sein schienen, ihnen ungesucht, fast könnte man sagen, unbewusst ergaben, ohne dass sie jedesmal in ihrem handexemplar nachzuschlagen brauchten. Eine solche art dichterischer produktion würde ja auch auf ein sehr geringes ingenium schliessen lassen. Und Fleming war doch ein dichter von gottes gnaden und durfte mit recht von sich sagen: Ich kann nicht ganz verwesen, mein bester teil bleibt frisch (s. 43); denn eine grosse anzahl seiner lieder wird länger dauern als das denkmal, welches seine dankbare vaterstadt, Hartenstein im erzgebirge, in diesen tagen ihm gesetzt hat. Geriet diese tatsache auch infolge der statistischen zusammenstellungen des buches, wie natürlich, manchmal in vergessenheit, so bringt sie doch der verfasser selbst am schlusse seiner betrachtung in erinnerung. Und der genius und die eigenart des dichters wird auch unangetastet bleiben, selbst wenn noch weitere abhängigkeiten von „deutschen, französischen, holländischen und italienischen poëten" (s. 143) nachgewiesen werden sollten.

BURG BZ. MGD., MAI 1896. E. MATTHIAS.

Grundfragen der Homerkritik. Von **Paul Cauer.** Leipzig, S. Hirzel. 1895. 322 s.

„Lachmann war von den Nibelungen aus zu Homer gekommen; aber die klassische philologie hat mit dem von ihm ererbten kapital freier und selbständiger weiter gearbeitet als die deutsche." Ich glaube nicht, dass gegen diesen satz aus der einleitung des Cauerschen buches der unbefangen urteilende widerspruch erheben wird. Wer ihn aber als zutreffend anerkennt, wird auch die mahnung beherzigen, die in den worten liegt, mit denen der verfasser fortfährt: „die deutsche philologie ist jetzt in der lage von der schwesterwissenschaft etwas für die anregung zurückzuempfangen, die sie ihr einst gegeben hatte."

Gerade Cauers buch ist nun in hervorragender weise geeignet, der deutschen philologie diesen gegendienst zu leisten. Der verfasser legt nämlich bei seinen aus-

einandersetzungen nicht auf fest formulierte resultate das hauptgewicht, obgleich es daran keineswegs in seinem buche fehlt. Ihm liegt vielmehr in erster linie daran, die aufgaben zu bezeichnen und vorzubereiten, die die Homerforschung zu lösen hat. Sie sind aber im grunde vielfach dieselben, mit denen der forscher zu tun hat, der sich mit der deutschen volkspoesie des mittelalters beschäftigt. Aus diesem gesichtspunkte bitte ich die nachstehenden bemerkungen zu betrachten: sie sollen lediglich auf verschiedene kapitel des schönen werkes aufmerksam machen, deren studium ich den fachgenossen besonders empfehlen möchte. Eine eigentliche kritik des buches, für die hier übrigens kaum die richtige stelle wäre, vermag nur jemand zu liefern, der in der Homerlitteratur sehr viel besser zu hause ist als der referent.

Von den 4 kapiteln des ersten buches (textkritik und sprachwissenschaft) verdient besonders das vierte hervorgehoben zu werden, das über die dialektmischung handelt, wie sie in den homerischen gedichten vorliegt. Natürlich darf man gerade hier nicht bestimmte methodische grundsätze zu finden erwarten, die sich ohne weiteres auf die behandlung verwandter erscheinungen im gebiet der mittelalterlichen deutschen dichtung übertragen liessen. Aber ist es nicht auch etwas wert, zu neuem nachdenken über gewisse fragen angeregt zu werden, z. b. über die sprachliche form des Hildebrandsliedes, um nur eins zu erwähnen? Niemand wird das kapitel durcharbeiten, ohne solche anregung zu empfangen. Wenn ich von den 3 ersten kapiteln schweige, so soll damit nicht angedeutet sein, dass aus ihnen für den Germanisten nichts zu gewinnen wäre. Sie enthalten im gegenteil manches, was namentlich für den von nutzen sein wird, der sich mit der textkritik des Nibelungenliedes zu befassen hat.

Ungleich wichtiger aber für den deutschen philologen ist das zweite buch (analyse des inhalts), das die probleme der sogenannten höhern kritik erörtert. Aus den überschriften der fünf kapitel dieses teils — 1. der historische hintergrund; 2. kulturstufen; 3. götter; 4. homerische komposition; 5. Ilias und Odyssee — lässt sich freilich keine vorstellung von der fülle der fragen gewinnen, die zur behandlung kommen. Ich muss mich jedoch auch hier begnügen, nur einige andeutungen zu geben, wenn nicht aus der anzeige eine abhandlung werden soll. So wird der dritte abschnitt des ersten kapitels (s. 145 fgg.) mit seinen ausführungen über die bedeutung des Achäernamens und über das thessalische Argos von jedem Gudrunforscher mit besonderm interesse gelesen werden. Fast wundert mich, dass der verfasser, der Nibelungenlied und Gudrun mehrfach zur vergleichung heranzieht, hier nicht selbst auf die bemerkenswerten berührungen hingewiesen hat. Man halte nur einmal die erörterungen von Wilmanns (Die entwickelung der Kudrundichtung s. 221 fgg.) über die Herwigsage mit dem zusammen, was man bei Cauer (s. 153 fgg.) über die ursprüngliche heimat Agamemnons erfährt! Höchst interessant sind auch die beiden folgenden kapitel. Sollte nicht aus den dort entwickelten grundsätzen für die scheidung zwischen älteren und jüngeren bestandteilen die kritik unserer mittelalterlichen volksepen noch manchen gewinn ziehen können? Mir scheint in der tat, als ob gerade auch bei uns Germanisten, um mit des verfassers worten zu reden, „die geister noch gar zu sehr von der meinung beherrscht sind, dass nur von den fugen der komposition aus die forschung vordringen könne.“ Ich bemerke hier nebenbei, dass Cauer sich mit recht sehr entschieden gegen die beliebte scheidung zwischen echtem und unechtem ausspricht (vgl. insbesondere s. 204 fg. und 277 fg.). Mir wenigstens ist es immer ärgerlich gewesen, wenn ich seitenlange zornergüsse

gegen die unfähigen „interpolatoren“ lesen musste. Dergleichen findet man bei Cauer nicht: im gegenteil, es wird gelegentlich mit vollem nachdruck hervorgehoben, dass eine stelle verhältnismässig jung und dabei von hoher poetischer schönheit sein kann. Die beiden letzten kapitel möchte ich vor allem zum sorgsamsten studium empfehlen, namentlich das vierte, worin die einseitigkeit der bisherigen Homerkritik klar beleuchtet, zugleich aber der weg zu einer richtigeren würdigung der in betracht kommenden tatsachen angedeutet wird.

An mehreren punkten hat der verfasser, wie schon erwähnt, durch stellen aus dem Nibelungenliede und der Gudrun seinen ansichten neue stützen zu geben gesucht. Ich glaube meiner oben geäusserten absicht, keine kritik des buches schreiben zu wollen, nicht untreu zu werden, wenn ich für zwei dieser stellen einer abweichenden meinung ausdruck gebe. So scheint es mir bedenklich, dass bei besprechung der teichoskopie (s. 273) Gudr. 1366 fgg. zur vergleichung herangezogen ist: tatsächlich braucht Ludwig nicht von dem früheren gemeinsamen zuge her die wappenzeichen der heranrückenden feinde ebenso gut zu kennen wie Hartmut. Im wilden kampfgewühl auf dem Wülpensand hat er schwerlich musse gehabt, auf dergleichen zu achten. Hartmut dagegen ist über das meiste, was er dem vater erklärt, durch seinen früheren aufenthalt im Hegelingenlande (vgl. strophe 620 fgg.) hinreichend unterrichtet. Was er da nicht aus eigner anschauung kennen gelernt hat, davon mag er wenigstens bei jener gelegenheit gehört haben, vielleicht auch anderswo (vgl. strophe 1365, 3—4). Gewiss unrichtig ist die ansicht, die Cauer (s. 296 fg.) über die stelle Nib. 1864 fg. und ihre abweichende fassung in der hs. k vorbringt. Wer den besondern charakter dieser handschrift gebührend in betracht zieht, wird nicht zweifeln, dass 1865, 3—4 das vorbild für die plusstrophe ist, die in k hinter 1862 steht. Die art, wie Dankwart hier scherzt, behagte eben dem bänkelsängergeschmack des bearbeiters so ausserordentlich, dass er den scherz noch zwei verse weiter ausspann, wobei es ihm dann allerdings nicht gelungen ist, im bilde zu bleiben.

Ich schliesse meine besprechung mit einem doppelten wunsche: einmal, dass es dem verfasser gefallen möge, uns recht bald durch die ergänzung seiner untersuchungen zu erfreuen, die er in den schlussworten in aussicht stellt; dann aber, dass sich doch jemand finden möchte, der mit der gleichen klarheit einmal die grundfragen der Nibelungenkritik behandelte, mit der sachlichkeit und vornehmheit des tons auch dem gegner gegenüber, durch die jeder leser des Cauerschen buches sich besonders angenehm berührt fühlen wird.

SCHLESWIG. J. SCHMEDES.

---

1. Studentensprache und studentenlied in Halle vor hundert jahren. Neudruck des „Idiotikon der burschensprache“ von 1795 und der „Studentenlieder“ von 1781. Eine jubiläumsgabe für die universität Halle-Wittenberg dargebracht vom Deutschen abend in Halle. Halle, Niemeyer. 1894. XXXIX und 118, VIII und 127 s. 3 m.
2. Hallische studentensprache. Eine festgabe zum zweihundertjährigen jubiläum der universität Halle von dr. **John Meier.** Halle, Niemeyer. 1894. IV und 97 s. 2,80 m.
3. Deutsche studentensprache von **Friedrich Kluge,** professor an der universität Freiburg i. B. Strassburg, Trübner. 1895. X und 136 s. 2,50 m.

Das an erster stelle aufgeführte buch, das Konrad Burdach in verbindung mit mehreren kollegen und schülern herausgegeben hat, enthält nicht nur, was der titel erwarten lässt. Auch ein sorgfältiger neudruck des idiotikons und der studentenlieder wäre schon eine dankenswerte gabe gewesen. Allein das buch bietet auch noch ein stück sprachgeschichte, das in seiner besondern art nur vereinten kräften so gut gelingen konnte.

Das von Burdach geschriebene vorwort berichtet über die entstehung der jubiläumsgabe und orientiert über die autoren der beiden neugedruckten schriften, den zu Halberstadt 1856 verstorbenen oberdomprediger C. F. B. Augustin und den talentvollen, aber moralisch verkommenen hallischen magister Kindleben. Es liest sich angenehm; einzelne stellen, wo man den ton ein wenig verstiegen finden mag (s. s. XXXIII und XXXVIII), wird man gern in kauf nehmen. An dem seltsamen satze auf s. XX („nun stellte sich zum zweiten male ein litterarischer Catilinarier ein, um sein anrüchiges lebensfahrzeug im hafen der akademischen lehrtätigkeit wider flott zu machen“), sowie an einem versehen auf s. XXVII (z. 12 v. u. lies seinen statt dessen) ist vielleicht eine etwas überhastete drucklegung schuld.

Der wertvollste teil des buches ist der commentar, den die mitglieder des Deutschen abends zu Augustins wörterbuch ausgearbeitet haben. Es war ein glücklicher gedanke, die von diesem angeführten wörter und redensarten in ihren weiteren schicksalen zu verfolgen. Dass der commentar zu einwänden oder zusätzen wenig anlass bietet, versteht sich bei seiner entstehungsweise von selbst. Einige kleinigkeiten, die ich mir angemerkt habe, mögen den verfassern ein beweis des interesses sein, mit dem ich ihre arbeit gelesen habe. Zu hauen (s. 53) hätte angegeben werden sollen, dass wenigstens hauboden = fechtboden noch vielfach üblich ist. Zu hund (s. 57) verweise ich auf eine stelle in Droste-Hülshoff, Bei uns zu lande auf dem lande: .... die klassischen wissenschaften, in denen der alte herr trefflich beschlagen ist und ich aber auch kein hund bin. Hochbeinig (s. 61) ist mir aus meiner (bremischen) heimat und aus Schleswig-Holstein sehr wohl in der von Augustin gegebenen bedeutung bekannt. Kneifen (s. 63) heisst heute nicht bloss keine satisfaction geben, sondern auch unforsch auf der mensur sein. Die bemerkung zu pauken (s. 84) ist höchstens zum teil richtig: jedesfalls hätte der ausdruck auspauken angeführt werden müssen.

2. Die festgabe dr. J. Meiers, der nebenbei bemerkt zu den mitarbeitern des eben besprochenen buches gehört, hat anlass zu einer unerfreulichen polemik zwischen ihm und professor Kluge gegeben. Ich gehe darauf nicht näher ein, will aber doch bemerken, dass meines erachtens von einem plagiat, das Meier an Kluge begangen hätte, gar keine rede sein kann. Wem daran liegt, weiteres zu erfahren, den muss ich auf das vorwort der nachher zu besprechenden schrift Kluges und auf die von Meier dagegen veröffentlichte, bei Niemeyer in Halle besonders erschienene erklärung verweisen. In einem punkte behält Kluge aber jedesfalls recht: Meiers schrift verdient den titel nicht, den sie trägt. Fast scheint es, als ob ein satz aus Burdachs einleitung zu den neudrucken für Meier verhängnisvoll geworden ist. Das idiotikon Augustins heisst dort (s. V) „der erste versuch eines wirklichen wörterbuchs der studentensprache, und zwar ganz methodisch beschränkt auf den gebrauch der studenten einer bestimmten universität.“ Heute, wo man selten noch einen studenten findet, der derselben hochschule für seine ganze studienzeit treu bleibt, ist der studentische sprachgebrauch an den verschiedenen universitäten

höchstens in ganz geringfügigen kleinigkeiten verschieden, eine beschränkung also, wie Burdach sie an Augustins arbeit lobt, für den, der über studentensprache schreibt, einfach nicht mehr möglich (vgl. die zutreffenden ausführungen bei Kluge s. 72). Meier selbst liefert den beweis. Gewiss führt eine ganze reihe der von ihm benutzten quellen nach Halle, aber in dem material, das er verwendet, findet sich verschwindend wenig, was auf Halle beschränkt wäre, und die mehrzahl der überhaupt nicht allzu häufigen ausdrücke, deren gebrauch bestimmten universitäten eigentümlich zu sein scheint, vermag er nur für Jena, Heidelberg, Breslau usw. zu belegen. Diese zum mindesten hätten also in sein buch nicht hineingehört. Übrigens gibt er in seiner erklärung selbst zu, dass von einer specifisch hallischen studentensprache nicht die rede sein kann, und ich verstehe nicht, warum er dann nicht auch unumwunden zugestehen mag, dass der titel seiner schrift in der tat verfehlt ist. Vielleicht hätte er auch einen andern gewählt, wenn er weniger wert darauf gelegt hätte, das büchlein als festgabe erscheinen zu lassen. Es scheint überhaupt etwas eilfertig gearbeitet zu sein. So wird z. b. der ausdruck privatstunde nehmen (s. 45) erklärt = eine sache schlecht machen. Das heisst es aber gerade nicht, und die dazu citierte stelle besagt auch etwas ganz anderes. Ebensowenig bedeutet gevatter stehen (s. 59) versetzen, vielmehr versetzt sein. Das material ist naturgemäss zum grossen teil dasselbe, das Kluge verarbeitet hat. Die mehranführungen sind, wie mir eine genaue vergleichung ergeben hat, zwar zahlreich genug, aber nur zum teil von wert. Öfters wie z. b. bei couche, recouche, contrecouche (s. 41) begnügt Meier sich, wörter ohne jede erklärung anzuführen und zu belegen, in andern fällen fehlen wider belege überhaupt oder doch solche aus studentischen schriften (vgl. z. b. communitäter s. 37, fressante ebd., ankohlen s. 42, beschuppen s. 15, abdampfen s. 45). Gerade in den genauen belegen aber möchte ich das sehen, was dem buche neben dem Klugeschen selbständigen wert verleiht.

Sehr zu bedauern ist es, dass der verfasser kein alphabetisches wörterverzeichnis beigegeben hat. Durch die fülle der beispiele wird seine darstellung unübersichtlich, dieselben wörter findet man zuweilen an verschiedenen stellen erwähnt, altes und neues geht manchmal bunt durcheinander, ohne dass dies gebührend hervorgehoben würde.

Im einzelnen bemerke ich noch folgendes. In dem verse auf s. 13 ist passen fälschlich aus der gaunersprache als gehen erklärt; es heisst vielmehr nichts weiter als auflauern (vgl. den schluss von Uhlands Rechberger). Bei dieser gelegenheit will ich doch erwähnen, dass die gaunersprache nach Meiers darstellung einen anteil an der bildung des studentischen jargons hat, wie er ihr in wirklichkeit schwerlich zukommt. Mit seiner erklärung von schmollis (s. 25) hat Meier kaum recht; auch was er (s. 52) über den salamander ausführt, halte ich für recht zweifelhaft. Für spiesse = kleine geldstücke gibt er (s. 54 fg.) eine ältere erklärung, vermutet aber selbst eine andere: ich möchte an die im 17. jahrhundert beliebte redensart erinnern „er rennt mit dem judenspiess“.

Dankenswert ist der angehängte neudruck aus den tafelliedern der hallisch-akademischen zeitgenossen aus den jahren von 1785 bis einschliesslich 1790.

3. Wer sich über die einflüsse zu unterrichten wünscht, die bei der entstehung der studentensprache wirksam gewesen sind und sich grossenteils heute noch wirksam zeigen, wird in Kluges buch eine interessante darstellung finden, die schon deshalb, weil das material geschickt gesichtet ist, vor der von Meier gegebenen unbedingt den vorzug verdient. Der verfasser behandelt sein thema in folgenden abschnit-

ten: studenten und philister — trunkenlitanei — antike elemente — burschikose zoologie — biblisch-theologische nachklänge — im bann des rotwelsch — französische einflüsse — grammatische eigenart — ursprung und verbreitung. Es sind nur ein paar unwesentliche punkte, worin ich den ausführungen Kluges nicht ganz beipflichten kann. Wenn in Münster der polizist putz heisst, so darf man die bezeichnung nicht für die studentensprache in anspruch nehmen: sie gehört der kundensprache an und ist in manchen gegenden allgemein üblich geworden. Wenn die von Kluge (s. 62 anm.) mit beifall angeführte vermutung über die sogenannte *eo*-sprache richtig wäre, hätte diese doch wol besonders an solchen hochschulen, wo es verbindungsnamen wie Neoborussia u. dgl. m. gibt, ihre pflege finden müssen: das ist, soweit ich die sache übersehe, nicht der fall. Zu der gewiss richtigen ansicht Kluges über den theologischen ursprung des wortes philister möchte ich noch darauf verweisen, dass auch im englischen sich dieser volksname gelegentlich in übertragener bedeutung findet (s. Smollet, Humphrey Clinker s. 378 Tauchn.: to take my friend out of the hands of the Philistines d. h. der gläubiger),

Was im darstellenden teil nicht platz finden konnte, ist in das etwa 60 seiten umfassende wörterbuch der studentensprache verwiesen, das den zweiten teil des Klugeschen buches bildet. Wir haben es hier, wie der verfasser selbst hervorhebt, allerdings mit einem ersten versuch zu tun, von dem wir vollständigkeit nicht erwarten dürfen: namentlich das moderne liesse sich erheblich vermehren. Immerhin aber verdient dieser versuch unsere anerkennung in vollem masse. Auffällig ist es, dass einige im darstellenden teil erwähnte wörter hier fehlen. Sonst bemerke ich noch folgendes. Die nach einer älteren schrift gegebene erklärung zu bethunägeln (s. 83) ist grundfalsch. Der ausdruck stammt aus dem plattdeutschen, wo *tûnägel* neben *swînägel* die gewöhnliche bezeichnung für den igel ist. Wer je einen ausruf gehört hat wie *de swînägel is all wedder besâpen,* wird über ursprung und bedeutung jenes sich bethunägeln nicht mehr im unklaren sein können. Aus dem niederdeutschen stammt ferner wol die redensart hebräisch lernen = versetzt sein, wenigstens kommt sie in älteren niederdeutschen komödien auffällig oft vor. Mompitz, wie Kluge schreibt, kenne ich nicht: mir ist aus den verschiedensten gegenden das wort nur in der form mumpitz bekannt, und so findet man es auch bei Meier.

SCHLESWIG. J. SCHMEDES.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Andree, R., Braunschweiger Volkskunde. Braunschweig 1896.

Bauch, A., Barbara Harschein, Hans Sachsens zweite frau. Nürnberg 1896.

Behaghel, Otto, Schriftsprache und mundart. Akademische rede zur feier des jahresfestes der grossherzoglich hessischen Ludwigs-universität. Giessen 1896.

Festschrift des lehrerkollegiums des königl. gymnasiums zu Erfurt zur feier der einweihung des neuen gymnasialgebäudes. Erfurt 1896.

R. Thiele, Die gründung des evangelischen ratsgymnasiums in Erfurt (1561).

E. Neidhart, Moses Mendelssohns anteil an den briefen die neueste litteratur betreffend.

Geyer, Paul, Schillers ästhetisch-sittliche weltanschauung aus seinen philosophischen schriften gemeinverständlich erklärt. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1896.

Humboldt, Wilhelm von, Sechs ungedruckte aufsätze über das klassische altertum, herausgegeben von Albert Leitzmann. Leipzig, G. J. Göschen. 1896 (= Deutsche litteraturdenkmale herausgegeben von A. Sauer. N. f. nr. 8—12).

Jantzen, Hermann, Geschichte des deutschen streitgedichtes im mittelalter. Breslau, W. Koebner. 1896 (= Germanistische abhandlungen herausg. von F. Vogt. 13. heft).

Das sogenannte Katharinenbuch vom jahre 1577 im auftrag und auf kosten der Freiburger schulherrenkammer zum ersten mal herausgegeben von dr. Franz Heinemann mit histor.-krit. einleitung, einem glossar und 6 artistischen beigaben. Freiburg i. Ue. Universitäts-buchhandlung. 1896.

Keidel, George, Romance and other studies. Number two: A Manual of æsopic fable literature, a first Book of Reference for the Period ending a. d. 1500. First Fascicule with three facsimiles. Baltimore, the Friedenwald Company. 1896.

Kettner, Gustav, Über Lessings Minna von Barnhelm. Gratulationsschrift der königl. landesschule Pforta zum 350jährigen jubiläum der königl. klosterschule Ilfeld. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1896.

Körting, Gustav, Neugriechisch und romanisch. Ein beitrag zur sprachvergleichung. Berlin, W. Gronau. 1896.

Louvier, Ferdinand August, Chiffre und Kabbala in Goethes Faust. Neue beiträge zur neuen Faustforschung. Dresden, Hellmuth Henkler. 1897.

Richter, P. E., Bibliotheca geographica Germaniae. Litteratur der landes- und volkskunde des deutschen reichs. Leipzig 1896.

Stein, F., Die völkerstämme der Germanen nach römischer darstellung. Schweinfurt 1896.

Tümpel, H., Niederdeutsche studien. Programm Bielefeld 1896.

Thorkelsson, Jón, Supplement til islandske Ordbøger. Anden Samling. Ny Udgave. København, Skandinavisk antiquariat 1895.

Vogt, F. und Koch, M., Geschichte der deutschen litteratur von den ältesten zeiten bis zur gegenwart. (Vollständig in 14 lieferungen zu 1 m.) 1. lieferung. Leipzig, Bibl. institut. 1896.

NACHRICHTEN.

Am 21. september ist in Kopenhagen gestorben dr. Henry Petersen, direktor des historischen teils des nationalmuseums, der verfasser von Om Nordboernes Gudedyrkelse og Gudetro i Hedenold (1876).

Am 23. september ist ihm im tode gefolgt Ivar Aasen.

Am 1. oktober feierte Eduard Sievers in Leipzig sein 25jähriges professorenjubiläum.

Der privatdocent für deutsche philologie an der universität zu Budapest dr. Gedeon Pez ist zum ausserordentlichen professor ernannt worden.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DIE SPRACHE LUTHERS IM SERMON VON DEN GUTEN WERKEN (1520) NACH DER HANDSCHRIFTLICHEN ÜBERLIEFERUNG.

Verzeichnis der abkürzungen.

Burdach = Konr. Burdach, Die einigung der nhd. schriftsprache. Einl. Das 16. jh. Habilitationsschrift, Halle 1884.

Dietz = Ph. Dietz, Wörterbuch zu dr. M. Luthers deutschen schriften I und II, 1. Leipzig 1870—72.

Fasola-St. = Carlo Fasola, Die sprache des Johann von Staupitz. Diss. Marburg 1892.

Fr. = C. Franke, Grundzüge der schriftsprache Luthers, Görlitz 1888.

gd. = gemeindeutsch.

Ndr. = Braunes Neudrucke deutscher litteraturdenkmäler des XVI. und XVII. jahrhunderts, Halle.

Obs. dial. = C. Franke, Der obersächsische dialekt, Leisnig. Progr. 1884.

Opitz = Opitz, Sprache Luthers, Halle 1869.

Pietsch = P. Pietsch, Martin Luther und die hochdeutsche schriftsprache, Breslau 1883.

Rückert = H. Rückert, Geschichte der nhd. schriftsprache I und II, Leipzig 1875.

Sz. Ma. = Ludwig Hertel, Die Salzunger mundart, Meiningen 1888.

W. A. = Dr. M. Luthers werke, Weimar 1883 fgg.

Weidling-Cl. = Fr. Weidling, Die deutsche grammatik des Johannes Clajus in: Ältere deutsche gramm. II, Strassburg 1894.

Whd. = K. Weinhold, Mittelhochdeutsche grammatik², Paderborn 1883.

Wilm. = Wilmanns, Deutsche grammatik I, Strassburg 1893.

Wilm. orth. = Wilmanns, Die orthographie in den schulen Deutschlands², Berlin 1887.

Anderes ist im text angegeben.

Aus der De Wetteschen sammlung wurden folgende briefe benutzt:

Br. 1 = Brief vom 19/2 1519 (De Wette VI, 10).
Br. 2 = „ „ 28/4 1519 (VI, 15).
Br. 3 = „ „ 16/5 1519 (VI, 16).
Br. 4 = ein zettel vom 15/7 1519 (VI, 18).
Dazu eine quittung vom 4/10 1512 (VI, 2).

Von Wittenberger originaldrucken sind erwähnt:

Dr. I, Serm. 1 = W. A. 1, 154—220.
„ 2 = W. A. 1, 380—93.
Dr. II, „ 1 = W. A. 2, 131—42.
„ 2 = W. A. 2, 162—71.
Dr. VI, „ 2 = W. A. 6, 33—60.

Einleitung.

Zwei aufgaben hat sich seit längerer zeit fleiss und scharfsinn der forscher zugewandt, zum einen der frage nach bestehen und entstehen einer mhd. schriftsprache, zum andern der frage nach ursprung und verbreitung unserer nhd. gemeinsprache. Weder hier noch dort ist zur zeit eine allseitig befriedigende lösung gegeben worden. Durch einzeluntersuchungen hat man dem ziel mehrfach näher zu kommen gesucht[1].

In weiteren kreisen ist der name Luthers eng mit der vorstellung von wesen und herkunft der nhd. schriftsprache verknüpft. Die ansicht, ihren schöpfer in dem reformator der kirche zu sehen, darf heute als überwunden gelten. „Nur konfessionelle gutgemeinte, aber kurzsichtige übertreibung kann Luther den vater oder schöpfer der nhd. gemeinsprache nennen. — Nicht erst Luthers bibelübersetzung hat den typus der nhd. schriftsprache geschaffen; er ist anderthalb jahrhunderte älter. Nicht schon Luthers deutsch hat der nhd. schriftsprache die einheitliche gestalt gegeben; sie ist mehr als zwei jahrhunderte jünger“[2].

Schwieriger ist die frage nach der bedeutung Luthers für die verbreitung des nhd. Eine einwirkung in diesem sinne ist bei dem sprachgewaltigen manne, bei dem fruchtbarsten schriftsteller der zeit von vornherein zu erwarten und wird auch von niemandem geleugnet. Nur über das worin und wielange gehen die ansichten auseinander.

Im gegensatze zu Pietsch (s. 27) findet Burdach (s. 7), der — wie oben ersichtlich — über Luther als sprachliche autorität weit kühler denkt, der gründe für seine meinung genug: Wie konnte Luthers sprache, die niemals fest und fertig war, massgebend sein und widersprüche beseitigen wollen, die selbst voll von widersprüchen war? Wo war das echte Luthersche deutsch zu finden, wenn die drucke, so verschieden sie auch waren, den laien als gleichberechtigt galten? Luther schrieb vorwiegend theologische schriften — das geistige leben eines volkes umfasst mehr. Luthers sprache konnte kein vorbild für die einheitssprache der nation sein, da seine werke sich nur an eine konfession richteten, während die katholiken dem vordringen des ketzerischen deutsch zähen widerstand leisteten. Endlich traten auch von aussen der

1) R. Nebert, Zur geschichte der Speyrer kanzleisprache, Halle 1891. Eine übersicht über die verschiedenen meinungen ebendort s. 39. Willy Scheel, Jaspar v. Gennep und die entwickelung der nhd. schriftsprache in Köln. Westdeutsche ztschr. erg.-h. VIII. 1893. R. Brandstetter, Die reception der nhd. schriftsprache in stadt und landschaft Luzern 1600—1830. Einsiedeln 1891.

2) K. Burdach, Zur einigung der nhd. schriftsprache in: Forschungen zur deutschen philologie. Festgabe für Rud. Hildebrand 1894. S. 293—94.

individuellen Luthersprache gewisse mächte hindernd in den weg, so der fortbestand der kanzleisprache u. a. m.

Wenn Burdach s. 15 sagt: „Unsere moderne schriftsprache unterscheidet sich mehr von der sprache Luthers, als die landläufige darstellung es einzugestehen pflegt“, so gebe ich ihm in der sache vollkommen recht. Nur einer sorgfältigen specialforschung kann es gelingen, in die verworrenen verhältnisse licht zu bringen. Noch fehlen die sicheren grundmauern, auf denen einst das stolze gebäude der geschichte unserer nhd. sprache errichtet werden wird.

Bislang war stets die rede von Luthers sprache schlechthin, ohne dass eine nähere begriffsbestimmung versucht worden wäre. Wenn von einer wirkung des reformators auch auf sprachlichem gebiet gesprochen werden soll, so kann sie sich, falls weitere kreise ergriffen wurden, nur durch die drucke vollzogen haben. Auf diesem gesichtspunkte beruhen die kritischen grundsätze der Weimarischen gesamtausgabe (bd. 1, s. XVIII und bd. 9, einl.). Kurz und bündig urteilt daher K. v. Bahder (Indogerm. forsch. IV, 352): Am geklärtesten ist Luthers sprache in der letzten Bibelausgabe von 1545; auf dies werk ist auch die spätere schriftsprache gegründet, und jede untersuchung, die Luthers sprache in ihrer bedeutung für die schriftsprachliche entwickelung betrachtet, wird es zum ausgangspunkt nehmen müssen. — Die älteren deutschen grammatiker schlossen sich in der tat den späteren schriften Luthers an (Weidling-Cl. s. VII).

Damit ist bereits ausgesprochen, dass die Luthersprache veränderungen erlitt, wovon nachher noch zu reden ist. Hier handelt es sich darum: war die sprache der drucke wirklich die sprache Luthers? waren beide identisch? Die frage, wo ist echte Luthersprache zu finden? beantwortet Wülcker rund und glatt: nicht in den Lutherdrucken. Vor der schreibweise des verfassers hatten setzer und korrektor in damaliger zeit wenig achtung. Die orthographie und damit oft genug manche lauteigentümlichkeit wurde rücksichtslos durch die gerade herrschende gewohnheit der druckerei ersetzt. Auch Luther hat, wie seine klagen beweisen, dies schicksal getroffen[1]. Darin stimmen denn auch alle forscher überein; nur über den zeitpunkt, wo die unterschiede beträchtlich ins auge fallen, gehen die meinungen auseinander. Dietz I, s. IX will solche verschiedenheiten erst vom jahre 1530 ab in grösserem umfange bemerkt haben. Franke s. 3 nimmt auf grund bestimmter äusserungen Luthers nicht vor 1520, spätestens aber nach 1524 eine

1) Kluge, Von Luther bis Lessing. Strassburg 1888 s. 54.

genaue korrektur der von ihm selbst besorgten ausgaben an, durch ihn oder nach vereinbarten grundsätzen. Er gibt deswegen von da ab der schreibweise der urdrucke den vorzug vor der der manuscripte. Müller hat in den Ndr. 93. 94 s. VII auseinandergesetzt, dass durch den Danziger fund die vertretenen ansichten eingeschränkt bez. erweitert werden müssen. Gegen Dietz ergibt sich, dass auch vor 1530 die urdrucke und manuscripte keineswegs übereinstimmen, gegen Franke, dass auch vor 1521 an eine überwachung des druckes nicht zu denken ist.

Als sicheres ergebnis dürfen wir herausheben, dass wir zu beginn der schriftstellerischen tätigkeit Luthers zwischen druck und handschrift scharf zu scheiden haben. Nach Dietz vertritt Wülcker und Joh. Luther (Ztschr. 24, 67) die ansicht, dass von völliger übereinstimmung auch später keine rede ist. Die von Franke angeführten stellen werden doch vielleicht mehr auf änderungen sachlicher als formaler natur bezogen werden müssen. Ein versuch, den umfang der korrektur zu bestimmen, ist bisher nicht gemacht worden. Die frage nach dem verhältnis der Wittenberger drucksprache zu der eigenen sprache Luthers ist noch eine offene. Namentlich müsste sorgfältig untersucht werden, wie weit etwa drucke eigener schriften auf Luthers schreibweise von einfluss gewesen sind. Es ist aber klar, dass von einem direkten einfluss Luthers auf orthographie, laut- und formengebung unserer nhd. schriftsprache nur dann zu reden ist, wenn seine sprache sich mit der drucksprache deckt, bez. wenn seine grundsätze, die er in den eigenen niederschriften vielleicht nicht mit voller strenge befolgte, in den drucken durchgeführt wurden.

Wir begnügen uns mit der sicheren tatsache, dass das material zu einer darstellung der Luthersprache wenigstens in ihren anfängen in seinen eigenhändigen niederschriften zu suchen ist. Die gefahr, dass schreibfehler mit untergelaufen sind, liegt natürlich vor; ob sie so hoch zu veranschlagen ist, wie Franke meint, dürfte billig zu bezweifeln sein, zumal wenn sich herausstellt, dass die orthographie Luthers, an konsequenz der heutigen nicht zu vergleichen, doch die tendenz zur einheitlichkeit nicht verkennen lässt.

Franke hat sein augenmerk hauptsächlich auf die entwickelung der drucksprache in Luthers schriften, auf die perioden derselben gerichtet. Massgebend ist dabei die stärke der beimischung archaischer und dialektischer elemente, die übrigens nie gänzlich verschwinden. Luther vermied sie je länger je mehr, geleitet von dem wunsche, durch annäherung an den gd. typus die allgemeinverständlichkeit seiner werke zu erhöhen. Daraus würde sich ergeben, dass Luther nicht

eigentlich an der ausgestaltung des nhd. lautstandes mitgearbeitet, sondern nur, dass er sich um die beschleunigung des processes verdient gemacht habe.

Anders v. Bahder: man müsse eher annehmen, Luther habe, wie im genus- und wortgebrauch (hierüber sind alle forscher einig), so auch in der äusseren form der worte sich eng an die gesprochene sprache Mitteldeutschlands angelehnt, nur dass er an stelle der dialektischen laute die lautbilder treten liess, die sich in der sächsischen kanzlei festgesetzt hatten (s. 55). Denn gerade in wesentlichen dingen — in beibehaltung des md. endungs-*e* — habe sich Luther später vom obd. gebrauch abgewandt. Dies zugegeben, bleibt immer noch die frage offen, wem das eigentliche verdienst zuzuschreiben ist, Luther oder den druckern. Wülcker meint z. b., Hans Lufft sei für die einführung des umlauts massgebend geworden. An problemen, die noch der lösung harren, fehlt es nicht.

Besser ist es seit Wülcker (Ztschr. d. ver. f. thür. gesch. und altertumskunde n. f. 1, 301 und Germ. 28, 191) mit den untersuchungen über die grundlagen von Luthers eigener sprache bestellt.

Die kursächsische kanzleisprache war nicht etwa der kaiserlichen gleich, nur angenähert. Ihre md. grundlage war gewahrt, wie denn überhaupt nirgends die verschiedenen kanzleien des reichs einfach die fremde sprache an die stelle der heimischen setzten; nur die gröbsten mundartlichen eigenheiten wurden abgestreift. Ein irrtum wäre es auch, wollte man an eine einheitlichkeit der kanzleisprache in sich denken. In den verschiedenen städten, wo eine kurfürstliche kanzlei sass, ja in derselben stadt lassen sich abweichungen entdecken; es schien genug, wenn im allgemeinen die übereinstimmung gewahrt blieb. So scheidet Wülcker gleich von anfang an nach einführung der neuen kanzleisprache eine md. und eine obd. richtung. Das bild der inkonsequenz wird durch eine bei den schreibern oder auch bei dem einzelnen schreiber schwankende orthographie vervollständigt.

Von der kursächsischen kanzleisprache, deren einheit, wie gesagt, nur eine sehr bedingte ist, giengen nach allen seiten anregungen aus. Lange vor Luther war sie zu einer gemeinsprache der gebildeten geworden. Die städtischen kanzleien, die gerichte, die universitäten[1]

1) Zu Germ. 28, 204. Wenn Erfurt bis zum schlusse des 15. jahrhunderts die korrespondenz in rein md. dialekt führte, d. h. unter anderm die diphthongierung des *î* und *û* noch nicht kannte, so dürfte dies wol mit darin begründet sein, dass die Erfurter mundart, wie heute noch, auf dem alten standpunkt beharrte, während der osten die neuen diphthonge bereits aufgenommen hatte.

(Wittenberg!), die hofbeamten bedienten sich ihrer. So fand sie ihren eingang in die litteratur und in die drucksprache. Dass die lokale schreibweise nicht gleichen schritt hielt mit der urkundensprache, dass die alten überlieferungen md. charakters ihre wirkung nicht so leicht verloren, ist an und für sich verständlich. Neben der fürstlichen kanzleisprache blieb die landläufige schreibweise noch lange bestehen. Friedrich der weise selbst hat sie nie zu gunsten der amtssprache aufgegeben. (Vgl. die briefe in Förstemanns Neuem urkundenbuch.) Dass Luther ihn trotzdem als vertreter der kursächsischen kanzleisprache und in weiterem sinne als mitbegründer der „gemeinen deutschen sprache“ nennen konnte, liegt, wie bei Maximilian, daran, dass unter ihm die hofsprache[1] verkehrssprache wurde.

Luthers verdienst sieht Wülcker darin, dass er seine schreibart der kurfürstlichen kanzleisprache nachbildete und durch sein vorbild sie im privaten verkehr heimisch machte. Ehe man die wirkung Luthers einschätzen kann, gilt es meines erachtens, die behauptung nachzuprüfen, Luther habe ganz auf dem boden der kursächsischen kanzleisprache und zwar ihrer md. spielart gestanden, sei aber bewusst von der dialektischen schreibweise abgewichen.

Wir können nur die schriftlich fixierte sprache zum ausgangspunkt unserer untersuchung nehmen. Lautwert und schriftzeichen decken sich auch da nicht, wo eine durchgreifende regelung der orthographie stattgefunden hat. Vom buchstaben auf quantität oder qualität des lautes zu schliessen, ist unmöglich. Genau so wenig zuverlässig ist es, die lautbezeichnung früherer perioden nach demjenigen lautwerte zu bestimmen, den wir heutzutage mit dem betreffenden lautzeichen zu verbinden gewohnt sind. Das zeichen bleibt, wenn auch die aussprache, dem einzelnen, ja ganzen geschlechtern unmerklich, sich verändert hat. Die schwierigkeit, den wahren lautwert zu erkennen, wächst, wenn zwei verschiedene orthographische systeme sich berühren und kreuzen. Kauffmann hat Germ. 37, 243 fgg. an einem durchgeführten beispiele aus der ahd. orthographie gezeigt, dass nur die erkenntnis der historischen zusammenhänge den wirren knäuel orthographischer eigenheiten aufzulösen vermag.

Die orthographie des 14. und 15. jahrhunderts zeigt eine reihe von neuerungen. War die aufnahme der neuen *ei* und *au* für einen grossen teil des sprachgebietes notwendig geworden, weil das phonetische interesse in widerspruch zur schrift stand, so stehen wir vor

1) Wülcker braucht hier hofsprache im sinne von kanzleisprache. Vgl. über die abstufungen der sprache nach ständen: S. Szamatólski, QF 67.

den schon im 13. jahrhundert auftretenden, später aber im übermass vorkommenden konsonantenhäufungen wie vor einem rätsel (vgl. Rückert I, 212). Und neben diesen modernen formen stehen archaische, die mit ihrem zähen festhalten an alter einfachheit sich seltsam unter den überladenen wortbildern ausnehmen. Es herrscht ein schwanken, eine unsicherheit, die jeder regel spottet, die für die erkenntnis des lautwertes kaum anhaltspunkte bietet.

Für die kurfürstliche kanzleisprache liegen die verhältnisse besonders ungünstig. Durch fremde einflüsse verändert, stand sie bei ihrer aufnahme dem bodenständigen lautstand ferner, als die alte md. geschäftssprache und deren fortsetzungen. Wie weit stimmte kanzleideutsch und mündliche rede überein? Wie, wann und in welchem umfange gestaltete es die verkehrssprache um, wie es bereits die verkehrsschrift einheitlich zu gestalten mit erfolg begonnen hatte?

Diese frage wird für die auffassung über Luthers stellung zur kursächsischen kanzleisprache bedeutsam. War die umgangssprache Luthers wesentlich verschieden von der, in welcher er schrieb?[1] Wenn er in vertraulichen briefen das dialektische diminutivsuffix *-chen* gebraucht, so wird damit für den lautstand nichts erwiesen. Opitz erklärt (s. 4) das von ihm beobachtete vorwiegen md. elemente in Luthers sprache bis mitte der zwanziger jahre durch dessen lebensgang. Es ist allerdings richtig, dass Luther in den für die sprachentwickelung entscheidenden jahren mit ausnahme des einjährigen aufenthaltes in Magdeburg nur in md. sprachgebiet gelebt hat, in Mansfeld, in Eisenach, in Erfurt. Aber schon Pietsch (s. 29) hat darauf hingewiesen, dass in Luthers elternhaus vermutlich nicht dieselbe mundart gesprochen wurde, welche er in seiner Mansfelder umgebung hörte.

Für das problem, Luthers aussprache aus der schriftlichen überlieferung zu erkennen, ist damit wenig gewonnen, denn seine orthographie weist nicht geringere schwankungen auf, als seine vorbilder, die kursächsische kanzlei- und die einheimische thüringische geschäftssprache. Wir finden häufig innerhalb desselben schriftstückes denselben laut unter sonst gleichen bedingungen durch zwei verschiedene zeichen ausgedrückt, es steht also z. b. *kommen* neben *kummen*. Veränderte aussprache, woran bei zeitlicher verschiedenheit gedacht werden müsste, kann unter diesen umständen nicht der grund der schwankung sein. Entweder also war die natur des lautes derart, dass zweifel über die richtige bezeichnung entstehen konnten, in welchem falle die orthographie jedoch eine, vielleicht willkürliche entscheidung zu treffen

1) Vgl. W. A. bd. 14, s. XI.

pflegt, oder es kreuzten sich zwei systeme, ein einheimisches (archaisches) und ein fremdes (modernes). Letzteres, ursprünglich für ganz andere verhältnisse eingerichtet, fand aus bestimmten ursachen aufnahme, das einheimische aber liess sich nicht ohne weiteres verdrängen. Allmählich mochte es dann geschehen, dass das wortbild dem neuen auch beim sprechen zum siege verhalf.

Die nachfolgende arbeit hat sich zum ziele gesetzt, durch eingehende untersuchung eines bestimmten denkmals aus der schriftstellerischen frühzeit des reformators einen beitrag zur entwickelungsgeschichte der Luthersprache[1] zu geben.

1) Die ganze frage klar zu stellen, bedarf es noch vieler vorarbeiten. Der Luthersprache ist die kanzleisprache, die kursächsische wie die kaiserliche, gegenüberzustellen. Ferner sind schriftstücke aus Mitteldeutschland, die nicht direkt vom hof ausgehen, zum vergleich heranzuziehen. Die auswahl unter den drucken damaliger zeit ist schwieriger, da wir zu wenig von Luthers deutscher lektüre wissen, als dass von beeinflussung zu reden wäre. Die wirksamkeit md. druckorte aus Luthers näherer umgebung war vor ihm nicht allzu gross. Über den Frankfurter traktat vgl. W. A. 1, 152. 375. Taulers predigten sind (W. A. 9, 95) in einer Augsburger ausgabe benutzt worden, ihr vorbild wird gewiss nur für die syntax und vielleicht für den wortgebrauch massgebend gewesen sein (Pietsch s. 32).

Die sprache der kaiserlichen kanzlei lernen wir aus Chmel, Urkunden, briefe und aktenstücke zur geschichte Maximilians I. und seiner zeit (Bibl. d. litt. ver. X) kennen. Der diplomatische abdruck, wie er hier geübt wird, entspricht ganz unsern zwecken. Weniger lässt sich das über die von Janssen, Frankfurts reichskorrespondenz II abgedruckten urkunden sagen; er schweigt über die bei der herausgabe befolgten grundsätze. Kluckhohn, Reichstagsakten J. R. I, 1 hat sich nach den von Weizsäcker (Reichstagsakten Ä. R. I, vorwort II) entwickelten regeln gerichtet. Darnach gilt es für den geschichtsforscher, seine urkundensammlung auch für den sprachforscher nutzbar zu machen. Weizsäcker und seine nachfolger glauben ihr ziel zu erreichen, wenn sie aus dem orthographischen wuste die reine lautgestalt zu tage fördern. Angestrebt wird dadurch eine grössere lesbarkeit der texte, erreicht wird dadurch die unmöglichkeit, auf grund orthographischer zusammenhänge die abhängigkeit der schreibweise festzustellen. Aber auch abgesehen davon, dass dem sprachforscher ein wichtiges mittel der erkenntnis genommen wird, lässt sich über die dort beliebte art der vereinfachung alter schreibung streiten. Wackernell hat Ztschr. 15, 369 wenigstens mit recht hervorgehoben, welche gefahr in der annahme der Weizsäckerschen grundsätze liegt. Es sind nicht nur die verschiedenartigsten dinge unter einander gekommen, es ist auch willkürlich bald nach mhd., bald nach nhd. regeln verfahren worden (absatz c!). Viel vorsichtiger sind Martin bei Sachsenheim und Zarncke bei Brant vorgegangen, und das mit vollem recht. Übrigens bieten in der älteren reihe der reichstagsakten die originalurkunden des 14. und teilweise des 15. jahrhunderts, weil vorlagengetreu abgedruckt, des materials für die forschung genug. Die abschriften mit ihrer angeblich phonetisch geregelten orthographie kann man ruhig entbehren. Kluckhohn hat nicht einmal diesen ausweg getroffen, was bei der anerkannt sorgfältigen lesung doppelt zu bedauern ist. Die wenigen ad litteram abgedruckten briefe gekrönter häupter können keinen ersatz bieten.

Ich war bestrebt, ein umfangreicheres denkmal Lutherischer sprache erschöpfend zu behandeln. Braunes Ndr. 93. 94 enthalten die in Danzig aufgefundene originalhandschrift dr. Martin Luthers zu dem sermon „Von den guten werken“ aus dem jahre 1520. Die geschichte der hocherfreulichen entdeckung, sowie sonstige wünschenswerte nachrichten über das äussere sind in der einleitung vom herausgeber Nikolaus Müller gegeben worden. Eine neue ausgabe, noch strenger den anforderungen diplomatischer treue entsprechend, ist in W. A. 9, 226—301 aufgenommen worden. Aus rein praktischen gründen habe ich die ersterwähnte ausgabe meiner untersuchung zu grunde gelegt. Hier ist die handschrift im wesentlichen genau widergegeben worden. Die abkürzungan der vereinfachung wegen aufzulösen, wäre bei einem abdruck, der rein wissenschaftlichen zwecken dienen soll, besser gemieden worden, weniger vielleicht, wie W. Walter (Theol. litteraturbl. 1892 nr. 2) meint, weil ein forscher auch einmal die zahl

Weit günstiger liegen die verhältnisse betr. der kursächsischen kanzlei. Gersdorf, der verdiente herausgeber einer anzahl bände des Codex diplomaticus Saxoniae regiae hat den grundsatz, dass möglichst buchstabengetreue übereinstimmung des abdrucks mit den originalen anzustreben sei, auch in die tat umgesetzt. Bei keinem germanisten wird es missbilligung erfahren, wenn urkunden auch aus der zeit, wo eine erhebliche verwilderung der orthographie eintritt, in der regel vollständig mitgeteilt werden. Dass die nachfolger Gersdorfs anderer ansicht sind und den einheitlichen charakter des werks gefährden, ist bedauerlich. — Für die jahre 1500—1520 liegt gedrucktes material von belang nicht vor. Durch abschriften und auszüge aus den leicht zugänglichen schätzen des S. Ernest. gesamtarchivs in Weimar muss die lücke ausgefüllt werden.

Über die Eisenacher amtssprache unterrichten wir uns aus dem Rechtsbuch Joh. Purgoldts, stadtschreibers zu Eisenach, herausgegeben von Fr. Ortloff, Sammlung deutscher rechtsquellen II. Die ausführungen Fedor Bechs (Germ. 6, 59) über Johannes Rothe erheben es fast zur gewissheit, dass Purgoldts Rechtsbuch eine abgeleitete quelle ist; sicher dürfen für ihn nur die gereimten vorreden zu buch 3, 9 und 10 angenommen werden (vgl. auch Ortloff, einl. s. 13).

Für den osten finden sich materialien bei Grössler, Die älteren urkunden der stadt Hettstedt, Eisleben 1894, für Mittelthüringen in dem Urkundenbuch der stadt Arnstadt (Thür. geschichtsquellen n. f. 1. bd.), für Nürnberg in den von v. Bahder nicht berücksichtigten „Polizeiordnungen des 15. jahrh.“ (Bibl. d. litt. ver. 63). — Bedauerlich bleibt die verschiedenheit der editionsgrundsätze, da sie eine inkonsequenz in der schreibweise der beispiele bedingen muss.

Über die jetzigen dialekte geben Franke, Der obersächsische dialekt, die abhandlungen desselben verfassers in „Bayerns mundarten“, sowie verschiedene einzelbearbeitungen aus Ost- und Westthüringen auskunft. Die mundart von Möhra entspricht völlig der Salzunger, über die L. Hertel, Salzunger mundart sowie desselben verf. Thür. sprachschatz (Weimar 1895) unterrichtet; für die Mansfelder bietet Jechts Wörterbuch einiges.

und weise der abbreviaturen zum gegenstande der untersuchung wählen könnte — sie dürften am besten am original vorgenommen werden — als vielmehr, weil durch die auflösung unter umständen das gesamtbild willkürlich beeinflusst werden kann (W. A. 9 s. V). Beispielsweise ist die widergabe der wortschliessenden *nn* durch *nnn* für Luther unerhört, in W. A. darum unterblieben, desgleichen die sklavische nachschrift des *ū*, worüber unten näher zu handeln ist.

Die bedeutung der aufgefundenen handschrift liegt zum einen in der tatsache, dass in den Wittenberger druckereien die manuscripte Luthers sich eine willkürliche behandlung gefallen lassen mussten, dass orthographie, interpunktion, sprachliche eigentümlichkeiten, ja vereinzelt sogar der sachliche ausdruck umgestaltet wurden. Das material zur vergleichung zwischen originalen und drucken[1] erfährt eine wünschenswerte bereicherung. Zum andern ist der fund für die entwickelungsgeschichte der sprache Luthers von unschätzbarem werte. Glatt aufs papier geworfen, wie es selbst bei einem sprachgewaltigen manne gleich Luther wunder nehmen darf, und doch auch für den druck in kleinigkeiten sorgfältig ausgefeilt, ist die handschrift ein vollgültiger zeuge für die sprachliche eigenart des mannes. Der theologe[2] schätzt unsern sermon als erste ausführung und begründung der evangelischen sittenlehre, uns ist er auch wertvoll als grundlage für eine gerechte würdigung des deutschen schriftstellers Luther.

Den Wittenberger urdruck zum vergleich heranzuziehen, hätte der ausgesprochenen absicht nach, Luthers eigene sprache kennen zu lernen, unterbleiben können. Weil Opitz und Franke auf ihn bezug genommen haben und einige fehler mit untergelaufen sind, sind die abweichungen wesentlicher art gelegentlich vermerkt worden. An handschriftlichem material vor 1520 ist wenig brauchbares vorhanden. De Wettes briefsammlung entspricht (vgl. bd. 1, s. XIII) nicht unsern anforderungen; nur die von Seydemann im 6. band veröffentlichten stücke konnten benutzt werden. Luthers handschrift der auslegung des 109. (110.) psalms 1518 (abgedruckt W. A. 9, 176 fgg.) besitzt als koncept weniger beweiskraft als das zum druck bestimmte manuscript unseres sermons.

1) Die bibliographie der drucke siehe W. A. 6 vor dem abdruck von A, dem Wittenberger Lottherschen urdruck (s. 196 – 276).

2) Köstlin, Martin Luther I, 304.

I. teil. Lautlehre.

Kapitel 1. Vokale.

A. In betonten silben.

§ 1. Quantität.

a. Dehnung alter kürzen.

Die grundlegende untersuchung über ursache und umfang der erscheinung hat Paul Beitr. 9, 101 gegeben; v. Bahder hat in der 1. abhandlung seines buches die fälle erörtert, wo Pauls gesetz zur erklärung der nhd. quantitätsverhältnisse nicht ausreicht, und dabei auf den einfluss obd. und md. mundarten aufmerksam gemacht. Um Luthers gebrauch festzustellen, müssen wir bei dem fehlen darauf bezüglicher angaben uns auf die schreibung und auf die mundart stützen. Es fragt sich, ob diesen beiden faktoren wirkliche beweiskraft innewohnt.

Während einerseits nach sicherer länge verdoppelung des konsonanten eintritt (*ff tz ck* allgemein, *tt* häufig: § 46—48), finden sich anderseits der älteren schreibweise entsprechende archaische formen mit einfacher konsonanz. Eine untersuchung der quantitätsverhältnisse muss zunächst auf den schreibgebrauch achten. v. Bahders regel (s. 91): „Tritt verdoppelung nur nach alter kürze und nicht nach alter länge oder nach, bez. vor konsonant auf, so deutet sie auf erhaltung der kürze hin“, reicht nicht für alle fälle aus. Sicherer geht man mit der beobachtung der dehnungszeichen (*h*, doppelvokal, *ie*). Nur bleibt auch hier zu beachten, dass deren gebrauch keineswegs konsequent durchgeführt ist und dass wir uns hüten müssen, unsere begriffe über dehnungszeichen (*th* usw.) auf jene zeit zu übertragen. So bleibt als letztes vergleichungsmittel der lebende dialekt, ohne dass auch hier die volle gewähr des richtigen schlusses gegeben wäre. Die md. dialekte folgen nicht alle denselben gesetzen (vgl. Sz. Ma. § 5 und Obs. dial. § 65).

Franke nimmt § 16 an, dass bei Luther die verlängerung in demselben umfange wie im nhd. eingetreten bez. unterblieben sei, vielleicht die in § 17 erwähnten wörter ausgenommen. v. Bahder kommt dagegen zu dem schlusse, dass die md. mundarten und somit auch Luther anderen quantitätsverhältnissen als das nhd. folgen, dass vielfach obd. mundarten für den heutigen gebrauch massgebend waren. Ihnen sei die häufige kürze vor *t* und *m* + *el, en, er,* ihnen nebst den ostmd. mundarten die fast durchgehende verlängerung vor media + *el, en, er* zuzuschreiben.

Wir werden zunächst (vollständige belege siehe § 43) den eintritt der dehnung, der für unsere zeit ohne weiteres anerkannt wird (Paul, Mhd. gr.[4] § 96) belegen und dann die behauptungen v. Bahders und Frankes an der hand unseres denkmals prüfen. Als beispiele eingetretener dehnung mögen dienen:

1. mit *h: zcehlen* 44, 27 *nehmen* 6, 6 *lehnen* 38, 30 *vorzcehret* 75, 29 *yhm*, *yhn*, *yhr* fast durchweg,
2. mit doppelvokal, den Luther selten verwendet: *gepeett* 45, 2,
3. mit *ie* für *ī: spiel* 32, 34 *viell* 64, 5 *sieben* 90, 14.

Dass die dehnung in den vorerwähnten wörtern nur schwankend bezeichnet ist, in andern gar nicht, darf nicht wundern; auch ursprünglich lange vokale werden als solche nur ausnahmsweise gekennzeichnet. Es geht daher keineswegs an, auf grund fehlender dehnungszeichen für eine anzahl wörter erhaltene kürze zu vermuten. Von den Fr. § 17 aufgeführten kommen in S vor: *stelen* 73, 8 *ermanen* 54, 28 *wonen* 23, 26 *sun* 20, 25 *begirde* 42, 29, alle ohne zeichen der länge. Warum führt Fr. nicht alle wörter, die er § 118 A 2 verzeichnet, hier auf? Ein *bezcalen* und daneben ein *bezcallest* würden sich viel eher in seine beweisführung schicken. Es wäre wünschenswert, wenn seine vermutung nicht in allen späteren arbeiten widerkehrte; auch Weidling-Cl. s. XVII muss mit viel worten ein nichts widerlegen. Der beste beweis für die unrichtigkeit der annahme Frankes ist der nachweis, dass dehnungszeichen von Luther geschrieben worden sind. In der auslegung des 109. ps. findet sich *sohn* neben *son* W. A. 9, 201 z. 10. 12.

Weit begründeter ist es, für *widder* erhaltene kürze anzunehmen, denn hier befindet sich die durchaus konsequente schreibung *dd* in übereinstimmung mit der überwiegenden zahl der md. mundarten, die vor media nicht längen; wo *d* steht, darf länge als sicher gelten. Demnach ist als kurz anzusetzen:

widder z. b. 19, 6 *odder* z. b. 51, 7 (einmal *ader* 93, 25), ferner je 1 × belegt *hadder* 96, 19 *entwedder* 45, 8 *hoddelnn* 77, a. 4, 8 × *foddernn* 35, 28 *fodderlich* 101, 5;

als lang: 3 × *adell* 84, 12 15 × *schaden* 83, 6 7 × *rede* 88 14, 3 × *ledig* 69, 25 40 × *predigen* 41, 23 18 × *nyder* 109, 11 6 × *yder* 84, 2 2 × *poden* 75, 26 3 × *jude* 4, 19.

Beispiele mit *bb* sind, vom fremdwort *sabbat* (5 ×) 61, 11 abgesehen, in S nicht vorhanden.

Gegen die kürze von 12 × *gibt* 53, 7 und *gib* 17, 24 spricht nichts (Wilmanns § 245, 3, b), dafür der dialekt. Ebenso haben 2. und 3. sg. pr. von *sehen*, falls sie *sichst, sicht* gesprochen wurden

(§ 12, 3), alte kürze erhalten. Für *wol* und *vil* stellt sich die statistik so:

9 × *wol* 64, 25 : 7 × *woll* 80, 1, 2 × *wolan* 12, 31 *wolfeyll* 32, 12 *wolgehen* 78, 20, 3 × *wolgefallen* 24, 18 : 3 × *wollgefallen* 58, 26, 7 × *wolthat wolthun* 70, 23 97, 4 : 1 × *wollthan* 65, 14; dazu 2 × *wollust* 63, 15. — 29 × *viel* 88, 23 + 2 × *viell* 64, 5 : 51 × *vill* 99, 5, 3 × *ßoviel* 66, 9 + *ßoviell* 65, 33 : 12 × *ßouill* 12, 1, 7 × *wieviel* 107, 33 : 11 × *wievill* 60, 18, *vielmall* 59, 19 : 4 × *villmall* 29, 21, *vielmehr* 62, 28 : *villmehr* 20, 26; dazu 2 × *villeicht* 24, 17. Inlautend steht nur *l*: 7 × *vielen* 31, 13 + 3 × *vilen* 12, 1.

Für *wol* dürfen wir kürze ansetzen, da der obersächs. dialekt kürze zeigt und Luther keine dehnungszeichen, neben der einfachen konsonanz aber gemination anwendet. Bei *vil* ist die entscheidung schwerer; trotz der schreibung mit *ie* wäre ich geneigt, für die unflektierte form, namentlich in den verbindungen *ßouill* und *wievill,* und für *villeicht* kürze anzunehmen. (Vgl. unter b. zu *giengen*).

Ob Luther, dem zuge der md. mundarten folgend (v. Bahder s. 87), in grösserem umfange als das nhd. verlängerung gekannt hat, lässt sich aus der schreibung nicht mit zuverlässigkeit erkennen. Für die fälle mit *mm* und *nn* ist unbedenklich kürze anzunehmen, da die verdoppelung nach sicherer länge nicht eintritt, im gegenteil die abneigung gegen *mm* so gross ist, dass alte gemination vereinfacht ist: *grymeß* 58, 18. *tt* kann nichts für kürze beweisen, wenn neben *bletter* auch *gutter* und *weytter* (§ 48, a) steht. Das ergebnis wäre demnach:

m. kurz:

7 × *zeusammen* 30, 10 1 × *trummernn* 89, 3; 7 × *genommen* 67, 34 : 1 × *genomen* 17, 34, 3 × *frummen* 85, 26 : 5 × *frume* 55, 3, 34 × *kummen* bez. *kommen* 7, 9 62, 20 : 6 × *komen* bez. *kumen* 48, 11 108, 28. — *hymel* 9, 26 hingegen wird durchgehends (17 ×) mit *m* geschrieben.

n. kurz: *donner* 39, 17.

t. Kürze dürfen wir mit wahrscheinlichkeit da ansetzen, wo nur geminierte formen sich finden:

23 × *vatter* 13, 32 pl. 3 × *vetter* 26, 29 1 × *gefatter* 75, 1 2 × *bletter* 44, 27 2 × *betteln* 106, 19 3 × *tretten* 35, 16 23 × *gotte-* 64, 24 4 × *abgotterey* 11. 25 3 × *butter* 21, 11.

Zweifelhaft, ob kurz oder lang, bleiben:

2 × *gestatten* 75, 13 : 1 × *gestaten* 84, 23, 3 × *stette* (stätte und städte) 37, 18 106, 16 : 3 × *stete* 55, 25 94, 8, 27 × *betten* 10, 3 *gepetten* 50, 32 6 × *gepettis* 54, 20 : 20 × *beten* 100, 31 2 × *gepeten* 20, 18, 53 × *gepotten* 82, 31 : 14 × *gepoten* 105, 19.

Als lang darf gelten: 6 × *theten* 11, 2.

Im übrigen wird die dehnung alter kürzen in gleichem massstabe stattgefunden haben, wie im nhd., wenigstens liegen keinerlei anzeichen

vom gegenteil vor. Dass fehlende dehnungszeichen nicht auf erhaltene kürze deuten, lehren *fulen, kun, jar* (§ 43, 1), dass schreibungen wie *zcall* nichts mit der kennzeichnung der quantität zu tun haben, beweisen *faull, heylligen* u. a. (§ 48, a).

b. Verkürzung alter längen.

Die quantität der längen ist beständiger geblieben, als die der kürzen. Beweisend für eingetretene kürze ist das unterbleiben der diphthongierung, in bescheidenen grenzen die schreibung.

Folgende konsonantenverbindungen beseitigen in einigen fällen die alte länge:

cht. Mhd. *liecht* ist *licht* 29, 9, das adj. *lichten* 64, 15 geschrieben, woraus kürze folgt.

nasal + cons. Die länge von 5 × *gienge* 54, 35 und 2 × *fiengen* 59, 22 scheint mir doch nicht so sicher, wie Franke § 33 meint; er selbst führt die schreibung *hing* an. Überdies beweist *ie* schliesslich so wenig für länge, wie *i* für kürze (vgl. *hilt* 1, 9 : *hielt* 58, 22). *dienst* (14 ×) 3, 4 und *dinst* (6 ×) 53, 20 schwanken. *friunt* entwickelte schon frühzeitig eine md. nebenform *frunt,* die als kurz erwiesen wird, weil sie der diphthongierung entgieng. In S steht 1 × *fruntlich* 97, 9 gegen 1 × *freuntlich* 20, 15 7 × *freund* 53, 14. *zcwentzig* 93, 12 darf wol als kurz gelten.

r + cons. Bei 5 × *hirschafft* 87, 19 und *herlich* 42, 5 ist kürze vorauszusetzen, die auch in 30 × *herr* 8, 27 längst eingetreten war. *hoffart* (5 ×) 34, 16 ist neben *hôchvart* schon mhd. als kurz belegt.

Verkürzung vor einfacher konsonanz ist selten, so bei einigen wörtern mit ableitendem *-er; ymmer* (8 ×) 1, 15 : *ymer* (5 ×) 105, 15, *nymmer* (20 ×) 3, 9 : *nymer* 88, 22 werden kurz gesprochen worden sein, wie die ausführungen unter a. nahe legen, desgleichen *adder* 58, 6 und *mutter* (10 ×) 35, 20. Dagegen werden *jamer* (4 ×) 25, 13 *jamert* (2 ×) 97, 29 *jemerlich* 13, 25 durchgehends mit *m* geschrieben. Für mhd. *wâpen* steht 2 × *wapen* 100, 7 : *lippen* 23, 22.

Schwache betonung endlich hat in vielen md. mundarten (Fr. Obs. dial. § 44) *ûf* verkürzt. In S steht 3 × *vff* gegen sonstiges *auff* (A. ändert 24, 13 61, 22, lässt aber 65, 23 stehen).

Für die quantitätsbestimmung von *bracht* 55, 31 *gedacht* 3, 3 *pfrund* 84, 4 *stund* 81, 32 *lassen* 81, 19 *mußen* 67, 28 fehlt es an jedem anhalt.

§ 2. Diphthongierung.

Die diphthongierung der alten längen *î* > *ei*, *û* > *au*, *ü̂* > *eu* ist in Mitteldeutschland nicht gleichmässig durchgedrungen, in einigen mundarten sind nur ansätze zur diphthongierung zu finden, z. b. im westthüringischen (Sz. Ma. § 13, 3 18, 4 25, 4)[1]. Dass die verhältnisse um die mitte des 15. jahrhunderts bereits im wesentlichen so lagen, wie heute, betont Braune Beitr. I, 37. Franke (Obs. dial. § 44) weist spuren für den übergang in Obersachsen bereits in der mitte des 14. jahrhunderts nach, und gewiss beweist das übergewicht der *i*- und *u*-formen nichts für die wirklichen lautverhältnisse. Die bewusste annäherung der kurfürstlichen kanzlei an die kaiserliche um das jahr 1480 verhalf der neuen schreibung endgiltig zum siege, und rascher, als es sonst geschehen wäre, verbreitete sich der neue gebrauch auch da, wo die mundart dazu keine veranlassung gab.

Die alten und neuen diphthonge sind von anfang an nicht gleich gesprochen worden, wie durch das verhalten der mundarten erhellt, die, jede in ihrer art, die laute sondern. Das obs., dem das ostthür. in diesem punkte folgt, gibt mhd. *ei* und *oü* durch *ē*, *ou* durch *ō* (Fr. Obs. dial. § 17, 3 20, 3), mhd. *î ü̂* durch i^2, *û* durch a^2u^2 wider (ebendort § 21, 2 22, 2). Wenn nun dieselben zeichen zur schriftlichen darstellung verschiedener laute verwandt wurden, so ist dies nur orthographische gewöhnung. Luther steht mit der schreibung *ey* (vgl. § 44, 1), *au* und *eu* ganz auf dem boden der md. richtung der kursächs. kanzleisprache.

Die diphthongierung der alten längen ist konsequent durchgeführt, also: *meyn, auß, heute, heußer;* es erübrigt sich wol, beispielsammlungen zu geben. Wichtig ist es dagegen, die fälle anzuführen, wo der alte vokal erhalten, und dann die, wo diphthongierung gegen nhd. gebrauch eingetreten ist.

Die bildungssilben *-lîch, -lîn, -în* sind, zum teil schon mhd. (Whd. § 16) verkürzt und von der diphthongierung nicht betroffen worden, *-lich* durchweg, *-lin* mit einer ausnahme *worttleyn* 72, 5 gegen 4 × *gepettlin* 54, 17 2 × *meydlin* 81, 4 *liedlin* 99, 12 *weyblin* 10, 7 *wurmlin* 50, 17. Die mhd. endung *-in* könnte erhalten sein in *heryn* 77, 14. Joh. Luther (Ztschr. 24, 80) sieht in dem von Franke § 148, 3 angeführten *harin sack* freilich nicht die unmittelbare fortsetzung des mhd. *-in*, sondern nimmt folgende entwickelung an: mhd.

1) Die heutigen grenzen der *i*/*ei*-gebiete sind an dem worte *īs* im Anz. f. d. a. 1892 s. 409 nach den ergebnissen des Wenckerschen sprachatlas mitgeteilt worden.

in > *en*, md. *in*. Aber die schreibung mit *y* ist für md. *i* = gd. *e* der nebensilben nicht gebräuchlich.

i ist sonst noch erhalten im fremdwort *paradiß* 78, 16 und in den vereinzelten *geschmid* 12, 22 (A *geschmeid*) und *vberbliebend* 85, 7 (auch in A),

u wegen des nebeniktus in *Carthuß* 94, 3[1].

Diphthongierung gegen nhd. gebrauch ist in der 1. und 3. pl. ind. pr. von *sein* eingetreten: 1. pl. 9 × *seyn* 20, 23, 3. pl. 41 × *seyn* 76, 19 und 5 × *seynd* 5, 16. Zu grunde liegt mhd. *sîn*, das auch für die 3. pl. *sint* in der quantität massgebend wurde (Obs. dial. § 44). Einer vermengung zwischen mhd. *sît* und *sint* scheint die in S gebräuchliche form *seyntemall* (3 ×) 88, 12, woneben *seynt dem mall* 12, 7 einmal belegt ist, ihren ursprung zu verdanken.

Luthers *vnterscheydt* (15 ×) 1, 11 geht auf mhd. *underscheit*, nhd. unterschied auf mhd. *underschit* zurück.

§ 3. Monophthongierung.

Die bewegung, *ie* in *i*, *uo* in *u*, *üe* in *ü* zusammenzuziehen, geht von Mitteldeutschland aus; sie hat in der aussprache des nhd. gesiegt, nur die schrift bewahrt die spuren der alten verhältnisse. Ebenfalls auf md. boden erwachsen ist die teilweis erfolgte monophthongierung des ahd. *iu* zu *û* = nhd *au* (vgl. § 4).

1. *ie* > *i*.

Luthers aussprache ist monophthongisch, die schrift hält in der regel *ie* fest: das zeichen des diphthongs war zum zeichen der dehnung geworden (vgl. jedoch § 1, b). Beweis: altes *ie* wird zuweilen *i* geschrieben, obwol sicher länge anzusetzen ist, anderseis erscheint altes *ĭ* in offener und durch systemzwang auch in geschlossener silbe gelängt als *ie*. Vgl.

ie: dienen 3, 4 *tieff* 18, 12, *hielt* 58, 22 : *hilt* 1, 9, *liebe* 5, 6 : *liben* 15, 9, *ließen* 14, 13 : *lißen* 27, 20.

i: spiel 32, 34 und sonst im schwanken mit der etymologischen schreibung *getrieben* 27, 24 : *geschwigen* 14, 4, *siebenden* 48, 23 : *siben* 19, 14. Die vollständigen belege sind § 43, 3 gegeben.

Nur in einem falle hat die nhd. aussprache den diphthong *ie* beibehalten: mhd. *ie* = nhd. *je*. In Mitteldeutschland wurde auch hier monophthongiert, so findet sich Cod. dipl. II, 1 nr. 464 a. 1352 ganz

1) Mit Weigands Wb. möchte ich volksetymologie annehmen, worauf schon das geschlecht — *inß* C. — hinweist. Der druck C hat *yn dye Carthauß*.

bezeichnend *y* oder *y*[e]. Die md. mundarten haben, wo nicht die alten formen vergessen und durch die schriftsprachlichen ersetzt worden sind, folgerichtig auch hier *ī*; in Salzungen *i — i = je — je*, veraltend *idder = jeder*. Auch Luther hat, wie zu erwarten, kontrahiert; dass die schreibungen *y* und *ye* wechseln, kann bei den etymologischen verhältnissen nicht wundern, *yhe* ist nur scheinbar zerdehnt. Der bestand ist folgender:

28 × *yhe* 1, 10 : 1 × *yden* 38, 2, 17 × *yderman* 14, 1, 11 × *jglich* 4, 7 + 8 × *iglich* 54, 12, 22 × *itzt* 87, 10, 1 × *ymand* 88, 21 : 12 × *yemand* 91, 28 und 2 × *yhemand* 14, 22.

2. *uo > u, üe > ü.*

Mhd. *uo* und *üe* wurden monophthongisch gesprochen, als zeichen für beide dient *u* (über *ü* vgl. § 4): *gut, thun, furen.*

Das nhd. hat in *versöhnen* übergang des *üe > ö*, S bietet dagegen 2 × *vorsunet* 20, 24. *almoßen* 3, 1 für mhd. *almuosen* ist an die lateinische form angelehnt.

Im 109. ps. steht *stuel* und *stul* neben einander W. A. 9, 182. Ebendort findet sich aber auch ein ganz auffallendes *oe*[1], z. b. in *morgenroet* W. A. 9, 193, *boeß : boß* 183, *schoene : schone* 191, aber *blodes (bloede)*, wodurch — an umlautsbezeichnung ist bei *oe* nicht zu denken — auch *ue* nur als längezeichen erwiesen wird. Vgl. auch W. A. 6, 200 über druck C des S. v. d. g. w.

3. *ei > e, ou > o.*

Für den dialektischen übergang des mhd. *ou > o* findet sich in S kein zeuge[2]; ebensowenig von der des *ei > e*, denn *zcwentzigsten* (2 ×) 93, 12 geht auf mhd. *zwênzic* zurück. *eylfften* (3 ×) 11, 33 ist — in der schrift? — gewahrt. Aus A führt Fr. § 39 *schmechlern* an. Es liegt entweder eine eigenmächtigkeit des setzers oder ein druckfehler vor, die handschrift bietet 87, 13 richtig *schmeychlernn.*

Luther konnte die verengung des *ei > e* um so eher als dialektische, in der schriftsprache unpassende eigenheit erkennen, als sie durchaus nicht, wie Fr. § 39 meint, in allen thüringischen mundarten auftritt. Der westen, d. h. etwa die striche, wo *î* und *û* sich hielten, kennt nur die alten diphthonge. Auch im Mansfeldischen kommt *ei* neben *ä* und *e*, *au* neben *o* vor (Jecht, Mansf. wtb. s. IV).

1) Offenbar in anlehnung an obd. gebrauch. Aus der kais. kzl. (Kluckhohn 74) merke ich an *hoen = hān*, aus der kurfürstl. (obd. richtung) *soen* in einer Weimarer urkunde vom 24. juli 1519.

2) Bezeichnend ist in A der druckfehler *glaubt* für *g(e)lobt* 78, 29.

§ 4. Umlaut.

1. *a* > *e*.

Den umlaut des *a* bezeichnet Luther durch *e*, das obd. *å* für den sog. jüngeren umlaut fehlt. Da nun auch umgelautetes *â*, sowie *ê* und *ë* mit dem gleichen zeichen widergegeben werden, umfasst éin buchstabe 5 laute. Dass sie den gleichen qualitativen wert gehabt hätten, ist von vornherein unglaublich, die mundarten unterscheiden auch heute noch. Über die *e*-laute im obs. dialekt vgl. Franke, Obs. dial. §§ 39. 42. Wenn trotzdem die mitteldeutschen nur des einen zeichens sich bedienen, so kann nicht zusammenfall der laute, sondern nur der mangel an schriftzeichen die ursache gewesen sein, dieselbe ursache, die auch die umlautsbezeichnung bei *o* und *u* erschwerte.

Vom heutigen gebrauch weicht Luther in der setzung des umlauts mehrfach ab:

a. Mit dem mhd. fehlt der umlaut in:

vnuorschampt 58, 29 (Fasola-St. § 11) *falschlich* 16, 7 *erkantniß* 19, 28 *garten* (dat. pl.) 14, 14. Für *vorechter* 61, 1 hat A *vorachter*.

b. Umlaut steht in:

brengt (§ 5, 1) 18 × *erbeyt* 46, 13 (A bessert 48, 31 49, 19) 14 × *erbeyten* 2, 28 (A hat an dieser stelle gebessert) 4 × *erbeytleutt* 91, 30 *ertzeney* 29, 29 2 × *manichfeltig* 69, 18 3 × *senfft* (adj.) 91, 26 comp. *senffter* 92, 28, dazu als adverb 2 × *sanfft* 109, 21, wie 10 × *fast* 89, 23 : 3 × *fest* (adj.) 110, 7 (einmal auch adverbiell 6, 12).

c. Es schwanken:

5 × *sanfftmut* 98, 4 (A hat *e*) *sanfftmutigkeytt* 95, 22 : 9 × *senfftmutigkeyt* 95, 32, 5 × *gewalltigen* 109, 26 : 1 × *gewelltigen* 89, 24.

d. *dann* — *denn*.

Ohne bedeutungsunterschied kommen neben einander vor: 63 × *dann* 1, 3 3, 14 : 20 × *denn* 32, 13 58, 9, 16 × *wann* 3, 14 : 65 × *wenn* 32, 12. Fest ist *e* in 9 × *dennoch(t)* 12, 24.

2. *â* > *e*.

Abweichend vom jetzigen gebrauch sind nur wenige fälle: 2 × *klarlichst* 110, 1 : *klerlichst* 105, 10, *maiestat* 50, 16 : *maiestet* 50, 5, *bapsten* (dat. pl.) 36, 22 : *bepst* (n. pl.) 59, 17, *bapstlich* 39, 16.

3. *au* > *eu*.

Das zeichen für umgelautetes *au* (mhd. *ou* und *û*) ist *eu*. Über *aw* und *ew* vgl. § 44, 4.

a. Ein beispiel, wo im nhd. analogisch umlaut eingetreten ist, bei Luther (in übereinstimmung mit vielen md. mundarten) nicht, ist *olbawm* (gen. pl.) 78, 23.

b. Im mhd. hindern vielleicht die labialen den umlaut von *ou* > *öü*, im md. nicht. Bei Luther ist der umlaut fest in *heubt* (mhd. *houbet*, ahd. *houbit*) und seinen zusammensetzungen:

9 × *heubt* 77, 4 *heubtbuffen* 83, 12 *vbirheubt* 27, 1. Bei *kaufen* überwiegen die nicht umgelauteten formen: 4 × *kauffen* 103, 3 : 1 × *vorkeuffen* in derselben zeile. A ändert in letzterem falle, hat aber 11, 11 im gegensatz zur handschrift umlaut. Bei dem verbum *glauben* halten sich *au* und *eu* etwa das gleichgewicht; es steht 18 × *glawben* 87, 1 *glawbist* 48, 4 *glawbt* 87, 1 *vnglawigen* 9, 7 : 20 × *glewben* 15, 7 *glewbist* 42, 20 *glewbt* 86, 28 (: z. 29!) *Christglewigen* 4, 17 2 × *vnglewbigeu* 53, 3. Ferner findet sich 1 × *rauberey* 102, 25 : 1 × *reuberey* 85, 23. *tauff* 1, a. und *getaufft* 83, 30 stehen ohne umlaut.

Neben umgelautetem *drewen* (3 ×) 85, 14 steht 2 × *strawen* 54, 12. Vgl. v. Bahder, Abhandlung 8, 4.

c. Mhd. *iu* ist regelmässig umgelautet: *sew stall* 55, 21. Wie mhd. *lûter liuter* hat S neben einander *lauterlich* 92, 10 und *leuterlich* 6, 30. Mit md. *û* statt mhd. *iu* sind eine reihe von wörtern anzusetzen, besonders solche, die auf *iuw* ausgehen (v. Bahder s. 214, Wilmanns § 213, Behaghel § 41, 2 in P. Gr. s. 569). Diese *û* werden naturgemäss wie die andern zu *au* verbreitert. Dahin gehören *traw* (subst.) 9, 33 *mißtraw* 105, 12, *grawlich* 60, 9 neben *grewlich* 44, 19.

4. *o* > *ö*, *u* > *ü*.

Bei den bisher behandelten umlautserscheinungen standen Luther zur schriftlichen darstellung besondere zeichen zur verfügung (*ă* > *e*, *au* > *eu*), nicht so bei *o* und *u*. Nhd. *ö* erscheint in der handschrift dreimal mit einem diakritischen zeichen versehen: *trŏsten* 3, 23 *taglŏner* 11, 12 und *fŏddert* 37, 1. Von A, dem Lottherschen druck, sind treu der sonstigen gewohnheit auch diese einsamen zeugen getilgt. Dagegen finden sich im Ndr. eine menge *ü*, die gewisse striche und punkte über dem *u* widergeben sollen, während andere „graphische eigentümlichkeiten, wie der haken über *n*, die nur dem setzer direktive geben wollen“ (einl. s. XI des Ndrs.) nicht mit abgedruckt sind. Soviel ich aus der handschriftlichen probe (W. A. 9, tafel VI) ersehe, sind zeichen verschiedener art durch *ü* dargestellt, bald zwei strichelchen, bald zwei punkte[1]. Dass auch sie keine andere bedeutung haben als der *n*-haken und füglich im Ndr. wie jene hätten wegbleiben können, wird ohne weiteres klar aus ihrer verwendung. Da, wo umlaut zu

1) Ein einziges mal ist übergeschriebenes *e* als umlautszeichen verwandt: *mủnde* 23, 28 (A *munde*). Der fall ist ohne gewähr, von umlaut kann gerade hier keine rede sein.

erwarten ist, stehen sie oder stehen sie nicht, desgleichen, wo von einem umlaut nicht die rede sein kann. Auf der ersten seite des Ndrs. merke ich an:

Umlaut: *sünd würd müßen darümb* (md. mit umlaut anzusetzen) neben *darumb jungling fur vorfuret muglich.*

Kein umlaut: *Christus zcum zcur thun auß* neben *Jhesüs zcüm zcü thün aüß.* Ferner dient *ü* auch zur bezeichnung eines anlautenden *v* (§ 45, 1): *ßoüill* 9, 31 *zcüüorsicht* 9, 32, sowie eines lateinischen *u*: *proüer(bia)* 34, 22.

Den umlaut von *u* hat Luther nicht geschrieben. Langsam hat sich diese erkenntnis bahn gebrochen. Dietz, Wtb. I, s. XVI lässt es noch zweifelhaft, ob Luther mit *ü* den umlaut habe bezeichnen wollen. Rückert II, 60 meinte: Diese wunderlichen pünktchen, häkchen und strichelchen dienen nicht ausschliesslich zur bezeichnung des umlauts. Entschiedener sagt Wülcker, Germ. 28, 210: Zwar finden sich zeichen über *u* in den handschriften; sie sollen aber nur das *u* vom *n* unterscheiden, mit dem umlaut hat das nichts zu tun, und über *o* findet sich nichts ähnliches. Franke § 18 bemerkt: Bei *o* und *u* ist die bezeichnung des umlauts stets nur ausnahme.

Die nichtbezeichnung des umlauts verlangt noch lange nicht die annahme, Luther habe ihn nicht gesprochen. Der einzige, der Luther dem gesprochenen umlaut abhold sein lässt, ist, so viel ich sehe, Wülcker, Germ. 28, 199 und 210. Sonst sehen die genannten alle mit recht in dem unterlassen der bezeichnung nur schreibgewohnheit, mag diese sich auf hergebrachte überlieferung stützen oder im fehlen einfacher zeichen ihren grund haben (Pietsch s. 40). Die fabel von der abneigung des md. gegen den umlaut darf als überwunden gelten; der ausgedehnte gebrauch des umlauts in den heutigen mundarten ist beweisend. Vgl. Behaghel § 24 in P. Gr. s. 561.

Für die aussprache Luthers ist aus S, abgesehen von den wenigen wörtern mit *ö*, nicht viel zu erzielen. Doch fehlen kriterien, wie Fasola § 18 für Staupitz sie gibt, nicht ganz. *vorwurckt* 98, a. 8 ist in *vorwirckt* geändert; daneben noch *vorwirckest* 51, 30. Die schreibung *zcwolfften* 13, 18 (A hat *e*) für das regelrechte *zcwelfften* (2 ×) 54, 20 lässt *ö*, mundartlich ohne rundung gesprochen, voraussetzen. Deutlicher noch ist 109. ps. *zcersteren : zcerstoren* W. A. 9, 200. Wieweit Luther über den heutigen gebrauch hinausgieng oder hinter ihm zurückblieb, lässt sich leider nicht feststellen.

§ 5. Störungen und schwankungen im vokalismus.

Luthers sprache bietet für uns eine menge archaischer und dialektischer formen. In der folgenden übersicht schien es sich mir zu

empfehlen, von dem geregelten gebrauch des mhd. auszugehen, wobei natürlich eben so viel gewicht auf das verharren beim alten wie auf das fortschreiten zum neuen — sei es später anerkannt oder nicht — zu legen war. Das nhd. zum ausgangspunkt zu nehmen, widerspräche dem bisher geübten verfahren. Von Luthers eigenem lautstand aus lässt sich schwer eine übersicht gewinnen wegen der schwankungen, denen seine schreibweise unterworfen ist.

a. Die kurzen vokale des mhd.

1. *i* > *e*. Der unterschied zwischen *i* und *e* ist in den md. mundarten verwischt. Auch Luther hat in einigen fällen der aussprache die schreibung folgen lassen. Von ihm, nicht von den setzern, wie Fr. § 38 vermutet, rühren her: *spetall* 78, 1 (A ändert gerade hier in *spital*) *spetellmeyster* 78, 2 (vgl. Sz. ma. s. 145 *šbeddel*), *anlegens* 11, 31 gegen 9 × *ligen* 57, 28. Das gd. *i* in *bringen* hat bei Luther das übergewicht erlangt. Neben 12 × *bringen* 56, 30 erscheint 2 × die md. form mit umlauts-*e* (Bahder s. 188) *vollbrengen* 99, 28 *brengt* 45, 1.

i > *ü* ist aus S nicht nachweisbar. *wirdig* (5 ×) 4, 28 *wirdickeyt* (2 ×) 50, 6 *wirdiglich* 54, 28 *ehrwirdigen* 29, 11 haben durchweg *i* erhalten.

In *hulff* (8 ×) 55, 1 *hulfflich* 93, 17 *kutzell* 66, 31 und *zcurknursset* 100, 20 liegt kein übergang von *i* > *ü* vor; es bestehen seit alters nebenformen mit *u*. Das schwanken im 109. ps. zwischen *zcurknirsset* W. A. 9, 198, 9 und *zcerknurfßen* 197, 28 lässt den schluss zu, dass der gerundete vokal (*u* = *ü*) nur graphisch ist.

2. *e* > *i*. *ë* ist zu *i* erhöht in *wilch* (105 ×) 1, a. : 2 × *welch* 10, 17. A ändert 61, 9 in *wilch*, 10, 13 Luthers *wilch* in *welch*. Mhd. *wëder* ist durchweg *widder* 13, 30, nur *entwedder* 45, 8 zeigt *e*.

vorwirren für mhd. *wërren* bietet Luther 49, 30 im gegensatz zu den von Fr. § 36 angeführten stellen.

ȩ = *i* im fremdwort *kilch* (2 ×) 34, 25; *ê*, längst verkürzt, ist zu *i* gewandelt in *hirschafft* (5 ×) 87, 19 (A hat 89, 4 und 106, 16 *e*).

e > *ö* hat Luther in anschluss an die ältere orthographie, vermutlich aber auch, weil seine mundart die lippenrundung nicht kannte, vermieden. Belege (v. Bahder, Abh. 4): *schweren* (4 ×) 25, 20 *gewenen* (2 ×) 27, 33 *lewe* (2 ×) 87, 32 *lesschen* 76, 3 *hell* (3 ×) 8, 24 *hellisch* 60, 12 *schepffen* 20, 31. Neben dem regelrechten *zcwelfften* (2 ×) 54, 20 findet sich, wie bereits erwähnt, einmal *zcwolfften* 13, 18 (von A geändert). Wie die aufgeführten, später trotz seiner ablehnung schriftdeutsch gewordenen formen vermeidet Luther andere,

mundartlich gebliebene: *frembd* (5 ×) 68, 19 *frembdling* 77, 34. Hingegen ist *wollen* (10 ×) 63, 22 bei ihm durchgeführt.

3. *a* > *o*. Die beiden in betracht kommenden fälle sind nicht ganz einwandfrei. Bei: *es gepricht on predigernn* 57, 29 könnte verwechselung mit *ône* vorliegen; sonst steht immer *an* 58, 6. Ist *auff alle ort* 107, 35 gleich sonstigem *artt* 57, 17?

4. *o* > *a*. Mehr umfang hat md. *a* sich gewahrt, es steht mit gd. *o* im wechsel. Es stehen 2 × *ab* 97, 2 (A *ob*): 8 × *ob* 19, 4 (A *ab*), *ader* 93, 25 (A *aber!*): sonstigem *odder* 66, 19, während 109. ps. durchweg *adder* aufweist, 2 × *nach* 58, 6: sonstigem *noch* 13, 30 (A ändert in *nach* 69, 29 80, 27 86, 10), 1 × *sall* 66, 3 (A *sol*) : 29 × *soll* 67, 25, *außgerattet* 63, 8 : *außrotten* 111, 13; *doch* 52, 23 u. s. ist das regelrechte, 60, 15 ändert A in *dach*.

o > *u*. Fest ist *u* nur in *vbirst* (5 ×) 84, 21 (A *o*) und *vbirkeytt* (17 ×) 82, 13. Es schwanken *forcht* (subst.) 16, 25 : 3 × *furcht* 76, 13 (nhd. in anlehnung an *fürchten* anerkannt), 6 × *fort* 65, 11 : 3 × *hynfurtt* 6, 1, 10 × *solch* 33, 12 : 2 × *sulch* 76, 33. Über *kommen* s. *u* > *o*.

5. *u* > *o* (*ü* > *ö*) nimmt in den md. mundarten ein grösseres gebiet als im nhd. ein, nur ein teil der md. *o* ist übernommen worden (v. Bahder, Abh. 6). Luthers gebrauch ist nicht fest.

α. vor *n*: *sun* (6 ×) 21, 2 ist in der handschrift die herrschende form, A hat 45, 23 in *son* geändert. *kunig* (16 ×) 53, 18 wird von A 17, 19 36, 22 75, 29 mit *o* gedruckt. Luther selbst schreibt 1 × *konige* 17, 21 (: 17, 19!) und *konigliche* 77, 2; über 2 × *vorsunet* 20, 24 vgl. § 3, 2.

β. vor *nn*: 5 × *sonne* 7, 12[1] und zusammensetzungen *sontag* 61, 19, *gewonnen* 40, 15 *gonnen* 97, 10 mit *o*, mit *u* dagegen *kunnen* (12 ×) 28, 5 durch alle formen.

γ. vor *n* + cons.: 81 × *ßondernn* 12, 33 *abgesondert* 4, 26. A ändert in den meisten fällen, lässt aber auch gelegentlich (5, 24 u. ö.) *o* stehen; 12 × *ßonst* 2, 15 : 1 × *sunst* 18, 29, 9 × *vmbsonst* 11, 13 : 2 × *vmbsunst* 6, 30; für mhd. *sünder* steht einmal (aus versehen?) *ßondernn* 53, 2 (A bessert) gegen 7 × *ßunder* 55, 4; nur mit *u* belegt *wunder* (11 ×) 56, 30 und *gunstig* (4 ×) 10, 27.

δ. vor *m*: *frum* (23 ×) 14, 18 ist das allein übliche (A ändert 11, 31 37, 33); *kumen* schwankt in allen formen zwischen *o* und *u*, im inf. und ptc. ist *u* fester, A bevorzugt die *o*-formen. Es steht 23 × *kummen* 42, 10 : *komen* 48, 11, 3 × *kumme* 68, 18 : 3 × *kome* 71, 27, 13 × *kumpt* 37, 25 : 11 × *kompt* 46, 7, aber nur *kumist* 56, 21 und 6 × *kummen* (ptc.) 108, 33; dagegen 4 × *vollkommen* 25, 30.

ε. vor *r* + cons.: 2 × *antworten* 17, 20 (mhd. *antwurten*) mit anlehnung an *wort*; Luther hat eben so regelmässig *durffen* (10 ×) geschrieben als der

1) 105, 32 hat A *sunne*, einmal also hätte Fr. § 52, 1 das *u* finden können.

setzer *dorffen* gedruckt 16, 1; 11 × *zcurnen* 73, 14 (A hat 35, 21 58, 8 *o*): 1 × *zcornen* 95, 33, wo A zur abwechslung in *tzurnen* ändert; 3 × *furderlich* 49, 10. Vor *l* + cons. *gülden* (mit umlaut anzusetzen v. Bahder s. 193) = *gulden* (5 ×) 70, 14.

ζ. vor anderen konsonanten: *vber* 68, 13 und seine zss. wie *vberhyn* 2, 3, daneben *drober* 7, 8; *mugen* (32 ×) 2, 8 schwankt (anlehnung an *mohte*) mit *mogen* (4 ×) 77, 29, dagegen ist nur *muglich* (8 ×) belegt 18, 29; *molsteyn* 87, 18 = *mühlstein; föddert* 31, 7 zu mdh. *vürdern, vudern.*

b. Die langen vokale des mhd.

1. *ê* > *ei.* Für das mhd. *vaelen* steht *feylet* 24, 25 (aus frz. *faillir*). Das von Fr. § 63 aus A angeführte *wey* 63, 13 ist wol nur druckfehler. A hat gleich in derselben zeile, wie die handschrift an beiden stellen, *weh.*

ê > *a.* Der md. wandel von *ê* > *a* ist eine art analogischen rückumlauts. Luther hat in S nur eine spur davon, es steht 1 × *lare* 79, 31 : 3 × *lere* 91, 23. A ändert auch 79, 31. *gelart* ist nicht zu finden, vgl. 4, a. 13 und 81, 5. Dagegen wird 109. ps. (W. A. 9, 187, 17) aus dem volksmund angeführt: *die gelarten, die vorkarten.* Z. 19 folgt *hochgelert.*

2. *â* > *o.* Die verdumpfung des *â* > *o* ist fast allen dialekten eigen. Luther kennt die überlieferte schreibung neben der dem lautstande entsprechenden. Nur ein teil dieser *o* ist in die schriftsprache aufgenommen worden. Für mhd. *âne* steht *an* und *on* im wechsel: 8 × *an* 20, 11 : 28 × *on* 1, a. 1, 3. 4 (A ändert 20, 29); mhd. *mânôt* = *monad* 56, 11; *wâ* ist ein einziges mal erhalten in *wamit* 6, 21 : 11 × *wo* 14, 17.

S geht über den gd. gebrauch hinaus, freilich die handschrift nicht in dem masse wie der druck. Die von Fr. § 50 aus A aufgezählten formen sind grossenteils dem setzer zuzuschreiben, so:

worhafftig 9, 9 *gethon* 39, 31 *anfohen* 99, 28; Franke hätte hinzufügen können *sprochen* 12, 12. In all diesen fällen hat Luther *a*, *o* dagegen in folgenden: *noch* (6 ×) 37, 26 (69, 29 ändert A) *nochlaſßen* 83, 31 : sonstigem *nach* 1, 10 (A hat 14, 13 *noch*); *hott* (11 ×) 12, 2 (A bietet 1, 4 6, 1 45, 16 *hat*): 24 × *hatt* 15, 2; mhd. *dô* und *dâ* sind nicht mehr scharf geschieden, vgl. 20, 22 : 1, 8. *do* ist namentlich beliebt in verbindung mit dem relativum: *der do* 103, 22 *die do* 102, 6 *das do* 102, 32 *wer do* 45, 10 *ßo do* 14, 19. 2 × *dohyn* 19, 8 steht neben 3 × *dahyn* 92, 4, während sonst nur *darumb* 65, 1 *dadurch* 70, 30 usw. belegt ist.

â : ê. Während *gân* und *gên* in annäherndem gleichem verhältnis vorkommen, hat *stên* bereits das übergewicht über *stân* erlangt. Die statistik ergibt folgendes:

gân. 27 × *gahn* 2, 6 *gahen* 22, 7 : 20 × *gehn* 48, 3 *gehen* 30, 32, 18 × *gaht* 32, 4 : 15 × *geht* 24, 8 *gehet* 40, 10.

stân. 3 × *stan* 2, 4 : 28 × *stehn* 57, 19 *stehen* 100, 4, 1 × *staht* 102, 15 : 37 × *steht* 54, 8 *stett* 8, 15, *stehist* 42, 20.

c. Mhd. diphthonge im wechsel mit einfachem vokal oder qualitativ verschiedenem diphthong.

1. *ie* > *ü.* Die nhd. formen *lügen* (angelehnt an *lüge*) und das danach gebildete *trügen* kennt Luther noch nicht: 5 × *liegen* 35, 7 3 × *triegen* 37, 30 *triegerey* 13, 5.

ie > *e* wie nhd. in *demut* (2 ×) 52, 20 *demutig* (4 ×) 83, 35 *demutigett* 54, 29.

2. *ei* > *eu.* Eigentümlich ist *treudler* 11, 13 für unser *trödler.* Nur Sanders Wtb. zählt neben *treideln* die (nd.?) nebenform mit *eu* auf.

B. Vokale in nebensilben.

Im allgemeinen neigt das md. nicht dazu, die nebensilben zu synkopieren. Luther geht in vielen fällen, besonders anfangs, über seine mundart hinaus; namentlich die flexionssilben weisen vielfach nach obd. weise verkürzung auf, woneben freilich nach md. art der vokal auch geschrieben steht.

§ 6. Ableitungssilben.

1. Entwickelung neuer vokale.

Die entwickelung eines *e* vor *r* und *l* nach mhd. *i, u, û* war die folge der diphthongierung der alten längen. Luther schreibt nach alter gewohnheit das *e* meistens nicht, doch macht die wirkliche lautfolge auch in der schrift sich hier und da geltend.

Nichtflektierte formen: *sawr* 7, 1 7 × *ewr* 30, 11, dem sich 3 × *ewrnn* 5, 10 anschliesst, 3 × *fewr* 79, 32 *thewr* 50, 18, 9 × *feyr* 61, 12 18 × *feyrtag* 40, 27 : 3 × *feyer* 69, 29. Flektierte formen: *mauren* 7, 27 *pawren* 109, 7 5 × *ewre* 22, 18 *feurigen* 64, 16 4 × *theure* 87, 31 *vbertheuren* 102, 27.

Vor *l* zeigt sich die uns ungewöhnliche lautentfaltung in dem eigennamen *Pauel* 4, 14 *pauels* 11, 33 : *Paulus* 15, 8. Die schreibung ist der zeit geläufig, im Chronicon Islebiense finden wir z. b. 1522 den stadtvoit *Pauel* (1525 *Pavel*) *Mertens.* Die Sz. Ma. (Hertel § 41) bietet mit hiatusfüllendem *w* die aussprache *bâuwel,* dem *Pauwel* in Cod. dipl. II, 3 s. 110 vollständig entspricht.

2. Die form der erhaltenen vokale.

e ist der gewöhnliche vertreter für die mannigfaltigkeit der ahd. vokale. Die ableitungssilben *el, en, er* (zwischen *aere* und *er* wird

nicht mehr geschieden) weisen *e* auf: *vbell* 7, 16 *namen* 25, 25 *gepoten* 9, 30 *laßter* 26, 30 *gleyssener* 24, 25 *hoher* 51, 20.

Vor gewissen konsonanten, vorwiegend vor *s* und *st*, seltener vor *t* und *r*, merkwürdigerweise aber nicht vor *l* und *n* findet sich auch *i* zur bezeichnung des reducierten lautes:

vor *s* steht 36 × *e*, 71 × *i*, nämlich *anges* 36, 15 10 × *dißes* 96, 29 *gesetzes* 102, 32 *grymeß* 58, 18 *hereß* 59, 21 *langeß* 49, 3 *prangeß* 77, 3 *schoneß* 61, 6 : *angesichtis* 104, 16 *boßis* 35, 10 6 × *gepettis* 54, 20 25 × *gepottis* 46, 20 *grossis* 108, 1 18 × *guttis* 4, 8 *heubtis* 67, 17 *scheynendiß* 61, 6 *stettis* 19, 25 *streytis* 59, 18 (*gottis* muss, wie 5, a. 12 lehrt, ausscheiden); es schwanken 13 × *alles* 56, 12 : 5 × *allis* 29, 31, *deynes* 60, 5 : *deyniß* 104, 15, *eyneß* 102, 26 : 6 × *eyniß* 101, 8, 3 × *fleysches* 67, 15 : *fleyschis* 68, 9, *keyneß* 103, 33 : 2 × *keiniß* 19, 22.

Vor *st* ist *i* im subst. *angist* 50, 28 (A *angst*) geschrieben, die 2. ps. sg. (ind. und conj.) findet sich je 34 × mit *e* und mit *i* belegt: *anbettest* 10, 3 *bittest* 56, 26 *erffullest* 56, 24 *gebenedeyest* 23, 19 *harrest* 52, 12 *hilffest* 106, 9 *nennest* 10, 2 5 × *seyest* 51, 25 *sungest* 23, 19 *sollest* 78, 3 *sorgest* 104, 20 *vorwirckest* 51, 30 *werest* 23, 17 3 × *werdest* 51, 26 *ruffestu* 52, 11 2 × *sihestu* 10, 30 *speysestu* 106, 12 : *beclagist* 47, 25 *denckist* 12, 14 *erwurgktist* 60, 15 *fragist* 2, 11 2 × *gedenckist* 42, 20 2 × *glawbist* 48, 4 *habist* 52, 1 *horist* 51, 19 *kumist* 56, 21 2 × *lobist* 23, 19 3 × *magist* 31, 20 *mochtist* 52, 2 *regirist* 64, 20 *sagist* 47, 19 *setzist* 16, 32 *soltist* 52, 25 *stickist* 96, 3 *stehist* 42, 20 *thetist* 60, 14 *trawist* 10, 3 *volendist* 56, 23 *wurdist* 60, 15 *woltist* 48, 15 *erkennistu* 51, 7; es schwanken 2 × *achtest* 16, 31 : *achtist* 51, 18, *ehrest* 23, 20 : *ehrist* 51, 17, 4 × *findest* 51, 11 : 2 × *findist* 48, 3, *hettest* 106, 10 2 × *hettestu* 15, 17 : *hettist* 56, 25.

Vor *t* ist *i* selten und nur im wechsel mit *e* belegt. Es steht 2 × *gehet* 40, 10 : *gehit* 74, 31, 8 × *heysset* 43, 4 : *heyssit* 53, 30, 12 × *lesset* 50, 2 : 15 × *lessit* 19, 33.

Vor *r* findet sich *i* nur in *über:* 24 × *vber* z. b. *vber* 68, 13 *vberherrnn* (3 ×) 93, 15 *vberfallen* 53, 2 usw.: 61 × *vbir* z. b. *vbir* 16, 6 *vbirkeytt* (17 ×) 80, 14 *vbirst* (6 ×) 39, 30 *vbirfellet* 67, 32. — *aber* 80, 31 ist von A in *abir* geändert.

Im superlativ ist *i* 25 × gegen 4 × *e* vertreten, ob mit Whd. § 313 an erhaltung des alten *i* zu denken ist, bezweifle ich. *e* zeigen: *grossest* 35, 10 *schwerest* 29, 9 *nehesten* 106, 26 *vblesten* 51, 9; *i* dagegen: 2 × *großist* 41, 21 *schwerist* 35, 11, *grobist* 1, a. *scherffist* 92, 26 *herttist* 99, 30 *kurtzist* 54, 29 *ergist* 46, 19 2 × *gutigist* 71, 3 *hefftigist* 98, 5 *heyligist* 40, 5 *senfftmutigist* 98, 9 *notigist* 20, 11 *vntuchtigist* 29, 3 *sterckist* 22, 15 *geringist* 37, 32 2 × *jungist* 60, 18 *strengist* 50, 14 *vorkeretist* 11, 14 2 × *edlist* 1, 17.

Beim prät. der sw. v. sind die mittelvokale der 3 klassen nicht mehr unterschieden; wo sie vorkommen (belege § 31), lauten sie *e: bettett'* 54, 33. Das ptc. pr. kennt die dialektische ausweichung in *-inde* oder *-unde* nicht, also: *bliebend* 85, 7 3 × *folgend* 95, 17 3 × *gleyssend* 25, 15 *lebend* 5, 23 2 ×

leydenden 69, 21 3 × *ligende* 57, 8 *kummende* 20, 30 *scheynendiß* 61, 6 *weynend* 58, 11 3 × *wutend* 99, 19.

i behauptet seine stelle und gewinnt neuen zuwachs vor *g, ch, sch.*

-isch: vorfurisch 38, 20 *yrdenisch* 57, 12.

-ig = ahd. *ag, îg* mhd. *ec, ic: heylligen* 26, 4 *pflichtig* 17, 18.

-icht: toricht 52, 4.

-in: meysterynn 91, 18 *nerrynnen* 67, 1, daneben die dialektische form *kunigen* 77, 2.

-ling: jungling 1, 8.

-nis: finsterniß 37, 5. Das obd. *-nus*, auch in der kursächs. kanzlei seit 1520 auffallend häufig gebraucht, fehlt in S.

u ist fest in *-ung: zcusagunge* 48, 16.

Die mhd. langen vokale haben sich zum teil unverändert erhalten; über *-lîch, -lîn, -în* vgl. § 2.

o = *o: kleynod* 12, 22; > *a: monad* 56, 11.

uo > *u: reychtumb* 43, 25 *armut* 74, 24.

ei = *ei:* 29 × *erbeytt* 46, 13 *erbeytleutt* 91, 30. Steht *erbtleutt* 92, 18 für gesprochenes *erbetleut? freyhett* 16, 16 (A *freyheit*) ist ein versehen.

3. Synkope.

Abgesehen wird hier von den flexionen und den fällen, wo eine flexionsendung an die ableitungssilbe *el, en, er* tritt. Massgebend für eintritt oder nichteintritt der synkope sind die konsonanten vor und nach dem gefährdeten vokal.

a. Vor dentalen:

13 × *heubt* 3, 17 : *vbet* 68, 24 (mhd. *üebede*), *megd* 92, 18, *predigt* 43, 17 : 12 × *prediget* 1, a. 1, 11, 4 × *marckt* 90, 31 : *nackete* 77, 33; 4 × *frembden* 68, 19 *hembd* 77, 14 8 × *ampt* 83, 10 9 × *sampt* 38, 9; 20 × *dienst* 3, 4 6 × *ernste* 51, 23, *angist* 50, 28 : 3 × *angst* 7, 8, 8 × *bapst* 84, 8; *zcierde* 16, 31 *theurde* 87, a. 12.

stettis 19, 25 (mhd. *staetes*, urspr. gen.) : *lauts* 71, 22 16 × *nichts* 53, 7 *stracks* 88, 3.

Die superlative haben, wie unter 2. gezeigt wurde, den vokal zum teil — als *i* oder *e* — beibehalten. Den 29 formen mit vokal stehen 88 synkopierte gegenüber:

6 × *großt* 51, 8 *grobst* 105, 5 *heyligst* 96, 25 6 × *geringst* 60, 21 *jungst* 79, 10; *liebst* 108, 30 10 × *best* 81, 32 *krefftigst* 53, 28 *ferlichst* 32, 2 21 × *hochst* 1, 17 2 × *klerlichst* 105, 10 *nutzlichst* 89, 4 *frumst* 36, 24 *seltzamst* 25, 11 *gemeynst* 26, 11 6 × *vbirst* 39, 30 *gnawst* 92, 19 26 × *nehst* 21, 20.

Die superlative von adj. auf *-lich* und *-isch* haben Luther offenbar ungelegenheiten bereitet, konsonanten- und vokalverhältnisse sind

nicht recht in ordnung: *allerschedlichs* 8, 14 *allergleyssenischen* 26, 4 (A *gleisenisten*) *kleglist* 51, 5 *vorachtisten* 29, 4.

Bei den ableitungen auf *-isch* geht Luther über den heutigen standpunkt (*i* verklingt, wo die abstammung nicht mehr lebendig ist):

3 × *deutsch* 106, 32 6 × *hubsch* 95, 23 28 × *mensch* 64, 1) hinaus, wenn er *teuffelsch* 32, 34 : 2 × *teufflisch* 52, 33 und *krichsch* 43, 5 schreibt.

b. Vor gutturalen ist synkope selten:

6 × *mancherley* 39, 18 *mangerley* 87, 12 neben 2 × *manichfeltig* 69, 18 (A *manchfeltig*), *heyllgen* 35, 3 (A *heiligen*) : 24 × *heylligen* 26, 4, 3 × *menige* 1, 12 : 3 × *menge* 65, 6 (A *menige*); dagegen stets synkopiert sind die wörter mit *l* vor *ch*: 2 × *kilch* 34, 25 *milch* 17, 6, *welch* und *solch* durchaus.

c. Vor nasalen und liquiden. Das *e* der ableitungssilben *el*, *en*, *er* wird bei antritt von vokalisch anlautenden bildungssilben verschieden und im einzelnen fall nicht gleichmässig behandelt:

el: *betteler* 106, 17 : 2 × *heuchler* 36, 17 *schmeychler* 87, 13 *trewdler* 11, 12 2 × *samlung* 53, 13; *hymelisch* 105, 31 : 2 × *hymlisch* 59, 8, 2 × *teuffelisch* 59, 21 : *teufflisch* 52, 33.

en: *ertzeney* 29, 29 *gleyssenerey* 23, 6 *wusteney* 64, 13 *gleyssenisch* 26, 3 *yrdenisch* 57, 12 : *lugner* 42, 18 5 × *hoffnung* 91, 6; 3 × *gleyssener* 11, 28 : *gleyßner* 49, 4, 2 × *heydenisch* 4, 24 : 2 × *heydnisch* 10, 7, 5 × *ordenung* 71, 19 : 2 × *ordnung* 73, 11.

er: 2 × *lesterer* 96, 14 *wucherer* 12, 29 *abgotterey* 11, 25 3 × *buberey* 90, 15 2 × *dieberey* 85, 23 2 × *reuberey* 85, 23 *triegerey* 13, 5 *ketzerisch* 38, 20 6 × *beßerung* 8, 21 *hynderung* 84, 14 3 × *lesterung* 97, 24; *hungerig* 106, 12 : 2 × *hungrig* 78, 13.

§ 7. Komposition.

Der vokal des zweiten gliedes ist erhalten in *yemand* 19, 10 *niemand* 24, 6, wo allerdings die anfügung des *d* die bedeutung des *-man* verdunkelt hat. Für mhd. *seltsaene* steht *seltzam* = *selt-sam* (5 ×) 77, 11. Vollständige verkürzung des zweiten gliedes bis zum schwund des vokals zeigen *wellt* 68, 16 *itzt* 9, 7 (A *itzet*) *zcwelfften* 54, 20 *eylfften* 11, 33.

Das *e* der kompositionsfuge, im nhd. meist ganz aufgegeben, fehlt auch in S, höchstens wäre *lebelang* 28, 11 (neben *lebenlang* 1, a. 7) und *ynnewendig* 13, 6 neben *ynnwendig* 77, 14 anzuführen. Sonst:

schandpar 99, 12 2 × *schanddeckel* 40, 4 *trunckheyt* 100, 4 *vnendlich* 59, 33 29 × *ettlich* 90, 41 3 × *fridlich* 5, 30 8 × *gottlich* 71, 8 5 × *heymlich* 94, 1 4 × *hertzlich* 56, 1 *hulfflich* 93, 17 *kleglich* 33, 19 2 × *leychtlich* 110, 10 9 × *muglich* 104, 25 6 × *nemlich* 86, 5 9 × *nutzlich* 60, 28 3 × *redlich* 84, 4 *reychlich* 65, 16 2 × *schendlich* 99, 11 2 × *synlich* 41, 2 6 × *teglich* 46, 8 2 × *vntreglich* 83, 19 *volkomlich* 69, 32 *zcimlich* 76, 25

synlickeytt 59, 11 *frembdling* 77, 34 *jungling* 1, 8 *nachkomling* 76, 11 *taglöner* 11, 12 *fridsam* 68, 24 *gesellschaf(t)* 101, 1.

§ 8. Vorsilben.

ent- (von verben zeigt hochtoniges *ant-* nur das neugebildete *antwortten* 1, 20) in *entgellten* 33, 13 *empfangen* 2, 7. Dass *a* als irrationaler vokal im md. zuweilen erscheint, lehrt Whd. § 82. Für S gibt es keinen beleg. Das von Fr. § 42 angeführte *antzunden* in A ist nicht *ant-*, sondern *anzünden*, wie die handschrift durch *anzcunden* 44, 8 56, 31 erweist. Dietz, Wb. führt unter *anzünden* letztere stelle ganz richtig an; Opitz' fehler (s. 12) hätte vermieden werden sollen.

er- bietet nichts erwähnenswertes ausser dem einen *herwachßen* 21, 4, vgl. § 12, 3.

ver- wird in S wie in den früheren schriften und nach sonstigem md. gebrauch durchaus *vor-* geschrieben, z. b. *vortrawen* 26, 15 *vorwandellt* 61, 18. Mit Wülcker, Germ. 28, 100 ist selbstverständlich dieses *o* als graphisches zeichen des reducierten vokals anzusehen.

zer- erscheint md. gern als *zcur-*. S bietet *zcurschellet* 18, 20 *zcurknursset* 100, 20 *zcurschmeltzen* 43, 3. (Über *zcu* = *ze-* siehe § 21.)

be- und *ge-* kennen keine andere form des vokals, wol aber gänzliche unterdrückung desselben vor vokal, *l*, *n* und sonst gelegentlich.

be-lîben = *bleyben* 13, 25, *bi-giht* ist in *beycht* 7, 2 zusammengezogen.

ge verliert den vokal in: *gonnen* 97, 10 *glawbe* 3, 15 *gnade* 4, 21 *gnug* (38 ×) 6, 33 durchaus, in *gnawst* 92, 19 : *genaw* 93, 8; ferner in: 2 × *gsagt* 73, 27 : *gesagt* 61, 30, *gsetz* 87, 19 : 8 × *gesetz* 66, 10 (A hat in den beiden letzten fällen die regelmässige form), *gweßen* 62, 7 : 14 × *geweßen* 111, 9, *gwiß* 104, 27 : 10 × *gewiß* 57, 8; *gfressen* 75, a. 12.

§ 9. Lautreduction in pro- und enklitischen wörtern.

Die verschmelzung des bestimmten artikels mit einer präposition ist nicht selten:

am 9, 2 *ym* 9, 27 *vom* 9, 26 *zcum* 6, 9 *zcur* 85, 26, ungewöhnlich *zcun* = *zu den* 15, 27 *vmbs* = *um des* 78, 34.

Enklitisches *es* (pron.) verliert oft den anlautenden vokal:

ists 6, 4 *thuts* 6, 27 *seynß* 7, 7 *wyrs* 12, 32.

Die mit *da-*, *dar-* zusammengesetzten adv. erhalten, bez. verlieren den vokal je nach der stellung im satze:

drann 2, 13 *drauß* 15, 19 *drynn* 9, 16 *drob* 6, 24 *drumb* 18, 6 : *daran* 6, 30 *darauß* 2, 20 *daruber* 2, 13 *darumb* 15, 14. Lehrreich für die ver-

wendung sind die stellen: *du hast mich erloßet, drumb will ich ...* 31, 26 und *ich will yhn erloßen, darumb das er ynn mich hoffet* 31, 29 (A verschlechtert in *drumb*).

Kapitel 2. Konsonanten.

A. Der stand der hd. lautverschiebung.

§ 10. Labiale. Germ. p b f v.

1. *p.*

Anlautend ist germ. *p* zu *pf* verschoben worden: *pferd* 88, 34 *pfrund* 83, 3, inlautend und auslautend nach vokalen zu *f: kauffen* 103, 3 *tieff* 61, 3;

-pp- > -pf-: schepffen 20, 31 *klopffen* 45, 20 *opffer* 30, 11. Das einmal belegte *offer* 30, 9 (A ändert) ist so wenig wie die archaischen schreibungen *emphahen* (2 ×) 3, 26: *empfangen* (7 ×) 2, 7 für den beweis mundartlicher aussprache ausreichend; gerade nach *m* ist die gesprochene affrikata vorauszusetzen (§ 15).

p nach liquida oder nasal > *f: helffen* 7, 29 *wirff* 2, 24; formen wie *scharpff* (Fr. § 74) fehlen: *scherffist* 92, 26. Störungen: *lippen* 23, 22 und *wapen* (2 ×) 100, 7[1].

Die tenuis *p* ist in einigen fremdwörtern *b* geschrieben worden, in andern steht das etymologische *p* (Wilmanns § 54):

9 × *bapst* (mhd. *bâbest*) 36, 22 17 × *bischoffe* 36, 23 gegen: *papyr* 25, 7 *padte* 75, 1 *paradiß* 78, 17 *prediget* 1, a. *priester* 5, 29 *probstey* 83, 3.

2. *b.*

Germ. *b* ist an- und inlautend im allgemeinen auf seinem alten stand geblieben: *baß* 73, 10 *haben* 28, 30, auch *heubt* 3, 17 u. s. für nhd. *haupt*, aber *bapst* 84, 8 gegen mhd. *bâbest*.

Für germ. *bb* ist das einzige zeugnis *spynweb* 87, 17 (Wilmanns § 76).

Spirantische aussprache des inlautenden *b* legen schreibungen wie 3 × *glewigen* 4, 17 : 6 × *glewbigen* 53, 3, 5 × *glawen* 1, a. : 74 × *glawben* 5, 16 nahe.

Für die natur des anlautes, ob stimmhaft oder stimmlos, ist die entscheidung nicht so einfach. Wir finden häufig *p* für zu erwartendes *b* geschrieben. v. Bahder, Abh. 9 scheidet aus den belegen zunächst die aus, welche md. lautgesetzlich *p* zeigen müssen. Dahin

1) Als ergänzung zu Fr. § 72 mögen hier noch erwähnt werden Dr. I, serm. 1 *tappere*, Dr. II, serm. 2 *schnuppen*.

würden gehören: 1. nd. *p*: *plumpen* 9, 14 *prangen* 24, 25. 2. lautmalendes *p*: *preppelln* 46, 16, woneben allerdings ein *breppellt* 56, a. 9 steht. Die übrigen kategorieen v. Bahders treffen für S nicht zu. Durch die statistik ergibt sich:

Anlautend ist *b* vor *l* durchaus fest: 2 × *bletter* 44, 27 16 × *bleyben* 61, 23 2 × *blewen* 17, 4 *blick* 56, 30 10 × *blind* 16, 29 3 × *bloß* 28, 28 11 × *blutt* 52, 1; vor *r* fast durchweg: 3 × *braten* 104, 1 2 × *brautt* 7, 24 2 × *brechen* 97, 8 *breytt* 83, 4 *brennen* 59, 29 2 × *brieff* 42, 13 6 × *bringen* 77, 16 5 × *brott* 42, 14 4 × *bruder* 109, 32 *brust* 79, 16 *brucke* 89, 2, 4 × *brauchen* 38, 27 : 5 × *prauch* 42, 26, *p* fest wie nhd. in *pracht* 13, 8 und *prechtig* 96, 24;

Vor vokalen steht *b* in: 3 × *bald* 56, 6 6 × *bann* 85, 14 8 × *barmhertzickeyt* 106, 14 *baß* 73, 10 den vorsilben *be-* 74, 27 *bey-* 33, 16 3 × *beychte* 7, 2 3 × *beyde* 71, 17 3 × *beyn* 52, 9 *beyssen* 3, 24 *berg* 89, 1 *best* 81, 32 40 × *betten* 7, 1 2 × *betteln* 106, 19 *bieten* 50, 9 5 × *bild* 20, 30 6 × *billich* 24, 28 8 × *byn* 110, 2 7 × *bist* 58, 11 2 × *bynden* 6, 5 8 × *biß* 58, 2 2 × *bitter* 69, 16 4 × *buch* 64, 18 *bulen* 80, 24 *bucken* 12, 24 9 × *buffe* 57, 30, *p* in: 2 × *pusch* 89, 1 und 2 × (*zcu*) *poden* 75, 26, wo freilich die verhältnisse des inlauts vorliegen könnten, *b* und *p* wechseln in: 7 × *bawen* 37, 19 : *pawren* 109, 7, 26 × *befßer* 29, 13 : 2 × *pesserung* 29, 16, 50 × *bitten* 45, 9 : 5 × *pitten* 20, 5, 30 × *boß* 23, 13 : *poß* 30, 33, *butter* 21, 11 : 2 × *putter* 65, 8.

Inlautend nach vokalen. Nach der vorsibe *ge-* steht, wenn wir von *gebenedeyen* 23, 19 absehen, durchaus *p*:

3 × *geperden* 10, 3 *gepewen* 55, 25 *gepeycht* 9, 14 *gepessert* 81, 2 61 × *gepett* 7, 1 3 × *gepetten* 50, 32 5 × *gepettet* 56, 20 38 × *gepieten* und *gepotten* 82, 31, 3 × *gepornn* 3, 28 77 × *gepott* 22, 19 *gepunden* 16, 15, 3 × *gepurtt* 4, 20 3 × *geprauchen* 3, 9 12 × *geprechen* 44, 24 2 × *geprechlich* 52, 24. Daran schliesst sich 2 × *knypogen* 12, 24 2 × *zcuprochen* 52, 10, das versehentlich ein *zcubrochen* 66, 18 zur seite hat, und wechselnd 4 × *ehebrecher* 12, 29 : *eheprechen* 99, 3.

Nach konsonanten:

b in 9 × *anbetten* 10, 3 (aber *angepett* 98, 11) *anbeuttet* 29, 29 *auffblaßen* 28, 23 3 × *augenblick* 14, 30 *ebenbild* 24, 22 *furbild* 30, 26 2 × *furbitten* 58, 26 2 × *furbringen* 56, 33 *harbreytt* 87, 8 *hymelbrott* 64, 17 2 × *nachbleyben* 55, 16 *olbawm* 78, 23 2 × *vmbracht* 89, 27 3 × *vberbleyben* 32, 20 7 × *vollbrengen* 99, 28 6 × *vorblenden* 24, 14 *vorboßen* 26, 14, *p* in 2 × *außpreyten* 35, 13 *enpieten* 84, 3 *vorpinden* 33, 28 2 × *vorpunden* 35, 28 *rechtspuchernn* 89, 8, *b* und *p* wechselnd in 2 × *erbarmen* 79, 3 : *zcurparmen* 33, 19, 4 × *vorbieten* 22, 19 : 8 × *vorpieten* 1, 2, *vorborgen* 77, 10 : 2 × *vorporgen* 7, 23, *vorbrennen* 75, 31 : 3 × *vorprennen* 4, 14.

v. Bahder glaubt nicht, dass aus diesem schwanken auf lautlichen zusammenfall zu schliessen sei, sondern erklärt das *p* aus nachahmung obd. schreibung. Diese konnte entstehen, weil für germ. *b* zwei zeichen verfügbar waren, *b* und *p*. Franke § 73 sieht darin eine bestä-

tigung der tatsache, dass Luthers mundart das stimmhafte *b* verloren hatte, *b* und *p* sich nahe standen und so beim schreiben mit einander vertauscht werden konnten. Nahegelegt wurde die verwendung des *p* für anl. *b* besonders deshalb, weil das inl. geschriebene *b* (= gesprochenem *w*) weit von jenem abstand. Beachtenswert erscheint mir, dass *p* gern dort seine stelle hat, wo *b* durch den antritt vokalisch auslautender vorsilben inlautend wird; *gepetten* usw. hat dann auch *pitten* beeinflusst.

Nicht der stimmhafte labial-spirant, den wir oben für intervokalisches *b* ansetzten, sondern ein stimmloses *f* ist in mhd. *buobe* (dessen etymologie überdies nicht sicher steht) eingetreten. Es findet sich 8 × *buffen* 39, 16 *heubt- stallbuffen* 82, 12. 15 neben *bubenschulen* 81, 14 und 3 × *buberey* 85, 1. Es liegt nahe, in *buffe* ein Wittenberger scheltwort zu vermuten.

mb ist in der aussprache, wie die schreibung *bistumb* 53, 15 zeigt, zu *mm* > *-m* assimiliert worden. In der schrift hat sich *b* erhalten: *vmb* 50, 9 *darumb* 1, 5 (31, 26 hat A *drum*) *vmbsonst* 11, 13 usw., aus versehen phonetisch richtiger *vmgibtt* 50, 29 (A *vmb-*) und einmal, um *bb* zu vermeiden, *vmbracht* 89, 27; mhd. *ambet* ist *ampt* (7 ×) 83, 10.

Schwund des *b* findet sich im prät. von *haben* (nie *han*): in *hatte* 61, 14 *hettest* 106, 10. *habt* (3. sg.) 24, 19 ist versehen, *habst* 78, 11 dagegen synkopierter konjunktiv.

3. *f*.

Über die schreibung *v* oder *f* s. § 45, 1. Man könnte fast die vermutung hegen, der unterschied zwischen inlautendem germ. *f* und hd. *f* wäre noch lebendig. Während nämlich letzteres regelmässig verdoppelt wird, steht für jenes zuweilen *f*:

3 × *zcweyfell* 6, 19 7 × *zcweyfellnn* 2, 13 gegen 8 × *zcweyffell* 46, 30 16 × *zcweyffellenn* 9, 3, *briefen* 32, 31 : *brieffs* 42, 13, *bufen* 57, 30 : 7 × *buffen* 83, 12; einmal auch *u* (= *v*): *freuell* 60, 33. — Zweifelhaft bleibt die aussprache für das romanische *v* in *larue* 96, 27.

§ 11. Dentale. Germ. t d þ.

1. *t*.

Germ. *t* ist im anlaut regelmässig zu der affrikata *z* verschoben worden: *zceyt* 32, 13, im in- und auslaut nach vokalen zur spirans, die von *s* graphisch und wol auch phonetisch nicht mehr unterschieden wird: *beysset* 3, 24 *essen* 2, 29 *meſßen* 21, 32 *gewißen* 2, 20 *groſʒe* 1, 12 *suſß* 20, 15. Über die schreibung von *z* und *ʒ* vgl. § 47, 3.

tt wird inlautend wie *t* anlautend behandelt: *reytzen* 15, 28 *netze* 88, 21 *setzen* 4, 25, desgleichen *t* nach liquida oder nasal: *hertz* 3, 24 *gantz* 2, 17.

Wie *ht* und *ft* nicht beeinträchtigt wurden, blieb die tenuis auch in der verbindung *tr* unverschoben *trawet* 5, 7 *lauter* 92, 10.

Beachte *t* in *fett* 32, 18. Die schreibung *d* für etymologisches *t* ist in S nicht belegt (Fr. § 82). Wenn Fr. § 88 behauptet, Luther habe bis 1522 für das neutrum von *diser* die form *ditz*, so ist das in solcher allgemeinheit unrichtig. *ditz* und *diß* kommen in S nebeneinander vor, nämlich 9 × *ditz* 7, 1 : 20 × *diß* 32, 32.

2. *d*.

Germ. *d* ist an- und inlautend > *t* (anlautendes *th* s. § 45, 4): *tag* 79, 10 *thaten* 25, 10, *dd* > *tt* verschoben: *dritten* 2, 27.

Schwanken zwischen *d* und *t* findet (Wilmanns § 60) hinter *n*, *l*, *r* und vokal statt.

Hinter *n*: ausser den gd. *bynden* 6, 5 *sondern* 4, 26 ist *d* erhalten in den ordinalzahlen, z. b.: *siebenden* 7, 14 *neunden* 9, 29 *zcehenden* 52, 3, in *hynder* 7, 25 *dahynden* 11, 7 *hyndernn* 94, 29 *hynderlich* 82, 26 *hynderung* 84, 14 *kunden* 28, 5 (*kundten* 62, 21), *drunder* 17, 16 *darunder* 22, 20 neben der regelmässigen form *vnter* (12 ×) 7, 26. Auch im auslaut erscheint dies *d* in 5 × *seynd* 5, 16 2 × *kund* 27, 32, *bekandt* 76, 10 : 3 × *bekant* 22, 9, *genend* 3, 13 : *genennt* 13, 17. Fremdes *t* ist erweicht in *sand* 57, 15 gegen sonstiges *sanckt* (5 ×) 77, 12.

Hinter *l*: *d* fest in 8 × *milde* 105, 25, schwankend in 4 × *eldernn* 74, 6 : 22 × *elternn* 74, 10, 4 × *dulden* 17, 9 : *gedultig* 36, 12; *gellts* 105, 21 (A *geltis*) bewahrt sein *t*, wie es auch durchgehend *allten* 81, 7 *gellten* 13, 1 usw. heisst, doch *schild* (subst.) 98, a. 4 und *schildt* (3. sg.) 86, 4.

Hinter *r*: 10 × *vierde* 4, 17, aber 7 × *schwertt* 98, 18.

Hinter vokal: *monad* 56, 11 4 × *rad* 87, 22 *kleynod* 12, 22 *rodte* 98, a. 4 5 × *tod* (adj.) 68, 10 *todt* 2, 18 2 × *todschlag* 27, 11 16 × *todten* 97, 26, *nod* 36, 7 33 × *nodt* 31, 8 *noddurfft* 50, 24 9 × *nodturfft* 53, 10 : 12 × *nott* 51, 12 *nottdurfft* 88, 31, *seyd* (estis) 85, 20 : 2 × *seyt* 77, 21, *leud* 90, 6 : 26 × *leutt* 91, 1; fest ist *t* in 6 × *brott* 45, 23 und in 3 × *deutsch* 7, 6 (Fr. § 82).

Anlautend steht *d* nach obd. gebrauch (v. Bahder, Abh. 10), wo *t* zu erwarten wäre, in 5 × *doll* 7, 8 : 6 × *toll* 33, 9.

Dagegen ist *d* > *t* verschoben in *tunckel* 7, 30[1], sowie in einigen fremdwörtern, wo *d* jetzt wider hergestellt ist: *trachen* 87, 33 *tichten* 70, 23.

3. *þ*.

Germ. *þ* erscheint regelrecht > *d* verschoben: *donner* 56, 30.

1) Aus Dr. II, serm. 2 merke ich noch *tawren* an.

Im anlaut steht *t* für etymologisch zu erwartendes *d* in *taußend* 13, 11 wie gd., sonst noch (Fasola-St. § 57) in 19 × *vorterben* 14, 13 *vorterbung* 61, 26 : 2 × *vorderbet* 110, 28 *vorderben* (subst.) 67, 17, sowie in *thenisch* 27, 3 (adj. zu *dehnen*) und *trummernn* 89, 3.

§ 12. Gutturale. Germ. k, g, h.

1. *k*.

Germ. *k* ist im anlaut als *k* erhalten: *kinder* 28, 8; auch *krichsch* 43, 5 (griechisch).

Inlautend und auslautend nach vokalen war *k* > *ch* geworden, der stimmlosen spirans: *zeuprochen* 52, 10 *gleych* 11, 2 (im 109. ps. auch *bloch* = *block*). Luther schreibt noch etymologisch richtig *billich* (6 ×) 24, 28 *vnzcehlich* (4 ×) 13, 23.

Inl. *kk* ist erhalten: *bucken* 12, 24 *stucke* 101, 5[1].

k nach liquiden und nasalen = *k*: *werck* 1, 2 *trincken* 2, 29; *kilch* (2 ×) 34, 25, weil ahd. *kelih* (Wilm. § 49 c).

In manchen mundarten (Fr. Obs. dial. § 60. 62) tritt *ch* für germ. *k* hinter *r* und *l* ein. Franke nimmt dem entsprechend für die schreibung *handwerg* 2, 28 und eine reihe anderer, nur in A belegter wörter (Fr. § 99) spirantische aussprache an[2]. Solche fälle, wie *trang* 64, 14 fasse ich als umgekehrte schreibung, als stütze für die aussprache *dink*, geschrieben *ding* und *dingk*.

2. *g*.

Germ. *g* ist an- und inlautend *g*: *garten* 14, 14 *fragen* 7, 15. Spirantische aussprache des inlautes wird erwiesen durch *mancherley* 76, 18 neben *mangerley* 87, 12 und durch *eyniche* Br. 3.

Anlautend findet sich *k* für *g* in 2 × *kegenwerttig* 43, 33 : *gegenwertick* 74, 35 2 × *entgegen* 82, 26.

Inlautend ist *g* im nhd. (nach synkope des *i*) als *ch* bewahrt in *manch*. Auch Luther schreibt *mancherley* 76, 18 *manichfeltig* 69, 18. Intervokalisches *g* ist geschwunden in *meydlin* 90, 26 *casteyen* 64, 33 (mhd. *kastigen*) und *beycht* (4 ×) 54, 22.

Ob *erwurgktist* 60, 15 mehr als eine graphische eigenheit (vgl. *erwurgt* (2 ×) 63, 8) ist, muss mehr als zweifelhaft erscheinen.

1) Dr. VI, Serm. 2 findet sich *rocken* = *roggen*, mhd. *rocke*.

2) Aus 109. ps. ist *volg* neben *volck* hinzuzufügen. — Schreibungen wie *schog*, *krang* in der kurfürstl. kanzlei widerlegen die annahme spirant. aussprache; bei *stugewies* (Arnst. urk. 877) kann gewiss nicht an „eine erweichung durch *n*“ (Fr. § 99) gedacht werden.

3. *h*.

Anlaut. *h* ist hauchlaut: *hast* 3, 10. In unbetonten wörtern ist anlautendes *h* zuweilen abgefallen:

6 × *erauß* 4, 6 *erfur* 35, 16 2 × *ernyder* 55, 17 : *hernach* 9, 19; ein umgekehrter fall ist *herwachßen* 21, 4. Im anlaut zweiter kompositionsglieder fällt *h* hie und da aus, vgl. 18 × *keuscheyt* 11, 3 *schalckeyt* 38, 32 *schwacheyt* 48, 6, 3 × *kranckeyt* 52, 26 : 2 × *kranckheyt* 70, 28, während sonst *h* steht: 3 × *blindheyt* 1, 16 5 × *boßheyt* 96, 34 21 × *christenheyt* 81, 26 2 × *faulheyt* 100, 5 4 × *freyheyt* 16, 10 4 × *gesuntheyt* 66, 9 3 × *gewonheyt* 44, 26 *gutheyt* 2, 6, *torheyt* 68, 6, *trunckheyt* 100, 4, *vormessenheyt* 53, 5, 15 × *warheyt* 62, 7 5 × *weyßheyt* 94, 6. Fr. § 127, 3 und Weidling-Cl. XV sehen in der auslassung nur eine graphische eigenheit, ich möchte eher vermuten, es sei eine phonetische tatsache zum ausdruck gekommen. Der exspirationshub ist sehr schwach. (Vgl. Sz. Ma. § 39, 5, b.) Ist *vberernn* 94, 21, neben dem sich noch *vbererrnn* 98, 18 findet, mit A in *vber hern* aufzulösen? Titulares „*er*“ ist zwar häufig, doch schreibt Luther selbst einmal *vberhernn* 93, 15. — Mhd. *dehein* (in der kais. kzl. noch zuweilen *dhain*) ist durchweg *keyn* 21, 29.

Inlaut. *h* vor konsonanz ist *ch*: *rechten* 31, 5 *fleucht* 34, 24, vor *s* wahrscheinlich als verschlusslaut zu sprechen: *wachßen* 21, 4 *sechsten* 6, 9 (*x* nur in fremdwörtern: *exempell* 84, 5). *h* nach liquiden: es findet sich zwar 2 × *befelhen* 64, 25 *befalh* 53, 16 3 × *befolhen* 78, 33 geschrieben, daneben erscheint jedoch 6 × *befolen* 29, 7. Es ist kaum einem zweifel unterworfen, dass wir es mit einer alten schreibgewohnheit zu tun haben. Die beispiele falscher schreibung *selhe* 79, 21 und noch deutlicher Fasola-St. § 75 *falh* = casus, *malh* = nota dienen der annahme einer nicht mehr verstandenen traditionellen orthographie zur stütze.

Intervokalisches *h* wird nach länge *h* geschrieben, nach kürze, sowie vor *t* wechselt *h* und *ch*. Beispiele:

7 × *flihen* 100, 16 9 × *zeihen* 2, 23 *schmehen* 61, 2, 25 × *geschehen* 15, 5, 9 × *geschehe* 71, 33 : *geschechen* 3, 4, 2 × *gescheche* 54, 7; *vorschmecht* 38, 9 *schmechten* 59, 5 18 × *geschicht* 1, 15, 5 × *siht* 80, 21 : 11 × *sicht* 36, 16 2 × *sichst* 21, 1 (aber *sihstu* 110, 1). Über *gescheh* und *sih* am ende des §. Der druck bevorzugt noch mehr als Luther die form *sicht*, gleichwol dürfen wir der notwendig gewordenen ergänzung (Ndr. Einl. XII): *wie er sich vorsicht, ßo yhm geschicht* 19, 29 unbedenklich zustimmen; hier spricht der volksmund.

Das intervokalische *h* wird in der schrift erhalten; *geweyet* 69, 8 macht eine ausnahme. Häufig werden die umgebenden vokale zusammengezogen: das zweisilbige wort wird einsilbig. Das kann nur bei völligem verstummen des *h* eintreten — *h*, in der schrift erhalten, wurde zum dehnungszeichen. Die gewöhnliche rede kennt fast nur die

einsilbigen formen, in getragener wird vielfach die zusammenziehung unterlassen. Bei Luther überwiegen die alten formen in der schrift:

ehe (adv.) 95, 6 *fahen* 87, 17 2 × *fehet* 85, 16 5 × *emphahen* 23, 12 *empfehet* 45, 21 *flehe* 53, 18 7 × *flihen* 11, 29 *lehen* 2, 7 *leyhen* 103, 4 *schmehen* 61, 2 5 × *zcihen* 2, 23, 4 × *ehe* 78, 14 (dazu *eebrecher* 12, 29) : *ehbruch* 27, 11, 42 × *sehen* 17, 25 : 15 × *sehn* 10, 25, 19 × *geschehen* 15, 5 : 9 × *geschehn* 8, 30, *schlahen* 73, 14 : *schleht* 11, 21, 4 × *zcehen* 32, 6 : 3 × *zcehn* 51, 13.

Umgekehrt findet sich *h*, wie hier gleich erwähnt werden soll, zwischen vokalen oder nach vokal auch da, wo es etymologisch nicht berechtigt ist. Die schreibung entwickelte sich analog der oben angeführten. Wie man noch *sehen* schrieb und *sēn* sprach, so hat man trotz der aussprache *gēn gehen* geschrieben[1]. Die orthographie beeinflusste im laufe der zeiten die aussprache. Dass wir für Luther nur graphische eigenheit anzunehmen haben, beweisen *yhe yhemand* (§ 3) und noch überzeugender *nahemen* 35, 31 (nomen; A hat *namen*) : 35 × *namen* 4, 17, 2 × *seher* 22, 14 : 3 × *sehr* 47, 3.

Neben den zerdehnten formen stehen die einfachen, fast durchweg aber mit *h* als dehnungszeichen, vgl.:

33 × *gehen* 30, 32 *gahen* 22, 7 *gehet* 40, 10 : 67 × *gehn* 48, 3 *gahn* 2, 6 *geht* 43, 9 *gaht* 32, 4, 15 × *stehen* 30, 31, *stehist* 42, 20 : 44 × *stehn* 3, 21 *stan* 2, 4 *steht* 54, 8 *staht* 102, 15.

Über die graphische ein- oder zweisilbigkeit von *steen* (2 ×) 14, 7 kann man im zweifel sein.

Auslaut. *ch* hat sich da gehalten, wo nicht durch formenangleichung an den inlaut die spirantische aussprache schwand: *doch* 57, 6. Die flektierbaren stämme zeigen die alten verhältnisse:

11 × *hoch* 39, 25 21 × *hochste* 1, 17 : 24 × *hoher* 38, 22; *nechst* 25, 11 hat allerdings 25 × *nehste* 21, 20 neben sich. Es wechselt *gescheh* (2 ×) 63, 9 mit *geschech* (2 ×) 56, 7, *sih* (15 ×) 60, 5 mit *sich* (11 ×) 60, 24. *nah* (3 ×; 56, 17 aus *nach* geändert) 47, 5 und *schuh* 64, 18 sind apokopierte formen, vgl. *nahe* (3 ×) 92, 32.

Erwähnt sei noch, dass Luther in S regelmässig *nit* statt *nicht* gebraucht. *nicht* ist nur 6 × belegt 21, 24; A hat dazu noch 3 besserungen 74, 11. 19 103, 31. Entscheidend mochte für Luther der gebrauch im elternhause sein: Salzungen-Möhra haben jetzt *net*.

§ 13. Der grammatische wechsel.

Im nhd. ist der grammatische wechsel im flexionssystem durch analogieformen bedeutend eingeschränkt. Das ältere deutsch und Luther bieten noch einige spuren mehr[2].

1) Sehr bezeichnend sind bei Purgoldt, vorr. 3. 10 *nuhe, wuhe, wohe.*

1) Dr. II, Serm. 1 hat *gelyden : erlitten* Serm. 2.

Das praes. von *slahen* wird noch mit *h* geschrieben: 2 × *schlahen* 73, 14 *schleht* 11, 21 (A *schlegt!*) : 1 × *schlagen* 97, 25.

Die 1. und 3. sg. prt. von *sein* ist als „*was*“ belegt in 1. ps. *waß* 17, 16, 3. ps. *was* 90, 25 108, 30. Die 3 fälle wollen gegen das übergewicht von „*war*“ nichts besagen.

Über *dulden, tod* (adj.), *brod* s. v. Bahder s. 244.

B. s, nasale, liquiden, w und j.

§ 14. s.

Über die aussprache des *s* im anlaut vor vokalen — ob stimmhaft oder, was wahrscheinlicher ist, stimmlos — fehlt es an anhaltspunkten. Fasola-St. § 28 glaubt einen solchen in der gelegentlichen schreibung *ßo* (vgl. § 47, 4) zu haben.

s vor *l, m, n, w* ist *sch* geworden, in der schrift und demnach auch in der aussprache, wie heute. Vereinzelt ist *s* vor konsonanz beibehalten: 2 × *swertt* 16, 23. 24 (A bessert an beiden stellen) : 5 × *schwertt* 90, 19.

Auch im inlaut wird *s* nach *r* sich zu *sch* gewandelt haben. Für *zeurknursset* 100, 20 darf die entsprechende aussprache vermutet werden, vgl. 109. ps. *zcerknurschen* W. A. 9, 198, 15 neben *zcerknurfßen* 197, 28.

§ 15. Die nasale.

m weist gegen das mhd. keine abweichung auf. *bosem, besem* (Fr. § 78) sind in S nicht belegt.

n zeigt ebenfalls wenig veränderungen. Auslautendes *n* ist erhalten in *thurnn* 34, 23 (A *thurm*) *turnen* 55, 23. Nasalierung findet statt in *faulentzen* 100, 7 (mhd. *vûlezen*). In *vordamnen* 8, 26 *vordampnen* 38, 10 ist *n* noch nicht assimiliert, dagegen ist *entf* > *empf* durchgeführt: 8 × *empfangen* 2, 7 3 × *empfinden* 22, 13 *empfindlich* 101, 13.

ng wie gd. Der gutturale nasal ist im fremdwort *sanct* einmal zum dentalen geworden: *sand* 57, 15 neben regelmässigem *sanckt* 4, 14; *pfennig* 90, 18 steht für mhd. *pfenni(n)c*.

§ 16. Die liquiden.

l bietet keine besonderheit.

r fehlt in *wellt* (22 ×) 26, 6. Einmal ist Luther die alte form *werlt* 68, a. 10 entschlüpft, von ihm selbst aber geändert worden. Im 109. ps. begegnet sie häufig.

foddernn (9 ×) 35, 28 und *föddernn* 37, 1 erscheinen ohne *r*, desgleichen *fodderlich* 101, 5; dagegen *furderlich* 82, 27 101, 2 (A hat 49, 10 *fodderlich*).

§ 17. w, j.

w ist in den gd. fällen fest. Als vertreter des längst verstummten *w* erscheint *g* fest in 13 × *ruge* 7, 3 und seinen ableitungen *ruget* 14, 31 *rugig* 53, 20.

j ist im anlaut fest (s. § 45, 2): *jhenen* 7, 3 *iamer* 25, 13 *jemerlich* 13, 25.

C. Einzelne erscheinungen.

§ 18. Konsonantenverdoppelung.

Im nhd. sind zwei gruppen von konsonantenverdoppelungen zu unterscheiden (Wilm. § 144):

1. alte, durch assimilationen und konsonantische einflüsse hervorgerufene geminationen; sie haben sich nach kurzen vokalen bis in unsere zeit erhalten.

2. neue verdoppelungen in allen stammsilben, die vor einem ursprünglich einfachen konsonanten kurzen vokal bewahrt oder urspr. langen vokal verkürzt haben.

Beide gruppen haben analogisch die doppelkonsonanz auch im auslaut und vor konsonanten durchgeführt.

Für Luther ergibt sich aus S (*ck* und *ss* bleiben unberücksichtigt, vgl. § 47):

a. Im inlaut hat er doppelkonsonanz der 1. gruppe (mit einer einzigen ausnahme) bewahrt. Bezüglich der 2. gruppe ist die quantität des stammsilbenvokals entscheidend, worüber in § 1 gehandelt ist; die ergebnisse sollen hier zusammengestellt werden.

b. Im auslaut überwiegen bei *m* und *n* die archaischen formen mit einfacher konsonanz, bei *t*, *l* und *r* die modernen.

Belege.

a. Inlaut.

mm. 1) *stymme* 50, 31 *mummellenn* 49, 20 2 × *summa* 63, 2 *krummet* 106, 3 *bekummernn* 54, 14. Eine merkwürdige ausnahme bildet *grymeß* 58, 18.

2) 7 × *zcusammen* 30, 10 *trummernn* 89, 3, 7 × *genommen* 67, 34 : 1 × *genomen* 17, 34, 3 × *frummen* 85, 26 : 5 × *frume* 55, 3, 34 × *kummen kommen* 7, 9 62, 20 : 6 × *komen kumen* 48, 11 108, 28, 8 × *ymmer* 1, 15 : 5 × *ymer* 105, 15, 20 × *nymmer* 3, 9 : 1 × *nymer* 88, 22. — *hymel* (17 ×) 9, 26 und *jamer* (8 ×) 58, 4 nur mit *m*.

nn. 1) 3 × *bannen* 80, 18 *manneß* 101, 1 *spannen* 2, 33 *tyrannen* 109, 26 *menner* 81, 5 4 × *brennen* 59, 29 16 × *kennen* 8, 1 5 × *nennen* 25, 7 *pfennig* 90, 18 *rennen* 89, 1 30 × *ynnen* 72, 5 *nerrynnen* 67, 1 *gesynnet* 77, 7 4 × *wansynnig* 83, 26 5 × *gewinnen* 32, 26 *sonne* 105, 32 *gewonnen* 40, 15 *gonnen* 97, 10.

2) *donner* 39, 17.

tt. 1) *metten* 12, 20 57 × *bitten* 57, 11 2 × *bitter* 69, 16 3 × *dritte* 71, 7 3 × *mittell* 90, 20 *mitten* 94, 7 2 × *rotten* 111, 13 4 × *spotten* 83, 18 4 × *schutten* 51, 4.

2) 14 × *hatte hette* 61, 14 56, 25 23 × *vatter* 13, 32 pl. 3 × *vetter* 26, 29 *gefatter* 75, 1 2 × *bletter* 44, 27 2 × *betteln* 106, 19 3 × *tretten* 35, 16 23 × *gotte-* 64, 24 4 × *abgotterey* 11, 25 3 × *butter* 21, 11 10 × *mutter* 35, 20; 2 × *gestatten* 75, 13 : *gestaten* 84, 23, 3 × *stette* (*stätte* und *städte*) 37, 18 106, 16 : 3 × *stete* 55, 25 94, 8, 27 × *betten* 10, 3 *gepetten* 50, 32 6 × *gepettis* 54, 20 : 20 × *beten* 100, 31 2 × *gepeten* 20, 18, 53 × *gepotten* 82, 31 : 14 × *gepoten* 105, 19.

dd. 1) fehlt.

2) *adder* 58, 6 *hadder* 96, 19 *entwedder* 45, 8 *widder* durchaus 19, 6, *odder* desgl. 51, 7 *hoddelnn* 77, a. 4 8 × *foddernn* 35, 28 *fodderlich* 101, 5.

ll. 1) hat durchweg *ll* erhalten, z. b. 70 × *alle* 75, 14 3 × *wallen* 79, 8 2 × *quellen* 20, 34 4 × *stille* 108, 19 21 × *sollen* 64, 32 *bulle* 14, 2 16 × *erfullen* 56, 24.

2) fehlt hier wie bei *rr* und *pp*.

rr ist ebenfalls geblieben: 5 × *narren* 83, 18 *geplerre* 13, 26 2 × *sperren* 87, 4 3 × *yrren* 93, 23.

pp. *klappernn* 57, 20 *plappert* 57, 21 2 × *preppeln* 46, 16 *lippen* 23, 22.

b. Im auslaut, in der kompositionsfuge und vor konsonanz.

m. *grymm* 8, 28 . 3 × *nym* 17, 23 2 × *stym* 23, 20 14 × *frum* 30, 27; *komm* 64, 19 : *kum* 97, 5. — *volkomlich* 69, 32. — 2 × *hymlisch* 59, 8 *frumst* 36, 27; *sammlen* 6, 28 : 4 × *samlen* 12, 22 *samlunge* 53, 13.

n. 3 × *bann* 85, 14 20 × *denn* 58, 9 3 × *synn* 63, 30 *meysterynn* 91, 18 : 11 × *man* (subst.) 33, 30; *ann* 91, 4 : sonstigem *an* 51, 21, 46 × *dann* 1, 3 : 5 × *dan* 53, 1, 7 × *kann* 37, 14 : 13 × *kan* 36, 20, *mann* (pr.) 85, 27 : 24 × *man* 103, 19, 4 × *wann* 3, 22 : 12 × *wan* 14, 19, 26 × *wenn* 12, 23 : 39 × *wen* 5, 26, *sonn* 7, 12 : *son* 71, 12, *vonn* 59, 25 : sonstigem *von* 52, 34. — *sonnabent* 65, 10; 9 × *dennoch* 83, 17 *wengleych* 93, 28 3 × *synlich* 41, 2 *spynweb* 87, 17 4 × *sontag* 61, 21. — *vorprant* 76, 2 4 × *bekant* 99, 7 *erkantniß* 19, 27 3 × *kanst* 51, 13 13 × *kundten* 62, 21; *genennt* 13, 17 : *genend* 3, 13.

t. 35 × *hatt* 57, 11 *matt* 39, 18 *satt* 32, 16 *anstatt* 42, 13 5 × *hett* 84, 17 6 × *stett* (*stätte* und *städte*) 81, 13 85, 7 *fett* 32, 18 *bitt* 60, 6 *dritt* 70, 16 *tritt* 87, 9; 7 × *statt* 74, 35 53, 23 : *stat* 46, 32, *damitt* 95, 17 : sonstigem *mit* 73, 21, *nitt* 16, 16 : sonstigem *nit* 51, 8, 41 × *gott* 13, 6 : 2 × *got* 24, 27. — 29 × *ettlich* 90, 31 *ettwan* 11, 25 *mittwochen* 65, 10 *mitt-*

leyden 54, 5 *gottfurchtig* 109, 25 8 × *gottlich* 84, 15 *spotthauß* 56, 32; 21 × *ettwas* 85, 12 : *etwas* 57, 1.

l. 4 × *all* 63, 5 5 × *fall* 9, 23 2 × *stall* 59, 28 3 × *hell* 79, 5 *gesell* 6, 19 *schnell* 101, 28 21 × *will* 1, 5 9 × *still* 36, 11 5 × *doll* 84, 31 8 × *voll* 9, 8 *woll* (3. sg. cj.) 48, 18; 29 × *soll* 66, 7 : *sol* 79, 27, 7 × *woll* (adv.) 58, 31 : 9 × *wol* 64, 25. — *alleyn* 69, 30 und sonst durchaus: *volendist* 56, 23 *wolan* 12, 31; *allsampt* 95, 29 *stallbuffen* 83, 15 *stallknecht* 109, 8 *gesellschaf(t)* 101, 1 *vollbrengen* 99, 28 *vollfruchtpar* 78, 21 : *alda* 53, 31 *alhie* 75, 4 6 × *billich* 24, 28 2 × *villeicht* 24, 17 3 × *volkommen* 25, 30 *wolfeyll* 32, 12 *wolgehen* 78, 20 2 × *wollust* 63, 15; *allmechtig* 50, 24 : *almechtig* 110, 14, 5 × *allzceyt* 88, 8 : 9 × *alzceyt* 9, 4, *wallferet* 24, 11 : *walffartt* 79, 2, 3 × *wollgefallen* 58, 26 : 3 × *wolgefallen* 24, 18, *wollthan* 65, 14 : 7 × *wolthat wolthun* 70, 23 97, 4. — 2 × *sollnn* 14, 19; 4 × *vollnbringen* 13, 16 : 3 × *volnbringen* 56, 30, 53 × *sollt* 16, 9 : 3 × *solt* 94, 13, 17 × *willt wollt* 52, 19 11, 13 : 2 × *wolt* 109, 7, 1 × *solltu* 31, 18 : 7 × *soltu* 48, 2, 7 × *wollten* 62, 21 : 9 × *wiltu woltu* 56, 29 2, 25.

r. *narr* 97, 23 *pfarr* 53, 15 11 × *herr* 47, 33 *durr* 43, 14. — *herlich* 42, 5 5 × *hirschafft* 87, 19. — *pfarrnn* 83, 7; 12 × *herrnn* 69, 24 : 2 × *vberhernn* 93, 15.

§ 19. Die behandlung des auslauts.

(Über inl. *h*, ausl. *ch* siehe § 12, 3.)

Inlautende *b*, *d*, *g* werden in den ausgaben mhd. litteraturdenkmäler im auslaut durch die entsprechende tenuis bezeichnet. Die handschriften kennen diese phonetische schreibung wol, führen sie aber nicht mit konsequenz durch. In späterer zeit gewinnt die analogische schreibung, das bestreben, ein wortbild möglichst gleichmässig festzuhalten, an umfang.

Dass die aussprache des auslautes mit der des inlautes nicht völlig übereinstimmte, ist sicher. Bei *b*, das inlautend spirantisch gesprochen wurde, auslautend tonloser verschlusslaut ist, war der unterschied noch grösser als bei *d*; *ng* wurde auslautend zu *nk*. Über *g* nach vokal wage ich keine sichere behauptung. Die meisten md. mundarten (Salzungen wie Eisleben) behandeln *g* wie *b*, Luthers schreibung (verhärtung selten und nur in *-ig*, *-igkeit*) erweckt diese vermutung nicht.

Am stärksten ausgeprägt war die verhärtung in der kompositionsfuge und in minder stark betonten silben. Über die schreibung Luthers wird im zusammenhange mit der konsonantenhäufung (§ 49) gehandelt werden; ich beschränke mich hier auf die ergebnisse. Zu berücksichtigen bleibt, dass die analogische schreibung bedeutende fortschritte gemacht hat.

d neigt im auslaut zu *dt*: *eydt* 85, 2 *todt* 51, 22 *kindt* 75, 30 (*ld* geht mit *lt*: *gollt* 34, 1), in der kompositionsfuge und in nebentonigen silben zu *t*: *gruntlich* 25, 9 *niemant* 8, 12 *abent* 65, 10.

b ist im reinen auslaut gewöhnlich erhalten, doch *leyp* 66, 5; in der komposition *leyplich* 52, 10 *lieplich* 31, 27.

g ist in stark betonten silben nur nach *n* verhärtet: *langk* 5, 14 *dinck* 70, 32 und in der komposition: *begencknis* 42, 4. Nach vokalen fehlt in der schrift jeder anhaltspunkt für verwandlung der inlautenden spirans in auslautenden verschlusslaut. Nur die adj. auf *-ig* zeigen zuweilen im auslaut und in der komposition *igk* oder *ick*: *demutigk* 47, 24 *selick* 69, 11, *selickeyt* 18, 18. Dagegen kennen die adj. auf *-haftig* und die adv. auf *-iglich* die verhärtung nicht: *warhafftig* 11, 1 *demutiglich* 83, 35. Sie sind als analogische neubildungen jüngeren ursprungs (Whd. §§ 295. 296). In ihnen dürfte die wirkliche aussprache $g = \chi$ zu tage getreten sein.

§ 20. Schwund auslautender konsonanten.

Eine folge geringerer betonung ist der schwund gewisser konsonanten im auslaut ein- und mehrsilbiger wörter; ihm ausgesetzt sind besonders *r*, *n*, *t*.

r ist abgefallen in *alhie* 75, 4 und *hiebey* 105, 22. Es schwanken *hie vnnd da* 13, 28 und *hier vnnd dar* 6, 1; belegt sind 28 × *hie* : 5 × *hir*. *da* und *wa* halten altes *r* vor vokalisch anlautendem zweiten kompositionsgliede fest: *damit* 14, 2 *dauon* 8, 31, aber *darumb* 12, 4 *darunder* 103, 23 *warumb* 67, 27. Zuweilen steht *r* auch vor konsonanten: 6 × *darnach* 70, 21 *darwidder* 108, 26 und 18 × *darzcu* 73, 26, ganz vereinzelt fehlt es vor vokalen: *daynnen* 73, 9 gegen 24 × *darynnen* 22, 12. Die konjunktion *ehe* lautet bei Luther *ehr* (6 ×) 45, 1, das adv. *ehe* 95, 6.

n. Der abfall eines auslautenden *n* charakterisiert einen teil der md. mundarten, insbesondere das thüringische. S zeigt, dass Luther sich fast frei von dieser dialektischen besonderheit gehalten hat. Infin. *vorpflichte* 62, 5 *lasse* 105, 32 (A bessert), 3. pl. *diene* 43, 13 (A bessert) *ware* 86, 10; auch der infin. *behallt* 88, 15 (A *behalten*) und 3. pl. *wer* 80, 28 gehören hierher.

t ist auslautend in der 3. pl. pr. durchaus abgefallen. Die 3. pl. praes. vom verb. subst. hat durch vermengung mit den anderen pluralformen und denen des konjunktivs diphthongierung erhalten (§ 2) und das *t* (nach *n* zu *d* erweicht) meist verloren: 41 × *seyn* 76, 19 neben 5 × *seynd* 5, 16.

Durch anlehnung ans verbum *tugen* sind die seltsamen subst. *tugen* 75, 7 (A *tugent*) *vntugen* 32, 12 90, 27 entstanden: 8 × *tugent* 4, 25 *vntugent* 61, 23. *fremb* 86, 16 : 2 × *frembd* 106, 17 ist schreibfehler, vielleicht ist an assimilation zu denken (Sz. Ma. § 34, 5).

§ 21. Konsonantenanfügung.

t ist wie gd. angefügt in 7 × *bapst* 84, 8 und 14 × *ſonst* 77, 29; *selbst* (Fr. § 83) steht 3 × z. b. 10, 34 gegen 25 × *selbs* 1, 13. *dennocht* (3 ×) 14, 24 : 6 × *dennoch* 28, 14 vergass Franke anzuführen; 22 × *itzt* 9, 7.

d (bz. *t*) in 14 × *yemand* 19, 10 51 × *niemand* 9, 33 5 × *yrgend* 62, 6 *nyndert* 21, 10 : *nyrgen* 71, 32.

n. S bietet *fernn* 39, 5 und *ferne* 106, 6 neben *ferr* 96, 29; 7 × *vollnbringen* 45, 1 (mhd. *vollenbringen*), daneben *vollbrengen* 99, 28. Sonst findet sich 2 × *ſonder* 4, 25 : 68 × *ſondernn* 5, 10, 26 × *nu* 2, 2 : 1 × *nun* 69, 30 (A *nu*).

Neben der vorsilbe *zer-* = *zcur-* (s. § 8) fehlen die alten formen mit *ze-* > *zcu-* nicht: 3 × *zcubrochen* 52, 10. Weniger beweiskräftig wegen eines folgenden *r* sind: 2 × *zcurissen* 64, 18 *zcurieben* 100, 23.

dester ist nicht belegt: 2 × *deste* 59, 31.

b ist rein graphisch (vgl. § 10, 2 zu *vmb*) angefügt in 2 × *reychtumb* 43, 25 : 3 × *heyligthum* 69, 5; *bistumb* 53, 15 : 3 × *bistum* 83, 3.

§ 22. Konsonantische übergangslaute.

a. Zwischen konsonanten.

t ist eingetreten in 9 × *offentlich* 94, 7 3 × *allenthalben* 30, 1, fehlt aber in *ordenlich* 81, 3. *vbirschwengtlich* 44, a. 3, das Fr. § 83 aufführt, ist eigenheit des setzers. Die handschrift bietet 5 × *vbirschwenglich* 87, 6. *abtgott* 12, 25 und *abtgotterey* 11, 25 stehen neben 2 × *abgott* 13, 6 und 3 × *abgotterey* 11, 1 (hier hat L. aus *abtgotterey* gebessert). *sechtzcehenden* 89, 13 gegenüber *sechzcehenden* 60, 1 ist versehen.

d in *wundsch*, das sonst bei Luther zu belegen ist, fehlt in S: *wunschen* 111, 14.

p dient als übergangslaut zwischen *m* und folgendem dental, wie *furnehmlich* 47, 31 lehrt, nur nach kurzem vokal. Zwischen *m* und *t* steht *p* regelmässig: 2 × *sampt* 38, 9 4 × *allesampt* 15, 30 *semptlich* 54, 30 3 × *vordampt* 3, 3 *vnuorschampt* 58, 29 *nempt* 17, 13 9 × *nympt* 17, 30 *bestimpt* 16, 29 *zcympt* 96, 12 11 × *kompt*

2, 22 13 × *kumpt* 5, 27; vor *l* und *n*: *vordamplich* 19, 18 *vordampniß* 79, 17, *vordampnen* 38, 10 : *vordamnen* 8, 26.

b wird in gleicher weise vor *d* verwendet: 3 × *frembd* 68, 19 *frembdling* 77, 34 *hembd* 77, 14.

b. Nach konsonanten.

d in *vnuolkomenden* 62, 11 : *volkommen* 62, 20 — anlehnung an das ptc. praes.? Nhd. *d* in *gemeinde* fehlt: 2 × *gemeyn* 54, 10.

c. Vor konsonanz.

ßost (1 ×) 82, 32 und *ßonst* (13 ×) 2, 15 wechseln, wie *sust* und *sunst*.

d. Zwischen vokalen.

(Über *ehe* s. § 12, 3, über *ruge* § 17.)

h tritt für mhd. *j* ein in: 2 × *muhe* 46, 12 *bemuhet* 24, 12; anlehnung an (mhd. *müede*) *muhd* 7, 9 ist in 2 × *muhde* 7, 6 (A *muhe*) 100, 6 wahrscheinlich. Ein beleg für inlautendes mhd. *w* = nhd. *h* (*froher*) fehlt in S; im auslaut wird, wie hier angefügt werden soll, das *h* gewöhnlich nicht geschrieben: *fro* 69, 9 11 × *frolich* 3, 6 *stro* 55, 20 *strodach* 55, 20 : *ehbruch* 27, 11; auch *fru* 100, 4 darf hier erwähnt werden.

Eine eigentümliche bildung ist *nehrer* 65, 17 mit doppelter komparativendung. Ein versehen liegt vor in *ghre* 37, 12 (A richtig *ghe*).

Einmal ist *r* nach vokalischem auslaut und vor vokalischem anlaut des nächsten wortes gesetzt: *zcur erkennen* 1, a. 1, 15. Das gegenstück, vermeidung des hiatus durch aphäresis ist: *zcurparmen* 33, 19 2 × *zcurfullen* 45, 5 *zcurkennen* 110, 24 *zcurweren* 85, 14 (A *zu erweren*) 2 × *zcurzcehlen* 32, 33.

§ 23. Synkope von konsonanten.

(Über die assimilation von *entf-* > *empf-* vgl. § 15.)

Ob *ent-* oder, was wahrscheinlicher ist, die vorsilbe *en-* vorliegt, mag bei *enschuldigt* 91, 7 : 3 × *entschuldigen* 66, 20 dahingestellt sein, *enpieten* 84, 3 (A *entb.*) = mhd. *enbieten; en-tzihen* 52, 35 könnte für *entzcihen* verschrieben sein.

d ist ausgefallen unter synkope des vokals in *wurstu* 56, 26 = *würdestu*. Das pron. der 2. person wird mit verlust des anlautenden *d* regelmässig an die 2. ps. sg. angelehnt:

erkennistu 51, 7 3 × *fragistu* 2, 27 2 × *hettestu* 15, 17 *ruffestu* 52, 11 2 × *sihestu* 10, 30 *speysestu* 106, 12 *mochstu* 15, 21 2 × *mustu* 52, 31 *sihstu* 110, 1 6 × *soltu* 48, 2 2 × *sprichstu* 16, 26 *sprechstu* 42, 22 2 × *thustu* 60, 10 7 × *wirstu* 106, 5 *weystu* 51, 7 3 × *wiltu* 56, 29.

l geschwunden in 5 × *vnzcelich* 30, 18 für mhd. *unzellich*.

II. teil. Zur flexionslehre.

Kapitel 1. Konjugation.

A. Tempusbildung.

§ 24. Starke konjugation.

1. *i*-reihe.

Die tempusbildung ist wie im nhd.:

Prt. pl. *blieben* 61, 23. Ptc. prt. 3 × *(ge)blieben* 29, 26 *zcurieben* 100, 23 15 × *geschrieben* 75, 28 8 × *getrieben* 34, 12 3 × *geschwigen* 14, 4 5 × *begriffen* 49, 16 *gestritten* 34, 31 3 × *gerissen* 89, 23. Neben *beschiden* 42, 21 und *vnterschiden* 22, 4 steht 3 × *bescheyden* 42, 6 (mhd. *scheiden*, redupl. verb.).

2. *u*-reihe.

Präs. Die 2. und 3. sg. kennen die anlehnung an den plural noch nicht:

fleucht 34, 24 *fleugt* 109, 11 *leugt* 85, 28 *betreugt* 85, 28 *seugt* 21, 12 6 × *gepeutt* 33, 17 3 × *vorpeutt* 49, 3 *anbeuttet* 29, 29.

Prt. 2 × *gepott* 53, 23.

Ptc. prt. 2 × *betrogen* 79, 22 5 × *gezcogen* 81, 6 3 × *vorloren* 84, 17 34 × *gepotten* 82, 31 *vorgossen* 42, 1 2 × *beschloßen* 26, 30.

3. *a*-reihe.

α. i - a - u - u.

Prt. 3. sg. ind. *tranck* 3, 19. Der plural der verba auf *nd, ng* hat noch *u*, desgleichen der konjunktiv:

funden 89, 7 *sungen* 9, 26, 2 × *fund* 66, 1 *zcwunge* 34, 6 *erfundest* 52, 24 *sungest* 23, 19.

Ptc. prt. 2 × *vorpunden* 35, 28 9 × *erfunden* 19, 20 *vorschlunden* 58, 18 *vbirwunden* 100, 8 2 × *gezcwungen* 100, 11. Zu *gewonnen* vgl. § 5.

β. i - a - â - o.

Präs. Die 1. sg. zeigt noch *i* in:

wird 1, a. 1 2 × *furwirff* 2, 24; 3. sg.: *gepricht* 57, 29 11 × *spricht* 56, 9 3 × *ficht* 31, 2 *richett* 96, 7 *betrifft* 88, 6 5 × *hilfft* 33, 12 3 × *gillt* 78, 28 *schildt* 86, 4, aber *quellet* 98, 5, 2 × *stirbt* 69, 15 3 × *wirfft* 102, 4; imp. 3 × *nym* 17, 23 *wirff* 17, 22.

Prt. 3. sg. ind.:

sprach 60, 30 *traff* 24, 24 *halff* 59, 7 *befalh* 53, 16, pl. *namen* 39, 31.

Der konjunktiv zeigt noch *u* = *ü*:

3 × *hulff* 79, 8 *gulte* 65, 32 *schullt* 67, 5 *erwurbe* 37, 19 7 × *wurd* 81, 30 pl. 5 × *wurden* 81, 2. Von *kommen* sind an konjunktivformen belegt: 2 × 3. sg. *keme* 94, 26 pl. *kemen* 65, 18.

Ptc. prt. 5 × *geprochen* 74, 19 3 × *gesprochen* 41, 14 2 × *angefochten* 109, 7 3 × *vnerschrocken* 58, 29 *gestolen* 106, 10 2 × *geholffen* 59, 5 9 × *befolen* 29, 7 *geschollten* 35, 23 9 × *genommen* 96, 13 4 × *gepornn* 3, 28 *geschwornn* 89, 30 3 × *gestorben* 20, 16 *erworben* 59, 34 9 × *(ge)-worden* 5, 5 6 × *geworffen* 94, 5 3 × *vorporgen* 7, 27, 6 × *(ge)kummen* 108, 33 (über *u* s. § 5, 5).

γ. *e* - *a* - *â* - *e*.

Präs. 3. sg. 12 × *gibt* 53, 7 *lißt* 89, 8 *tritt* 87, 9 *ysset* 67, 24 *vormysset* 6, 26; imp. *gib* 17, 24 *yß* 3, 7.

Prt. 3. sg. *aß* 3, 19 4 × *batt* 60, 30, pl. *batten* 47, 33; cj. *leßen* 89, 5 („*läsen*“).

Ptc. prt. 13 × *(ge)geben* 45, 19 *erwegen* 16, 20 (= *entschlossen, verwogen*) *gelegen* 69, 25 8 × *gesehen* 75, 15 *erlesen* 106, 3 3 × *gepeten* 20, 18 *gfressen* 75, a. 12 *vorgessen* 43, 22.

δ. *a* — *ü* — *a*.

Präs. 3. sg. *schleht* 11, 21 3 × *ferett* 37, 29 2 × *wechset* 71, 8.

Prt. *hub* 66, 3 2 × *schlug* 98, 11 2 × *trug* 77, 2, cj. *zcutruge* 86, 14. Zu *stân* — *stehen* gehören: 2 × *stund* 81, 32 cj. *auffstund* 93, 29.

Prt. prt. *erhaben* 34, 24 *auffgehaben* 94, 30 („*erhoben*“); *erhabt* 69, 33 von A in *erhaben* gebessert; 2 × *geladen* 44, 10 4 × *erfaren* 89, 12 2 × *geschaffen* 23, 20 *erwachsen* 92, 11 2 × *vorstanden* 74, 34.

4. Reduplizierende verba.

Präs. *vâhen* hat noch das übergewicht über *fangen:*

7 × *fahen* 87, 17 : 2 × *fangen* 107, 6, 4 × *fehet* 88, 22. 3. sg. *ankellt* 56, 5 2 × *fellet* 5, 13 *hengett* 109, 30 5 × *leufft* 6, 34; imp. 2 × *gang* 3, 6.

Prt. *schlieff* 3, 19 *gieng* 64, 15 usw. Die vollständigen belege sind § 43, 3 gegeben.

Ptc. prt. 10 × *gehallten* 16, 32 10 × *gefangen* 77, 33 11 × *gelassen* 42, 14 2 × *(ge)braten* 104, 20 *(ge)lauffen* 103, 16 3 × *gescheyden* (s. oben *i*-reihe) *geruffen* 50, 31 (vgl. § 26) 7 × *(ge)gangen* 105, 3.

§ 25. Schwache konjugation.

(Über die mittelvokale vgl. § 6, 2 und § 31.)

Rückumlaut.

Es kommen aus S in betracht die prt. von *brennen, senden, wenden; kennen, nennen, setzen.* Die 3 letzten halten den umlaut, z. t. trotz eingetretener synkope fest:

vorprant 76, 2 *gesand* 2, 1 *gesandten* (subst.) 85, 21 *furgewand* 84, 26; aber *genennet* 87, 29 und 2 × *genennt* 13, 17 14 × *gesetzt* 111, 7 *erkennett* 7, 12. Das adj. lautet 5 × *bekantt* 99, 7.

bringen und *denken* haben im prt.:

bracht 55, 31 ptc. 3 × *(ge)bracht* 89, 29, *gedecht* (3. cj.) 10, 27 ptc. 6 × *gedacht* 3, 5.

deucht (Fr. § 245) ist nicht belegt: 2 × *dunckt* 30, 14.

fürchten hat im ptc. prt. *gefurcht* 74, 5.

haben kennt zusammenziehung nur in denselben fällen wie das nhd.:

hast 31, 25 *hatt* 15, 2 *hatte* 61, 14 *hette* 60, 16 gegen *haben* 59, 32 *gehabt* 84, 26. Von *lassen* sind nur unkontrahierte formen im gebrauch: *lassen* 55, 28 *lesset* 50, 2.

§ 26. Mischung starker und schwacher formen.

Starke form.

stickist 96, 3 (nach Fr. § 172, 5 obersächs.): *steckt* 61, 3.

Schwache formen.

verderben: 3. sg. 4 × *vorterbett* 56, 12 ptc. 4 × *vorterbet* 62, 31, *preisen:* ptc. 3 × *gepreyßet* 9, 4, *weisen:* ptc. *beweysset* 108, 29 *vunterweysset* 18, 6; *rufen:* 3. sg. prt. *ruffet* 24, 23 pl. 2 × *anrufften* 25, 25 ptc. *angeruffet* 56, 20 neben der st. form *geruffen* 50, 31.

§ 27. Die präterito-präsentia, *sein*, *tun* und *wollen*.

mugen. 26 × *mugen* 47, 19 4 × *mogen* 79, 4; 16 × *mag* 82, 2 3 × *magist* 31, 20 3. cj. 6 × *mug(e)* 101, 9, prt. 17 × *mochte* 10, 26 ptc. *(ge)mocht* 29, 24.

sollen. 16 × *soll(e)n(n)* 67, 22; 29 × *soll* 66, 7 *sall* 66, 3 2. sg. 23 × *sollt* 9, 30 2. pl. 11 × *soll(e)t* 16, 9 2. cj. *sollest* 78, 3, prt. 58 × *sollt(e)* 67, 4.

kunnen. 20 × *kan(n)* 36, 20 3 × *kanst* 51, 13, prt. 3. sg. cj. 3 × *kund(e)* 97, 3 pl. 9 × *kunden* 28, 5.

turren. 3. sg. *thar* 25, 5.

durfen. 5 × *durffen* 58, 28; 5 × *darff* 78, 13 2. pl. *durfft* 101, 25, prt. 3. pl. *bedurfften* 58, 31 ptc. *bedurfft* 34, 31.

wizzen. 18 × *wissen* 8, 32; 7 × *weyß* 6, 26 *weyst* 77, 2 2. pl. *wisset* 45, 26 3. cj. 2 × *wiſße* 28, 21 imp. *wiſße* 3, 7.

sîn. Über plur. *seyn*, *seynd* vgl. § 2 und 20, über *was* für *war* § 13. *byn* 110, 2 *bist* 58, 11 imp. *biß* 60, 10; *seyn* (inf. 1. 3. pl.) 76, 19 cj. *sey* 73, 10 *seyest* 51, 25 3. pl. 2 × *seyn* 5 × *seyen* 91, 31 2. pl. *seytt* 45, 27 imp. *seyd* 85, 20 *seyt* 77, 21. Das ptc. lautet 12 × *geweßen* 19, 25 neben 3 × *gewest* 50, 16.

tuon. 26 × *thun* 74, 18; *thustu* 60, 10 18 × *thut* 23, 29 cj. 3. sg. 7 × *thu* 12, 7 1 × *thue* 96, 31, prt. 3. sg. 3 × *thett* 3, 18 pl. *theten* 25, 23 cj. 2. sg. *thetist* 60, 14 3. sg. 4 × *thett* 74, 16, ptc. 17 × *(ge)than* 65, 13.

wollen. 8 >< *wollen* 63, 22; 19 >< *will* 1, 5 5 >< *willt* 52, 19 3. sg. cj. 3 >< *wolle* 109, 31, 'prt. 20 >< *wollt* 11, 13 *woltist* 48, 15 pl. 10 >< *wollten* 18, 7.

B. Die endungen.

§ 28. Allgemeines.

Die anfügung eines *e* in der 3. sg. prt. starker verba kommt nicht vor (Fr. § 229). Es handelt sich hier nur um beibehaltung oder verlust des zu *e* reduzierten, in der schrift teilweise als *i* erhaltenen vokals durch synkope oder apokope. Im prt. der schwachen verba und bei den verben mit der ableitungssilbe *el, en, er* walten besondere verhältnisse ob.

Apokope kann statthaben in der 1. sg. ind., in der 1. 3. sg. cj. und der 2. sg. imp. präs., in der 1. 3. cj. prt. der st. v. und im prt. der sw. v., welche keinen mittelvokal kennen, synkope in den endungen *-et, -est, -en.* Es kommt in betracht für *-et*: 3. sg. ind. präs., 2. pl. ind. und cj. präs., sowie prt. der st. v., 2. pl. imp. präs. und das unflektierte ptc. prt. der sw. v.; für *-est* die 2. sg. ind. und cj.; für *-en* die 1. und 3. pl., inf.; ptc. prt. der st. v.

Die schriftliche bezeichnung schwankt auch unter sonst gleichen verhältnissen. Ob und wie weit schrift und aussprache sich decken, lässt sich kaum bestimmen. Es können daher nur regeln allgemeiner art aufgestellt werden.

1. Apokope und synkope sind da beliebt, wo die qualität des stammvokals genügend erscheint, den charakter der betreffenden form erkennen zu lassen.

2. Apokope ist nicht immer abhängig vom anlaut des nächsten wortes. Hiatus wird jedoch gerne vermieden bei vokalisch anlautenden enklitischen wörtchen. Die natur des vorangehenden konsonanten ist nur in bescheidenen grenzen massgebend.

3. Synkope ist meistens von der art der umgebenden konsonanten abhängig.

Anmerk.: Nach dem § 12, 3 gesagten ist die beibehaltung des *e* nach *h* wahrscheinlich nur graphisch.

§ 29. Apokope.

1. sing. ind. präs.

Apokope hat statt:

nach regel 1 in: *furwirff* 2, 24 und *wird* 1, a. 1, zur vermeidung des hiatus in *hab ich* 9, 3 *hab euch* 30, 11 *schreyb ich* 19, 8 *find ynn* 99, 33 *schlaff odder* 18, 28 *sag euch* 45, 1 *vorman euch* 102, 5 *meyn aber* 48, 30

laß ich 27, 20 *heyß ich* 76, 23 *acht ich* 27, 32, woneben freilich *bitte vnnd* 50, 11 *wircke alleyn* 50, 11 zu finden ist.

Apokope ist auch sonst beliebt, besonders nach *b*:

hab 30, 16 *heb* 4, 5 *glewb* 3, 15; nicht nach nasalen oder *r*: *vormane* 53, 17 *fare* 18, 29; es wechseln *trag* 77, 5 : *trage* 104, 11, *acht* 39, 23 : *achte* 77, 4, *besorg* 40, 9 *werd* 10, 28 *tringk* 18, 28 *fall* 18, 28 : *rede* 18, 28 *esse* 18, 28. — *zcihe* 4, 5.

1. 3. cj. präs.

Die konjunktivformen halten das *e* fester als die formen des indikativs, denn während bei diesen nach meinen zählungen die apokopierten formen dreimal so zahlreich sind wie die nicht apokopierten, hat bei jenen die apokope nur in der hälfte aller fälle statt. *e* fehlt in geläufigen verbindungen:

helff Gott 91, 5 *Gott erbarm* 79, 3, zur vermeidung des hiatus in *heb an* 14, 32 *leb vnnd* 70, 1 *streb yhre* 82, 20 *sterb odder* 68, 25 *straff er* 97, 13 *lauff vnnd* 103, 30 *dring vnnd* 31, 14 *wirck ewiglich* 70, 1 *voracht er* 109, 22 *wachs eyn* 67, 14 *gefall alles* 15, 7, woneben freilich die mehrzahl der fälle keine apokope zeigen, z. b. *gebe ynn* 101, 8 *erhebe vber* 29, 3 *glewbe vnnd* 110, 12 *lobe vnnd* 103, 28 *vbe vnnd* 70, 12 *mißprauche vnnd* 82, 15 *lege er* 65, 24 *predige vnnd* 39, 10 *sundige eyn* 107, 19 *zcufuge eynen* 96, 33 *finde odder* 76, 27 *achte vnnd* 73, 23 *erwele vnnd* 101, 6 *regire vnnd* 78, 30 *leße vnnd* 100, 17 *musse also* 76, 32.

Sonst ist apokope selten, verhältnismässig noch am häufigsten nach *b* und spiranten:

hab 8, 2. 29 *sag* 97, 15 *mug* 6, 21 *gnug* 41, 15 *mißprauch* 39, 11 *vorsuch* 97, 12, neben denen fast durchweg die vollen formen belegt sind: *habe* 2, 32 73, 23 *gebe* 73, 23 *lebe* 68, 26 *vbe* 14, 33 *lauffe* 76, 29 *anruffe* 100, 17 *ertzeyge* 73, 21 *muge* 101, 9. Nach nasalen und *r* ist *e* fast durchweg, nach *s* meistens erhalten: *nehme* 82, 16 *kome* 64, 4 *gewene* 97, 9 *gewynne* 42, 32 *lerne* 14, 34 *lere* 78, 30 *erhore* 52, 14 *fure* 18, 25 *blaße* 28, 23 *faſße* 43, 31 *vorgeſße* 32, 5 *vormeſße* 29, 3 *wiſße* 28, 21 *lasse* 103, 28 : *laß* 73, 23 *vordrieß* 109, 31. Ohne regel stehen gegen einander: *werd* 68, 26 *denck* 73, 26 *dunck* 95, 14 *sterck* 70, 12 *woll* 48, 18 und *vollnbringe* 13, 16 *schicke* 76, 27 *hallte* 101, 7 *gellte* 109, 18 *streytte* 39, 23 *vorpiete* 2, 24 *setze* 103, 30. — *sehe* 93, 24 *stehe* 58, 12 *flehe* 53, 18, 9 × *geschehe* 19, 5 : 2 × *gescheh* 15, 12, 2 × *zcihe* 2, 23 *flihe* 100, 16, *thue* 96, 31 : 8 × *thu* 37, 15.

Imperativ.

Apokope wird bevorzugt nicht nur in den jetzt geläufigen fällen:

yß 3, 7 *gib* 17, 24 *wirff* 17, 22 *nym* 17, 23 *gang* 3, 6; auch in: *straff* 8, 28 *greyff* 33, 8 *ruff* 31, 17 *brauch* 3, 9 *klag* 60, 6 *bitt* 60, 6 6 × *laß* 104, 10 2 × *erbarm* 60, 5; *e* steht in: *folge* 63, 32 *sorge* 104, 21 *speyße* 106, 12 2 × *wiſße* 3, 7 *vormehre* 47, 33 *sage* 77, 17 : *sag an* 23, 11. — 3 × *sihe* 60, 1 : 15 × *sih* 60 6, 6 × *thu* 5, 27.

Conj. prt. der st. v.

Mit *e* stehen:

wurbe 37, 19 2 × *lieffe* 37, 18 *truge* 86, 14 2 × *gienge* 54, 35 *zcwunge* 34, 6 *hielte* 103, 1 *gulte* 65, 32 *ließe* 95, 34 *hieße* 95, 5 *were* 14, 24 2 × *keme* 90, 27; ohne *e*: *hub* 66, 3 3 × *hulff* 79, 8 *sprech* 15, 17 2 × *fund* 66, 4 2 × *stund* 93, 29 7 × *wurd* 81, 30 *gieng* 88, 24. Ich finde keine feste basis, so wenig wie im

Prt. der sw. v. ohne mittelvokal.

Vgl. 4 × *thett* 74, 16 *bracht* 55, 31 *gedecht* 10, 27 34 × *sollt* 33, 8; *hatte* 61, 14 2 × *hette* 15, 31 : 5 × *hett* 15, 20, *mochte* 10, 26 : 11 × *mocht* 36, 32, *kunde* 97, 3 : 2 × *kund* 81, 17, 2 × *wolte* 2, 25 : 17 × *wollt* 109, 7.

§ 30. Synkope.

a. Endung -*et*.

3. sg. ind. präs.

Auszuscheiden sind die verba, bei denen die genannte form durch den vokal genügend charakterisiert ist; bei ihnen hat gewöhnlich synkope statt, hinter *s* und *l* jedoch finden sich vielfach, hinter *r* nur volle formen. Mit synkope:

12 × *gibt* 50, 29 2 × *stirbtt* 69, 15 5 × *leufft* 6, 34 *betrifft* 88, 6 5 × *hilfft* 97, 16 2 × *wirfft* 102, 4 (: *vorwirffet* 7, 31) *schildt* 86, 4 6 × *gepeutt* 69, 2 3 × *vorpeutt* 49, 3 (: *anbeuttet* 29, 29) *tritt* 87, 9 2 × *ficht* 31, 2 8 × *hellt* 17, 28 3 × *gillt* 78, 28 *fleugt* 109, 11 *leugt* 85, 28 *betreugt* 85, 28 *zceugt* 78, 27 5 × *tregt* 17, 28, aber *henget* 109, 30, *fleucht* 34, 24 4 × *gepricht* 57, 28 11 × *sicht* 36, 16 18 × *geschicht* 1, 15 11 × *spricht* 56, 9, aber *richet* 96, 7, 9 × *nympt* 54, 13.

Ohne synkope:

27 × *lesset* 50, 2 (: 5 × *leßt* 43, 25) *ysset* 67, 24 *vorgisset* 102, 32 *vormysset* 6, 26 *wechset* 71, 8 (: *wechst* 31, 23), aber *lißt* 89, 8 *fleusst* 70, 16; 10 × *fellet* 52, 11 (: 2 × *gefellt* 3, 27), 7 × *feret* 31, 21. — 4 × *fehet* 88, 22 2 × *sihet* 86, 27 nur graphisch: *schleht* 11, 21 *siht* 80, 21.

Sonst sind die umgebenden konsonanten von bestimmendem einfluss, ohne dass jedoch völlige konsequenz gewissheit über die aussprache gäbe.

b — t: 8 × *glawbt* 2, 19 8 × *hebt* 6, 32 8 × *lebt* 69, 31 2 × *schwebt* 19, 27 2 × *strebt* 9, 10 7 × *bleybt* 55, 16 *schreybt* 33, 24 6 × *treybt* 70, 17 *liebt* 75, 14 3 × *lobt* 57, 16 *betrubt* 68, 30 *vorderbt* 86, 11 : *hebet* 6, 20 2 × *lebet* 77, 9 *klebet* 104, 28 *treybet* 70, 27 3 × *lobet* 24, 18 2 × *tobet* 70, 26 3 × *vbet* 99, 8 4 × *vorterbet* 59, 12.

f—t: 4 × *strafft* 11, 19 2 × *kaufft* 83, 2 6 × *greyfft* 100, 19 2 × *rufft* 24, 8 : *straffet* 49, 4 *hoffet* 31, 29 *ruffet* 71, 26 *rumpfet* 106, 2.

d—t: *redt* 30, 27 2 × *findt* 22, 13 : *schadet* 86, 21 3 × *redet* 96, 8 3 × *leydet* 69, 16 6 × *findet* 4, 9 *windet* 106, 3 *zeundet* 56, 31.

t — t: *voracht* 38, 29 *betracht* 96, 28 *beycht* 7, 2 2 × *furcht* 73, 32 *stifft* 24, 11 *antwortt* 17, 20 *lust* 38, 33 : *lautet* 71, 27 3 × *bettet* 7, 1 2 × *streytet* 102, 3 12 × *bittet* 45, 15 7 × *achtet* 38, 29 2 × *furchtet* 78, 24 *erkalltet* 59, 15 3 × *fastet* 7, 1 *lustet* 68, 29 *vorwustet* 59, 12.

z — t: 8 × *setzt* 56, 8 *tantzt* 77, 8 : *setzet* 24, 28 *reytzet* 54, 27.

g — t: 3 × *fragt* 7, 2 *klagt* 8, 27 52 × *sagt* 33, 21 *legt* 92, 33 *bewegt* 51, 11 *steygt* 74, 31 *schweygt* 109, 11 7 × *zceygt* 96, 6 8 × *ligt* 85, 13 *ßundigt* 85, 27 4 × *fugt* 84, 8 3 × *folgt* 87, 13 *sorgt* 104, 9 *langt* 45, 14 2 × *vorhengt* 81, 20 *bringt* 10, 23 2 × *dringt* 98, 2 *ringt* 50, 30 : 2 × *saget* 101, 19 *waget* 88, 22 *reget* 100, 16 *demutiget* 54, 29 *prediget* 43, 19 3 × *sundiget* 3, 29 2 × *fuget* 25, 26 *benuget* 3, 30 3 × *ruget* 61, 13 *tilget* 19, 1 10 × *folget* 5, 22 2 × *sorget* 6, 32 *pranget* 24, 25 *dringet* 71, 4.

k — t: *deckt* 36, 26 *steckt* 61, 3 2 × *schickt* 68, 21 2 × *schmuckt* 107, 7 *danckt* 43, 7 5 × *denckt* 96, 28 3 × *dunckt* 63, 33 2 × *sterckt* 71, 9 7 × *wirckt* 71, 17 : *wircket* 101, 22.

ch — t: 13 × *macht* 70, 15 2 × *praucht* 104, 28 *flucht* 96, 8 11 × *sucht* 6, 32 : *wachet* 107, 14 *reychet* 22, 27 2 × *suchet* 13, 31.

s — t: 8 × *heyst* 76, 14 : *beysset* 3, 24 2 × *gleysset* 78, 27 9 × *heysset* 10, 1 *preysset* 12, 11 *loßet* 80, 12 3 × *stoßet* 11, 28 *fisschet* 88, 21.

l — t: *zcehlet* 54, 22 *fellet* 97, 33 *quellet* 98, 5 2 × *stellet* 25, 1 *feylet* 24, 25 *teylet* 14, 10 2 × *fullet* 12, 6 2 × *fulet* 22, 13.

r — t: *dispensirt* 81, 20 *probirt* 97, 2 4 × *regirt* 81, 12 3 × *regiret* 88, 33 3 × *gepurtt* 93, 14 : *bewaret* 32, 31 *offenbaret* 48, 6 *beweret* 28, 25 3 × *ehret* 75, 13 2 × *begeret* 17, 32 *bekeret* 11, 20 16 × *leret* 3, 6 *mehret* 99, 13 5 × *weret* 78, 34 *vorzceret* 90, 6 *sperret* 24, 13 10 × *horet* 72, 6 *vorstoret* 90, 6 5 × *furet* 88, 23.

m — t: *vordampt* 12, 13 *zcympt* 96, 12 24 × *kumpt* 46, 7 : *krummet* 106, 3 *reymet* 54, 8 *rumet* 24, 27 *sturmet* 24, 30.

n — t: *kennt* 76, 7 2 × *meynt* 62, 26 : *bannet* 80, 12 *manet* 54, 28 *kennet* 44, 21 2 × *nennet* 7, 5 *rennet* 89, 1 *meynet* 41, 14 *scheynet* 106, 27 5 × *dienet* 66, 13 *gewinnet* 74, 17 *wonet* 68, 26 *warnet* 11, 7 *lernet* 26, 24 *zcurnet* 97, 49.

voc. — *t:* *benedeyet* 96, 14 *vormaledeyet* 86, 2 *schreyet* 94, 7.

w — t: 11 × *trawet* 45, 15 2 × *drewet* 85, 16.

h — t: 24 × *geht* 94, 14 : 3 × *gehit* 74, 31 *bemuhet* 24, 12.

2. pl. ind. cj. imp.

b — t: *habt* 5, 9 3 × *glawbt* 45, 17.

f — t: 3 × *helfft* 37, 2 *durfft* 101, 25 : *klopffet* 45, 20 *werffet* 77, 20.

d — t: *wyrt* 109, 6 mit unterscheidendem vokal; *findt* 45, 19 : 3 × *werdet* 109, 4.

t — t: 4 × *bittet* 43, 25 4 × *huttet* 11, 8 *halltet* 102, 5 2 × *richtet* 36, 34.

g — t: *brengt* 45, 1 : *sundiget* 19, 9.

k—t: *gedenckt* 25, 21 : *gedencket* 44, 17 2 × *trincket* 23, 29.

ch—t: *machet* 22, 18 *suchet* 45, 19.

s—t: *laßt* 62, 5 : *lasset* 16, 16 3 × *esset* 15, 9 *fresset* 30, 11 2 × *wisset* 45, 26 3 × *erloßet* 27, 2.

l—t: 7 × *sollt* 16, 9 : 4 × *sollet* 30, 13.

r—t: *schweret* 25, 20 *horet* 25, 19.

m—t: *nempt* 17, 13 : 4 × *nemet* 41, 33.

n—t: *weynet* 79, 13.

h—t: 2 × *seht* 36, 34 *geht* 94, 14 : *sehet* 78, 23.

Ptc. prt. der sw. v.

b—t: *erhabt* 69, 33 *(ge)glawbt* 5, 11 *gelebt* 89, 19 *gelobt* 29, 15 3 × *geubt* 72, 2 *vorterbt* 66, 17 : *gestrebet* 32, 19 3 × *vorterbet* 66, 5.

f—t: *gestrafft* 81, 1 *getaufft* 89, 30 *gestopfft* 91, 5 : *angeruffet* 56, 20.

d—t: *geredt* 3, 5 *beredt* 59, 1 3 × *vorblendt* 75, 18 : *beklaydet* 12, 23 *geduldet* 18, 5 2 × *vorblendet* 24, 14 *geschendet* 68, 26 2 × *vorkundet* 58, 7.

t—t: 2 × *gepett* 9, 14 10 × *geacht* 46, 17 *gepeycht* 9, 14 *erleucht* 4, 21 6 × *gericht* 92, 4 *gefurcht* 74, 5 4 × *gestifft* 101, 10 *vorwust* 83, 7 : *gerattet* 63, 8 *gestattet* 106, 21 2 × *gepettet* 56, 20 *bedeutet* 14, 12 *vorguttet* 4, 28 *vbirschuttet* 25, 33 3 × *geachtet* 21, 31 *gerichtet* 59, 1 *gestifftet* 9, 14 *gewartet* 93, 32 2 × *gefastet* 60, 19 *getrostet* 69, 18.

z—t: *geschwetzt* 72, 9 11 × *gesetzt* 111, 7 *gereytzt* 28, 9 *beschutzt* 36, 21.

g—t: 2 × *geclagt* 26, 30 *geplagt* 61, 26 28 × *gesagt* 61, 30 *geseugt* 79, 16 *gelegt* 108, 21 *bewegt* 27, 17 *geneygt* 27, 22 2 × *gezceygt* 64, 12 *voreynigt* 73, 31 *befestigt* 4, 21 2 × *gecreutzigt* 63, 18 3 × *vorkundigt* 35, 6 *beleydigt* 67, 34 *gemessigt* 10, 14 2 × *gepredigt* 44, 16 *entschuldigt* 91, 7 *vmbringt* 30, 1 *vorsorgt* 62, 17 3 × *erwurgt* 106, 13 : *vmbleget* 34, 9 *befestiget* 20, 8 2 × *geheyliget* 31, 9 *gemessiget* 10, 18 3 × *geprediget* 35, 5 *gerechtfertiget* 20, 23 *beschuldiget* 1, a. 1 *vorstendiget* 26, 21 *gesundiget* 60, 17 *vortilget* 55, 33 3 × *gefolget* 4, 24 *gesorget* 20, 19 *erwurget* 30, 6.

k—t: 2 × *gesteckt* 84, 33 2 × *erweckt* 108, 22 *bestrickt* 103, 12 3 × *vorstockt* 46, 18 *gedruckt* 14, 5 *geschmuckt* 39, 26 *gedanckt* 77, 22 *gesterckt* 79, 25 2 × *gewirckt* 21, 7.

ch—t: 4 × *gemacht* 19, 29 *gepraucht* 100, 27 *geschwecht* 110, 29 *vorschmecht* 38, 9 4 × *gesucht* 33, 8 : *belachet* 59, 1 *durchmachet* 26, 23 *geschwechet* 102, 16.

s—t: *vorwarloßt* 66, 21 *außgelesscht* 76, 3 2 × *gemischt* 74, 8 : *gehasset* 109, 5 3 × *gepreysset* 75, 7 2 × *beweysset* 108, 29 *vorboßet* 26, 14 *erloßet* 31, 26 *zcurknursset* 100, 20.

l—t: *gestellt* 103, 16 *vorurteyllt* 104, 15 : *gemalet* 36, 13 *gewallet* 60, 19 *erwelet* 24, 29 *bestellet* 82, 7 *zcurschellet* 16, 20 *befulet* 111, 10 7 × *erfullet* 31, 25.

r — t: 10 × *geehret* 27, 9 7 × *vorkeret* 82, 14 7 × *geleret* 57, 23 2 × *beschweret* 48, 31 2 × *erweret* 66, 32 2 × *vorzceret* 61, 25 *zeugesperret* 85, 5 *gezcieret* 81, 8 *voryrret* 18, 20 15 × *gehoret* 90, 25 2 × *vorstoret* 59, 26 8 × *gefuret* 13, 26.

m — t: 2 × *vordampt* 97, 27 *vnuorschampt* 58, 29 : *vorseumet* 83, 8.

n — t: 2 × *genennt* 13, 17 2 × *gemeynt* 38, 34 *vordient* 59, 22 : *vormanet* 96, 4 *erkennet* 7, 12 *genennet* 87, 29 *geweynet* 99, 32 2 × *gedienet* 98, 20 *gesynnet* 77, 7 *gewonet* 34, 30 2 × *vorsunet* 20, 24 *gelernet* 1, a. 4 × *ertzurnet* 42, 27.

voc. — *t:* 2 × *gebenedeyet* 78, 24 *befreyet* 62, 16 *geweyet* 69, 7.

Ergebnis.

Der plural und vor allem der imperativ hält bei der anrede, besonders der feierlichen, die volle form fester.

Sonst lässt sich die regel aufstellen, dass stimmlose fortis ohne weiteres sich mit *t* verbindet, lenis der vermittelung durch *e* bedarf: *bt ft zt gt kt cht : let ret met* (aber *mpt*) *net*. Für *s* würde sich aus *-set* lenis-aussprache ergeben, die für *g* in *-iget -lget -rget* nicht von der hand zu weisen ist.

Auch die verben, deren stamm auf *d* oder *t* ausgeht, erleiden zuweilen synkope, während der nhd. schriftgebrauch das zusammenfallen des stammauslauts mit den konsonanten der endung vermeidet; die umgangssprache liebt gerade hier die synkope. Vermieden wird sie, auch von Luther, in schwerer offener silbe: *beklaydet bedeutet : geredt*.

b. Endung *-est*.

Synkope ist selten, nach regel 1 in *sichst* 21, 1 *vorsichst* 10, 5; sonst stehen den § 6, 2 mitgeteilten 68 formen mit *e* oder *i* nur drei synkopierte gegenüber: *anhebst* 47, 26 *findst* 47, 23 und *vorschaffts* 53, 17, für *vorschaffst* verschrieben. Aus § 23 müssen weiterhin angeführt werden: 2 × *sprichstu* 16, 26 *sprechstu* 42, 22 2 × *thustu* 60, 10.

c. Endung *-en*.

Synkope erscheint vereinzelt nach *l* und *r*.

1. 3. pl.; inf.

l. *befelhen* 64, 25 2 × *erwelen* 17, 31 *holen* 88, 15 16 × *sollenn* 14, 18 : *befelhn* 64, 10 2 × *solln*[1] 67, 22.

r. 12 × *faren* 18, 24 *neren* 84, 10 8 × *begeren* 41, 20 *weren* 83, 33 15 × *regieren* 92, 19 9 × *furen* 9, 10 : *regiernn* 57, 31.

1) Für die wenigen synkopierten formen mag wol die mhd. schreibgewohnheit von einfluss gewesen sein.

Ptc. prt. der st. v.

l. 9 × *befolen* 29, 7 *gestolen* 106, 10.

r. 3 × *erfaren* 31, 25 3 × *vorloren* 84, 17 : 4 × *gepornn* 3, 28 *geschwornn* 89, 30.

§ 31. Das schwache präteritum.

Im ind. prt. und den flektierten formen des ptc. prt. können 4 fälle eintreten:

1. Mittelvokal bleibt, endungs-*e* bleibt.
2. Mittelvokal bleibt, endungs-*e* fehlt.
3. Mittelvokal fehlt, endungs-*e* bleibt.
4. Mittelvokal fehlt, endungs-*e* fehlt.

Ist die endung *-en*, so schwankt die schreibung zwischen fall 1 und 3, ist sie *-e*, zwischen fall 2 und 4.

Endung *-en*. Fall 1: *duncketen* 30, 21 *predigeten* 30, 8 *sundigeten* 19, 13 *horeten* 44, 12 *spotteten* 57, 4 *traweten* 25, 24, ptc. 3 × *gelereten* 2, 14. Fall 2: *lobten* 25, 26 3 × *machten* 76, 10 *schmechten* 59, 5 2 × *anrufften* 25, 25 *fragten* 1, 19 *sagten* 47, 33 *betten* (= *beteten*) 48, 28, ptc. *gelerten* 18, 11 *bestimpten* 16, 29 *vnuordienten* 105, 30 *vorachten* (= *verachteten*) 36, 11.

Endung *-e*. Fall 2: *lobet* 24, 23 *machet* 58, 15 *straffet* 48, 1 *ruffet* 24, 23 *besorgett* 32, 15 *welet* 87, 30 *leret* 18, 25 2 × *weret* 84, 19 *disputiret* 17, 18 *horet* 54, 33 *bettet* 54, 33 *schuttet* 58, 22 *achtet* 38, 18 *antwortet* 1, 20 *speyset* 64, 16 *setzet* 38, 18 *bawet* 37, 19. Fall 4: *glawbt* 5, 29 *schafft* 11, 21 *fragt* 1, 8 *legt* 61, 23 *auffweckt* 4, 13 *bett* (= *betete*) 64, 2.

§ 32. Verba auf -el, -en, -er.

Es walten ähnliche verhältnisse ob wie beim schwachen präteritum: das flexions-*e* steht, während das ableitungs-*e* fehlt, oder umgekehrt, oder endlich beide stehen. Im prt. kommt dazu noch ein drittes *e*, Luther schreibt in den beiden belegten fällen alle drei: *wandeleten* 20, 20, *opfereten* 14, 13. Sonst schwankt die schreibung, ohne eine regel erkennen zu lassen. Wie weit die aussprache sich der heutigen geregelten genähert hat, ist nicht festzustellen. Einheitlich werden *handeln* und *handlen* gewiss ausgesprochen worden sein. Belege:

a. Apokope.

3. cj. präs.

-ele: wandele 42, 31 : 3 × *zcweyffell* 42, 17.

-ene: ordene 7, 20.

3. sg. prt.

-enete: regent 56, 10.

-erete: lestertt: 59, 4.

b. Synkope.

Inf., 1. und 3. pl. präs.

-elen: *handelen* 93, 9 *zcweyffellen* 9, 3 *vorzcweyffelen* 19, 21 *orgelen* 16, 31 *mummelen* 49, 20 : 6 × *handellnn* 95, 17 6 × *wandelln* 37, 5 7 × *zcweyfellnn* 2, 13 *orgelnn* 12, 19 2 × *murmellnn* 86, 3 *preppelln* 46, 16 *bettelns* 106, 19 : *schmeychlen* 107, 27 *handlen* 57, 8 *funcklen* 47, 26 4 × *samlen* 12, 22 *winßlen* 51, 5 *schuttlen* 51, a. 3.

-enen: *zcurechnen* 28, 32. Ist das ableitungs-*e* erhalten, so fällt die endung des infinitivs ganz fort: *begegen* 55, 2 3 × *regen* 56, 10.

-eren: 2 × *lesteren* 25, 6 : 2 × *zcaubernn* 33, 1 *plaudernn* 57, 3 *hyndernn* 94, 29 2 × *vorhyndernn* 28, 9 2 × *foddernn* 79, 11 *geringernn* 3, 6 *ergernn* 1, a *jamernn* 60, 6 *klappernn* 57, 20 *opffernn* 75, 30 2 × *lesternn* 59, 10 *feyernn* 70, 6 : 7 × *feyren* 61, 15 (vgl. § 6, 1) *vbertheuren* 102, 27.

3. sg. präs., ptc. prt.

-elet: *zcweyffelet* 46, 22 : *handellt* 103, 23 10 × *zcweyfellt* 19, 2 *murmellt* 56, 20 *breppellt* 56, a. 9, *gehandellt* 21, 17 *gewandellt* 7, 11 *vorwandellt* 61, 18 : *heuchlet* 109, 11, *gehandlet* 92, 26 *vorsamlet* 59, 9.

-enet: *vorordenet* 70, 29, 3 × *vorordenet* 48, 26 *geordenet* 100, 29 *zcugeeygenet* 89, 31 : *ordentt* 80, 12, *geordentt* 83, 29 *geregent* 56, 11 : *vorzceychnet* 98, a. 4 *vorordnet* 42, 7.

-eret: *widdert* 101, 21 5 × *foddertt* 37, 1 *jamert* 97, 29 *bekummertt* 54, 14 *plappert* 57, 21 *bessertt* 86, 12 *lestertt* 96, 8, *abgesondert* 4, 26 *gefoddertt* 85, 3 2 × *geergertt* 109, 6 *gepessertt* 81, 2.

Anmerk. Der druck behandelt die in § 29—32 aufgeführten formen mit völliger willkür.

§ 33. Das präfix ge- des ptc. prt.

a. Die sw. v.

nehmen *ge-* überwiegend an: *gedacht* 3, 5 *gefolget* 4, 24 *geredt* 3, 5 *gesand* 2, 1 *gsagt* 73, 28; ohne *ge-* : 2 × *glawbt* 5, 11 *mocht* 89, 27 *vmbracht* 89, 27, 2 × *anzceygt* 100, 31 : 5 × *angezceygt* 72, 10.

b. Die st. v.

schwanken. Die mehrzahl zeigt allerdings *ge-*, z. b.:

gepeten 60, 18 *gepoten* 9, 30 *gepunden* 16, 15 *angefochten* 34, 12 *gehalten* 17, 14 *geholffen* 59, 5 *genommen* 39, 21 *gestorben* 20, 16 *gestritten* 34, 31 *geschrieben* 8, 15 *gfressen* 75, a. 12. Andere sind in der anwendung unsicher: 2 × *trieben* 66, 16 : 6 × *getrieben* 34, 12, *zcogen* 83, 5 : 3 × *gezcogen* 111, 7, 2 × *funden* 20, 10 : *gefunden* 33, 8, 2 × *furworffen* 13, 8 : *geworffen* 94, 5, 12 × *geben* 3, 11 : *gegeben* 45, 19, 6 × *than* 109, 20 *gnugthan* 9, 15 2 × *wolthan* 60, 20 : 11 × *gethan* 65, 13 *abgethan* 80, 28 2 × *wolgethan* 4, 30. Nur ohne präfix begegnen: 2 × *blieben* 29, 26 *vberblieben* 80, 28 6 × *kummen* 108, 33 9 × *worden* 5, 5 2 × *braten* 104, 20 *nachlauffen* 103, 16 *gangen* 105, 3 *auffgangen* 7, 13 *heymgangen* 5, 30.

Kapitel 2. Deklination.

A. Substantiva

§ 34. Starke deklination.

1. Masculina.

Die masculina der alten *a*- und *i*-deklination sind zusammengefallen, letztere durch den umlaut charakterisiert.

Gen. sg. zeigt synkope in der überwiegenden zahl der fälle (33 mit, 2 ohne), z. b.:

leybs 67, 17 *mißprauchs* 40, 7 *frids* 92, 20 *brieffs* 42, 13 *tags* 62, 18 *schmucks* 100, 32 *teuffels* 50, 21 *sunß* 20, 25 *lerers* 5, 23 *armuts* 74, 24 gegen: *grymeß* 58, 18 *streyttis* 59, 18. Nach *s* fehlt häufig die endung überhaupt: *genieß* 36, 26 *dienst* 78, 7, zuweilen ist durch geschriebenes *s* dem auge die form angedeutet: *vberflußs* 89, 17 *schatzs* 44, 8 *geytzs* 79, 1 *nutzs* 88, 19.

Dat. sg., nom., gen., acc. pl. haben überwiegend apokope, eine regel ist nicht aufzustellen.

prauch 42, 26 7 × *todt* 79, 8 2 × *wolff* 59, 31 *frembdling* 77, 34 *schmuck* 77, 12 *stall* 55, 21 *bawm* 78, 23 *steyn* 87, 18 *felß* (starker dativ) 100, 20 *fuß* 64, 9 *knecht* 91, 25 *krentz* 12, 24 *schetz* 103, 17 : *berge* 13, 30 *vnfuge* 83, 19 *scheyne* 1, 12. Es wechseln: *munde* 23, 28 : 4 × *mund* 23, 2 *stende* 93, 24 : 5 × *stend* 9, 8, 2 × *bisschoffe* 41, 22 : 6 × *bischoff* 109, 10, *tage* 61, 21 : 3 × *tag* 67, 9, 4 × *wege* 64, 11 : *weg* 64, 8, 4 × *kunige* 53, 18 : 5 × *kunig* 59, 14, *ernste* 51, 23 : 5 × *ernst* 56, 14, 11 × *gotte* 64, 24 : 14 × *gott* 53, 21.

Einzelnes: der gen. pl. *leuten* 62, 12 ist wol versehen. Im dat. pl. fehlt die endung *-en* zuweilen in mehrgliedriger verbindung: *ynn dreyen jaren vnnd sechs monad* 56, 11 *In dißen vnnd dergleychen spruch* 102, 9. Im nom. und acc. pl. der masculina auf *el, en, er* ist die md. gelegentlich vorkommende anfügung eines *e* ganz unbekannt: *engell* 9, 25 *gulden* 29, 7 *theter* 8, 31.

Der alte *u*-stamm *fride* hat vielfach schwache formen angenommen. S bietet für den dat. sg. 2 × *friden* 95, 31 : 2 × *frid* 68, 7.

2. Neutra.

Seitdem der nom. pl. ein *e* angenommen hat (über *-er* im pl. s. unter 4), gleicht die deklination der neutra ganz der der masculina. Der acc. sg. hat nie *e* (Fr. § 179, 3).

Gen. sg.: *lobs* 25, 29 *dings* 92, 27 *volcks* 44, 12 *wercks* 24, 1 *lasters* 36, 32 *gellts* 103, 17 *testaments* 42, 32 4 × *gepotts* 28, 7 *fleyschs* 64, 28 : 6 × *gepettis* 54, 12 25 × *gepottis* 25, 27 *heubtis* 67, 17 4 × *fleysches* 68, 9.

Dat. sg., nom., gen., acc. pl. stehen fast immer ohne *e*:

gepotte 70, 13 *dinge* 23, 17 : *pferd* 16, 21 *ding* 12, 31 23 × *werck* 75, 8 15 × *gepett* 57, 23 21 × *gepott* 32, 27 4 × *schwertt* 98, a. 4.

Als schreibfehler betrachte ich — es geht eine reihe flektierter adjektiva voraus — *der ..... wercken* 93, 3.

Dat. pl.: *jaren* 56, 10 : *lasternn* 63, 19.

Neutra mit *ja*-stamm.

Das nominativ-*e* wurde wie das flexions-*e* behandelt. Der wegfall ist um so begreiflicher, als die mehrzahl der neutra des *e* entbehrte. Vgl. v. Bahder, die *e*-abstossung bei dem nhd. nomen in Indog. forsch. IV (1894) s. 352. Doch wirkten die alten verhältnisse mächtig genug, das *e* in einer reihe von fällen beizubehalten.

Nom. und acc. sg.: 2 × *ende* 25, 30 *gedrenge* 50, 27 *geprenge* 14, 2 2 × *ole* 3, 9 *mere* 17, 22 : 4 × *bild* 30, 26 4 × *end* 59, 7 2 × *gesind* 91, 30 2 × *gesicht* 99, 21 *gerucht* 26, 9 *gespenst* 32, 34 4 × *gesetz* 87, 19 4 × *creutz* 12, 26.

Gen. sg.: *gesetzes* 102, 32 *hereß* 59, 21 *angesichtis* 104, 16 : *gesetzs* 16, 1 *angesichts* 19, 27 2 × *gesinds* 91, 17 *geprengs* 55, 11.

Dat. sg., nom., gen. und acc. pl.: 2 × *stucke* 37, 28 *gescheffte* 103, 2 *gespenste* 13, 27 *gesetze* 66, 10 *netze* 86, 21 *here* 34, 10 : 2 × *stuck* 70, 2 *ynn gluck vnnd vngluck* 35, 15 *bild* 12, 27 *gericht* 19, 19 2 × *gesetz* 9, 12 *creutz* 12, 26.

3. Feminina.

a-stämme.

Im sing. ist *e* häufig apokopiert, vielfach um hiatus zu vermeiden. Die wörter auf *-ene* verlieren ihr *e*: dat. *lugen* 106, 32, die auf *-ung* haben es zum kleinen teil, wie v. Bahder meint, nur in der schrift. Es steht:

außlegunge 93, 10 *samlunge* 53, 13 *zcusagunge* 48, 16; wechselnd 6 × *anfechtung* 32, 3 : *anfechtunge* ebendort, 5 × *pesserung* 29, 1 : *peßerunge* 29, 16, *erfullung* 96, 30 : *erfullunge* 10, 10, 4 × *narung* 104, 12 : *narunge* 103, 11, 8 × *vbung* 45, 6 : 4 × *vbunge* 44, 1; sonst also *achtung* 65, 22 5 × *hoffnung* 91, 6 4 × *ord(e)nung* 73, 11 .2 × *regirung* 70, 4 usw.

Im ganzen finden sich 85 formen ohne und 11 mit *e*. Im übrigen ist die verteilung der formen mit oder ohne *e* ziemlich gleichmässig (89 : 95). Ich wähle als beispiele:

creature 41, 1 : *figur* 62, 7 7 × *natur* 106, 2; 2 × *hulde* 20, 8 *masse* 106, 18 *(mit eyner masse vnnd ordenung) decke* 76, 31 2 × *gutte* 50,12 *krone* 77, 2 3 × *lere* 91, 23 3 × *rede* 88, 14 13 × *ruge* 61, 27 *salbe* 101, 26 3 × *sorge* 104, 10 usw. : 2 × *begird* 44, 8 *beycht* 54, 22 4 × *freud* 5, 7 2 × *klag* 58, 4 *nyderlag* 108, 20 *pfarr* 53, 15 *rach* 96, 20 11 × *vrsach* 52, 1 *sprach* 23, 20 3 × *stund* 91, 10; wechselnd 26 × *ehre* 27, 23 : 6 ×

ehr 51, 17, *farbe* 23, 6 : *farb* 25, 16, 2 × *gnade* 74, 19 : 8 × *gnad* 98, 3, 7 × *liebe* 43, 3 : 17 × *lieb* 47, 15, 3 × *meſſe* 54, 26 : 8 × *meß* 58, 30, 5 × *menige* 65, 28 : *menig* 36, 32, *sonne* 105, 32 : 2 × *sonn* 7, 12, 3 × *speyße* 66, 30 : 4 × *speyß* 17, 6, *strasse* 93, 30 : 3 × *straß* 86, 34, *sunde* 4, 16 : 15 × *stund* 60, 5.

Im plural herrschen jetzt die sw. formen durchweg, S hält am alten fest (mit und ohne apokope). Den neuen formen:

leyden 70, 8 *messen* 43, 12 *plagen* 87, 28, *vbungen* 63, 27 : 2 × *vbung* 70, 4, *nerrynnen* 67, 1 aber *meysterynn* 91, 18

stehen an alten gegenüber:

rede 4, 22 *creature* (pl.?) 14, 23 *bitte* 49, 13, *buberey* 90, 15 *gemeyn* 85, 8 *pfrund* 84, 4 *probstey* 83, 3 *prediget* 43, 20 *spynweb* 87, 17 *sund* 19, 18 *zceytt* 82, 19 *vntugen* 32, 12 2 × *ordenung* 81, 16.

Gen. regelrecht: *gnaden* 20, 31, zuweilen nach massgabe der *iō*-deklination auf *e*: 2 × *sunde* 43, 33.

Dat. mit und ohne synkope: 3 × *pfarren* 83, 2 : *pfarrnn* 83, 7.

Die *i*- und *u*-stämme

bieten wenig bemerkenswertes. Pl. mit oder ohne synkope:

5 × *hend* 48, 2 gen. 78, 19 *megd* 92, 18 *wend* 25, 8 *krefft* 34, 33 : *breute* 77, 10 *bruste* 79, 16; *stette* 15, 26 : *stett* 23, 10. Gen. pl. schwach: *lusten* 102, 6 gegen *stette* 15, 26.

4. Pluralbildung auf *-er*.

Die plurale auf *-er* haben noch nicht den umfang erreicht wie im nhd.

a. Neutra.

-er ist fest in: *eyer* 65, 8 4 × *weyber* 66, 34 *bucher* 64, 18 3 × *heußer* 9, 8 *bletter* 44, 27 *gutter* durchaus 111, 2; schwankend in 4 × *kleyder* 11, 9 : *kleyd* 12, 22, 25 × *kinder* 16, 28 : 6 × *kind* 17, 21, *thierer* (verächtlich) 9, 11 : 2 × *thiere* 95, 28; nicht belegt in *bilden* (dat.) 24, 16 3 × *land* 61, 24 dat. 2 × *landen* 83, 28 *dorffen* 90, 31 *ampt* 83, 10 2 × *schwertt* 98, a. 4 *hembd* 77, 14 4 × *stiffte* 37, 19.

b. Masculina.

-er in: 2 × *gotter* 9, 31 *menner* 81, 5; schwankend in *orter* 14, 13 : 4 × *orten* 37, 28; nicht belegt in 2 × *leybe* 61, 26 3 × *geyste* 108, 5.

Im dat. pl. fehlt *-n* einmal wegen der häufung von dativen in: *zcur weltlichen ehre, lust vnnd gutter* 75, 22.

§ 35. Schwache deklination.

1. Masculina.

Wir scheiden die hierher gehörigen substantive in 2 gruppen: 1. personenbezeichnungen und 2. sonstige konkreta sowie abstrakta.

In der 1. gruppe tritt, wenn auch aus verschiedenen ursachen (vgl. die oben genannte abhandlung v. Bahders), fast immer apokope des nominativ-*e* ein:

2 × *furst* 57, 3 11 × *herr* 8, 27 *narr* 97, 23 9 × *mensch* 4, 14 *gesell* 6, 19, dazu das in diese klasse übergegangene *heyd* 4, 19; doch *jude* 4, 19. Von obliquen kasus führe ich an: *fenrichen* 59, 20 *hertzogen* 59, 19 (nom. pl.) *vorsprechen* 19, 10 (acc. sg.); 2 × *apostolen* 39, 28 *pawren* 109, 7 4 × *narren* 83, 18 6 × *herren* 50, 31 gegen die synkopierten *hoddelnn* 77, a. 4 13 × *herrnn* 23, 32 *doctornn* 108, 25.

Die 2. gruppe kann ihren nom. sg. entweder nach alter weise (mit oder ohne apokope) oder auf *-en* (nach den obliquen kasus), sonach auf dreierlei weise nach dem schema *mag, mage, magen* bilden. Das einzige beispiel für die 3 möglichen formen bietet:

glawb (23 ×) 2, 20 *glawbe* (4 ×) 1, 18 *glawben* (2 ×) 19, 16. Sonst ist belegt 6 × *name* 28, 23 : 3 × *namen* 29, 15; 4 × *will* 79, 25 : 3 × *wille* 64, 21; 2 × *hauffe* 54, 33 : *magen* 66, 5 2 × *schaden* 83, 6.

Auffallend ist der übertritt von *wagen* stm. in diese klasse: nom. sg. *wag* 88, 27. Im gen. wird die neue mischform auf *-ens* bevorzugt:

gefallens 6, 11 *schadens* 88, 19 2 × *willens* 66, 2; 18 × *glawbens* 80, 3 : 2 × *glawben* 5, 16, 4 × *namenß* 109, 4 : 6 × *namen* 33, 7 (gern gebraucht, wenn häufung von genitiven vorliegt). Sonst steht in den obliquen kasus *-en: glawben* 54, 32 *psalmen* 36, 33 (dat.) *mittwochen* 65, 10 (dat.).

2. Feminina.

Der nom. unterliegt der apokope, vgl.:

kirche 78, 16 : 3 × *kirch* 69, 6 *zeung* 23, 20.

Die sw. endung *-en* der obliquen kasus ist erhalten:

gen.: *erden* 103, a. 5 *fasten* 65, 18 *frawen* 61, 22 3 × *kirchen* 66, 19 *taffelln* 72, 1 2 × *zeungen* 106, 31, dat.: *putternn* 65, 17 11 × *erden* 9, 28 *frawen* 78, 29 5 × (*ynn der*) *kirchen* 2, 33 (A hat 57, 18 *in den kirchen*!) 2 × *seyten* 32, 9 *wolcken* 64, 16 *zeungen* 107, 32, acc.: *putternn* 65, 8 *erden* 40, 4 *lunten* 77, 5 *schlangen* 45, 24 (a. 9 zeigt deutlich, dass fem. vorliegt) 2 × *seyten* 31, 1.

Zwischen st. und sw. formen schwankt *sêle*:

nom.: *sehle* 78, 14, gen.: 3 × *selen* 3, 17 : *sele* 74, 21, dat.: 7 × *selen* 86, 7 : *sehle* 78, 32, acc. 2 × *sele* 86, 14.

Sonst ist an sw. formen belegt:

gnaden 57, 9 (dat.) 57, 6 (acc.), *meßen* 60, 4 (gen.) *seulen* 64, 16 (dat.) *wußten* 94, 14 (dat.).

In den nominativ ist *-n* der obliquen kasus gedrungen in:

mauren 7, 27 *fasten* 65, 19 *kirchen* 65, 25 *erden* 85, 12.

Die endung *-en* zeigt vereinzelt synkope:

2 × *fabellnn* 43, 21 2 × *hurnn* 83, 16.

3. Neutra.

Belegt sind folgende formen:

nom. *auge* 36, 29. gen. *auges* 36, 15. acc. *aug* 66, 28; nom. pl. *oren* 56, 16; nom. acc. 14 × *hertz* 3, 22. 24 gen. 5 × *hertzen* 7, 5 (danach auch *hertzengeschrey* 54, 34) dat.: 6 × *hertz* 98, 5.

§ 36. Einzelnes.

Die verwandtschaftsnamen auf *-ter* zeigen keine abweichung vom nhd. gebrauch.

Die alten konson. stämme *vînt* und *vriunt* kennen keine flektierten formen:

feynd, dat. sg. 97, 3 gen. pl. 32, 20 acc. pl. 96, 7; *freund*, gen. pl. 53, 14 acc. pl. 35, 21.

Von *man* findet sich:

nom. *man* 6, 10 gen. *manneß* 101, 1 dat. *man* 93, 5; pl. *menner* 81, 5.

B. Adjektiva.

§ 37. Allgemeines.

Die syntaktische verwendung der unflektierten, starken und schwachen formen bleibt von der betrachtung ausgeschlossen. Die verteilung der flexionen regelt sich im übrigen so:

e: st. dekl.: nom. acc. pl., sw. dekl. nom. sg. (acc. neutr.)

en: st. dekl.: acc. sg. masc., stsw. dekl.: dat. pl., sw. dekl.: alle kasus bis auf den nominativ.

em: st. dekl.: dat. sg. masc. und neutr.

er: st. dekl.: nom. sg. masc., gen. dat. sg. fem., gen. pl.; unflektierter komparativ.

es: (*eȥ* und *es* sind zusammengefallen) st. dekl.: nom. (acc.) sg. neutr., gen. sg. masc. und neutr.

Die adjektiva mit *ja*-stamm haben *e* als rest des stammauslauts z. t. bewahrt, meistens aber nach analogie der andern adjektiva abgeworfen:

schwere 77, 11, aber *behend* 27, 3 *durr* 43, 14 *kun* 38, 30 *langk* 5, 14 2 × *reyn* 52, 5 7 × *still* 68, 24 *sufß* 20, 15 2 × *angenehm* 4, 28 *wußt* 66, 4; 2 × *milde seyn* 105, 28 : 2 × *mild seyn* 105, 28, *geringe* 91, 6 : *gering* 7, 15, *weyße* 82, 18 : 3 × *weyß* 50, 3.

Der gen. sg. masc. und neutr. der st. dekl. besteht noch in voller kraft:

teuffelisches hereß 59, 21 *naturlichs lebens* 66, 26 *solchs glawbens vnnd geystlichs lebens* 16, 27; 16, 27 77, 1 84, 15 86, 30 usw.

Die endung des acc. sg. fem. der sw. dekl. *-en* ist vielfach noch erhalten:

dieselben freyheyt 16, 9 *fur die hochsten tugent* 26, 18, *auff die lincken seyten* 31, 1 47, 5 : *lincke* 47, 2. Weitere belege 19, 33 47, 5 54, 26 90, 11.

§ 38. Apokope und synkope.

Endung *e*.

Belege: *eynfeltige menschen* 1, a. 1 *schwere wege* 7, 11 *guldene kleyder* 77, 13; *der hochste grad* 8, 23 *die großiste* 41, 21 *das andere vnnd nehste werck* 21, 20.

Apokope ist sehr häufig: *ettlich* 2, 14 15, 15 (: 48, 27) *boß vntuchtig regenten* 87, 25 *alle seyne werck all seyn wortt all seyn gedancken* 63, 5 *der erst psalm* 6, 6 *die gantz schrifft* 5, 2 *das aller erst hochst best* 10, 13.

Endung *en*

ist gewöhnlich erhalten, synkope mit nachfolgender verschmelzung der beiden konsonanten tritt vielfach da ein, wo der stamm auf *-n* endigt:

acc. sg. *kayn glawben* 9, 15; 14, 29 30, 31: *keynen vnterscheyd* 9, 12; 76, 21, *eynn reychen schatz* 44, 4 *eyn steyn* 45, 23 : *eynen fisch* 45, 24, *deyn* 73, 2 : 3 × *deynen* 51, 30.

Sehr häufig ist dies der fall bei den adjektiven mit der ableitungssilbe *-en-* und den flektierten formen des starken perfektparticips:

seynen eygen leychnam 42, 13 (7 ×) : dat. pl. *eygenen* 52, 8 (3 ×), nom. pl. *gepotten* 82, 31 acc. 110, 34 : dat. pl. *gepotenen* 99, 9, dat. sg. *vorlassen* 37, 2 : *vorlassenen* 108, 12 (A *vorlassen*), dat. pl. *vorbunden* 16, 29 gen. pl. *erfunden* 93, 2 nom. pl. *vorgangen* 95, 11. — dat. sg. *gulden* 88, 21 usw.

Bei den ableitungssilben *-er, -el* schwankt die bezeichnung wie bei den entsprechenden verben (§ 32):

4 × *anderen* 60, 28 : 35 × *andernn* 27, 5, 2 × *danckbaren* 105, 30 : *danckbarnn* 106, 5; *bitternn* 59, 35 26 × *elternn* 74, 24 *tapffernn* 87, 28 13 × *vnßernn* 12, 16 *tunckelnn* 7, 30.

Ja, die endung fehlt völlig:

der eytell ehre 29, 25 *die schwanger weyber* 82, 31 *mit ander geperden* 23, 3 *zcu vnßer zceyten* 44, 19.

Zuweilen findet sich der wegfall auch sonst:

ynn solchem grawsam bild 71, 2 *ynn ettlich steten* 90, 31.

Endung *er*.

Nur scheinbar ist oft im nom. sg. masc. der st. dekl. die endung abgefallen; Luther liebt hier die flexionslose form:

eyn frey gesell 6, 19; 16, 29 19, 5. 20 30, 27 u. s. : *eyn hubscher guldener rinck* 70, 14; 35, 27.

Dagegen schwindet die endung häufig nach der ableitungssilbe *-er-*:

4 × *anderer* z. b. *aller anderer werck* 30, 32 : 4 × *ander* z. b. *eyn ander gott* 52, 29, *vnßerer werck* 71, 29 : 5 × *vnßer* z. b. *sund* 54, 28 *werck* 63, 9; *lauterer gnad* 19, 23 : *keyn schendlicher deckel* 40, 5 *beſßer* 51, 12 *bitter* 69, 16.

Endung *es*.

Synkope ist beliebt, wie im gen. der substantive:

liebs 32, 18 *frolichs* 33, 7 *leyplichs* 52, 10 23 × *solchs* 37, 24 *seltzams* 108, 1 *gebratenß* 104, 11 2 × *meyns* 77, 3 *eygens* 62, 29 20 × *anderß* 86, 22 *ergerß* 77, 1 6 × *beſßers* 77, 1 4 × *yhrs* 84, 22 5 × *vnßers* 63, 18 : *trotziges* 109, 17 *mutiges* 109, 17 *langeß* 49, 3 *schoneß* 61, 6; 26 × *wilchs* 14, 10 : *wilches* 53, 13, *eynigs* 92, 2 : *eyniges* 66, 11, *deyns* 19, 26 : 2 × *deynes* 60, 5 6 × *eynß* 77, 1 : 7 × *eyneß* 102, 26, 2 × *keynß* 86, 30 : 2 × *keyneß* 103, 33, 2 × *gutts* 4, 8 : 18 × *guttis* 28, 19.

Sehr häufig erscheint die unflektierte form:

groſß auffblaßen 14, 17 *eyn gut vortrawen* 3, 23; 17, 30 27, 25 88, 6. Nach *s*-lauten fehlt die endung: *eyn vorkeret boß volck* 61, 1 *falsch maß falsch gewicht* 102, 28.

C. Pronomen und zahlwörter.

§ 39. Pronomina.

1. Persönl. ungeschlechtiges pron.:

Gen. *meyn* 44, 17 *deyn* 106, 9 *seyn* 25, 21. Auffallend ist: *auß gunst .... gottis gegen dyr vnnd deyner gegen gott* 21, 5; „*auß*“ könnte vielleicht vor *deyner* zu ergänzen sein. — Gen. pl. *vnßer spotten* 83, 17. — Der dat. des pron. refl. wird durch den des geschlechtigen pron. ersetzt: *sie . . . ynn yhn selbs* 29, 14.

2. Persönl. geschlechtiges pron. der 3. person:

Gen. sg. des neutrums ist noch erhalten: *laß dichs jamernn* 60, 6. — Gen. pl. *yhr* 2, 9 3, 30; *von yhrer wegen* 5, 15. — Dat. pl. 23 × *yhn* 8, 2 : 3 × *yhnen* 29, 13.

3. Demonstrativum und relativum: die verkürzten formen sind zum teil noch lebendig:

20 × *diß* 9 × *ditz* 32, 32 22, 8 : 10 × *dißes* 55, 8, *setzt des eyn exempel* 56, 8 *wie wenig der seyn* 25, 12; rel. *den befolen ist* 35, 26. Dagegen: *von denen* 13, 27; rel. *an derer statt* 38, 26. Altertümlich: *dero fuß* 9, 11.

§ 40. Zahlwörter.

zwei: masc. *zcwen* 55, 32, (fem. fehlt) neutr. *zcwey* 24, 24.

zwei und *drei* werden dekliniert: gen. *zcweyer weyß* 85, 27, dat. *ynn den zcweyen* 93, 13 *dreyen* 56, 10.

Anhang.

§ 41. Adverbia und partikel.

Das adverbium ist bei Luther vielfach als solches kenntlich durch die bildungssilbe *-lich*: *ewiglich* 8, 26, aber auch dem älteren

sprachstand und der mundart (Fr. obs. dial. § 71) entsprechend, durch *-e*.

Neben *bald* 4, 3 *hartt* 67, 1 *heutt* 21, 10 *recht* 18, 18 *schon* 19, 12 *schnell* 101, 28 *streng* 44, 13 *schwind* 37, 28 steht: *enge* 2, 33 *sanffte* 78, 9 *schwere* 106, 1 *stille* 108, 19, schwankend *ferne* 106, 6 : *fernn* 39, 5 und (§ 21) *ferr* 96, 29, 2 × *gerne* 2, 25 : *vngernn* 69, 16, 4 × *lange* 2, 4 : 3 × *lang* 18, 18.

Das altertümelnde *o* in *desto* ist Luther fremd (vgl. *dero* § 39): *deste* 59, 31 92, 18.

Das heute übliche *s* fehlt in *abermal* 48, 23 *nyrgen* 71, 32; *ynn gemeyn* 53, 10 (Dietz, Wtb. II, 72, b) mag hier angeschlossen werden. *s* steht dagegen in *lauts* 12, 28 71, 22; mit *-en* finden sich *beßondernn* 57, 26 *daheymen* 59, 29 2 × *daselben* 37, 4.

Die partikeln haben apokope erlitten, S kennt nur: *ab ob vmb vnnd mit fur vor (vber vnter)*. Gegen mhd. und nhd. gebrauch ist auch *an on (âne ohne)* stets apokopiert.

III. teil. Orthographie.

§ 42. Allgemeines.

Wie wenig eine genaue scheidung zwischen laut und zeichen möglich, ist vorne gezeigt worden. Besonders grell tritt der übelstand in einer übergangszeit zutage, am deutlichsten da, wo eine schriftsprache auf fremden boden verpflanzt wurde, wo überliefertes und neu übernommenes nur notdürftig sich angepasst hatten. War schon die kaiserliche kanzlei nicht frei von unsicherheit, grösser musste sie da werden, wo gesprochene und geschriebene sprache noch weiter auseinanderlagen. Derartige schwankungen sind in der lautlehre behandelt worden, andere rein orthographische besonderheiten sollen uns hier beschäftigen.

Inkonsequenz der orthographie ist das charakteristische aller schrifterzeugnisse jener zeit; nicht nur dass bestimmte grundgedanken in keiner weise folgerichtig zur durchführung gelangten, auch ein und dasselbe wort musste sich unter sonst gleichen verhältnissen verschiedene behandlung gefallen lassen.

Wir können zwei grosse klassen von formen unterscheiden:

1. archaische 2. moderne.

Als archaische schreibformen haben die zu gelten, die der im mittelalter geläufigen orthographie entsprechen, modern nenne ich die Luthers zeit eigenen formen.

A. Vokale.

§ 43. Die graphische bezeichnung langer vokale.

1. Dehnungs-*h*.

Die anwendung wie der ursprung des *h* als orthographischen zeichens ist verschieden. Es steht 1. um die länge des vorausgehenden vokals zu bezeichnen, vor *l, m, n, r*. 2. in verbindung mit anlautendem *t*, vereinzelt mit *r, n, g, v, j* (§ 45, 4). 3. auslautend und nach *t* (§ 49, 2).

Der ursprung des dehnungszeichens *h* ist noch nicht ganz aufgehellt, die § 12, 3 vorgetragene ansicht hat grosse wahrscheinlichkeit für sich; vgl. Wilm. Orth. 77. Als dehnungszeihen steht *h*

vor *l* in 2 × *sehle* 78, 14 : 5 × *sele* 46, 15 (daneben 8 × *seele*). Aus versehen oder falscher analogie ist einmal *selhe* 79, 21 geschrieben. Ferner in 3 × *(er)zcehlen* 44, 27 3 × *vnzcehlich* 13, 23 : 4 × *ertzelen* 36, 32 *vnzcelich* 30, 18; archaisch ist dagegen geschrieben *diebstall* 102, 24 *mall (mahl)* 44, 10 2 × *zcal* 56, 24 *bezcalen* 97, 16 5 × *erwelen* 17, 31 *erwelung* 22, 18 *bule* 80, 24 4 × *fulen* 4, 8. Zu *woll* vgl. § 1.

vor *m* in *nahmen* (*nomen*) 28, 31 : 35 × *namen* 5, 3, *nehmlich* 84, 27 4 × *nemlich* 12, 18, 14 × *angenehm* 4, 28 23 × *nehmen* 6, 6 : 9 × *nemen* 15, 19 3 × *furnemlich* 47, 31, 10 × *yhm* 1, 9 : 10 × *ym* 3, 30; archaisch *zcemen* 91, 2. Über *angenhem, rhum* u. dgl. siehe § 45, 4, über *nahemen nehemen* § 12, 3.

vor *n* fest in *lehnen* 38, 30 *yhn* 1, 19; wechselnd in 2 × *lohn* 27, 31 : *lon* 27, 29 *taglöner* 11, 12, *wahnwitzig* 59, 27 : *wansynnig* 83, 26; archaisch 36 × *an on* 3, 13 20, 11 *phanen* 14, 2 6 × *ermanen* 16, 18 *fenrich* 59, 20 5 × *wonen* 23, 26 44, 26 2 × *gewenen* 27, 33 6 × *sun* 20, 25 2 × *hun* 104, 11 2 × *kun* 38, 30 2 × *vorsunet* 20, 24.

vor *r* fest in 33 × *ehre* 7, 16 und den ableitungen: 23 × *ehren* 12, 27 *ehrwirdigen* 29, 10 *ehrlich* 28, 20, ferner in 30 × *mehr* 3, 16 5 × *mehren* 22, 15 3 × *sehr* 47, 3 (vgl. § 12, 3); schwankend in *gefahr* 86, 1 : *far* 107, 29 12 × *ferlich* 26, 11 9 × *ferlickeyt* 17, 1, *vorzcehret* 75, 29 : 2 × *vorzceret* 61, 25, 37 × *yhr* 2, 1 : 4 × *yr* 23, 29 6 × *Ir* 31, 34; archaisch 18 × *faren* 18, 24 6 × *erfaren* 8, 27 2 × *erfarung* 32, 11 5 × *jar* 56, 10 6 × *narung* 2, 30 60 × *war (verus)* 57, 33 3 × *bewaren* 16, 18 *bewarung* 101, 15 3 × *neren* 84, 10 2 × *weren (durare)* 111, 4 2 × *beweren* 28, 25 11 × *begeren* 41, 20 2 × *keren* 94, 20 2 × *bekeret* 11, 15 6 × *vorkeren* 82, 14 4 × *lere* 91, 23 46 × *leren* 2, 14 *lerer* 5, 23 9 × *geleret* 2, 14 *were* (subst.) 100, 15 25 × *weren* 29, 18 4 × *erweren* 85, 1 2 × *oren* 56, 16 3 × *gepurtt* (3. sg. von *gebühren*) 93, 14 26 × *furen* 9, 10 *furman* 88, 34 *vorfurisch* 38, 20[1].

1) Br. 1 und 3 bieten das sonst ungewöhnliche *beuohr* neben *zcuuor*. S kennt nur *zcuuor* 54, 28.

2. Doppelvokal

ist in S sehr selten und nur bei *e* gebräuchlich:

8 × *seele* 3, 17 schwankt mit 5 × *sele* 46, 15, 4 × *gepeett* 41, 20 mit 54 × *gepett* 45, 6. Sonst fehlt die verdoppelung. Archaisch steht also: *harbreyt* 87, 8 *ware* 102, 28; *her* 34, 10 *mer* 17, 12 *zcwen* 55, 32 (Fr. § 118, D). Über *ee, steen* vgl. § 12, 3.

3. *ie* für *ī*.

Wie *ie* in Mitteldeutschland dazu kommen konnte, als bezeichnung des gelängten mhd. *i* verwendet zu werden, ist § 3 auseinandergesetzt worden. Es folgen hier die belege für die schreibung von mhd. *ie* und *i*.

Etymologisches *ie* bewahren durchweg:

die 26, 18 28 × *dieweyll* 14, 5 9 × *dieselb* 65, 31 (nur 1 × *dißelb,* verschrieben 37, 21) *hie* 75, 14 *alhie* 75, 4 *hiebey* 105, 22 5 × *nie* 104, 3 51 × *niemant* 55, 18 10 × *sie* 28, 7 17 × *wie* 28, 25 2 × *dieb* 29, 19 *lied* 99, 12 3 × *brieff* 32, 31 5 × *fliegen* 87, 18 4 × *krieg* 32, 13 3 × *kriegen* 95, 1 3 × *liegen (lügen)* 35, 7 7 × *triegen* 35, 8 2 × *spiegel* 51, 12 23 × *dienen* 3, 4 *diener* 91, 20 *nieren* 101, 15 2 × *thier* 95, 28 10 × *vier* 95, 11 *zcierde* 16, 31 6 × *priester* 5, 29 8 × *bieten* 2, 24 6 × *genießen* 36, 20 *eygennießig* 54, 19 *vordrießen* 109, 31, ferner fast durchweg die prt. der redupl. v.: 2 × *lieff* 37, 18 *schlieff* 3, 19 *fiengen* 59, 22 *gienge* 54, 35 *hieß* 95, 5; neben 2 × *hielt* 58, 22 steht *hilt* 1, 9, neben 7 × *ließ* 4, 14 steht *liß* 75, 30 und *lißen* 27, 20.

Die verba auf *-ieren* zeigen keine konsequenz:

hanthierung 102, 30 *reformieren* 46, 4 *spacieren* 43, 21 9 × *regieren* 81, 11 : 16 × *regiren* 68, 7 *dispensiren* 81, 20 *disputiren* 17, 18 *probiren* 97, 2 *studiren* 62, 15 *visitiren* 81, 29. Sonst schwanken 56 × *lieb* 19, 9 : *liben* 15, 9, 13 × *dienst* 3, 4 : 2 × *dinst* 53, 20, *vordienst* 92, 10 : 4 × *vordinst* 6, 28, *hier* 6, 34 : 2 × *hir* 11, 16 2 × *zcieren* 110, 25 : *zciren* 12, a. 11, 2 × *fließen* 4, 6 : 2 × *flissen* 10, 17. Nur *i* zeigen 7 × *flihen* 11, 29 9 × *zcihen* 2, 23 *krichsch (griechisch)* 43, 5 *licht* 29, 9 *lichten* (adj.) 64, 15 *vorliren* 22, 25.

Etymologisches *i* bewahrt in:

zcwifach 58, 22 19 × *frid* 5, 6 4 × *fridlich* 5, 30 (merkwürdigerweise aber *zcufrieden* 95, 29) 12 × *glid* 5, 19 17 × *ligen* 15, 3 *rigell* 84, 33 *sigell* 14, 2 38 × *siht* 80, 21 6 × *zcill* 46, 32 *zcimlich* 76, 25 3 × *begirde* 42, 29 *lißt (legit)* 89, 8, im fremdwort *paradiß* 78, 17 und natürlich in den kurz gebliebenen *widder* 16, 17 *gibt* 5, 3 *gib* 17, 24.

beschiden 42, 21 *vnterschiden* 22, 4 und *geschwigen* 14, 4 stehen ohne *e*, während die sonstigen ptc. prt. dieser ablautsreihe es zeigen:

3 × *(ge)blieben* 54, 21 15 × *geschrieben* 8, 15 8 × *getrieben* 27, 24 *zcurieben* 100, 23. Im übrigen schwanken 4 × *siben* 19, 14 : 7 × *sieben* 7, 14, 76 × *dißer* 3, 11 : 6 × *dießer* 87, 11 (*diz* nur als *diß* 10, 12 bez. als *ditz* vgl. § 11, 1), 84 × *vil* 6, 16 : 49 × *viel* 2, 9.

Fest ist *ie* in *spiel* 32, 34 *spielen* 41, 11.

Über *y* für *ie* und *i* siehe den nächsten paragraphen.

§ 44. y ey; j—i, v—u, w—u.

1. *y*

ein doppeltes *i* oder *ij*[1] (Wilm. Orth. 64) steht ursprünglich für langes oder gelängtes *i*. Über den durch die herkunft gekennzeichneten gebrauch — Kolross erkennt nur ihn als bindend an — war die orthographie hinausgegangen. Belege aus S:

Anlaut: *y* = *ie* in *yhe* 4, 3 *yder* 38, 2 *yderman* 14, 1 *yhemand* 14, 22, dagegen 19 × *iglich* 5, 17 6 × *jhener* 13, 22 und 22 × *itzt* 87, 10; ferner in den aus älteren längen gekürzten 11 × *ymmer* 1, 15 *yrgend* 55, 24 und entsprechend 23 × *nymmer* 3, 9 *nyrgen* 71, 32 *nyndert* 21, 10.

y = *ī* in *yhm* 10, 28 und *yhn* 1, 19 durchweg, 37 × *yhr* 2, 1 2 × *Yhr* 101, 25 neben *ir* 3, 30 6 × *Ir* 5, 9.

y = *ĭ*: *ym* 9, 27 40 × *ynn* 2, 1 : *in* 1, 18 9 × *In* 7, 14 *indeß* 82, 6, 38 × *ynnen* 72, 5 3 × *ynnerlich* 49, 10 3 × *yrren* 1, a. 1 2 × *yrrigen* 12, 14 *yrdenisch* 57, 12 *yß* 3, 7 *ysset* 67, 24, aber *ist (est)* 85, 28 u. s.

Inlaut: *y* = *ie* nur in *vorlyren* 109, 12 neben 2 × *vorliren* 22, 25 und 2 × *hyr* 6, 1 2 × *hyrynn* 107, 2 : *hier* 6, 34 2 × *hir* 11, 16.

y = *ī* in *dyr* 3, 11 *myr* 3, 16 *wyr* 1, 10 *papyr* 25, 7 6 × *nyder* 14, 5 2 × *ernyder* 55, 17, *zcympt* 98, 12 : *zcimlichen* 76, 25. Über *heryn* 77, 14 vgl. § 2.

y = *ĭ* im fremdwort *tyrannen* 109, 26, in *nym* 17, 23 3 × *nympt* 17, 30 2 × *grymm* 8, 28 3 × *stym* 23, 20 17 × *hymel* 64, 17 3 × *hymlisch* 59, 8 8 × *byn* 3, 15 31 × *hyn* 76, 1 *meysterynn* 91, 18 *nerrynnen* 67, 1 3 × *synn* 63, 30 *gesynnet* 77, 7 2 × *synlich* 41, 2 *synlickeyt* 59, 11 5 × *vnsynnig* 59, 6 *wansynnig* 83, 26 *spynweb* 87, 17 *hynder* 7, 25 3 × *dahynden* 95, 23 6 × *hýndernn* und verw. 94, 29, schwankend in *dych* 53, 1 : *dich* 60, 18 u. s., *mych* 31, 17 : *mich* 31, 18 u. s., 3 × *gewynnen* 97, 13 : 2 × *gewinnen* 32, 26, *bynden* 6, 5 : *bindet* 67, 13 (aber nur *finden* 15, 2 u. s.), 2 × *kynder* 1, a. 1 : 39 × *kind-* 79, 18, 4 × *wyrt* 3. sg. 58, 5 2. pl. 109, 6 : 70 × *wirt* 16, 12, *vormysset* 6, 26 : *vorgisset* 102, 32.

Auslaut: *y(e)* = *ie* in 2 × *knypogen* 12, 24 *knyen* 10, 2; *wye* ist 48, 7 einmal belegt gegen sonstiges *wie* 23, 6 und 5 × *nie* 104, 3.

Ergebnis.

y (bez. *ye*) ist im anlaut für *ie* und *i* beliebt. Inlautend wird für alte und neue länge *ie* bez. *i* vorgezogen, in einzelnen wörtern ist *y* fest. Für kurzes *i* wird *y* besonders gern vor *n* und *m* verwendet, vielleicht zur graphischen unterscheidung? Denkbar ist auch, dass dialektisch das *i* in nasalverbindungen gedehnt wäre. Vgl. Sz. Ma. § 12, 3.

1) Lehrreiche schreibungen bieten die briefe: br. 4 *materii*, br. 1 *februarij*, br. 4 *materiy*, br. 2 *matery*.

ey.

Eine feste stelle hat *y* in dem diphthong *ey*. Die schreibung kennt keinen unterschied mehr zwischen mhd. *î* und *ei*; *ey* steht anlautend, inlautend und auslautend.

Wenn ich nichts übersehen habe, findet sich *ei* nur 9 ×:

barmhertzickeit 21, 8, *heist* 61, 19 : 26 × *heyßen* 76, 23, *keiner* 3, 30 : 17 × *keyn* 76, 21, *vnterscheid* 21, 29 aus *-ayd* gebessert, 2 × *villeicht* 24, 17, *weißße* 46, 25 : 10 × *weyße* 90, 28, 2 × *zceichen* 77, 21 : 5 × *zceychen* 87, 24; sonst also *bey* 67, 22 *leycht* 57, 23 usw.

ay begegnet etwas öfter, doch zeigen die vielen verbesserungen zu *ey* aufs deutlichste Luthers streben nach einheitlichkeit, vgl. s. 21, a. 14 22, a. 17. 20. 21 u. a. Mit *ay* sind geschrieben:

8 × *kayn* 1, 4 : 18 × *keyn* 62, 19, 2 × *nayn* 2, 12 : *neyn* 84, 25, *klayder* 11, 9 *beklaydet* 12, 24 : 7 × *kleyd* 3, 12, ferner zuweilen die endung *-kayt*: 3 × *widderwertickayt* 11, 16 : 5 × *-eyt* 8, 11, 2 × *barmhertzikayt* 23, 24 : 8 × *-eyt* 106, 14, *gerechtickayt* 25, 24 : 6 × *gerechtickeyt* 7, 12. — *keyßer* 88, 17.

v für *u*

ist im anlaut durchgeführt: *vnnd* 1, 8 *vnter* 1, 11 : *darunder* 22, 10 *vorunehret* 23, 1.

w für *u*

steht in *au* und *eu* solcher wörter, die mhd. inlautend ein *w* aufweisen. Die schreibung des auslauts ist der des inlauts analog. Belege:

7 × *bawen* 9, 22 6 × *frawen* 61, 22 *grawen* 103, 10 *strawen* 86, 25 *vorstrawen* 54, 12 36 × *trawen* 8, 8 9 × *vortrawen* 26, 15 *fraw* 92, 31 *genaw* 93, 8 *gnawst* 92, 19 *grawlich* 60, 9 8 × *grawsam* 9, 23 2 × *traw* 9, 33; *blewen* 17, 4 3 × *drewen* 85, 14 *gepewen* 55, 25 2 × *newe* 41, 34 *schewell* 67, 20 *trewen* 51, 6 7 × *ewr* 29, 9 5 × *ewre* 22, 18 5 × *ewrnn* 5, 10 2 × *fewr* 28, 25 *fewrß* 97, 24 ebenso *thewr* 50, 18 *pawren* 109, 7 *sawr* 7, 11 3 × *grewlich* 44, 19 *sew stall* 55, 21 4 × *trew* 10, 9 *trewloß* 25, 17.

Folgt auf *-ewr* eine flexionssilbe, so wird meist *eu* geschrieben:

feurigen 64, 16 5 × *theure* 87, 31 *theurde* 87, a. 12, doch *ewre*.

Sonst ist *au eu* die regel:

rauben 38, 32 *kauffen* 11, 11 *plaudernn* 57, 3 *hautt* 36, 17 *augen* 3, 22 *auch* 2, 19 *taußent* 13, 11 *maul* 57, 21 *mauren* 7, 27; *seuberlich* 18, 14 *teuffell* 11, 25 *freud* 50, 20 *euch* 41, 32 *fleusst* 70, 16 *freund* 43, 8 usw.

Eine merkwürdige ausnahme macht das wort *glauben* mit seinen ableitungen. Die zu erwartende schreibung *glauben* 5, 1 steht allein, die regel ist *glawbe* (4 ×) 1, 18 *glawben* (83 ×) 7, 17 und entsprechend *glewben* (5 ×) 15, 7. Auch in apokopierten und synkopierten formen steht nur *w*: 23 × *glawb* 1, a. 1 *glawbloß* 25, 17 7 × *glawbt* 2, 1 2 × *glewb* 3, 15 5 × *glewbt* 1, a. 1. Woher das rührt, weiss

ich nicht, jedesfalls ist die schreibung *glawen* (5 ×) 12, 11 3 × *glewig* 9, 9 *glawig* 9, 7 (neben 6 × *glewbig* 50, 2) zu berücksichtigen.

aw ew ist sonst selten:

bawm 78, 23 *trewdler* 11, 12, *fawl* 90, 12 : 2 × *faul* 51, 19, 2 × *hawß* 37, 25 : 5 × *hauß* 49, 11 *heußer* 9, 8, 2 × *zcawbernn* 35, 8 : *zcaubernn* 33, 1.

Im 109. ps. begegnen ausser den archaischen formen mit *w* noch einige analogische schreibungen: *trawm, brawtt,* während S *brautt* gibt 7, 24.

B. Konsonanten.

§ 45. Einzelne konsonanten.

1. *f ph v u* (*ff* § 47, 1).

1. *ph* für *f* begegnet in fremdwörtern; *phariseus* 24, 21 *propheten* 11, 8 und in *phane* 14, 2, woneben aber *fenrich* 59, 20 über die aussprache keinen zweifel lässt. Über *emphahen* vgl. § 10, 1.

2. *v* steht anlautend für sonst übliches *f* in allen wörtern, die *v* auch jetzt noch haben:

in den fremdwörtern: *vesper* 12, 20 *visitiren* 81, 29, ferner in *vatter* 13, 32 *vor-* (= *ver-*) *viel* 64, 5 *vier* 87, 28 *vogel* 104, 17 *voll* 9, 8 *volck* 84, 5 *von* 52, 34. Es schwanken 2 × *vorhanden* 30, 1 3 × *vorhynn* 52, 21 : *forhyn* 52, 5, 2 × *vorteyll* 102, 31 : *forteylisch* 91, 31. Archaisch ist noch 10 × *vleyß* 28, 18 5 × *vleyssig* 30, 23, 2 × *volgen* 63, 19 : 29 × *folgen* 63, 31 und in gewissem sinne *vhesten* 34, 22 : 3 × *fest* 8, 10 geschrieben.

Bei antritt von vorsilben bleibt *v* — als *u* — bestehen:

dauon 8, 31 *zcuuorsicht* 4, 11 *vnuolkommenden* 28, 4, auch *zcuuill* 30, 29 *zcuuoll* 32, 16, *ßouill* 8, 17 neben *ßo vill* 8, 18; doch *gefatter* 75, 1 : *vatter* 45, a. 9.

Inlautend ist germ. *f*, mhd. *v* geschrieben, durch *f* oder *ff* gegeben, nur *freuell* 60, 33 bewahrt das alte. Vgl. hierzu § 10, 3.

Anmerk. *fur* und *vor,* die zuweilen der bedeutung nach vertauscht werden, sind in der form streng geschieden: *fur* 1, 10; 11, 8 (A *vor*) : *vor* 2, 10.

2. *j i.*

Neben anlautendem *j* (*jaren* 56, 10 *jude* 4, 19 *jung* 104, 32 usw.) erscheint noch vereinzelt *i* in:

11 × *ia* 91, 11 (27 × *Ja* 14, 19) : 7 × *ja* 78, 34, *iagen* 90, 17 *eriagen* 26, 29 : *jagen* 93, 29, 2 × *iamer* 25, 13 : 5 × *jamer* 58, 4; (8 × *iglich* 54, 12 : 11 × *jglich* 4, 7). Inlautend steht *i* in *maiestat* 50, 6. Zu *jhenen* 7, 3 vgl. nr. 4.

3. *c* für *k* und *z*.

c steht für *k* in fremdwörtern:

Carthuß 94, 3 3 × *creatur* 8, 30 6 × *creutz* 12, 26 *scorpion* 45, 25; *concilium* wird — pl. in a 84, 26 — noch ganz als lateinisches wort behandelt.

Es findet sich 3 × *casteyen* 64, 33 *casteyung* 70, 5 neben *kasteyen* 67, 19, 4 × *Closter* 78, 16 : 3 × *kloster* 82, 7, aber nur *kantzell* 54, 23.

Ferner schreibt Luther *c* für *k* archaisch in einigen deutschen wörtern:

4 × *clagen* 50, 25 : 7 × *klagen* 51, 23 2 × *klag* 58, 4, *cleglich* 33, 19 : *kleglist* 51, 5, *clarer* 45, 13 : 2 × *klar* 12, 5, *crefften* 62, 30 : 8 × *krafft* 34, 28. — Im 109. ps. ist diese archaische schreibung — *c* vor *l* und *r* — häufiger, es begegnet: *clar vorclerung clingt clugheit cleyder cleyn crafft.*

ch steht in 9 × *Christus* 1, 7 *Christen* 4, 21 *christlich* 55, 5 *christenlich* 80, 11 *christisch* 85, 5, aber auch in *Churfurst* 98, a. 4.

c für *z* weisen nur einige fremde wörter auf:

cerimonien 15, 26 *cirkel* 70, a. 8 *spacieren* 43, 21 *specerey* 89, 18.

4. *h* mit anlautenden konsonanten verbunden.

Die herkunft des *th* als md. zeichens für germ. *d*, hochd. *t* bespricht Wilm. Orth. 82. Die ligatur war ausserordentlich beliebt, Luther verwendet sie, von wenigen ausnahmen abgesehen, nur im anlaut. Nur an dieser stelle begegnen *rh nh gh vh jh.* Diese letzteren verbindungen liessen sich auf Kolross' vorschrift (Wilm. Orth. 78) zurückbeziehen, wonach die bequemlichkeit der buchstabenverknüpfung dem dehnungs-*h* seine stelle anweist, wenn nicht das kurz gesprochene *vhest*[1] für die rein kalligraphische anwendung spräche. Dass ästhetische gefühle vielfach massgebend waren, lehrt Frangks regel, die *h* nur in verbindung mit *t* und andern nicht „überreichenden" buchstaben erlaubt. Es mag sein, dass die schreiblehrer damaliger zeit in *h* nur noch ein dehnungszeichen erblickten, die praxis entsprach der theorie nicht.

th.

Die tendenz, anlautendes *t* vor vokal mit *h* zu versehen, ist nur zum kleinen teil durchgeführt worden. Fest ist *th* in *thun* 1, 5 und seinen ableitungen *that* 25, 10 *theter* 8, 31. *vbeltethernn* 105, 30 neben *gutttheter* 8, 31 ist nur verschrieben. Mit *th* sind ferner, zum teil allerdings nur einmal, belegt:

thar 25, 2 *thenisch* 27, 3 6 × *theure* 26, 25 2 × *thier* 9, 11 2 × *thur* 37, 25. Es schwanken *thoricht* 32, 28 : *toricht* 52, 4 *torheyt* 68, 6, *thaußent* 14, 23 : 4 × *taußent* 13, 11, *thurnn* 34, 23 : *turnen* (d. pl.) 55, 23, 3 × *heyligthum* 69, 5 : 3 × *bistumb* 53, 15 2 × *reychtumb* 43, 25. Archaisch sind *tall* 89, 1 *teyll* 37, 10 *todt* 46, 12 *tugent* 54, 35 usw.

In *threnen* 57, 32 wird *h* aus dem inlaut (mhd. *trehene*) stammen, das gleiche wäre denkbar bei *sthan* 2, 29 und bei *stetht* 7, 9 neben *stehn* 57, 19.

1) Die quittung von 1512 bietet allerdings *vehsten!*

rh nh gh vh jh.

Nach *r* ist *h* selten: *rhum* 34, 16 *rhumen* 26, 5 : 3 × *rum* 37, 16 2 × *rumen* 24, 27, ganz vereinzelt in *affterrheden* 58, 27 : 10 × *reden* 96, 8;

nach *n* gelegentlich in *nhemen* 33, 25 : 17 × *nehmen* 55, 18, 2 × *angenhem* 46, 31 : 14 × *angenehm* 4, 28 und in *nhemlich* (= bei namen) 57, 9 : *nehmlich* 84, 27;

nach *g* in *ghan* 2, 28 *ghet* 6, 8 : 72 × *gahn* 2, 6;

nach *v* in *vhesten* 34, 22 : 3 × *fest* 6, 12;

nach *j* in 6 × *jhenen* 7, 3 und *Jhesus* 1, 1 u. s.

§ 46. Konsonantenhäufung.

Allgemeines.

Neben den § 18 erörterten fällen von doppelkonsonanz kennt Luther und seine zeit noch andere verdoppelungen, die uns weder historisch berechtigt, noch phonetisch notwendig, noch graphisch erwünscht erscheinen: *auff weyll nottig werck zcum.* Aus welchen gründen die konsonantenhäufung im 14.—16. jahrhundert so beliebt wurde, ist noch nicht aufgeklärt. In vielen fällen war es absicht, lauterscheinungen phonetisch treuer widerzugeben, als es die frühere einfache orthographie getan hatte. In anderen fällen spielte die etymologische schreibung, das bestreben, die stammform des wortes unter allen umständen unverändert zu lassen, eine rolle. Wo beide erklärungen versagen, sind wir über die ursache noch im unklaren. Die verbreitete ansicht, dass die schreiber durch häufung der konsonanten, d. h. durch verlängerung der aktenstücke höheren lohn zu erreichen suchten, hat Wackernell, Ztschr. XV, 369 und Wülcker, Germ. 28, 194 zurückgewiesen. Einem einwand Wackernells kann ich jedoch nicht beistimmen: Wenn die häufung der konsonanten auch in gedichten mit abgesetzten versen erscheint, so war sie dorthin durch den bereits feststehenden gebrauch gekommen.

Den wirrwarr in feste regeln zu zwängen, ist unmöglich. Die inkonsequenz (mischung archaischer und moderner formen) sowie die vielen analogischen schreibungen erlauben nur, gewisse tendenzen aufzudecken, deren durchführung an der schwerfälligkeit des apparates scheitern musste und auch, wie Luthers späteres verhalten zeigt, gescheitert ist.

Verdoppelt, bez. gestützt erscheinen *l, n, t; f, k, s* und *z.*

§ 47. f, k, z, s.

1. *ff.*

ff ist in- und auslautend die regel. Belege: Inlaut — von fällen wie *offentlich* 86, 8 natürlich abgesehen:

lauffen 2, 3 *schlaffen* 2, 29, vor kons. *strafft* 3, 24 *stifften* 2, 9 *offt* 6, 24, nach kons. *helffen* 7, 29 *eylfften* 11, 33 *vornunfft* 4, 24 *schepffen* 20, 31 *klopfft* 45, 21. *f* ist aus versehen gesetzt in 2 × *dempfen* 101, 32 : 2 × *dempffen* 66, 14, *funften* 46, 1 : 2 × *funfften* 5, 12, 2 × *opfer* 31, 19 : 2 × *opffer* 30, 11. Über *f* = inl. *v* vgl. § 10, 3.

Auslaut: *auff* 7, 5 *schlieff* 3, 9 *darff* 1, 5 *wirff* 2, 24. Verdoppelung des anlautes 5 × *erffullet* 12, 6 : 9 × *erfullen* 45, 5, *erffunden* 56, 24 : 8 × *erfunden* 93, 2, *walffartt* 79, 2 : *wallferet* 24, 11[1].

2. *ck.*

k steht in- und auslautend stets verdoppelt, zeichen dafür ist — doch wol aus kalligraphischen gründen — *ck*.

Solche moderne formen sind: *dunckel* 1, 13 *trincken* 104, 8 *wercken* 2, 21 *tranck* 3, 19 *starck* 38, 30 u. a. (Über ausl. *gk* vgl. § 49.) Verdoppelung nach langem vokal ist zufällig nicht belegt (Fr. § 122, 13); das einzige beispiel *makell* 103, 15 hat keine beweiskraft.

3. *zc tz.*

z wird im anlaut durch *zc*[2], im in- und auslaut durch *tz* gegeben. Schwanken herrscht im anlaut zweiter kompositionsglieder oder nach vorsilben. Nichtgestütztes *z* wie in *zuuor* 16, 28 ist nur versehen.

Anlaut: *zcu* 1, 2 *zcwen* 55, 32; in- und auslaut: *reytzen* 15, 28 *kurtzen* 3, 5 *gantz* 2, 17 *hertz* 3, 24. Es schwanken 7 × *alzceyt* 3, 8 : 2 × *altzeyt* 21, 7, 12 × *darzcu* 69, 23 : 6 × *dartzu* 65, 18, 3 × *erzcelen* 90, a. 5 : 3 × *ertzelen* 36, 32, 2 × *erzcurnett* 58, 11 : 3 × *ertzurnen* 35, 21, 2 × *vorzcagen* 48, 2 : 2 × *vortzagen* 101, 27, 2 × *achtzcehenden* 63, 24 2 × *funffzcehenden* 58, 24 *sechzcehenden* 60, 1 2 × *sibenzcehenden* 90, 14 *neunzcehenden* 64, 27 : *neuntzehenden* 92, 17 *dreytzehenden* 55, 29, *erzcwungen* 85, 3 3 × *vorzceret* 90, 6 *vorzceychnett* 98, a. 4 : 3 × *ertzeygen* 96, 2 *ertzogen* 80, 7 *wundertzeychen* 103, 27 und mit sichtbarer verkörperung des zweifels *wundertzceychen* 103, 25.

tz ist für etymologisches *ts* geschrieben in 5 × *seltzam* 4, 22 und einmal in *nichtz* 29, 1 (Fasola-St. § 61): 15 × *nichts* 82, 5.

4. *s ss sz ssz*

sind die bezeichnungen des *s*-lautes. Der unterschied zwischen *s* und *ʒ* ist völlig verwischt. Für den anlaut dienen *ſ* und in einigen fällen *ß*, für den inlaut alle vier zeichen (*ſ* am seltensten), für den auslaut *s ß ſß*, ganz vereinzelt auch *ſſ*. Die belege zeigen zur genüge, dass die

1) Friedrich der weise schreibt gelegentlich *ffyl ffylleicht* (Förstemann I, 20) und fast regelmässig *ff* bei antritt von vorsilben: *geffallen beffolhen* usw.

2) In der zeitgenössischen orthographie ist *zc* und *cz* gleichberechtigt, ausschlaggebend die gewohnheit des einzelnen schreibers.

orthographie weder historisch, noch phonetisch, noch in sich einheitlich ist. Der beispiele verschiedener schreibung wie *gewissen* 3, 16 *gewißen* 2, 20 *gewifßen* 2, 18, *glidmas* 15, 20 *-maß* 15, 19 *-massen* 15, 22 liessen sich viele anführen: weder die qualität des *s*-lautes noch die quantität des vorausgehenden vokals können aus der graphischen darstellung erschlossen werden. Belege:

s: *sihestu selbs* 10, 30 *speysen* 78, 3 *erlesene* 106, 3 *heist* 61, 19 *musten* 17, 19 *best* 10, 13 *gutis* (gen.) 5, 3 *-nis* 42, 4; *gutis* (acc.) 28, 2 *das* (pron. und cj.) 1, 2 1, 17 *was* 1, 8.

ss: *preysset* 12, 11 *messe* 42, 25 *fleusst* 70, 19 *gefasstet* 9, 14; *beysset* 3, 24 *essen* 2, 29.

Ganz vereinzelt steht *ss* vor folgendem *s* auslautend:

vleyss stellen 80, 22 *weyss seyn* 3, 8 : *weyß seyn* 3, 12.

ß: *ßo* 51, 10 und *ßondernn* 12, 33 32, 29 regelmässig, 6 × *ßie* 85, 16: sonstigem *sie* 18, 19, 9 × *ßonst* 2, 15 : 4 × *sonst* 27, 19, *ßorgen* 97, 10 : 18 × *sorgen* 103, 11, 2 × *ßun* 53, 26 : 4 × *sun* 45, 23, 7 × *ßunden* 60, 22 : 18 × *sunde* 4, 16, 7 × *ßunder* 55, 4 : *sunder* 24, 23, 6 × *ßundigen* 47, 2 : 5 × *sundigen* 3, 29, 2 × *ßuß* 31, 28 : 4 × *suß* 21, 3, *boße* 16, 19 *weßen* 14, 29 *laßter* 26, 30 (: 31) *herwachßen* 21, 4 *vnßer* 1, 15 *speyß* 17, 6 *waß* (= *war*) 17, 16 *seynß sunß* 20, 25 *-niß* 37, 5; *groß*e 1, 12 *dißer* 3, 11 *gewißen* 2, 20 *emßig* 14, 15 *daß* 7, 1 *waß* 101, 21 *auß* 1, 11 *diß* 2, 2 *eynß* (nom.) 5, 13.

fß: *weyfße (wîse)* 82, 18 *mefße* 42, 33 *kufßen* 23, 3 *felfß* 100, 20 *-nifß* 38, 34; *heyfßen* 4, 18 *difßen* 2, 5 *mefßen* (*zz*) 21, 32 *aufß* 12, 11 *sufß* 20, 15.

ßf in *meßfen* (*ss*) 43, 12 ist wol nur versehen, in *weyßfager* 32, 31 beruht es auf falscher etymologie. Schon mhd. ist *wissagen* entstellt aus ahd. *wîzzagôn*.

Auch in *sch* erscheint das *f* verdoppelt, ohne dass sicherheit im gebrauch herrschte:

10 × *bischoff* 85, 9 : 9 × *bisschoff* 41, 22, *fisch* 45, 24 : 3 × *fisschen* 65, 16, 4 × *fleyschlich* 65, 29 : *fleysschlich* 79, 22, *gemischt* 74, 8 : *vormisscht* 73, 35, *gelesscht* 76, 3 u. a. m.

§ 48. Verdoppelung von l, n, t.

Zwei gruppen moderner konsonantenverdoppelung müssen hier besprochen werden:

a. solche nach langem vokal oder nebensilbigem vokal im auslaut und analogisch im inlaut,

b. in konsonantenverbindungen bei unverändertem auslaut und analogisch im inlaut.

a. Konsonantenverdoppelung nach langem oder nebensilbigem vokal.

1. Die auslautsverdoppelung ist bei *l*, *n* und *t* sehr beliebt, namentlich in den unbetonten endsilben *-el*, *-en*, *-et*.

Anmerk. *rr* erscheint nicht, *yhrr* (*ĭr*) 27, 26 wird nur versehen sein.

2. Analogisch ist die schreibung in den inlaut gedrungen, bei *l* selten, bei *t* häufig, gar nicht bei *n*.

Belege.

l im auslaut: *diebstall* 102, 24 2 × *spetall* 78, 1 *tall* 89, 1 *wolfeyll* 32, 12 *subtill* 74, 7 6 × *zeill* 66, 14 : *geyl* 65, 23; 10 × *mall* 40, 16 : 4 × *mal* 48, 23, *zcall* 57, 3 : *zcal* 56, 24, *faull* 16, 8 : 2 × *faul* 51, 19, 4 × *maull* 104, 11 : 3 × *maul* 57, 21, 10 × *teyll* 39, 10 : *teyl* 41, 10, 3 × *viell* 64, 5 : 39 × *viel* 66, 9. — 2 × *adell* 84, 12 *freuell* 60, 33 3 × *handell* 107, 19 : *angel* 17, 23 *deckel* 16, 10 2 × *spiegel* 96, 26; 7 × *vbell* 50, 30 : 4 × *vbel* 76, 33. Im ganzen steht 95 × *-ell* : 27 × *-el* im reinen auslaut, in der komposition 2 × *werckelltag* 62, 19 : 3 × *werckeltag* 62, 10 *hymelbrott* 64, 17 *hymelreych* 24, 2.

im inlaut: *heylligen* 26, 4 : 25 × *heylige* 40, 5, 3 × *zcuweyllenn* 16, 28 : 2 × *zcuweylen* 65, 3 2 × *teylen* 54, 12 *forteylisch* 91, 31. — 2 × *fabellen* 43, 21 : *wandeleten* 20, 20, *apostellen* 39, 28 : *apostolen* 81, 31, *zcweyffellenn* 9, 3 : *verzcweyffelenn* 19, 21 *zcweyffelett* 46, 22.

n im auslaut: *weynn* 42, 15 : 3 × *beyn* 52, 14 2 × *reyn* 52, 5 2 × *steyn* 45, 23, *gethann* 9, 18 : 20 × *gethan* 65, 13, 12 × *eynn* 19, 11 : 12 × *eyn* 52, 10, 3 × *alleynn* 9, 32 : 31 × *alleyn* 69, 27, *scheynn* 21, 25 : 5 × *scheyn* 23, 5, 23 × *seynn* 18, 1 : 47 × *seyn* 19, 31, *yhnn* 110, 18 : sonstigem *yhn* 53, 6.

In der endsilbe *-en* ist die verdoppelung ausserordentlich beliebt, ohne dass sich eine regel (etwa: *nn* am schlusse eines sprechtaktes) aufstellen liesse. Auf der ersten seite des neudrucks findet sich *erstenn werdenn lernenn menschenn sollenn* : *mußen gutten fragten*, *wissenn* : 2 × *wissen*, 2 × *gepotenn* : *gepotten*.

t im auslaut: 4 × *batt* 60, 30 *brautt* 7, 24 *hautt* 36, 17 2 × *breytt* 83, 4 *heutt* 21, 10 6 × *brott* 64, 17 8 × *nott* 51, 12 : 3 × *armut* 71, 1 2 × *demut* 52, 20, 8 × *thatt* 105, 24 : 2 × *that* 1, a, 6 × *thett* 3, 18 : *thet* 17, 14, 49 × *gepett* 45, 4 : 2 × *gepeet* 45, 7, *gehtt* 55, 15 : 11 × *geht* 59, 15, 29 × *stett* 12, 4 : 2 × *stet* 104, 32, *bereytt* 99, 9 : 2 × *bereyt* 51, 6, 9 × *erbeytt* 65, 24 : 8 × *erbeyt* 48, 31, 38 × *-heytt* 79, 3 : 56 × *-heyt* 1, 16, 22 × *-keytt* 106, 4 : 42 × *-keyt* 8, 25, *seytt* 45, 27 : *seyt* 27, 21, 3 × *streytt* 99, 30 : *streyt* 63, 14, 4 × *weytt* 60, 23 : 3 × *weyt* 83, 4, 10 × *zceytt* 49, 8 : 31 × *zceyt* 46, 32, 8 × *gepeutt* 69, 2 : *gepeut* 33, 17 23 × *leutt* 91, 30 : 2 × *leut* 77, 7, 40 × *gepott* 53, 23 : *gepot* 24, 24, 4 × *blutt* 42, 14 : 5 × *blut* 59, 35, 34 × *gutt* 2, 1 : 4 × *gut* 1, 18, 3 × *mutt* 107, 21 : 3 × *mut* 34, 2, 9 × *thutt* 32, 23 : 9 × *thut* 23, 29; in der komposition und vor konsonanz: 3 × *betthauß* 54, 9

4 × *gepettlin* 43, 15 *weyttleufftig* 93, 2 *nottdurfft* 88, 31, 2 × *zceyttlich* 88, 5 : 8 × *zceytlich* 90, 26, 3 × *muttwillen* 66, 7 : 4 × *mutwill* 66, 25; 4 × *gepotts* 28, 7. — *belachett* 59, 1 *demutigett* 54, 29 *erwurgett* 30, 6 : 3 × *fellet* 5, 13 2 × *fulet* 22, 13 *gesynnet* 77, 7, *drewett* 87, 26 : *drewet* 85, 16, 8 × *predigett* 1, a : 4 × *prediget* 41, 19. Im ganzen findet sich 121 × *-ett* : 260 × *-et*.

Im inlaut: *batten* 47, 33 *stettis* 19, 25 *anbeuttet* 29, 29 *vorguttet* 4, 28 : 2 × *thaten* 24, 12 *lautet* 71, 27 2 × *außpreyten* 35, 13 *vbirkeyten* 35, 22 *breute* 77, 10 *leuten* 62, 11 12 × *mutig* 16, 26, 2 × *stettig* 23, 15 : 3 × *stetiglich* 15, 1, 5 × *erbeytten* 100, 10 : 10 × *erbeyten* 65, 33, *seytten* 47, 5 : 5 × *seyten* 31, 2, 4 × *streytten* 99, 29 : 6 × *streyten* 34, 14, 3 × *weytter* 106, 21 : 5 × *weyter* 22, 10, 2 × *zceytten* 89, 14 : 3 × *zceyten* 83, 34, 3 × *nottig* 89, 13 : *notigist* 20, 11, 55 × *gutte* 1, 11 : 36 × *gute* 1, 2, 2 × *hutten* 67, 22 : 2 × *huten* 26, 7.

b. Konsonantenverbindungen bei unverändertem auslaut.

1. Es besteht allgemein die neigung, *l*, *n*, *t* zu verdoppeln, wenn sie in einer auslautenden konsonantenverbindung ihre stelle haben. Beliebt ist die verdoppelung des *l* vor *t*, vereinzelt vor andern konsonanten; gelegentlich begegnet *nn* vor *d* und *s*. *n* und *t* werden verdoppelt nach *r*, seltener nach andern konsonanten.

2. Analogisch ist die schreibung in den inlaut gedrungen, doch hat sie hier keinen festen fuss fassen können.

Belege:

l.

lt im auslaut: 2 × *allt* 81, 10 2 × *gestallt* 74, 24 3 × *fellt* (§ 49) 49, 11 10 × *gellt* 33, 31 8 × *hellt* 56, 5 22 × *wellt* 108, 28 *vorurteyllt* 104, 15 3 × *gillt* 78, 28 7 × *gollt* 28, 26 3 × *hollt* 10, 27, 26 × *gewallt* 84, 20 : *gewalt* 90, 29, *gedullt* 68, 17 : 6 × *gedult* 68, 8, 4 × *schullt* 18, 12 : *schult* 108, 14. — 2 × *handellt* 103, 23 2 × *wandellt* 61, 18 *breppellt* 56, a. 9 *murmellt* 56, 20 9 × *zcweyffellt* 19 : *zcweyffelt* 4, 29. In der komposition 9 × *welltlich* 94, 27 : 9 × *weltlich* 16, 24; vor konsonanz *gellts* 103, 17.

Inlaut: *gewalltigen* 36, 19 *psallter* 12, 25 *erkalltet* 59, 15 2 × *gellten* 33, 13 *geschollten* 35, 23 : *spalten* 9, 11 *geweltigen* 36, 30 *schelten* 4, 23 3 × *selten* 19, 6 *gedultig* 36, 12 *gulte* 65, 32, 2 × *allten* 81, 7 : *alten* 14, 12, 53 × *hallten* 58, 3 : 7 × *halten* 29, 24, *sorgfelltig* 104, 26 : 7 × *-feltig* 104, 7.

lf: einziger beleg ist inlautend: *hellffen* 69, 20 : 10 × *helffen* 69, 22.

ls: 3 × *alls* 101, 30 : 12 × *alß* 67, 5, *halls* 109, 18 : *halß* 68, 14, *fellß* 100, 23 : 2 × *felß* 21, 11; — ohne verdoppelung *adels* 74, 24 *teuffels* 50, 21 3 × *vbels* 97, 4.

ln zeigt entweder *l* oder *n* oder auch beide konsonanten verdoppelt, ganz selten keinen von beiden:

handelln 73, 25 4 × *wandelln* 37, 5 *taffelln* 72, 1 *teuffelln* 67, 33 2 × *zcweyffelln* 50, 4 *murmelln* 86, 3 *preppelln* 46, 16 : *handelnn* 95, 17 *wandelnn* 78, 18 *hoddelnn* 77, a. 4 *orgelnn* 12, 19 *murmelnn* 74, 17 *tunckelnn* 7, 30 : 4 × *handellnn* 88, 30 *wandellnn* 14, 26 *fabellnn* 43, 21 5 × *zcweyffellnn* 13, 2 : *fabeln* 99, 12.

n.

nd. Nur *vnnd* 51, 25 (: 2 × *vnd* 3, 1) weist die verdoppelung regelmässig auf. Ganz vereinzelt sind *stennd* 81, 10 : 12 × *stand* 39, 10 und bez.

ns vnnß 34, 9 : sonstigem *vnß* 52, 32.

rn wird auslautend fast durchweg *-rnn* geschrieben:

angepornn 111, 12 *thurnn* 34, 23 2 × *buchernn* 64, 18 2 × *eyernn* 65, 17 67 × *ßondernn* 12, 33 u. v. a.: *bittern* 59, 35 *brudern* 109, 32 *gefattern* 75, 1 *martern* 40, 14; *fernn* 39, 5 : *fern* 65, 22, *gernn* 69, 16 : *gern* 75, 24, 11 × *zcornn* 50, 15 : 7 × *zcorn* 96, 19, 21 × *elternn* 77, 29 : 2 × *eltern* 77, 13.

Inlaut: *thurnen* 55, 23; vor konsonanz 6 × *zcornß* 96, 3.

ln. Neben *sollnn* 14, 19 steht *solln* 67, 22. Über *-elnn* vgl. oben unter *l.*

t.

rt wird auslautend und inlautend gewöhnlich durch *rtt* gegeben.

Auslaut: 5 × *hartt* 67, 1 3 × *partt* 107, 19 *walffartt* 79, 2 *probirtt* 97, 2 *ortt* 78, 33 *dortt* 89, 11 3 × *gepurtt* 93, 14 *gurtt* 101, 15 3 × *artt* 57, 17 : *ort* (§ 5) 107, 35, 3 × *hoffartt* 63, 16 : 2 × *hoffart* 52, 22, 6 × *schwertt* 90, 19 : *schwert* 85, 15, 3 × *regirtt* 81, 12 : *regirt* 68, 2, 46 × *wirtt* (3. sg.) 13, 29 : 33 × *wirt* 16, 12, 39 × *wortt* 79, 12 : 5 × *wort* 21, 9, 2 × *hynfurtt* 6, 1 : 2 × *fort* 65, 11; — *plaudertt* 67, 6 *widdertt* 101, 21 7 × *foddertt* 37, 1 *vorhindertt* 90, 2 *bekummertt* 54, 14 2 × *bessertt* 86, 12 2 × *lestertt* 96, 8 : *abgesondert* 4, 26 *jamert* 97, 29 *plappert* 57, 21, *geergertt* 109, 6 : *geergert* 12, 12. In der komposition *forttmehr* 58, 2: 2 × *fortmehr* 69, 30 *hartmutig* 51, 10; vor konsonanz *wortts* 78, 7.

Inlaut: *widderpartten* 105, 24 (daneben *widderpartthen* [!] 37, 12) *herttist* 99, 30 *hirtten* 109, 7 *hynfurtter* 62, 3, 5 × *wartten* 102, 29 : 2 × *warten* 77, 25, *kegenwerttig* 43, 33 : 2 × *kegenwertick* 111, 11, *ortten* 91, 4 : 8 × *orten* 37, 28, 12 × *wortten* 74, 12 : 3 × *worten* 23, 31.

bt: *bleybtt* 59, 16 : *bleybt* 55, 15, *treybtt* 99, 5 : *treybt* 95, 22, *gibtt* 50, 29 : 12 × *gibt* 104, 30, *stirbtt* 20, 20 : *stirbt* 69, 15.

cht: *rechtt* 85, 3 : 14 × *recht* 89, 1, *außgerichtt* 55, 14 : 2 × *außgericht* 84, 28, *geprichtt* 57, 29 : 3 × *gepricht* 75, 20, *gesichtt* 101, 1 : *gesicht* 99, 21.

dt: allein belegt *nodtt* 53, 1 : 32 × *nodt* 53, 14.

nt: 3 × *bekantt* 34, 29 : *bekant* 22, 9, 3 × *niemantt* 58, 12 : 36 × *niemant* 55, 18, 2 × *ordentt* 80, 12 : *regent* 56, 10 *geregent* 56, 11, *regimentt* 101, 8 : 8 × *regiment* 64, 9, 3 × *testamentt* 43, 6 : 2 × *testament* 41, 34, 4 × *anttwortt* 15, 29 : 4 × *antwort(t)* 16, 13.

§ 49. Die auslautsbezeichnung der medien b d g.

Theoretisch lassen sich 3 stufen unterscheiden: inlaut, reiner auslaut und kompositionsfuge; die konsonanten in nebentonigen silben schliessen sich an die letztere stufe an. Praktisch ist das system nicht durchgeführt, die analogische schreibung hat bereits grosse fortschritte gemacht.

1. *b : p.*

Die inlautende spirans wurde auslautend explosiva, gewiss in der aussprache, selten in der schrift. Da die sonst übliche stützung der media durch die tenuis — *bp* — nicht gebräuchlich ist, gilt *p* für die 2. und 3. stufe, doch hat die analogisch nach dem inlaut geregelte schreibung merkwürdig genug gerade hier fast jede spur vertilgt.

weyb 81, 10 *lieb* 51, 17 *grob* 2, 7 *lob* 23, 23 *halb* 6, 23 *farb* 25, 16 sind die regel, verhärtung findet sich nur in *leyp* 7, 16 66, 5 : 16 × *leyb* 65, 4. In der kompositionsfuge dagegen 14 × *leyplich* 52, 10 : *leyblich* 80, 13, *lieplich* 31, 27 : *lieblich* 93, 16, sonst aber *glawbloß* 25, 17 *erbsund* 111, 12.

2. *d : dt : t.*

Die 3 stufen sind bei *d* besser auseinandergehalten, im princip, weniger bei dem einzelnen wort. Wir scheiden die lautfolgen voc. + *d*, *nd*, *ld*, *rd* und ziehen die fälle (§ 11, 2) mit herein, wo *d* unverschoben geblieben ist.

a. voc. + *d*.

Inlaut: *geladen* 44, 10 *kleyden* 104, 8 *reden* 88, 14 usw.; analogisch nach dem auslaut *padte* 75, 1 *rodte* 98, a. 4 14 × *todten* 97, 26 2 × *todtung* 69, 31.

Auslaut: *eydt* 85, 2; wechselnd mit einer schreibung, analog dem inlaut: *geradt* 67, 20 : 4 × *gerad* 107, 14, *radts* 97, 22 : 3 × *rad* 11, 17, 12 × *todt* (subst.) 51, 22 : 8 × *tod* 31, 12, 3 × *todt* (adj.) 46, 12 : 2 × *tod* 68, 10, analog dem auslaut: *stadt* 53, 24 : 2 × *statt* 53, 23. Analog der kompositionsfuge steht *kleyt* 3, 8 : 3 × *kleyd* 3, 12, 2 × *seyt* 77, 21 : *seyd* 85, 20, 25 × *leutt* 59, 22 : *leud* 90, 6. Alle 3 formen sind belegt bei 4 × *vnterscheydt* 65, 34 : 10 × *vnterscheyd* 36, 8 : *vnterscheyt* 3, 14, 32 × *nodt* 53, 14 : *nod* 36, 7 : 12 × *nott* 51, 12. Sonst gilt die schreibung des inlauts: *monad* 56, 11 *leyd* 10, 6 *neyd* 96, 19 12 × *frid* 5, 6 *kleynod* 12, 22.

Kompositionsfuge: *nottdurfft* 88, 31 hat neben sich die beiden andern stufen *nodtdurfft* 103, 23 und 3 × *noddurfft* 60, 23 5 × *nodturfft* 53, 10. Sonst steht die form des inlauts: 4 × *fridlich* 5, 30 9 × *glidmaß* 5, 21 2 × *todschlag* 27, 11 3 × *todlich* 19, 5.

b. *nd*.

Inlaut: *landen* 89, 15 *kinder* 19, 9 *munde* 23, 28; nach analogie des auslauts *kundten* 62, 21 : 9 × *kunden* 62, 22. *gesandten* 85, 21 steht neben *gesand* 2, 1.

Auslaut: *fundt* 84, 30 und im wechsel mit analogischer schreibung *handt* 30, 25 : 7 × *hand* 33, 9, *wandt* 7, 25 : *wand* 7, 27, *kindt* 75, 30 : 8 × *kind*

74, 14; *bekandt* 76, 10 : *bekant* 22, 9. Die schreibung der kompositionsfuge zeigt *vorstant* 61, 9 : 5 × *vorstand* 67, 28, sonst ist die inlautsform herrschend: 4 × *land* 53, 24 *sand* 9, 22 *gesand* 2, 1 *beystand* 33, 16 *furgewand* 84, 26 *end* 59, 7 2 × *elend* 76, 28 3 × *behend* 64, 6 8 × *feynd* 8, 2 6 × *freund* 53, 14 4 × *blind* 16, 29 *befund* 66, 4 4 × *grund* 64, 30 *mund* 10, 2 4 × *sund* 60, 5 3 × *gesund* 52, 12.

In kompositionsfuge und nebentonigen silben: 2 × *fr(e)untlich* 20, 15, — *sonnabent* 65, 10 2 × *jugent* 81, 15 5 × *tausent* 32, 8 9 × *tugent* 54, 35; schwankend: *feyntschafft* 35, 17 : *feyndschafft* 74, 3, *gruntlich* 25, 9 : 5 × *grundlich* 49, 22, 3 × *gesuntheyt* 66, 9 : *vngesundheyt* 71, 1, — 3 × *yemant* 56, 24 : 11 × *yemand* 91, 28, 39 × *niemant* 55, 18 : 12 × *niemand* 65, 27, 4 × *yrgent* 41, 1 : *yrgend* 62, 6; nur mit analogischer schreibung: 3 × *blindheyt* 1, 16 *empfindlich* 101, 13 *fundlin* 102, 29 2 × *mundlich* 49, 14 *ßundhauß* 90, 24.

c. *ld.*

ld hat sich der regel entzogen. Wo verhärtung eintritt, ist sie nicht *ldt*, wie zu erwarten wäre, sondern *llt*. Man wird nicht irren, wenn man das übergewicht der berechtigten *lt* (*gewallt*), die bei Luther selten (§ 11, 2) erweicht sind, dafür verantwortlich macht.

Inlaut regelmässig: *bilden* 24, 16 *schuldig* 98, 1.

Auslaut: 3 × *fellt* 49, 11 9 × *gellt* 33, 31 7 × *gollt* 28, 26; schwankend 3 × *hollt* 10, 27 : 2 × *hold* 13, 3, 5 × *schullt* 11, 4 : 3 × *schuld* 41, 21 (daneben *schult* 108, 14, wie 7 × *gedult* 68, 1 neben *gedullt* 68, 17 erscheint. Hierüber vgl. § 48, b). Nur die inlautsform weisen auf 3 × *bald* 5, 6 4 × *bild* 20, 30 *schild* 98, a. 4 9 × *huld* 10, 32.

Kompositionsfuge: *golltsucht* 103, 20.

d. *rd.*

Inlaut: *werden* 59, 9 *vierde* 87, 32.

Auslaut: *wird* (3. sg.) 23, 2 : 79 × *wirt(t)* 16, 12; sonst nur *d*: *pferd* 88, 27 2 × *vierd* 71, 32 *wird* (1. sg.) 1, a.

Ganz andere verhältnisse walten da, wo auslautendes *dt* etymologisch berechtigt ist:

redt (= *redet*) 30, 27 *geredt* 3, 5 *schildt* 86, 4 3 × *findt* 36, 29 *gesindt* 92, 28, 2 × *vorblendt* 48, 13 : *vorblend* 94, 11.

Von der md., in der kurfürstl. kanzlei häufigen schreibung *th* für auslautendes (md.) *d* hält sich Luther fern. Der einzige beleg ist *goth* 103, 8 und analogisch im inlaut *bethen* 51, 19.

3. *g : gk : k.*

Entsprechend den stufen bei *d* sollte man auch bei *g* drei bezeichnungen erwarten. Die proportion *d : dt : t = g : gk : k* trifft jedoch nur sehr bedingt zu, am besten noch bei *ng*.

a. voc. + *g*.

Das inlautende *g* ist spirantischer natur; ob der auslaut wie bei *b* zur explosiva wird, ist in keiner weise aus der schreibung zu erkennen. Die kurfürstl. kanzlei bietet *tagk genugk* usw., Luther keinen einzigen beleg. Ein strikter beweis ist das noch nicht, denn auch *b : p* wird augenscheinlich vermieden.

Anders liegt vielleicht die sache bei der ableitungssilbe *-ic*. Hier ist die verhärtung, von neubildungen abgesehen, einigemale belegt; wieweit dies phonetische bedeutung hat, wage ich nicht zu entscheiden. Neben der tenuis *k* (= *ck* vgl. § 47, 2), der form der kompositionsfuge, findet sich auch *gk*, die form des auslauts. Weitaus überwiegt — mit 106 formen gegen 7 der 2. und 3. stufe zusammen — die dem inlaut eigene schreibung.

Inlaut: *tagen* 63, 12.

Auslaut: 18 × *tag* 14 × *mag* 82, 2.

Nebensilbe *-ic*. Inlaut: *heyligen* 35, 24.

Auslaut: *selick* 69, 11 : 15 × *selig* 1, 7, 2 × *gegenwertick* 74, 35 : *kegenwerttig* 43, 33; *demutigk* 47, 24, *vnsynnigk* 83, 31 : 4 × *vnsynnig* 59, 6, 2 × *wenigk* 103, 19 : 7 × *wenig* 51, 15; sonst also *gedultig* 36, 12 *hungrig* 78, 13 9 × *kunig* 109, 33 *prechtig* 96, 24 *vbrig* 34, 7 *zcornig* 7, 20 usw.

Kompositionsfuge: die zahlreichen abstrakta auf *-igkeit* werden fast durchgehends *-ickeyt* geschrieben:

behendickeýt 107, 6 9 × *ferlickeyt* 67, 2 *fursichtickeyt* 28, 22 *geprechlickeyt* 19, 4 8 × *gerechtickeýt* 7, 12 *kostparlickeyt* 89, 17 *messickeyt* 100, 3 4 × *mildickeyt* 105, 32 6 × *reynickeyt* 68, 4 *synlickeyt* 59, 11 *sorgfeltickeyt* 93, 14 *subtilickeyt* 27, 12 2 × *wirdickeyt* 50, 6 und verschrieben *barmhertzikayt* 23, 23 : 7 × *barmhertzickeyt* 106, 14. Daneben steht schwankend mit der regelrechten form 2 × *sanfftmutigkeyt* 95, 22 : 2 × *sanfftmutickeyt* 95, 27 (verschrieben *senffmutikeyt* 98, a. 4), *seligkeyt* 77, 30 : 7 × *selickeyt* 60, 26, *widderwertigkayt* 11, 22 : 7 × *widderwerttickeyt* 8, 11.

Die adverbia auf *-iglich* haben hingegen die jetzt übliche, analogisch nach dem inlaut geregelte schreibung:

demutiglich 83, 35 *koniglich* 77, 2 *senfftiglich* 18, 13 *wirdiglich* 54, 28.

b. *ng*.

Hier ist alles in schönster ordnung, über die aussprache kann kein zweifel herrschen. Inlaut: *lange* 2, 4.

Auslaut: *langk* 5, 14 : 3 × *lang* 18, 18, *jungk* 27, 32 : 2 × *jung* 100, 21 und entsprechend *trang* (= trank) 64, 14 *tringk* 18, 28; analogisch nach dem inlaut 5 × *gang* 65, 28 *streng* 44, 13; analogisch nach der dritten stufe *rinck* 70, 14, wenn hier nicht mhd. (obd.) *rinke* vorliegt. Alle drei stufen zeigt: 9 × *dingk* 69, 4 : 7 × *ding* 91, 28 : *dinck* 70, 33.

Kompositionsfuge: 2 × *ebirschwencklich* 40, 11 : 3 × *ebirschwenglich* 87, 6, 2 × *begencknіß* 42, 9 : *gefengniß* 60, 22 *jungling* 1, 8.

c. *lg rg.*

lg ist gar nicht, *rg* spärlich belegt. *berg* 89, 1 fasse ich als analogische schreibung. Wenn das ergebnis von § 30 richtig ist, darf *balk*, *berk* für die aussprache vorausgesetzt werden, und dafür wäre *berck* im 109. ps. der beweis. Überdies deuten die schreibungen *wergk* 3, 12 4, 18 und *handwerg* 2, 28 neben sonstigem *werck* 53, 12 eben so sicher auf verhärtung des *g* in *berg* hin, wie *trang* und *tringk* die aussprache *nk* für geschriebenes *ng* stützen.

§ 50. Ergebnis.

1. Luthers eigene sprache ist von der seiner drucke verschieden[1]. Als quellen zur erkenntnis jener dürfen nur die eigenen niederschriften verwendet werden.

2. Die sprache im Sermon von den guten werken trägt die merkmale einer übergangszeit an sich. Schwankend ist die lautgebung, willkürlich die behandlung der flexions-*e*, inkonsequent die orthographie. Charakteristisch ist das § 5, § 28 fgg. und § 48 gegebene material. In einzelnen punkten lässt sich das streben nach einheitlichkeit nicht verkennen, vgl. § 44, 1. § 47, 1—3.

3. Obwol im wesentlichen auf nhd. boden stehend (§ 1—3), weist das denkmal viel archaisches und dialektisches auf.

Einer älteren sprachperiode gehört die tempusbildung der starken zeitwörter (§ 24) und die deklination der feminina (§ 34. 35) an. Die medien unterliegen zum teil noch den mhd. auslautsgesetzen (§ 18, b 49). Archaische und moderne schreibungen stehen neben einander (§ 43).

Dialektisch ist der umlaut von *au* vor labialen, für Ostmitteldeutschland charakteristisch das fehlen des *ä*, die nichtbezeichnung des umlauts von *o* und *u* (§ 4), die widergabe des irrationalen *e* durch *i* (§ 6), *vor-* und *zcur-* für *ver-* und *zer-* (§ 8), die erweichung des *t* hinter vokal (§ 11, 2) u. a. Manche eigenheiten fehlen hingegen: der abfall des *n* in *-en* ist sehr selten (§ 20) und auslautendes *th* so gut wie nicht belegt (§ 49, 2).

1) Dasselbe ist bekanntlich neuerdings bei Steinhöwel und Hans Sachs constatiert worden.

STRASSBURG I. E. OSKAR HERTEL.

STUDIEN ZUM TATIAN.

II. Mehrere übersetzer?

I. In der ausgabe von 1870 versuchte Sievers an dem texte des Tatian, den man bisher ausdrücklich oder stillschweigend als das werk eines übersetzers angesehen hatte, mehrere übersetzer nachzuweisen. Er stützte sich hierbei nicht bloss im allgemeinen auf das wechselnde geschick der übertragung, sondern auch insbesondere auf eine statistische untersuchung über die widergabe von lateinischen conjunktionen (z. b. *quia quoniam quod*, *cum*, *autem*) und redensarten (*dicens*, *respondere*): auf grund dieses materials wollte er 9 übersetzer wahrscheinlich machen, wobei die folgenden abschnitte den eintritt eines neuen arbeiters bezeichnen sollten: 18. 45. 67. 104. 119. 135. 146. 175 (vgl. ²s. LXXI).

In seiner anzeige des Sievers'schen buches (Ztschr. 1873. 4, 474 fgg.) fand Steinmeyer, indem er ausser den stilistischen noch dialektisch-orthographische momente subtiler art hinzunahm, nicht weniger als 21 sichere, dazu noch 3 ungefähr sichere abschnitte heraus, so dass die zahl der angeblich nachweisbaren übersetzer auf 24 stieg.

In der zweiten auflage seiner Tatian-ausgabe[1] kommt Sievers zu dem ergebnis, dass folgende einschnitte als sicher gelten können: 17, 6. 45. 67. 77. 104. 119. 135. 146. 175. Darnach hätten wenigstens 10 hände an der herstellung der übersetzung der Evangelienharmonie gearbeitet.

Diese anschauung scheint jetzt allgemein geteilt zu werden; der einzige, der meines wissens gegen sie auftrat, ist W. Walther[2]. Sievers² s. LXXI anm. 1 nennt seine ausführungen zwar bloss einen „versuch, nachträglich wider die wesentliche einheitlichkeit der übersetzung zu erweisen", ohne die beachtenswerten darlegungen Walthers weiter zu würdigen oder zu widerlegen. Walther findet den grund für die differenzen „darin, dass der eine übersetzer zeitweilig sich an einen ausdruck mehr und mehr gewöhnte, bei späterer fortsetzung seiner arbeit durch irgendwelche einflüsse auf andere wendungen geführt wurde" (a. a. o. sp. 448). Er glaubt sogar, bisweilen könne man noch feststellen, wie viele verse ohne unterbrechung übersetzt seien. Energisch betont er ferner (a. a. o. 449), dass „viel wichtigere gleichheiten für die einheitlichkeit der ganzen arbeit sprechen", z. b. wenn *Jesus*

1) Paderborn 1892 s. LXXI fgg.

2) Die deutsche bibelübersetzung des mittelalters. Braunschw. 1892 sp. 446.

(auch als name) stets durch *heilant* gegeben ist, wenn bisweilen absichtlich ein lat. ausdruck variiert ist u. v. a. Nur bei dem abschnitt 77—84, der sich von interlinearversion fast nicht unterscheidet, ist er geneigt eine lücke der vorlage anzunehmen, die durch einen ungeschickten übersetzer ausgefüllt wäre.

Eine nähere untersuchung der im Tatian zu tage tretenden stilistischen unterschiede ist zur entscheidung der oben dargelegten streitfrage also notwendig geboten.

Der schluss, den Steinmeyer-Sievers aus den stilistischen differenzen ziehen, geht zu weit. Mit recht kann man dagegen geltend machen, dass auch ein übersetzer teils absichtlich, teils unabsichtlich variieren kann. Dass der ahd. Tatian nun nicht aus einem gusse der hand des übersetzers entflossen ist, ist eine sehr natürliche annahme: das werk ist stückweise entstanden. Dabei lässt sich nicht mehr entscheiden, ob diese stückarbeit ordnungsgemäss von anfang bis zu ende vorgenommen oder ob mit einem mittleren stücke begonnen wurde. Diejenigen teile, welche am meisten interlinear erscheinen, legen die vermutung nahe, dass die übersetzung bei ihnen begonnen hat: ich rechne dahin ausser dem stücke 77 fgg.—82, 11 sicher den Prologus (vgl. die widergabe der relativsätze mit der lat. stellung Prol. 1 und 4) und vielleicht auch stück 1, 1—4 (stück 2 ist freier behandelt)[1]. Doch ist auch die oben erwähnte annahme Walthers (ausfüllung einer lücke) bei dem grossen abschnitt 77 fgg. nicht unwahrscheinlich, zumal da derselbe in der tat manche besonderheiten enthält, die sich sonst nirgends finden[2].

II. Gehen wir auf die begründung ihrer ansicht bei Sievers-Steinmeyer näher ein.

1) Umgekehrt sind manche stücke im anfange in stilistischer hinsicht entschieden rühmend hervorzuheben, z. b. 5, 11—13.

2) Zusammengestellt bei Sievers[2] s. LXXII fg. Einiges ist allerdings weniger stichhaltig. Dagegen auffällig erscheint auch mir 77, 4 *in fullidu uuerolti* (gegen 76, 4 *enti thero uuerolti*); ebenso *gifulta* statt des sonstigen *gienton*. Ferner die ausschliessliche verwendung von *mittilodi* für *medius; riobsuhtig* statt sonstigen *riob;* einmal *clafunga* gegen 6 maliges *stredunga* in einem ganz gleichen längeren satze, namentlich 79, 9 *brungan* gegen sonstiges *braht,* und die verwendung der vielen flektierten adj.- und partic.-formen, die sonst unflektiert stehen. Vgl. auch die übersetzung für *tribunis] then giereton* 79, 4 (185, 10 *ther herosto*). — Kurz das stück 77—82 ist ohne zusammenhang mit den übrigen teilen des ganzen hergestellt worden, mag es nun zu anfang als erstes übersetzt, oder mag es später eingefügt sein.

1) Bei ihnen ist die widergabe des *dicens* durch *quedenti* resp. *sus quedenti* schon ein indicium für verschiedene übersetzer. Da muss man sich doch wundern, wenn diese formen in abschnitten ganz unterschiedslos nebeneinander stehen, oft in solchen, die unbedingt eines einzigen arbeit sein müssen. So steht z. b.

sus quedenti,	aber *quedenti:*
60, 1 . . .	60, 10.
84, 1 . . .	84, 5.
91 (2mal) .	92 (2mal).
104, 4 . . .	104, 8.
115	116.
116, 6 . . .	117.

und *quedenti*	gegen *sus quedenti:*
66, 1 . . .	61, 3. 4. 6.
99, 2 . . .	98, 3 (3).
85 (3mal) . .	86, 2.
135, 17 . . .	135, 19.
160, 1 . . .	160, 2.
205, 4 . . .	205, 5.

Ähnlich ist es mit *respondere* = *antlingan* oder *antuurten*. Zwar finden sich natürlich ganze abschnitte, wo das eine oder das andere ganz allein vertreten ist: da hatte sich der übersetzer eben an das eine oder andere so gewöhnt, dass es ihm von selbst in den mund bezw. in die feder kam. Aber dass die beiden verben demselben übersetzer promiscue geläufig sind, zeigen stellen, wo sie in nächster nähe zusammenstehn:

104, 5 *antlingita* (2mal); 104, 6 *antuurtita.*

189, 4 *antuurtis* . . und *antlingita.* — 190, 2. 191, 3 *antw.*, 194, 2 wider *antlingitun*, oder

198, 4 *ni antuurtita niouuiht* und 198, 5 *ni antlingita imo.* Vgl. noch 17, 5 *antlingota;* 17, 6 *Tho antuurtita.*

2) Ähnlich ist es auch bei den konjunktionen.

Namentlich muss man dabei berücksichtigen, dass gerade diese dem übersetzer die meisten schwierigkeiten bereitenden partikeln sehr oft in allen teilen des werkes unübersetzt geblieben sind, und dass manche von ihnen so vieldeutig sind, dass sie bequem die scheinbar disparatesten bedeutungen vereinigen[1], so dass ein wechsel unter ihnen natürlich weniger auffällig ist als unter andern wörtern.

1) Vgl. z. b. *uuanta* = 1. *quia, quod, quoniam.* 2, *enim. nam.* 3. *autem* usw.; *uuarlihho* = 1. *vero, autem.* 2. *ergo, igitur, itaque.* 3. *enim*; oder gar

Um wenigstens einige beispiele zu geben, so heisst *autem* 1. *thô* (nach Sievers glossar) 162 mal, mindestens ebenso oft ist es 2. unübersetzt geblieben. 3. *uuârlihho* 23 mal. 4. *abur* 3 mal (138, 11[1]. 174, 4. 181, 6). 5. *uuanta* gut verwandt 2 mal (30, 1. 44, 19). 6. *thanne* zweckentsprechend 5 mal: 29, 2. 30, 2. 31, 2. 34, 2. 77, 2[2]. 7. *thoh* 1 mal: 79, 8. 8. *giuuësso* 3 mal: 84, 3. 195, 4. 241, 1; das letztere stets passend. Dabei ist in der regel ein unterschied nicht zu erkennen; so ist *autem* in abschnitt 4, 1. 9, 19 ausgelassen, 4, 12 (2) = *thô*, 4, 9a = *uuarlihho*.

sed, sondern = 1. *uzouh* 19 mal. 2. am häufigsten *ouh*: 33 mal. 3. *ûz* 2 mal: 133, 14. 168, 4; 4. *uzar* 1 mal 4, 11.

enim ist 1. meist nicht übersetzt. 2. durch *uuarlihho* 8 mal (von 2, 6—236, 6); 3. durch *thô* 6 mal (von 43, 4—182, 5); 4. durch *halt*: 28, 2. 3 (zweckentsprechend!) 5. durch *uuanta* 9 mal (von 5, 8—140, 1). 6. durch *bithiu uuanta*: 5, 8. 7. durch *thanne* 88, 2 (?). 8. durch *giuuësso*: 211, 1, und zwar passend, beteurend: *uuas giuuesso mihil* … 9. durch *nu*: 18, 5 *nahit sih nu himilo rihhi* (?). Nun vgl. man stellen, wie 43, 1 (*uuanta*) und 43, 4 (*tho*); 140, 1 (*uuanta*) und 145, 13 (*uuarlihho*) u. ä.!

cum („*narrativum*“) 1. sehr oft *mit thiu* (resp. *mit thiu tho*). 2. oft *thanne*. 3. *tho*. Man vergleiche 8, 1 (*mit thiu*). 8, 5 (*thô*). 8, 4 (*thanne*).

ut, „sobald als“ 1. *thô* 4 mal. 2. *sô* 5 mal. 3. *sô* .. *thô* 6 mal. 4. *soso* 2 mal: 54, 4. 211, 3. 5. *sô sliumo sô*: 4, 4. Man vgl. 135, 3 (*sô* .. *thô*). 135, 11. 17 (*sô*). 135, 21 (*thô*) oder 4, 2 (*sô*). 4, 4 *sô sliumo sô*, oder die freie widergabe 2, 11.

ergo wird 1. sehr oft nicht übersetzt. 2. *thô*, 70 mal. 3. *uuârlihho* 14 mal (13, 14—236, 5). 4. *nu* (in frage) 2 mal: 13, 20. 106, 5[3]. Alle vier arten kurz hintereinander zusammen in 13, 14 (*uuârlihho*). 13, 16. 22 (unübersetzt). 13, 20 (*nu*). 13, 21 (*tho*)!

ut („consecutivum“) ist 5 mal = *thaz*; das lat. *ita ut* ist 11 mal = *so thaz*. Das einzige *soso* 92, 6 ist meines erachtens ein missverständnis, indem *ut* = *velut* gefasst wurde.

ecce bezw. auch *et ecce*, *ecce enim*. 1. häufig nicht übersetzt. 2. oft *seno*. 3. dasselbe verstärkt *seno nu* 19 mal. 4. desgl. *seno thô*

tho = 1. *et*, *que*. 2. *autem*, *at*. 3. *ecce*, *et ecce*. 4. *nam*, *enim*. 5. *itaque*, *igitur*, *porro*, *deinde*. 6. *tunc*. 7. ohne lat. entsprechende partikel. 8. relativ usw.

1) Aber vgl. 138, 12! 138, 13 (*tho*).

2) Wol auch 132, 12 und in der frage 79, 12.

3) Auch durch *thanne* 2 mal: 93, 3. 132, 11.

20 mal. 5. desgl. *seno nu thô* bloss 1 mal: 7, 4 (*et ecce*). 6. selten *nu* (d. h. eigentlich ist *ecce* unübersetzt geblieben): 2, 9. 201, 3. 7. ebenfalls bloss 2 mal. aber treffend: *girado*: 5, 8. 9, 1 in der phrase *girado* (= plötzlich, wie ein blitz aus heiterem himmel!) *gotis engil arougta sih*. — Nun vgl. man 5, 8 (*girado*) und 5, 9 (*seno nu*); 6, 1. 2 (unübersetzt).

III. Es lassen also die von Sievers-Steinmeyer angeführten momente keineswegs einen sichern schluss zu. Vielmehr stellt sich bei genauem zusehen heraus, dass das vielfache schwanken der übersetzung allen ihren teilen eigentümlich ist. Eine genaue sammlung der auslassungen, der hinzufügungen, der abweichungen vom lat. texte würde hierfür ein sehr reichhaltiges, unanfechtbares beweismaterial liefern. Nirgends fast findet man eine streng und durchweg befolgte regelmässigkeit. Nur unter dieser voraussetzung aber wäre das beweisverfahren von Sievers annehmbar und beweiskräftig. Wie kann es übrigens auch wunder nehmen, wenn bei einem ersten schweren versuche einer solchen übertragung weniger die gleichmässige güte der übersetzung erstrebt wurde? Zudem hat man den damaligen, noch fliessenden bestand der sprache wol ins auge zu fassen: vergessen wir nicht, wie noch einige jahrzehnte später Otfrid klagt über *huius .. linguae barbaries, ut est inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis*.

Im folgenden bringen wir belege für die durchgehende ungleichmässigkeit der übersetzung. Besondere aufmerksamkeit richten wir dabei überall auf solche wörter und stellen, welche, trotzdem sie in allernächster nähe stehen, doch verschieden widergegeben sind. Auf vollständigkeit — dies sei nebenbei bemerkt — machen unsere samlungen keinen anspruch.

1) Verschiedene sprachformen stehen neben einander.

Z. b. 136, 3 *giuuentit*. 138, 11 *giuuant*. — 149, 4 *haben gistriunit*. 149, 5 *gistriunenti bin*. — Singular und plural wechselt 107, 1 *ulcera* = 1) *fol gisueres*, 2) *siniu gisuer* (wobei man den wechsel nicht ungeschickt nennen kann, falls er beabsichtigt war).

Vertauschung der vorsilben (praefixe):

Einfaches verb oder kompositum: *transire*] 114, 1 bloss *faran*, aber 115, 1 *furi-fuori*. — 197, 4. 5 *háh*. 197, 8 *erháhanne*. — 167, 6 *ob ir min bibot haltet .. sosih mines fater bibot bihielt*. — 145, 16 *curzen* und *bi-curzen*. — *imponere*] 101, 1 *thaz her sino henti in sie sazti* und *mit thiu anasazta in sino henti*. — *ascendere*] 104, 2 *erstigan* (2). 104, 3 bloss *stigan*. Ähnlich 80, 7 *stigan*

(*in skef*). 81, 4 *gi-stigan*. 70, 2 *in-stigan;* sonst noch regellos daneben *ûf-ar-stigan* und *ûf-stigan*. Ebenso *descendere*] bald *stigan,* bald *nidar-st.* — *iudicare*] 119, 10 *tuome*. 119, 11 *furtuomit.* — *extendere*] *thenenti sina hant* 46, 3. 59, 4. 81, 4 und noch einmal; dazwischen 69, 5 (2) *arthenen.* — 61, 5 *ûzaruuorphanemo diuuuale.* 62, 1. 3 bloss *uuirphit.*

Verschiedene vorsilben:

exaltare] 110, 3 *arheuit* und *ufarhaban.* — 96 2, *fur-irrôn,* 96, 2. 3 *gi-irrôn.* — *diripere*] 62, 6 *gineman* und *binimit.* — 72, 1 *andera ratissa furisazta her in.* 73, 1 *fram sazta.* — *surgere*] 48, 2 *Arstuont siu tho ûf.* 49, 5 *arstuont.* Dem steten *ar-st.* steht 1 *ûfstantan,* 3 *ûf-ar-st.* gegenüber[1]. — *suffocare*] 71, 4 *furthamftun.* 75, 3 *bitemphit.* 99, 3 *thamfta.*

84, 1 *ni giuuasganen hantun.* 84, 9 *mit ungiuuasganen hantun.* — *dissensio*] 129, 7 *messezumft.* 133, 15 *ungizunft* (kommt sonst nicht vor).

Suffixe.

Substantiva: *agricola*] 5 mal in 124 *accar-bigengo;* einmal 167, 1 *accar-bigengiri.* — *claritas*] 179, 3 (und 177, 3) *fagarnessi.* 179, 2 *fagarî*[2]. — *damnatio*] 205, 5 *nidarunga.* 225, 2 *nidarnessi.* Dazu vgl. 141, 12 *fur-nidarnessi.* — *incredulitas*] 92, 5 *ungiloubfullî* (noch 241, 2). 92, 8 *ungiloubo* (noch 78, 6). — *mercennarius*] 97, 3 (2) *asneri.* 133, 11 (3) *asni.* — *publicanus*] *firn-voll* z. b. auch 114, 1. 123, 6. 7. Aber stück 118 *firn-tatig* bezw. *firn-tatige man.* — *redemptio*] *losunga* 3 mal, u. a. 4, 14. *arlôsnessi* 1 mal 7, 10.

Deminutiva: *castellum*] *burgila* 8 mal, z. b. 135, 18. *burg* 3 mal, u. a. 135, 1. 136, 3.

Composita: *gehenna*] *hella* 141, 23. *hella-uuîzzi* 141, 28[3]. — *paracletus*] 172, 3 *fluobareri* (ausserdem 164, 2. 165, 4). 171, 1 *ther fluobargeist.* — *pecunia*] *scaz* 6 mal, bloss 222, 2. 4 *miet-scaz.*

Adjektiva. *festus*] *itmali tag* 15 mal, u. a. 111, 1. 135, 34; dazwischen 116, 5 *themo itmaligen tage* und 104, 3 *in itmallichemo tage* (aber 104, 1. 2!). — *exteriores* 125, 11 *in thiu ûzzorostun finstarnessu.* 149, 8 *in thiu ûzzarun f.*

1) Aber das 181, 3. 182, 4 angeführte *stuont* = *surrexit* scheint mir verdächtig; man stelle her *tho her erstuont.*

2) Ausserdem 6, 1. 88, 10 *berahtnessi.*

3) Ausserdem so 44, 19 und *hella-fiur* 26, 4. 28, 2. 3. 95, 5.

Verba: *glorificare*] 4mal *tiuren*, 8mal *tiurisôn*; beide zusammen 131, 24.

Flektierte und unflektierte form nebeneinander:

39, 7 in einem satze *bona*] *guot* und *guotu*. — *euuin lib* wie fast stets, auch 82, 11 (gen. flektiert 82, 12); aber 82, 4. 7. 10 *euuinaz lib*. — 30, 4 *ein hár . . uuizaz gituon odo suarz*[1]. — 65, 3 *furlazanera uuirdit*. 65, 5 *furlazanor*. — 14, 5 *min liobo sun*. 91, 3 *min sun leobar*.

2) Wechsel im ausdrucke.

a. Substantiva.

adversarius] sonst *uuidar-uuarto* 122, 2. *uuidar-uuerto* 145, 8. *uuidar-uuorto* 27, 2 (2); aber 103, 5 *gegin-sahho*. — *anima*] 133, 11 *tuot sina sela*. 133, 12 *min ferah sezziu*. 133, 14 *ih sezziu mina sela*. Ähnlich 139, 3 (*ferah*). 139, 5 (*sela*). — *capilli*] 135, 1. 138, 11 *suuarb sine fuozi mit ira fahsu*. Dazwischen 138, 1 *suarb mit ira locon*. Ähnlich 30, 4 *ein har thes fahses* (dieser gen. fehlt lat.!) und 145, 7 *loc fon iuuueremo houbite*. — *cohors*] 2 mal *samanunga* 183, 1. 185, 10; 200, 1 *thia hansa*. — *domesticus*] 44, 16 *suason*. 44, 22 *hussuason*. Vielleicht absicht. — *dominus*] heisst 1. *truhtin*. 2. *got*. 3. *hêrro*. Man vgl. (ausser Sievers Gloss.) z. b. *gotes euuua* 7, 2 (3). *truhtines euua* 7, 3. 11; oder *gotes engil* 2, 4. 6, 1. 9, 1. *truhtines engil* 5, 8. 10; oder in der anrede *domine*] *herro* 87, (3). *trohtin* 88, 2. Vgl. die lat. ganz gleichen stellen 141, 4 und 5. — *filius*] meist *sun*, 39 mal *kind*, 7 mal *barn*. Doch vgl. *Abrames barn* 131, 15. *Abrahames kind* 131, 16; *gotes sun* z. b. 17, 6. 133, 1. *gotes barn* 22, 14. 127, 3. — *fretum*] 80, 7 *seo*. 89, 4 *uuazzar*. — *generatio*] 4, 6 u. ö. *cunni*, ebenso 5, 1; aber 5, 6 *thio giburti*; 5, 7 dagegen wider *Cristes cunni uuas sô*. — *laqueus*] 146, 4 *seito*. 193, 3 *stric*. — *legis periti*] 64, 9 umschrieben *thie thia èuua lèrtun*; 110, 1. 141, 11 *èuua gilèrte*. 141, 24 die sonderbare mischung *sum fon theru evvu gilerter* (vgl. darüber s. 523). 141, 25 wider *iu euua gilerten*. — *merces*] 33, 2 *sie intphiengun iro lôn*. 34, 1. 35, 1 *mieta*. — *mirabilia*] 54, 9 *uuuntar*. 117, 4 *zeichan*. — *mundus*] 164, 3. 4 *thisu uueralt*. 165, 1 *thesemo mittilgarte*. Ebenso 178, 1 neben 178, 2. 5. 6. 7. 9 u. ö. Aber 15, 5 *regna mundi*] *erdrichu*.

parabola] stets *ratissa*, kommt zufällig bloss zwischen 73, 1 und 124, 7 vor; nur 122, 1 heisst es umschreibend *glihnessi inti bilidi*

1) Eher erklärlich ist 30, 3 *liohter* .. *finstar*.

(doch vgl. wider 124!); einmal 147, 9 ist die lat. form beibehalten. — *parasceve*] 198, 3 *garotag*. 211, 1. 215, 1 *friietag*. — *in partes*] 11, 4 *fuor in teil Galilee*, ähnlich 89, 4. 90, 1; aber 85, 1 *fuor in thiu enti Tyri*. — *plaga*] 60, 4. 9 *suht*. 64, 2 *suëro*. — *progenies viperarum*] 13, 13 *cunni natrono*. 62, 10 *barn natrono*. Bei 141, 28 heisst es im anschluss an *genimina v.*] *berd natruno*. — *proverbium*] 175, 1 *in uuortbilidu sprah*. 176, 1 *biuurti nohhein ni sprahhi* (noch 138, 8). — *puer*] überwiegend *kneht*, 27 mal; 4 mal und zwar bloss im anfange *kind*. Doch stehn sich gleich und nahe zusammen 7, 5 *thaz kint Heilant* und 12, 2 *ther kneht Heilant*. Besonders zu bemerken ist die gute widergabe 9, 2 *thegankind* vom göttlichen Heilande, das poetischer sprache entstammt (aber vgl. 11, 1!). — *ramus*] 2 mal *zuëlga* 73, 2. 146, 1, dazwischen 116, 4. 5 *zuîg*. — *libellus repudii*] 29, 1 *buoh thanatribes*. 100, 4 *buoh artribannes*. — *salutatio*] beim engl. grusse 3, 3 *uuola-queti*, wo es gut angebracht ist, obwol 4, 2 *heilazunga*, 4, 4 *heilazen* steht. — *sacerdos*] am häufigsten *biscof* (von 2, 1 — 215, 1), seltener durch *heithaft* (es fehlt bis 68, 3, bis wo *biscof* schon 5 mal). Doch vgl. 129, 1 *heithaftono manno*. 128, 8 *sum biscof* (dagegen 129, 8 *zi then biscofin*] *ad episcopos*). Ferner 189, 1 und 4. — *scriba*] *buohhari* 19 mal; *scribari* 12 mal; *scribae* 84, 1. Alle drei in dem stücke, das Sievers 82, 11 a beginnen lässt: 90, 4. 91, 4. 6; 101, 2; 84, 1. Ausserdem vgl. noch die ganz freie, gute widergabe zu anfang 8, 2 *thie gilerton thes folkes*. — *synagoga*] 141, 4 *in samanungon*. 141, 10 in gleicher stelle *in thingon*. — *templum*] kommt bei dem Sievers'schen ersten übersetzer (1 — 17, 6 ausschl.) vor in den formen: *tempal* (wie gewöhnlich) z. b. 2, 3. 7, 9; *templum* 2, 10 (2); umschrieben *gotes hûs* 7, 5 (vgl. 68, 3). — *testimonium*] 189, 1 *urcundi*. 189, 2 *giuuizscefi;* sonst noch *giuuiznessi* 84, 9. 106, 2. Ähnlich vgl. 187, 5 *sage thanne quiti fon ubile* mit 195, 6 *thaz ih sageti giuuizscaf uuare*, oder in einem satze 13, 4 *Thie quam zi urcunde, thaz her giuuizcaf sageti*.

b) Adjectiva und pronomina.

dives] in der regel *ôtag* 12 mal, *êhtig* 3 mal (106, 3. 110, 4. 118, 1); doch vgl. 105, 2 *ôtages*. 106, 3 *êhtig*. 106, 4 *ôtag*. — *nequam*] stets *abuh*, nur 202, 1 von den mitgekreuzigten schächern *zuene ubile*, und 36, 3 *oba thin ouga aruuertit uuirdit*. — *in novissimo die*] 5 mal *in themo iungisten tage*, 2 mal *in themo lezisten tage*, ohne unterschied; denn 82, 7. 9. 11 kommen beide wendungen je zweimal vor. — *omnis*] 9 mal *allero giuuelih*, 10 mal *giuuelih*, 36 mal *iogiuuelih;* alle

drei 40, 5. 41, 3. 7. 42, 1. 43, 1. 44, 21 kurz hintereinander. — *otiosus*] 109, 1 in der parabel von den arbeitern im weinberge 1) adverbial *in gimeitun* 2) *unnuze*. — *pauper*] 6 mal *arm;* 7 mal *thurftig*. Vgl. *egenis*] 138, 2 *thurftigon*. 138, 3 *then armon*. — *quicunque*] 84, 3 *sô uuëlih sô* und *sô uuër sô; sô uuëlih* 44, 7. 82, 1. *sô uuër* 44, 9. 82, 10. — Das indefinite *quis*] stets *uuer* oder *sihuuer;* aber 176, 2 *ioman*. — *singuli*] 108, 3 *suntar giuuelihen sculdigon*. 109, 2 (2) durch *suntringon*. Ähnlich 240, 1 *suntringon giuuelihiu*. — *totus*] sonst *al;* 5, 9 *al-garo*. — *verax*] 2 mal *uuâr* 21, 7. 131, 9; 2 mal *uuâruuurti* 104, 5. 126, 1.

c) Verba und verbale ausdrücke.

adaperire] 86, 1 *intuo*. Gleich darauf *giofnotun sih*. Ähnlich 39, 4 *intuot man*. 39, 5 *uuirdit gioffanot*. — *abire*] 126, 1 *gangante*. 126, 3 *fuorun*. — *appropinquare*] 1) *nahen* intr. 116, 4 refl. 145, 11. 2) *nâhlîhhôn* 116, 1. 6; 145, 20. Sonst kommt jedes je 9 mal vor. — *auferre*] 149, 8 *uuirdit erfirrit*. 151, 9 *nemet*. — *benedicere*] *sëganon* 9 mal, bloss im pass., namentlich in den formeln *gisegenot sis (si)*. *uuihen* 6 mal, *gi-uu*. 3 mal, fast stets im act.; nur 4, 14 *giuuihit si truhtin*. *lobon* bloss 7, 5 *lobota got*. — *cognoscere*] 133, 12 *incnahu* und *incnahent*. 134, 4 *inkennu*. — *crucior*] 107, 2 *quilu*. 107, 3 *bist giquelit*. — *damnare*] 8 mal *furnidaren*. Bloss 120, 6. 7 *fur-tuomen*. Aber vgl. die entsprechenden substantiva. — *dispergere*] 133, 11 *uuirpfit scaf*. 135, 30 *cispreitiu*. — *disserere*] 76, 3 *arsage* (ähnlich 84, 8). 74, 5 *gioffonota allu*. — *ducere* heiraten] kurz hintereinander 100, 5 *leitit* und *gihalot*. Vgl. 127, 1. 2. *neman* (nämlich *quenun*) und 127, 3 *quenun ni holont*. — *inludere*] 192, 1 *scimfitun inan* (sonst noch 112, 1). 196, 7 *bismarota* (sonst noch 67, 13. 200, 2. 4. 205, 3). — *indui*] *giuuaten* 6 mal z. b. 97, 5. *uuaten* 38, 1. *garauuita sih* 107, 1 (vgl. s. 520). *lavare*] 155, 2 *thuuahan fuozi* (einmal). 155, 3 *uuesgistu mir nu fuozzi?* 155, 6 *qui lotus est*] *thie de subri ist*. — 132, 4. 6 (3) reflexiv; 132, 6. 8 (2) bloss *ruuosc*. 19, 4 findet sich in anderer verbindung *fleuuitin iro nezzi*. — *magnificare*] *mihhiloson* 8 mal (nur act.) 17, 8 *uuas gilobot fon allen*. — *manifestare*] 164, 6 schluss *ougozorhton* (ähnl. 178, 4). 165, 1 anfang *gioffanonti bist*. — *memorare*] 4, 8 *zi gimuntigonne*. 4, 15 *zi gihugenne*. — *misereri*] 99, 4 *gilamf thir zi miltenne thines ebanscalkes*. 99, 4 *soso ih thir milti uuas*. — *mittere in ignem*] stets (von 13, 15 — 95, 5 siebenmal) *boum ist .. in fuir gisentit*. Das singuläre 167, 5 *uuerpfent*

in fiur wäre sehr auffällig, wenn nicht vorher im selben satze stünde *uuirdit uzgisentit.* — *mundare*] *reinen* und *gi-sùbiren* je 5mal; 1mal *furben* (57, 7). Vgl. 46, 3 *uuis subiri* (*mundare*), dann *uuard tho giheilit.* 111, 2 *gisubrit uuurdun*, dann *thaz her gireinit uuas.* 111, 3 *eno ja uurdun zéheni gihéilte?* Ähnlich stehen neben einander 141, 20 *reini* (und 167, 2); 155, 6. 7 *subiri* (sonst noch 3mal). — *negare*] 161, 4 *forsehhis mih* (188, 6). 161, 5 *thanne ni furlougnu thin* (44, 1). 188, 3 *lougnita.* — *negotiari*] 151, 2 *coufôt.* 151, 4 *giscazzot uuari.* — *perficere*] fast stets *gifremen* (5) oder *thuruh-fremen* (3). Nur 88, 3 *thuruh-tuon,* aber vgl. z. b. 87, 8 und 92, 1 (*thuruh fremen*). — *pertinere*] 133, 11 *ni gengit zi imo.* 138, 3 *ni gilamf ci imo.* — *rapere*] 133, 12 *slizzit* (nämlich *scáf*). 134, 4 *nimit* (wie 64, 10). 135, 5 verstärkt *noti neman;* vgl. *not-nunftari* = *raptor.* — *sitire*] 82, 7 *uuirdit .. thurstager.* 87, 4 *thurstit.* 87, 4. 5 unpersönlich *thurstit inan.* — *sollicitum esse*] 38, 1 *ni sît suorcfolle.* 38, 3 *ziu sorget ir?* ., *ziu bírut ir sorgfolle?* 38, 8 *bisuorget* (letzteres gut getroffen). — *tenere*] 183, 2 *fahan.* 184, 6 *haben.* 185, 8 wider *fahan.* Ähnlich 81, 4 *fahan,* 84, 4. 5 *haben,* 88, 1 *bi-haben.* — *trahere*] 236, 4 *ni mohtun thaz* (*nezzi*) *ziohan.* 237, 7 *thinsenti thaz nezzi.* 237, 3 *zoh.* — *vocare* = nennen] ist sonst ausser *gi-nemnon* besonders *gi-heizzan,* so auch 141, 6. 8; aber mitten dazwischen 141, 7 steht als *ἅπαξ λεγόμενον ni curet .. gikeuuen.* — *vocare* = rufen] ist *halon, gihalon* z. b. 19, 3. 96, 2. 5. 98, 2; aber *gruozen* 17, 5. 97, 6.

Impersonalia: *licet*] 69, 4 *oba iz arloubit si.* 69, 6 *gilimphit.* — *paret*] 145, 18 *offanota sih.* 145, 19 *erougit sih.* — *sufficit*] 38, 8 *ist ginuogi.* 44, 16 *ginuhtsamôt.* Ebenso 148, 5; dagegen 163, 1. 166, 4 (dies = *satis est*) *ist ginuog.* — *Quid* (*vobis*) *videtur?*] Gewöhnlich (126, 1. 128, 10. 149, 8) *uuaz ist* (*iu*) *gisehan?* Aber 191, 2 ist die wörtliche übersetzung verlassen *in uuaz thunkit iuuuih?*

d) Adverbia und partikeln.

Confestim, statim u. ä. sehr oft *sliumo;* dagegen kommt nach Sievers[2] s. LXXIII in stück 79—82 für *statim* bloss *sâr* vor. Doch vgl. 79, 7 *sliumo*] *protinus.* 81, 4 *sliumo*] *continuo,* und von andern stücken 121, 1 *continuo*] *sâr sliumo!* woraus man sieht, wie bedenklich der schluss ist, den Sievers a. a. st. zieht. — *desuper*] 197, 9 *fon ufana.* 203, 1 *fon obanentigi.* Vgl. noch 21, 7 *desursum*] *fon obana.* — *diligenter*] Prol. 3. 8, 4 (3) *gernlihho.* 96, 5 *ageleizo.* — *in ter-*

ram Israel] 11, 1 *in.* 11, 2 *zi erdu.* — *a longe*] 107, 2 *rumana.* 111, 1 *fërro*[1]. — *modicum*] 7 mal *luzil stunta* (u. a. 129, 3. 174, 1. 2. 3), dagegen 164, 4 *ein luzil* (ähnl. 188, 4). — *ne forte*] 110, 4 einmal *min odo;* 110, 3 u. ö. *min odouuan.* — *in occulto*] 104, 1 *in taugle.* 104, 3 *touglo.* — *quasi*] 4, 9 *nah thri manoda;* 13, 7 umschrieben mit *so.* 14, 1. 6 *samaso.* — *quemadmodum*] 142, 1 *zi themo mezze the ..;* 60, 8 vgl. 145, 8 *zi uuëlihheru uuisun.* 76, 1 *zi thero uuisun oba ..* — *similiter*] 102, 1 *samant* und *selpsama.* 107, 3 *so sama.* 109, 1 *sama.* — *trans Jordanem*] 21, 4. 22, 3 *ubar Jordanen;* dazwischen 21, 12 auf einmal *uuidar J.* „dem Jordan gegenüber". Vgl. 82, 2 *anderhalb thes seuues;* 82, 3 *ubar seo.* — *valde*] 7 mal *thrato,* auch 8, 6; aber 10, 1 *harto.* — *usque*] z. b. 145, 9 *unzan enti.* 145, 19 *unz iro enti.*

Das zahladverb ist 98, 4 mit *stunt* und *uuarb* zugleich gebildet.

e) Sogar ganz gleiche lateinische stellen sind, oft in allernächster nähe, verschieden behandelt[2].

Et factum est usw. (Sievers[2] s. 488 b) = 1)] *uuas tho giuuortan.* 5 mal. 2) am häufigsten *uuard thó:* 16 bezw. 19 mal. 3) *uuard tho gitan.* 2 mal. 4) *inti giburita* 2 mal: 110, 1; ähnlich 147, 2. 5) *inti uuard giuuorht* einmal: 111, 1. Nun aber vgl. man bloss 91, 1 mit 92, 2; oder 110, 1 mit 111, 1 und 111, 2! und jeder gedanke, die verschiedenheit der ausdrucksweise irgendwie auf verschiedene übersetzer zurückzuführen, wird schwinden. — Ähnlich heisst es 212, 1 *tho iz aband uuortan uuard.* 70, 2 *thó tág uuás giuuortan.* 109, 2 *tho iz aband uuard,* und vgl. damit das häufige *abande giuuortanemo*[3].

Für die formel *qui dicitur*] steht 1) *thie dar ist ginemnit Christ* 199, 3; 2) *thie dar ist giquetan Christ* 199, 9; 3) *thie dar ist giheizzan Golgatha* 202, 1. Vereinzelt steht in freierer weise des ausdrucks 13, 3 *qui dictus est*] *fon themo gikundit uuas.* — Die formel *amen dico*] heisst 1) *uuar sagen ih iu (thir)* u. ähnl 14 mal in 17, 4 — 123, 6. Vgl. besonders die umschreibung 34, 1 *uuar ist thaz ih*

1) Ausserdem *fër* 210, 3; *fërrana* 53, 6. 118, 3. 186, 1.

2) Reine orthographische unterschiede (z. b. zwischen 110, 3 und 118, 3 und 141, 9) sind übergangen. Über *Ibi erit fletus et stridor dentium* das 5 mal mit *Thar ist thanne uuuoft inti zeno stridunga* (47, 7. 76, 5. 125, 11. 147, 12. 149. 8), bloss einmal und zwar 77, 4 mit *thar uuirdit uuuoft inti clafunga zenio* gegeben wird, vgl Sievers[2] s. LXX und oben s. 511.

3) Überhaupt steht für *fieri* unterschiedslos *uuesan, uuerdan, gitan uuesan, gitan uuerdan.*

iu sagen; 2) *uuar quidu ih iu*, von 44, 10 — 205, 7: 43mal (nach Sievers[2] Gloss. s. 412a bezw. 404b). Vgl. noch das ähnliche *veritatem dico:* 130, 20 (2). 172, 3. Dabei ist jedoch zu beachten, dass überhaupt für *dico* die übersetzung *quëdan* die mit *sagen* überwiegt[1]. Dabei stehen nahe zusammen *quëdan* 44, 10; 118, 1; 131, 14 fgg. und *sagen* 44, 27, vgl. 15. 47, 6; 119, 2, 3. 6; 121, 3. 123, 6. — 3) missverständlich *verumtamen dico*] 3mal: 65, 3 *uuar sagen ih iu thoh.* 65, 5 *thoh uuar sagen ih iu.* 190, 3 *uuar thoh uuidaru quidih iu.* — Die überleitung „Ich aber sage euch" heisst 3mal: *ih quidu íu* 26, 1. 28, 1. 33, 2; dazwischen 3mal *Thanne ih quidu íu* 29, 2. 30, 2. 31, 2.

Summi sacerdotum] heisst 153, 3 *thie heroston thero heithaftero* (2) aber zwei verse weiter (154, 1) *thie heroston thero bisgofo.* Ebenso 193, 1 neben 196, 1. 6. Vgl. noch 190, 1 *ther furisto bisgof.* 198, 4 *thie furiston bisgoffa.* 225, 2 *thie hohostun bisgofa*] *summi sacerdotum.*

Bei der wunderbaren brotvermehrung heisst es das eine mal 80, 6: *namun sie thie áleiba* (= *reliquias*), *zuelif birila thero broccono* (= *fragmentorum*) *folle.* Das andere mal 89, 3 *uon den aleibon* (= *fragmentis*) *namun sibun sportella uolla* und 89, 5 *corba thero aleibono folla.*

Bei der verheissung des hl. abendmahles (stück 82) heisst *panis*] meist *brôt;* aber 82, 6 (ende), 82, 7 (anfang) u. ö. auch *leib.* Dass diese synonyma vom übersetzer *promiscue* gebraucht werden, zeigt besonders 82, 6 *brôt gotes ist thaz thar nidarstigit fon himile* und 82, 10 *hier ist leib fon himile nidarstiganter.*

Im gleichnis vom säemann heisst es 71, 1 *alia*] *andaru,* aber 71, 4 *sumiu* (nach 71, 1!). 71, 5 *aliud*] im plural *andaru* (3); dagegen 75, 4 *ein .. ander .. ander.* Ebenda steht *in petrosa*] 71, 3 *in steinahti lant,* aber 75, 1 *ubar steinahi.*

135, 29 *uuanta uns bitherbisot thaz ein man ersterbe furi thaz folc.* 185, 11 *uuantaz bitherbi ist thaz ein man sterbe furi thaz folc.*

Am grabe Jesu heisst es *videt linteamenta posita*] 220, 3 *gisah thiu lininun lachan gilegitíu.* 220, 4 *ligentíu.* — 219, 2 *inti ni uueiz, uuara sie inan tatun.* 221, 2. 4. *inti ih ni uueiz, uuara sie inan legitun.*

1) Im allgemeinen ist *sprëhan* = *loqui*, *quëdan* = *dicere*, *sagan* = *dicere, nuntiare.* Doch vgl. z. b. 188, 5 *nih uueiz uuaz thu sages, ni uueiz ih then man then ir quedet* (lat. beidemal *dicere*).

4) Ebenso schwanken auch die syntaktischen erscheinungen. Dafür nur einige wenige beispiele.

Casuslehre: 2, 2, 8 *fram-giengun in .. tagun.* 7, 9 *fr. in .. taga,* obwol lat. allemal *in diebus suis* steht. — 38, 5. 40, 7 *vvuo mihhiles mér* 44, 16 *vvuo mihhilo mér.* Ähnlich 69, 6 *mihhiles bezira* und 87, 9 *mihilu menigiron.* — *a dextris* bezw. *a sinistris*] 205, 1 *in zeso inti in sina uuinistra* (!) u. ö. vgl. 190, 3. 152, 2.

Verbum. 91, 3 *foruhtun thrato,* gleich darauf *ni curet iu* (reflexiv) *uorahten.* — *mirati sunt*] 4, 12 *uuuntorotun.* 6, 5 *uuarun thaz uuuntoronte* (passend; vgl. so nach lat. vorlage 7, 7). — Particip aufgelöst 59, 1. 110, 3. 149, 8; dagegen nicht aufgelöst 59, 2. 110, 4. 151, 11. — Das pronomen person. als subj. gesetzt oder nicht gesetzt; vgl. von den zahllosen beispielen 64, 13 *inti quedent.* 64, 14 *inti sie quedent.*

Modus: 105, 7 *uúanan her ist.* 104, 8 *uuanan ih si uuizzunt.* — Ähnlich 221, 2 und 4.

Infinitiv mit und ohne *zi,* worüber vgl. Denecke a. v. st.

Die wortstellung vollständig zu behandeln, würde eine eigene, ebenso mühsame wie wichtige arbeit erfordern. Gerade hierbei ist eine vergleichung der übersetzung mit dem original unbedingt nötig: was sich in abweichung vom lat. texte als regelmässig herausstellt, dürfte als gut deutsche wortstellung jener zeit zu betrachten sein. Ich erwähne deshalb hier nur ein paar einzelne fälle: 106, 4 *richi himilo,* ebenda einmal *himilo richi,* wie fast stets[1].

196, 3 *santan uuidar.* 196, 7 *uuidarsantanen.*

Das lat. *valde* bezw. *nimis* steht stets hinter seinem adjektiv. Der deutsche übersetzer hat das beibehalten 15, 5. 106, 3, dagegen geändert 53, 2. 91, 1. 216, 3.

5) Auch die lateinischen wörter, die überall zerstreut[2] nicht übersetzt stehen geblieben sind, zeigen das gleiche verhältnis.

Es sind a) solche worte, die stehen bleiben mussten, weil sie im texte selbst übersetzt werden: 60, 15 *thalitha cumi,* ferner 86, 1. 207, 2. Diese müssen aus dem Sievers'schen verzeichnisse s. 516 gestrichen oder besonders aufgeführt werden.

b) Besonders kirchliche worte, bei denen die entsprechenden

1) Ausser in dem interlinearen abschnitt 77 fg., vgl. Sievers² s. LXXII.

2) Nur das von Sievers 45—67 (ausschl.) konstruierte stück zeigt zufällig keinen solchen fall; besonders häufig erscheinen sie zwischen 82, 12—97, 2.

lehnwörter das fehlen der übersetzung allenfalls entschuldigen können[1]: so *apostoli*[2] 121, 4. — *rabbi* und *rabboni* 16, 2. 221, 5. — *scribae* (?) 84, 1. — *evangelium* 18, 5. 106, 6. 138, 6. 242, 2[3]. — *templum* 2, 10 (2). 68, 4. 88, 5. 141, 14. — *vespera* 121, 2. — *elimosina* stets 33, 2. 3 (2). 35, 4. 83, 2. — *paradisus* 205, 7. — *ex prophetis* 90, 1. — Vielleicht auch *deus* 127, 4.

c) Schwer übersetzbare worte. Dazu gehören die münzsorten: *dragma* 96,5 (3). *mna* 151 (9). *quadrans* 118, 1. — Ferner das fest *encenia* 134, 1. — Der titel *tetrarcha* 79, 1. — *scorpio* 40, 6. 67, 5. — *siliquae* 97, 2. — *fundamentum* 67, 13.

d) Flüchtigkeit beweisen endlich namentlich die wendungen, wo konjunktionen oder präpositionen stehen blieben, namentlich bei eigennamen. So *et*: 22, 6 in der aufzählung *Philippus et Bartholomaeus.* 85, 1 *Tyris et Sidonis.* 89, 6 *dero* (!) *Phariseorum et Saduceorum*[4]. — 82, 12 *ad duodecim.* — 84, 1 *ab Hierosolumis.* Diese lat reste erinnern an die Notker'sche art und sind ein mittelding zwischen interlinearer und freierer übersetzung.

Die ganze bisherige darlegung, deren beispiele noch erheblich sich vermehren liessen, hat sicherlich gezeigt, wie vorsichtig man in der aufzeigung stilistischer unterschiede zum erweise mehr als eines übersetzers sein muss.

IV. Auf der andern seite aber besitzt der Tatian mannigfache merkmale, welche die hand eines einzigen übersetzers zu verraten scheinen. Es sind das alle jene stellen, wo die fassung der deutschen worte augenscheinlich einer bestimmten absicht entsprungen ist.

1) Bisweilen können wir noch den grund aufzeigen, welcher zu der wahl dieses oder jenes ausdruckes geführt hat. Z. b. *cena* wird 4mal durch *gouma* gegeben (79, 4. 125, 2. 11. 141, 4), 3mal durch *aband-muos* (110, 4. 137, 5. 239, 2); *prandium* ist 2 mal = *tagamuos* (110, 4 und 125, 6), einmal = *gouma* (83, 1), wo das *cena*] *gouma* 79, 4 kurz vorher eingewirkt hat. — Dagegen ist 110, 4 der gegensatz *taga-muos* und *aband-muos* hervorgehoben.

1) Zu streichen ist *parabola* 147, 9; da im lat. texte an dieser stelle *parabolam* steht, so ist es wol ebenso als fremdwort aufzufassen wie *manna, corôna, talenta* u. ä.; anders ist z. b. *mna* behandelt in 151.

2) Dafür das fremdwort *postol* 66, 1. 156, 4; eine übersetzung *boton* 22, 5.

3) Nahe daneben *gotspël* 22, 1. 145, 10, das dazu gehörige zeitwort 13, 25. 18, 2. 22, 4.

4) Ähnliche halbverdeutschung auch 116, 5 *fon then Fariseorum.*

concilium heisst *thinc* 26, 3. 44, 12. 189, 1 (*thinc uuirkenti*); aber 135, 28 heisst es *samanotun* .. *samanunga*, weil das verbum zu dieser wendung führte.

Wenn *praeceptor* (sonst 19, 6. 60, 6 (2) = *meistar*) 111, 1 durch *biboteri* gegeben wird, so ist das eine an das oft vorkommende *praeceptum*] = *bibot* anklingende neubildung.

atrium principis ist 186, 1. 2 *hof*. Nachher 188, 1 *in themo frit-hove*. Dieser letztere ausdruck dient 192, 3 (2) für *praetorium*, wofür jedoch 195, 1 (197, 7. 200, 1) das bezeichnendere *thinc-hus* eintritt.

sudarium ist 2mal (135, 26. 151, 7) = *sueiz-tuoh*, aber 220, 4 *sueiz-lahhan*, wol deshalb, weil 220, 3 und 4 auch noch *lininun lahhan* stand.

terrae motus heisst 145, 5 und 217, 1 *erthbibunga*. Das *gisehanemo erd-giruornessi* 210, 1 ist durch das 209, 2 vorhergehende *erda giruorit uuas* bestimmt.

custodes heisst 215, 4 *bihalteri* (vgl. *custodire* = *bihaltan*); 222, 1 *sume fon then uuarton* (vgl. das compos. *turi-uuart* = *ostiarius, ianitor*). Wenn dafür 217, 4 *thie hirta* steht, so ist hierbei (es erscheint ja auch den wachenden ein engel) an die ähnliche scene bei der geburt des herrn gedacht.

osanna heisst 116, 4 *heil, lob sî*. Aber 116, 5 bloss *heil*; natürlich, denn es folgt schon *gisegenot sî*.

Von Petrus heisst es 186, 5, er habe bei denen gestanden, die sich gewärmt *ad prunas*] *zi theru gluoti*. 237, 1 aber sehen die apostel, als sie ans land steigen, *prunas positas*] *zantron ligente*.

thiob übersetzt bekanntlich sowol *fur* als auch *latro*. Im Tat. ist *latro* 6mal durch *thiob* gegeben, z. b. auch 185, 7. 205, 1. 4. Aber 199, 8 wird Barrabas in dem bekannten auftritt gut als *landeri* gebrandmarkt. Natürlich heisst es 133, 6 (ähnl. 9) *fur est et latro*] *ist thíob inti scâheri*.

212, 7 und 216, 2 heisst *cum aromatibus* mit verständlicherem compos. *mit biminzsalbun*; aber 214, 2 *aromata et unguenta* ist geschickt gewechselt: *piminzun inti thia salbun*. — *exsultare* fast stets *gi-fĕhan*, aber 22, 17 *giuehet* .. *inti blidet*.

Ähnlich geschickt lesen wir 167, 1. 3. 5 *palmes*] *uuinloub*; aber 167, 4 *ego sum vitis, vos palmites*] *uuinbletir*.

Wenn *regnum caelorum* 22, 8 *gotes rihhi* heisst, so dürfte das *regnum dei* von 22, 4 wol noch nachgeklungen haben.

Der *leprosus* (sonst *riob*, einmal *riobsuhtig*) heisst 137, 2 *horngibruoder*, aber man beachte den zusammenhang: der heiland war *in Bethania in huse Simones thes horngibruoder!* Dadurch wird dieser Simon als bekannt mit einem zunamen bezeichnet, ähnlich wie *Maria thiu Magdalenisgiu*, und unterschieden von Simon Petrus; man versuche nur *riob* einzusetzen, und man wird das unpassende dieses wortes an dieser stelle einsehen. — Das wort *horn-gibruoder*, das bei Otfrid häufig, im mhd. nur einmal bei Reinmar von Zweter vorkommt, bedeutet nach Schade, Altd. wb.² I, 417 die aussätzigen, sofern sie gewissermassen „einem orden angehörten, d. i. in einer geregelten gemeinschaft lebten.“

Wenn *doctrina* stets (6 bez. 7mal) mit *lera* übersetzt ist, aber 84, 5 *lerunga* heisst, so veranlasste dazu vielleicht 84, 1, wo *lera* = *traditio* vorkommt.

paralyticus ist 3mal = *lam* 47, 2. 54, 2. 7. Aber 22, 2 wegen der verbindung *manódsioche inti bettisiohhe.*

2) Hin und wider lässt sich ein guter, sinngemässer wechsel in den verschiedenen passenden ausdrücken wahrnehmen. Als beispiele ausser einigen schon unter 1) genannten dienen folgende stellen[1]:

Das lateinische *vinctus* hat im stück 199 vier verschiedene bedeutungen: 192, 1 participial *leitun inan gibuntanan* — 199, 1 *einan fon then notbendigon* — 199, 2 *habeta tho einan nothaft.* — 199, 8 wider verbal: *ther uuas .. gibuntan in karkere.*

Im gleichnis vom ungerechten haushalter heisst *vilicus* 108, 1. 2 *sculdheizo*; aber gut wird er 108, 3 *ambaht thes unrehtes* genannt.

nummularii: bei der austreibung aus dem tempel heisst es 117, 3 *tisgi thero fenning-uuantalero*; dagegen 149, 7 *committere pecuniam meam nummulariis*] *munizzerin,* wo das erste wort unpassend wäre.

evangelizo heisst 6, 2 mit objekt einfach *ih sagen iu mihhilon gifehon*, ebenso 2, 9 *thisu thir sagen.* Sonst 13, 25 das vollere *gotspellon.* — Aber 64, 3 war das unmöglich (passiv!), daher *thurftige sint gipredigot.*

cognatus übersetzt Tatian mit *mâg* (12, 3. 110, 4. 188, 4), ebenso wie *cognata* mit *mâgin* (3, 8); so suchen z. b. Joseph und Maria den

1) Unberücksichtigt blieben die lat. synonyma, die naturgemäss verschiedene deutsche ausdrücke erforderten, z. b. *gratis* 44, 5 (2) *gratis accepistis*] *uzan mieta;* 170, 6 *in hazze mih habetun ungifergot.* — *angulus*] 34, 1 *in giuuiggin strazono;* 124, 5 *houbit uuinkiles.* — *iugum*] 67, 9 *ioh;* 125, 4 joch ochsen *juhhidi.*

zurückgebliebenen Jesusknaben *unter sinen magun inti sinen kundon (notos)*. Doch 4, 10 hören die geburt des Johannes *ira nahiston inti ira cundon (cognati)*. Wahrscheinlich hat der übersetzer *cognatus* hier in weiterem sinne gefasst (vgl. das kurz vorher stehende 3, 8!).

potest heisst sonst *mac*; aber 13, 14 richtig *mahtig ist*. Vgl. im Magnifikat 4, 6.

Gut unterschieden ist 8, 1 *ab oriente*] *ôstana* von 8, 1. 5 *in oriente*] *ôstarlante*.

gratia wird im allgemeinen durch den sing. übersetzt, aber im englischen grusse wird Maria angeredet als *gebono follu*.

hydria ist 45, 4 *uuazzarfaz;* in der fortsetzung 45, 5 genügte das blosse *faz*.

legio ist 53, 7 *menigi*, weil die erklärung folgt *uuanta manage diuuala giengun in inan*, aber 185, 5 *mer thanne zuelif thusunta engilo heriscefi*.

revelare heisst 5mal *int-rîhan;* aber 44, 17 *inthecken* wegen des gegensatzes: *niouuiht nist bithactes, noba iz inthekit uuerde*[1].

iter] 12, 3 *quamun eines tages uueg*. Aber 87, 1 war der heiland *giuueigit fon dero uuegeferti* (es geht im anfang *faran* vorher).

thesaurus = *trëso*, aber 8, 7 heisst es von den heiligen 3 königen mit recht *gioffonoten iro tresofazzon;* ähnl. 193, 4.

repetere] 31, 7 *ni eisco* (nämlich dein eigentum); 105, 3 *thina sela suochent fon thir*.

3) Manchmal gibt sich der zweite (spätere) ausdruck als verbesserung des erst gebrauchten zu erkennen.

Offenbar ist das z. b. 91, 6, wo *conquirere* = streiten das erste mal übersetzt ist mit *suochente mit in*, am ende weniger wort-, aber mehr sinngetreu mit *uuaz untar iu hahtot ir?*

193, 1 bringt Judas die *drizug pfenningo* den priestern zurück; aber 193, 3. 4. 6 heisst es, im engeren anschluss an das lat. *argentei*, mit dem auch uns noch bekannten worte *intfanganen silbarlingon*. Sonst ist 154, 2 (2) noch das allgemeinere wort *scaz*, = *pecunia*, dafür angewandt.

salutare dei heisst 4, 5. 7, 6 *heilant;* 13, 3 ist es wörtlicher gegeben mit *gotes heili*.

13, 1 ist das *tetrarcha* steif übersetzt mit *hêrtuom habentemo*, gleich darauf 13, 2 einfacher mit *hêristen*.

transmigratio ist 5, 3 (2) bloss *fart*, aber 5, 6 *ûzfart*.

1) 90, 2 *gioffanota*.

Als verbesserung fasse ich es auch, wenn für *centurio*, das 4 mal (47, 1. 4. 8. 9) mit *centenari* übersetzt ist, gegen ende des werkes ein deutscher ausdruck gesucht wird; daher 210, 1 *hunteri*, und am besten 212, 5 *uualtambaht*, wobei natürlich kurz vorher die wendung 212, 1 *nobilis decurio*] *edili ambaht* eingewirkt hat.

V. Schliesslich verdient noch ein gesichtspunkt besondere hervorhebung, der nicht selten auf die wahl der wörter im Tatian grossen einfluss gehabt hat, wenigstens mehr als man von vornherein annehmen sollte[1]: die alliteration. Nicht als ob die übersetzung es in jedem falle absichtlich darauf abgesehen gehabt hätte: wol aber wirkte unwillkürlich eine weise auf sie ein, welche in jenen zeiten noch der gesamten nationalen dichtung ihr siegel aufprägt.

In sehr vielen fällen spielt hierbei natürlich der zufall seine rolle, und man muss sich hüten, solche fälle als belege zu verwenden, obwol man mit leichter mühe ganze alliterierende langverse herstellen könnte. Auch die stellen, die im folgenden angeführt sind, sollen nicht alle in gleicher weise unbedingt und zweifellos die tatsache belegen, aber in ihrer gesamtheit werden sie wol unsere annahme als unbestreitbar richtig zu erweisen imstande sein; um so mehr, als sie sich in einer übersetzung finden, die im allgemeinen sklavisch genau ist.

1) Bei der treue, womit in der regel die lateinischen worte widergegeben sind, ist es natürlich, dass auch im deutschen, wo es nur angieng, die sogenannte *figura etymologica* ausgedrückt ist. Vgl. z. b. 2, 10 *quod visionem vidisset*] *thaz her gisiht gisah.* — 6, 1 *timuerunt timore magno*] *giforhtun sie im thô in mihhilero forhtu.* — 36, 1 *nolite thesaurizare vobis thesauros*] *ni curit íu trisiuuen treso.* — 8, 6 *gavisi sunt gaudio magno*] *gifahun mihhilemo gifehen.* Vgl. 21, 6.

Bloss ein schritt weiter ist es, wenn dasselbe auch ohne lateinisches vorbild angewendet wird, so z. b. 4, 4 *exsultavit in gaudio*] *gifah in gifehen,* oder öfter *managiu megin* (42, 2. 65, 1); *manege menigi* (46, 1. 70, 2 u. ö.).

2) In gleicher weise günstig auch für sonstige verwendung der alliteration war das ungezwungene vorkommen mancher alten stabreimenden verbindung. Es sind folgende:

80, 5 *super viride foenum*] *úfan* **gr***uonemo* **gr***ase*[2]. — 155, 5 **h***enti inti* **h***oubit*[3]. — 5, 12 *fon* **h***use inti fon* **h***iuuiske Davides*[4]. —

1) Walther a. a. o. nennt nur 145, 19 (s. u.) als beispiel.

2) Vgl. Hel. 2850 *grôni gras.*

3) Vgl. Hel. 4517 *fôto endi hando endi mînes hôbdes sô samo.*

4) Vgl. Hel. ed. Sievers s. 421 unter haus; Hel. 3310 *hobos endi hîuuiski.*

79, 14 **m***ihhila* **m***enigi*[1]. — 60, 12. 65, 3. 5 *in die iudicii*| *in* **t***uomes* **t***age*[2]. — 255, 2 *ther dar uuas gomman úuizogo mahtig in* **uu***erke inti in* **uu***orte*[3].

Ferner rechne ich dahin folgende beispiele, die ich allerdings nicht aus der alten poesie belegen kann:

219, 1 *mit* **f***orohtu inti mit michilemo gi***ú***chen.* — 58, 2 *gi***h***orent .. inti gi***h***altent.* — 38, 7 *gotes* **r***ihhi inti sin* **r***eht*[4]. — 152, 1 *thanne* **s***izzit her obar* **s***edal.* — 64, 12 *uúir* **s***ungen íu inti ir ni* **s***alzotut.* — 41, 3 *fon* **th***ornun .., fon* **th***istilon.* — 81, 1 *uuas in* **uu***idaruuart* **uu***int.*

3) Aber auch über diese volkstümlichen verbindungen hinaus zeigt sich die vorliebe des übersetzers für alliteration.

a) Als sichere merkmale für absichtliche verwendung der alliteration dürfen uns zunächst jene wenigen stellen gelten, wo ein wort hinzugefügt ist, das in der lateinischen vorlage fehlt. 6, 7 *reversi sunt*| *uuurbun thie* **h***irta* **h***eimuuartes* (4, 8 z. b. heisst es bloss *uuarb zi ira hus,* (vgl. 8, 8). — 8, 1 *in Bethleem Judeae*| *in* **B***ethleem Judeno* **b***urgi* (ebenso 8, 3)[5]. — 19, 6 *duc in altum*| **sk***alt thaz* **sk***ef in tiufi*[6].

b) Viel zahlreicher sind aber dann jene verbindungen, wo ein alliterierendes wort gewählt ist statt eines anderen sonst im Tatian beliebten. So 5, 12 *mit* **M***ariun imo gi***m***ahaltero gi***m***ahhun.* Weshalb nicht *quena*, das sonst *uxor* übersetzt?[7] — 127, 3 *noh sie ni* **h***iuuent noh quenun ni* **h***olont* (während kurz vorher 127, 1 und 2 für *uxorem ducere*] *neman* steht). — Vielleicht auch 125, 5 *ih leitta* **qu***enun inti bithiu ni mag* **qu***eman.*

7, 1 *uuard imo gi***n***emnit* **n***amo Heilant*[8]. — 5, 10 *inti gi***h***iez sinan namon* **H***eilant.* — Ähnlich 25, 6 (2) *minnisto ist gi***h***eizzan in* **h***imilo rihhe.*

Wechsel von *ferah* und *sela:* 7, 8 *inti thîn selbes* **f***erah thuruh***f***erit suert.* — 11, 1 *thie thar* **s***uohtun thes knehtes* **s***ela.* — 38, 1 *ja*

1) Hel. 1974. 3715. 5482.

2) Hel. 4353.

3) Vgl. Hel. ed. Sievers s. 466.

4) Vgl. die ähnliche verbindung Hel. 3904.

5) Vgl. Hel. 625. 359.

6) Vgl. Hel. 2383 *(geng) an ên skip innan endi it scalden hêt lande rûmur.*

7) *gimahha* findet sich sonst nur noch zweimal: 5, 10 = *coniugem;* 5, 8 *zi nemanne Mariun thina gimahhun.*

8) Vgl. Hel. 1255 *nemnida sie tho bi naman.*

ist thaz ferah furira. — 161, 3. 4 *mina sela sezzu furi thih.* 168, 2 *sin ferah seze furi sina friunta.*

Wechsel von *faran* und *gangan:* 8, 4 *faret inti fraget.* — 17, 1 *gân in Galileam* (ähnlich 21, 10; anders 21, 11). — 67, 14 *uuelih cuning farenti zi gifremenne gifeht.* — 67, 14 fg. *ferro farentemo*[1]. — 149, 2 *abiens fodit*| *gieng inti gruob*, wofür man erwarten sollte *farenti.*

19, 8 *forhta bifieng inan*| *circumdederat* (sonst *umbi-geban*).

33, 2 *só thie lihhazara tuont in dingun inti in thorphun*| *in sinagogis et in vicis* (s. sonst — *samanunga*, z. b. 17, 1. 34, 1). — Umgekehrt 187, 2 *ih simblun lerta in samanungu.*

Bei der seligpreisung lesen wir 22, 13 *salige sint thie thar sint subere in herzon, uuanta sie gisehent got.* Sonst *mundus* auch = *reini*[2]. — 13, 24 *gisubirit sin tenni inti gisamanot sinan ueizzi.* — 57, 7 *findit zuomigaz* (nämlich sein haus) *mit besemen gifurbit;* letzteres wort nur hier, sonst dafür 7 mal (*gi-*)*sûbirôn.*

14, 2 *Johannes uuârlicho uuerita imo* (sonst ist *thô* geläufiger = *autem*). — Vgl. auch 13, 14 *Tuot uuârlicho uuirdigan uuahsmon* (sonst *fruht* = *fructus*).

17, 8 *inti her lérta .. inti uuas gilobot fon allen* (*magnificare* sonst = *mihhiloson*) vgl. 111, 2 *mit mihhilera stemnu michilosonti got.*

37, 2 *mammonae*| *uueroltuuolun* (sonst 108, 4. 5 bloss *uuolo*).

153, 4 *fiengin mit feihane*] *tenerent*, wofür sonst auch *haltan, bi-haltan.*

107, 1 *garauuita sih mit gotauuebbe ... inti goumota*[3].

80, 1 *finden phruonta* (sonst *muos* = *esca*).

82, 7. 10 *ih bim leib libes;* sonst vorher und 82 *brôt;* ähnlich 82, 10 *ih bim ther lebento leib.*

Wechsel von *heithaft* und *biscof:* 153, 3 *thie heroston thero heithaftono* (dagegen 154, 1 *thero bisgofo*). — Vgl. 225, 2 *thie hohostun bisgofa inti unsere heroston.* — Aber 183, 1 *fon then heroston thero bisgofo inti fon then buocherin* (dafür sonst auch *scrîbari*).

Wechsel von *uueralt* und *mittilgart:* 155, 1 *mit diu her minnota sine, thie dar uuarun in mittilgarte, in ente minnota sie.* Ähnlich 179, 3. — 174, 5 *giboran ist man in mittilgart;* kurz vorher im selben verse noch *uueralt!* — 176, 5 *ih ubaruuan thesa uueralt.*

1) Vgl. Hel. 633 *ferran gifarana, endi he frâgoda aftar thiu.*

2) Anders an der gleichen stelle Hel. 1315 *thie hebbiad iro herta gihrênod.*

3) *gar.* bloss hier, sonst *giuuatita sih*, wodurch viele zufällige all. entstehen: vgl 196, 7. 53, 3. 64, 5.

220, 3 *gisah thiu* **l***ininun* **l***achan gi***l***egitiu*] *linteamenta.* Für *ponere* sonst auch *sezzen.*

111, 3 **g***abi* **g***uollichi* **g***ote*] *gloriam; guollichi* nur hier, sonst für *gloria*] *tiurida.*

gaudere heisst oft *gifëhan;* nur einmal findet sich *menden* 2, 6 (trotz ebenda *gifëho* = *gaudium*): *Inti her ist thir gifeho inti blidida inti* **m***anage in sinero giburti* **m***endent*[1].

c) Ausserdem lassen sich noch eine anzahl stellen anführen, wo ungezwungen alliteration zu fühlen ist, ohne dass die vorgenannten bedingungen zutreffen.

So wird die bergpredigt eingeleitet mit den worten 70, 2 *sáz nah themo* **s***eune .. st***uont** *in themo* **st***edu*[2]. — Der sohn gottes wird beim jüngsten gerichte widererscheinen (145, 19) *cum virtute multa et maiestate*] *mit* **m***anagemo* **m***egine inti* **m***ihilnesse*[3]. Vgl. 152, 1 *mit diu cumit ther* **m***annes sun in sineru* **m***ihhilnessi, .. thanne sizzit her obar* **s***edal.* — Bei den 8 seligkeiten heisst es 22, 14 **s***alige sint thie thar sint* **s***ibbisame.*

64, 2 *fon* **s***uhtin inti fon* **s***ueren*] *a languoribus et plagis* (sonst *plaga* = *suht*). — 75, 2 *gitaneru* **a***rbeiti inti* **á***htnessi.*

79, 13 **f***olgetun imo* **f***uozfendon* (?). — 57, 3 *in thes* **uu***ales* **uu***ambu.* — 12, 6 *serente* **s***uohtumes thih.* — 34, 2 *in giuiggin* **st***razono* **st***antante beton.*

74, 4 *gi***r***unu himiles* **r***ihhes.* — 87, 1 *der heilant uuas gi***uu***eigit fon dero* **uu***egeuerti*[4].

1) Vgl. Hel. 4109 **m***endiodun an iro* **m***ôde.* **m***aneg uuundrode ..*

2) Vgl. die gleiche stelle im Hel. 2378 *He stôd imu thô bi ênes uuatares stade.* Vgl. 1174 *sittean bi them sêuua.*

3) Diese stelle hebt Walther a. a. o. hervor.

4) Hin und wider finden sich im Tatian auch wendungen, die dem höheren poetischen stil angehören. Vgl ausser dem schon oben erwähnten *uuëraltuuolo* 37, 2 besonders *gomman-barn* 7, 2 (gegen 100, 3!), *thëgan-kind* 9, 2; *centurio* = *uualtambaht* 212, 5; *verax* = *uuarrurti: gehenna* je zweimal = *hella-uuìzi* (vgl. Hel. *helli-wîti*) und *hella-fiur: accusatio* = *ruogstab:* die umschreibungen *non occides* = *ni uuis man-slago* 26, 1 (sonst *occidere* = *slahan, arslahan*); vgl. Hel. *manslahta* „mord“; besonders auch *a Caesare Augusto* = *fon demo aluualten keisure* 5, 11; vgl. im Hel.: *alouualdo fader, god, Christ.*

Für rein zufällig halte ich die paar uns begegnenden spuren des endreims im Tatian. Stellen, wie 109, 3 *manege sint giladote, fohe sint gicorane* (ebenso 125, 11 ohne das zweite *sint*) und 154, 2 *Thie thaz gihorenti uuarun es gifehenti* (wo ev. statt des ersten particips hätte auflösung eintreten können), wären allerdings der form nach vollkommen Otfridische langzeilen. Vgl. noch 149, 6. 151, 7. 8; 221, 3 *uuib, uuaz ceuofis, uuenan súochis?*

So haben wir denn nicht bloss gefunden, dass die von Sievers-Steinmeyer für mehr als einen verfasser unserer übersetzung vorgebrachten gründe wenig stichhaltig sind; sondern es haben sich uns auch mehrere momente ergeben, wonach wir die einheitlichkeit der ganzen übersetzung mit gutem rechte festhalten dürfen.

GAESDONCK BEI GOCH, RHEINPROVINZ. E. ARENS.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

Otfrid und Lucrez.

Als ich jüngst im Lucrez blätterte, tauchte bei einer stelle blitzartig die erinnerung auf an die zeiten, wo ich in Müllenhoffs privatissimum den anfang des Otfrid las, und an den vielumstrittenen vers (Otfr. I, 1, 8):

iz dunkal eigun funtan, zisamane gibuntan.

Lucrez sagt nämlich in der einleitung zu seinem werk, I, 134 fg.:

Nec me animi fallit, Graiorum obscura reperta
difficile inlustrare Latinis versibus esse,
multa novis verbis praesertim cum sit agendum
propter egestatem linguae et rerum novitatem.

Er spricht also einen ähnlichen gedanken aus, wie der, den Otfrid in einem grossen teil des ersten kapitels, *cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit,* und in der *Praefatio ad Liutbertum* ausführt, und bedient sich fast genau derselben worte. Sollte Otfrid den Lucrez gekannt und dessen worte bei abfassung von v. 8 in gedanken gehabt haben?

Zwar die eigenart und die ganze weltanschauung der beiden dichter ist so diametral verschieden, dass eine beeinflussung Otfrids durch Lucrez fast undenkbar scheint[1]. Aber doch konnte der deutsche dichter von dem römischen anregungen entnehmen, wo sie sich auf neutralem boden trafen, wo es sich um etwas äusserliches handelt. Eine äusserliche gleichartigkeit, in der sich beide berühren, ist aber der umstand, dass beide als bahnbrecher auf einem noch unbebauten felde erscheinen, dass beide sich dessen bewusst sind und sich darüber aussprechen. Lucrez widerholt diesen gedanken in den versen I, 926 fgg., welche (was für Otfrid vielleicht von gewicht ist), in den handschriften zu eingang des 4. buches widerholt werden:

avia Pieridum peragro loca nullius ante
trita solo. iuvat integros accedere fontes
atque haurire, iuvatque novos decerpere flores
insignemque meo capiti petere inde coronam,
unde prius nulli velarint tempora musae.

Otfrid hebt widerholt hervor, dass sein stoff *in frenkisgon* noch nicht behandelt sei (ad Liutb. 19 fg. I, 1, 33 fg. 57 fg. 125 fg.), klagt über die schwierigkeiten, welche ihm die noch ungebildete sprache bereite (ad Liutb. 56: *Huius enim*

1) Auch Schönbach, auf dessen Otfridstudien in der Ztschr. f. d. a. bd. 39 mich mein kollege Vogt freundlichst aufmerksam macht, erwähnt Lucrez nicht.

linguae barbaries ut est inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis — I, 1, 35 *nist si so gisungan, mit regulu bithuungan*), und legt besonderen wert auf die darstellung in poetischer form (I, 1, 21 fg. 41 fgg.), wozu die berühmte stelle des Lucrez zu vergleichen ist (I, 936 fgg.):

deinde quod obscura de re tam lucida pango
carmina, musaeo contingens cuncta lepore,
id quoque enim non ab nulla ratione videtur:
sed veluti pueris absinthia taetra medentes
cum dare conantur, prius oras pocula circum
contingunt mellis dulci flavoque liquore

. . . . . .

sic ego nunc, quoniam haec ratio plerumque videtur
tristior esse quibus non est tractata, retroque
volgus abhorret ab hac, volui tibi suaviloquenti
carmine Pierio rationem exponere nostram
et quasi musaeo dulci contingere melle.

Scheint es hiernach nicht ausgeschlossen, dass Otfrid den Lucrez in der tat gekannt hat und manche gedanken, vielleicht bis auf den ausdruck, von ihm entlehnt hat, so kann vielleicht auch noch das folgende in betracht fallen. Lucrez beginnt sein gedicht mit einem hymnus auf Venus, da die liebe das eigentliche lebensprincip der welt sei, dann aber hebt er in der widmung an Memmius hervor, dass er sein werk hauptsächlich unternommen habe als liebesdienst für diesen (I, 140 fg.):

sed tua me virtus tamen et sperata voluptas
suavis amicitiae quemvis sufferre laborem
suadet et inducit noctes vigilare serenas.

So hebt auch Otfrid hervor V, 25, 8, er sei nun mit seiner arbeit zu ende

thes mih friunta batun, in gotes minna iz datun.

und v. 21:

giscriban, so sie batun, thaz iro minna datun,
bruadarscaf ouh diuru;

und er schliesst das ganze werk in dem epilog an Hartmut mit einer verherrlichung der *minna* oder *karitas*, Hartm. 127 fgg.:

in in wir lesen thare thaz wizun wir zi ware,
thera minna gimuati joh managfalto guati;
minna thiu diura theist karitas in wara,
bruaderscaf, ih sagen thir ein, thi gileitit unsih heim.
Oba wir unsih minnon, so birun wir werd mannon,
joh minnot unsih thrato selb druhtin unser guato.

usw.

Andere übereinstimmungen zwischen Lucrez und Otfrid habe ich nicht gefunden, und in den eigentlichen hauptpartieen beider werke sind sie auch wegen der incommensurabilität des gegenstandes nicht zu erwarten.[1]

Dass für Otfrid die äussere möglichkeit, den Lucrez kennen zu lernen, vorhanden war, geht aus den verhältnissen der handschriftlichen überlieferung dieses autors hervor. Denn wie Lachmann nachgewiesen hat, geht unsere gesamte überlieferung des Lucrez auf eine alte, jetzt verlorene handschrift des 4. oder 5. jahrhun-

derts zurück, welche sich im neunten jahrhundert „in quadam regni Francici parte“ befand. Aus ihr ist eben im neunten jahrhundert der jetzt in Leiden befindliche Codex oblongus von einem Franken abgeschrieben, und kurz darauf von einem Sachsen revidiert worden; im zehnten jahrhundert ist aus demselben archetypus der gleichfalls in Leiden befindliche Codex quadratus abgeschrieben worden „a librario, nisi species fallit, Germano“. (Lachm. Commentar. in Lucr. s. 3. 4. 7).

BRESLAU. K. ZACHER.

Ein brief von Martin Opitz an den burggrafen und grafen Abraham zu Dohna.

(Publikation aus dem reichsburggräflich Dohnaschen archive zu Schlobitten, Ostpr.)

Von der umfangreichen korrespondenz, welche Martin Opitz nachweislich geführt hat, sind nur sehr wenige briefe seiner hand erhalten[1]. Dieses sowie das allgemeine interesse für die person des dichters haben den unterzeichneten veranlasst, den folgenden brief der öffentlichkeit zu übergeben, obgleich sein inhalt wenig oder gar keinen litterarischen wert besitzt.

Für das verständnis des briefes sind noch einige worte notwendig:

Opitz hielt sich von 1625—1632 als sekretär bei dem kaiserlichen kammerpräsidenten burggrafen Carl Hannibal I. zu Dohna († 1633) in Breslau auf. Dieser war ein vetter Abrahams zu Dohna, aus der preussischen linie (Schlobitten), eines der getreuen Johann Sigismunds und Georg Wilhelms, in der geschichte Preussens darum unvergessen, weil er gegen katholische u. a. intriguen die belehnung Brandenburgs mit Preussen auf dem reichstage zu Warschau (1611) durchsetzte[2].

Abraham, ein eifriger genealoge, arbeitete an einer geschichte seines hauses und korrespondierte deshalb mit zahlreichen gelehrten und mitgliedern seiner familie. Auch an Carl Hannibal hatte er sich gewandt, welcher ihm am 6. november 1630 antwortete:

„Ich unterhalte den famosum poetam Martinum Obitium, der hat vitam Proemitianam geschrieben, achte davor, er solte zu E. L. Intent. nitt undienlich seyn wie ich ihme denn befohlen E. L. sich durch Schreiben bekandt zu machen.“ (Schlobitter archiv.) Opitz war als eifriger sammler von gemmen, münzen, alten handschriften usw. auch in genealogischen sachen nicht unbewandert.

Abraham nahm das anerbieten seines vetters mit dank an und teilte ihm dieses brieflich mit. Opitz seinerseits führte in nachstehendem briefe den befehl seines herrn aus.

Unter Achatius zu Dohna ist entweder der neffe Abrahams gemeint († 1652), welcher 1619/20 rector magnificus zu Altorf war und den dichter wahrscheinlich auf reisen, vielleicht 1621 zu Leyden kennen gelernt hatte, oder der ältere Achatius († 1647), ein bruder Abrahams, erzieher Friedrichs V. von der Pfalz.

Der brief ist für die charakteristische ausdrucksweise des dichters nicht uninteressant. Man hat ihm häufig den vorwurf der schmeichelei gemacht. Die lobeserhebungen, die er Abraham angedeihen lässt, brauchen indes als solche nicht auf-

1) Vgl. Zeitschr. XXI, 16 fgg.

2) Vgl. über ihn die vortreffliche biographie von Anton Chroust: Abraham von Dohna, sein leben und sein gedicht auf den reichstag zu Regensburg 1613 (München 1896) und Forschungen zur brandenburgischen und preuss. geschichte XI, 1 (1896).

gefasst zu werden. Dieser war in der tat einer der vortrefflichsten männer seiner zeit, als soldat, staatsmann und gelehrter gleich hoch geschätzt, von ernster, tiefer lebensanschauung und inniger religiosität.

Ob dieser brief die einleitung zu einem längeren briefwechsel bildete, lässt sich augenblicklich nicht feststellen. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass sich noch mehr briefe des dichters vorfinden werden.

SCHLOBITTEN. BORKOWSKI.

Illustrissime domine.

Quanto splendidissimam gentem Donanam cultu prosequar insigne decus Achatius indicare tibi poterit et annorum aliquot quibus apud Maecenatem hunc meum hic vixi, fida industria satis ostendit. Aliis notoribus si egerem doctissimorum maximorumque qui nunc Germaniam, Galliasque exornant virorum Commendatione apud te uterer. Sed tu fidem nulli habere melius potes, quam illis qui te sanguine proxime contingunt. Te quoque ob prudentiam incomparabilem et insignes naturae virtutumque dotes religionis imprimis, cui tecum tanta cum libertate adhaereo pium[1] ardorem quamvis ignotus adhuc suspexi semper ac colui. Itaque occasionem aliquam, qua devotissimum tibi tuisque animum meum ostendere publice daretur semper hucusque exoptavi. Equidem quae de Familia Vestra tot annis molitus esse diceba-ris, digna mihi opera visa est, quam nisi vires ingenioli vetent, et Celsissimo Patrono domestico et vobis impenderem. Quodsi Domine Ill^m^ hanc sedulitatem non recusas, ut placere tibi possim, totum imposterum Helicona movebo. Neque enim conjecturam te ex literis tam insibidis capere velim. Vestrum est inter vos consulere, quid de me faciendum sit, mihi incumbet parendi necessitas. Quae conquiri etiam in his oris vetera generis vestri monumenta possunt de iis sollita fide scissitabor. Quicquid vero huius fiet tuis auspiciis tuo nutu nascetur tu splendor gentis Donanae et optimus Restaurator semper ac ubique nominaberis. Plura brevi et accuratiora, nunc hac festinatione me tibi innotescere voluit mens. Vale magnum saeculi ornamentum et iussae temeritati ignosce.

Vratisl. a. d. VII m. IX br. an. CIϽIϽCXXX. I

Ill^m^ Nomini tuo devotissimus
Martinus Opitius

Illustrissimo Du. Du. Abrahamo Burggravio Donano.

1) Beide gehörten der reformierten kirche an.

Ein brief von Georg Rollenhagen.

In dem Codex chartac. VI der Gothaer gymnasialbibliothek, in dem sich circa 350 briefe teilweise berühmter männer an den rektor des Gymnasium Illustre zu Gotha M. Andreas Wilke (geb. 1562, X. rektor in Gotha 1592—1631, †19. juni 1631) befinden, steht auch als nr. 109 ein brief aus dem jahre 1603 von dem dichter des „Froschmäusler", dem gelehrten Magdeburgischen rektor der domschule und prediger zu St. Nicolai daselbst Georg Rollenhagen, der nicht nur wegen seines verfassers, sondern besonders wegen der notizen über seinen als dichter bekannten sohn Gabriel Rollenhagen veröffentlicht werden soll, nachdem A. Kirchhoff Ztschr. 5, 74—76 (1874) einen solchen vom 24. juli 1592 bekannt gemacht hat. Die in [ ] gesetz-

ten buchstaben sind am rande des blattes ausgefallen, aber leicht zu ergänzen. Er lautet:

S. Clariss. et Doctiss. D. Mgr., amice cariss., cum D. Johannes Saligerus noster de voluntate Senatus nostri per Thuringiam iturus atque obiter, ut sperabat, te quoque salutaturus esset, dedi ei, qua[s] vides chartas, ut mei memoriam tib[i] renovarent. Etsi enim ridetur qui noct[uas] Athenas, quod aiunt, defert: tamen nostri mores iam sunt eiusmodi, ut nugas nostras passim cum amicis co[m]municemus. Habeo filium mediocri[s] ingenii et profectus Gabrielem[1], quem crebris translationibus eruditarum lingu[a]rum domi exercere solebam, ut phrasin penitius introspiceret autorum atque simul maternam linguam emacularet Vehementer enim errare mihi in studiis eloquentiae videntur, qui Graecis et Latinis literis, immo Gallicis et Italicis Soloecismis tantum non universam vitam impendunt. Et iussi in Senatu aut in templo dicere, aut muti sunt pro[r]sus, aut Boeotica Atticis inepte miscent. Cum Graeci ideo Aegyptios, Latini Graecos audirent, ut in materna lingua eorum eloquentiam ostendere[nt]: Sic factum est, ut praecipuus quidam vir nostrae nobilitatis, cum filii mei pueriles lucubratiunculas[2] videret, vestem ei novam pro editione in publicum promitteret. Quam cum auctario egregio persolvit. Ne vero merae nugae seu prorsus *ἀληθινοὶ λόγοι* essent, ut Lucianus[3] iocatur, adieci quaedam ad finem, quae Theologastros nostros aut monerent aut irritarent. Dubitare enim de ipsorum omni scientia sacrilegii instar est. Cum interim nos miseri paedotribae nihil, nisi quod ipsi permittunt, sciamus. An vero tu quoquocum ipsorum mihi irasci aut mecum ridere volueris, utrumque per me liberum erit. Tantum te oro, ut quod promisisti me redamantem ames et mutuis pro Ecclesia et schola suspiriis apud omnipotentem iuves. Vale, die Petri frigidissimi 1603. Magdeburgi.

Tuus

Georgius Rollenhagen.

Clarissimo et Doctissimo viro D. M. Andreae Willichio et Scholae illustris apud Gothanos Rectori fidelissimo et laudatissimo, amico cariss.

1) Gabriel Rollenhagen, geb. 22. märz 1583 zu Magdeburg als sohn aus zweiter ehe, studierte in Leipzig die rechte und starb als protonotar in seiner vaterstadt. (Goedeke, Grundriss z. gesch. der deutschen dichtung² II § 113 nr. 228 und § 147 nr. 239.)

2) Mit den „pueriles lucubratiunculas“ muss dem zusammenhange und der zeit nach Gabriel Rollenhagens 1603 in deutscher sprache erschienenes erstlingswerk gemeint sein: „Vier bücher wunderbarlicher bisz daher unerhörter, und ungleublicher Indianischer reysen durch die lufft, wasser, land, helle, paradiss, und den himmel usw. Unsern lieben Teutschen zur lere, und kurtzweiliger ergetzung aus griechischer und lateinischer sprach mit fleiß verteutschet durch Gabriel Rollenhagen. Magdeburg, J. Bötcher 1603. 148 bl. 4. [Denn seine „Juvenilia“, (in quibus exhibentur Rheda amorum. Sylvula epigrammatum. Plaustrum carminum miscellan. Omnia iam primum edita et antehac nunquam visa.), an die man wegen des im briefe gebrauchten beiwortes *pueriles* denken könnte, sind ja in lateinischer sprache verfasst und erst 1606 im drucke erschienen!]

3) Das ist ein versehen G. Rollenhagens, da nach dem sehr zuverlässigen Index graec. von Jacobitz im IV. bande seiner ausgabe (Lips. 1841) Lukianos nirgends dieses adiectivum anwendet, sondern *ἀληθεῖς λόγοι* [Nigr. 28] sagt. Dagegen gebraucht Plutarchos [Apophtegm. reg. et imperat. 184 E. ed. Bernadakis] in einer witzigen bemerkung des Antiochos *ἀληθινοὶ λόγοι*.

GOTHA. DR. MAX SCHNEIDER.

Nachträge zu Zeitschr. 28, 71. 563. 29, 172.

Zu Ztschr. 28, 71. 563. Die parabel vom berge, zu dem alle hundert jahre ein vöglein kommt und ein körnchen davon trägt als bildliche bezeichnung einer undenklich langen zeitdauer kennen auch Seuse (ed. Denifle 1, 368) und B. Ringwaldt in seinem Trewen Eckhart (Goedeke, Elf bücher d. dichtung 1, 136); weiter ab, aber vielleicht in diesem zusammenhang doch erwähnenswert, steht Rosegger, Die schriften des waldschulmeisters s. 89. 234. 265. Ich halte es jetzt für weniger wahrscheinlich als früher (ADB 37, 178), dass Ringwaldt auf Seuse zurückgeht, wie auch Bolte ADB 28, 640 annahm; es scheint das bild doch verbreiteter gewesen zu sein, als man auf grund der wenigen belege glauben möchte. Das citat aus Grimms Märchen sollte lauten 3[3], 236 statt 256.

Zu Ztschr. 29, 172 anm. erlaube ich mir zu bemerken, dass nicht der verfasser der Historienbibel, sondern J. Enikel der plagiator ist, dass aus Enikel der wortlaut Strickerscher verse in die Historienbibel überging, s. die ausgabe der Enikelschen Weltchronik s. 336 anm. 2. Möglicherweise stammt auch die stelle aus dem Tobiassegen aus der vorlage der Historienbibel, einer weltchronik, doch bin ich nicht in der lage, letzteres im augenblick zu erweisen; mir fehlt es an handschriftlichem material; vielleicht kommt Ms. Berol. Germ. fol. 1107 bl. 324[a] fgg. in betracht.

HALLE A. S. PH. STRAUCH.

Facsimile-ausgabe der Jenaer liederhandschrift.

Das nachstehende geht uns aus Jena mit der bitte um veröffentlichung zu:

Die lichtdruckausgabe der „Jenaer liederhandschrift“ (Verlag von Fr. Strobels buchhandlung, Jena) ist vollendet. Die 133 blätter der kostbaren membrane sind — mit ausnahme von 20 beschädigten platten, die herr hofphotograph Haack in Jena neu aufnahm — von der bekannten firma Meisenbach, Riffarth & Co. in Berlin photographisch aufgenommen und in lichtdruck vervielfältigt worden. Es sind 2 verschiedene ausgaben hergestellt: die eine zweiseitig bedruckt auf 133 blättern wie das original (110 stück); die andere einseitig auf 266 blättern (30 stück). In dem „vorbericht“ des direktors der universitätsbibliothek dr. K. K. Müller ist das wissenswerteste über die handschrift kurz zusammengestellt: sie kam mit der ehemals kurfürstlichen bibliothek aus Wittenberg 1548 hierher an die neugegründete universität; ihre besondere bedeutung liegt darin, dass sie den texten die melodien beifügt; leider ist eine grössere zahl von lücken im texte in folge des verlustes von blättern festzustellen; geschrieben ist sie beinahe durchaus von einer und derselben hand des 14. jahrhunderts; abgesehen von nachträgen am rande gehören nur die gedichte Wizlavs einer späteren hand an. Den inhalt der handschrift bilden die gedichte folgender sänger: meister Alexanders, meister Boppes, Frauenlobs, meister Friedrichs von Sonnenburg, meister Gervelins, des Goldeners, des Guters, des Hennebergers, Herman des Damen, Höllefeuers, meister Kelins, meister Konrads von Würzburg, des Litschowers, des Meissners, Reynolds von der Lippe, Rubins, meister Rüdigers, Rumelands von Schwaben, meister Rumslands, meister Singaufs, des Spervogels, meister Stolles, des Tanhäusers, des Unverzagten, des Urenheimers, Bruder Wernhers, Fürst Wizlavs von Rügen, meister Zilies' von Seine, eines unbekannten, sowie der sängerkrieg auf der Wartburg. Neuerdings hat herr von Liliencron, der schon 1854 mit W. Stade zusammen eine anzahl gedichte der handschrift nebst

musik herausgegeben hatte, in der „Zeitschrift für vergleichende litteraturgeschichte n. f. 7" über die handschrift gehandelt. Der preis für die noch übrigen exemplare ist auf 200 mark für das ungebundene und 250 mark für das in altertümlicher weise gebundene exemplar erhöht.

Volkstümliche lieder der Deutschen im 18. und 19. jahrhundert. Nach wort und weise aus alten drucken und handschriften, sowie aus volksmund zusammengebracht, mit kritisch-historischen anmerkungen versehen und herausgegeben von **Franz Magnus Böhme.** Leipzig, druck und verlag von Breitkopf und Härtel. 1895. gr. 8. XXI und 628 s.

Als ich mich im sommer 1891 in England befand, um die litterarischen, insbesondere die folklore-unterlagen zu meinem buche „Shakespeare und das tagelied. Ein beitrag zur vergleichenden litteraturgeschichte der germanischen völker" zu vervollständigen, bekam ich, gerade mit einer einschlägigen umschau in der britischen volkslyrik beschäftigt, das dünne präcise heft unseres kundigen Prager fachgenossen A. Hauffen „Leben und fühlen im deutschen volksliede" in die hand und referierte darüber[1] unter dem eindrucke, dass das ehemals grossartig reiche poetische getriebe der englischen volksseele[2] in der neuzeit durch gewerbe und industrie sowie die auf die alltagspraxis überhaupt gerichtete lebensanschauung[3] fast ganz erdrückt sei, während wir auf deutschem boden nicht nur mehr verständnis für das sammeln forterbender lieder in weiten schichten finden[4], sondern ohne unterlass neue gesänge volkstümlicher art hervorbringen, damit wol allein neben den Schweden am germanischen liederschatz weiterbauend.

Diese letztere gattung im strengen unterschiede vom eigentlichen „volksliede" ist nirgends so zum festen begriffe geworden, wie bei uns, und in den beiden jüngsten jahrzehnten, da durch den wachsenden vorrang materieller momente die zeugkraft des ganz ursprünglichen volksliedes allmählich unterbunden wurde, beinahe alleinherrscherin. Seltsam aber, während seit anfang unseres jahrhunderts zahllose volkslieder-sammlungen von mehr oder weniger geschickter hand nach den bis auf Herder und A. F. Ursinus unberufenen leistungen des ausgehenden vorigen auftauchten, haben wir auf wissenschaftliche durchsiebung und kritischen abdruck der volkstümlichen bis jetzt warten müssen: professor Franz Magnus Böhme liefert nun ein grossangelegtes werk, das diese lücke ausfüllt und aufs würdigste sich seinen bisherigen ausserordentlichen verdiensten auf diesem felde anschliesst, mit erstaunlicher

1) Litteraturbl. f. germ. u. roman. philol. XIII, 332.

2) Durch Herder, der hiervon zuerst notiz nahm, war wol schon der jugendliche Uhland angeregt, wenn er 1806 an Seckendorff schrieb: „Die griechischen dramatiker hatten vor sich ihre epiker, Shakespeare eine reiche menge alter lieder und romantischer erzählungen" (meine ausgabe der Werke II, 379).

3) Vgl. die bemerkungen O. Böckels, Deutsche volkslieder aus Oberhessen (wo s. II schön die vorbildlichkeit Ludwig Erk's, von dem Böhme's einschlägige arbeiten ausgiengen, streift) s. I fg. und s. CLXXXIII fgg. über dieselben ursachen für ab- und aussterben des deutschen wie des volksliedes überhaupt.

4) Die prächtigen englischen publikationen werden eigentlich nur für die mitglieder der „societies", liebhaber und bibliotheken veranstaltet.

schnelligkeit seinem um- und neubau von Ludwig Erk's „Deutschem liederhort" folgend[1], den ich in meinem zusammen mit dem feinsinnigen musiker dr. Curt Peters darüber geschriebenen aufsatze[2] mit vollstem rechte als „Ein deutsches nationalwerk und meisterstück der volkskunde" bezeichnet zu haben meine.

Wenn schon die früheren gaben Böhme's, seine „Geschichte des tanzes", das kühn gewagte „Altdeutsche liederbuch", endlich die neubearbeitung und vollendung des „Liederhorts", dieses wahren „kompendiums des deutschen volksgesanges"[3], dem germanisten eine. längst noch nicht ausgenutzte[4] fülle von anstössen in sprachlicher. litterar-, kulturgeschichtlicher und volkskundlicher hinsicht gaben, so ist das zwar beim vorliegenden starken grossoktavbande, den die stets opferwillige verlagshandlung nach druck usw. wirklich ebenbürtig darbietet, nicht minder der fall, aber er erfordert doch die philologische aufmerksamkeit in weit höherem masse. Da ist es z. b. zunächst die aufgabe, bei einem liede den volkstümlichen charakter festzustellen, und auch um diese zu lösen, muss man die dazu gehörigen eigenschaften möglichst genau deduciert haben. Den massgeblichen text aufzutreiben und von angelaufenen flecken zu reinigen, erscheint hier ungleich schwieriger als beim verfasserlosen und daher nie in einem endgiltigen urtypus fixierbaren volksliede im engeren sinne. Dazu gehört eine wesentlich eindringlichere wortkritik als dort. Die suche nach dem dichter tritt hinzu, und damit die notwendigkeit, zu all jenen feinen nebenfragen stellung zu nehmen, die unsere moderne methode bezüglich des „Milieu" der entstehung, der widergespiegelten und der ausgestrahlten einflüsse u. dgl. aufwirft für litterarische erzeugnisse, die ihrer zeit gewisse kreise gezogen und somit anspruch auf litterarhistorische rücksicht hinterlassen haben. Und letzterer umstand, der anspruch auf irgendwelche kulturelle oder sociale bedeutung, kommt bei den „volkstümlichen liedern der Deutschen im 18. und 19. jahrhundert" meistenteils in betracht.

Nicht pedantisch hat Böhme diese vielseitige neugier zu befriedigen gesucht. Nicht bloss war innerhalb der mit recht trotz aller splendidität angewandten kompressen form eine antwort in jedem einzelfalle unmöglich, öfters versagten auch die quellen, hie und da Böhme's quellen. Es darf auch gar nicht einer ausgabe der dokumente zugeschoben werden, die pflichten der hermeneutik zu leisten. Unter diesen einschränkungen geprüft, ist Böhme's ausgedehntes buch fast rückhaltlos zu rühmen.

Das vorwort, obwol nur 19 seiten lang, verbreitet sich über die oben skizzierten gesichtspunkte in knappem gange, nichts wichtiges überspringend. Volkstümliche lieder, welchen ausdruck zuerst frhr. von Erlach (Volkslieder V, s. 23) prägte, gelten Böhme „die von bekannten oder unbekannten dichtern und komponisten verfassten kunstgesänge, die wenig oder mehr verändert in den volksmund übergiengen und ‚lieblingslieder' geworden sind, ohne wirkliche volkslieder zu sein." Dass da keine schnur haarscharf gespannt werden kann, sondern die grenze fast fortwährend fliesst. leuchtet sofort ein. Worin nun das echte volkslied abweicht, mit andern worten,

1) Auswahl der vorzüglicheren deutschen volkslieder, nach wort und weise aus der vorzeit und gegenwart gesammelt und erläutert, usw. 3 bde. Leipzig 1893/94.

2) Am Ur-quell. Monatschrift für volkskunde. VI, 54—57.

3) Am Ur-quell V, 268.

4) Von specialuntersuchungen auf dem felde der älteren poesie geschah das wol nur bei W. de Gruyter, Das deutsche tagelied (Leipziger dissertation 1887), in vollem masse.

was und wie „das volk“ ändert, um ein solches aus einem volkstümlichen umzugestalten, ferner wer dieser modelnde faktor ist und was für unverbrüchliche merkmale den entscheid für diese oder die andre kategorie fällen heissen, bespricht Böhme sehr verständig und klar. Eingehendste kenntnis verrät der folgende abriss der neudeutschen volkstümlichen liederdichtung, die — man sehe den oben gegebenen hinweis auf den unendlichen vorrat des früheren England — mit Shakespeares widererweckung, bischof Percy's sammlung[1] und Herders revolutionärer wirksamkeit einsetzt. Freimaurerei, singspiel, kirchenchor, volksschule, männergesangverein — die turnerei hätte dabei erwähnt werden sollen — behandelt Böhme als unverächtliche centren selbständiger strömungen volkstümlichen gesanges. Dessen verhältnis zu zeit und gesellschaft, den wechsel der träger und die ungleichen schicksale der einzelnen erscheinungen deutet er mit ein paar strichen genügend an. Böhme's spott wider „das volkslied auf konzertreisen“ teilt der erfahrene Heinrich Ehrlich, Modernes musikleben (1895) s. 284 fgg., der zugleich einen hübschen überblick der neuesten entwicklung des deutschen volks- und volkstümlichen liedes gibt. Derselbe Ehrlich wäre auch der mann dazu, uns auf grund seiner jahrelangen beobachtung über eine einschneidende socialpsychologische erscheinung zu unterrichten, die Böhme, vor ihm schon Böckel a. a. o., berührt und die ein anonymus im letzten artikel seiner serie „Der provinzler in Berlin“, Kölnische zeitung. Zweite beilage zur sonntagsausgabe, 1896 nr. 293 (29. märz), wie folgt festnagelt: „Diese tingeltangel verdrängen mit dem erkünstelten, von winkelliteraten gemachten witz, der dann nicht selten eine gewisse volkstümlichkeit erhält, den natürlichen volkshumor und ersticken leider mit ihrer flachheit das allmählich ganz aussterbende volkslied.“ Und daneben halte man die äusserung Fr. Polle's (Wie bezeichneten die alten Griechen den witz? Über luftschlösserbaukunst. Über nichts. 1896, s. 3): Es „ist in den volksliedern der witz ganz selten: die dort ausgesprochenen empfindungen sind eben dem volke zu heilig, als dass es hier seinen witz spielen lassen möchte, denn das volk besitzt weit mehr zartgefühl und takt als man gewöhnlich annimmt“.

780 lieder hat Böhme aus seinen verfügbaren nahezu 1500 für die jahre 1740 bis 1890 ausgewählt und dabei bezweckt, dass sein buch „nicht eine ästhetische blumenlese oder moralische mustersammlung sein soll, sondern im anschluss an den liederhort ein beitrag zur geschichte des volkslebens“ (s. XVII); so darf er ihm „eine sittengeschichtliche bedeutung“ vindicieren, infolge der beigaben über urheber, historische beziehungen u. ä., die „einer specialgeschichte der volkstümlichen lieder“ und eines „beitrags für die „geschichte der deutschen lyrik“ überhaupt, darin auch der musik ihr gebührendes recht eingeräumt wird“ (durch die noten und glossen über melodie, rhythmus usw.), ein moment dem Böhme längst hingebende sorgfalt widmete, als Pauls „Grundriss der germanischen philologie“ in Rochus frh. v. Liliencron und die „Jahresberichte für neuere deutsche litteraturgeschichte“ in H. Welti und H. Reimann berufene specialisten als referenten bestellten. Die verbreitetste lesart, d. i. hier in der regel die kürzeste (nach Lachmann'schem princip), bildete die gewöhnliche grundlage; die hauptvarianten sind angefügt. Dazu sehr reichhaltige bisweilen geradezu aufsatzartige anmerkungen.

Es sei hier aber noch erwähnt, dass die beiden deutschen weltblätter, wie ich in meinem kurzen referat über die neuausgabe des „Liederhorts“ a. a. o. ange-

1) Vgl. meine bemerkungen Blätter für litterar. unterhaltung 1890 s. 572, 1894 s. 495, Engl. Studien XIX, 423—428.

führt habe, auch zu diesem einbändigen selbständigen supplement wertvolle zusätze liefern, und zwar die „Kölnische zeitung“, ausser in ihrem kürzeren referate, in dem aufsatze von J. E. „Was man vor und nach 1870 in einer elsässischen schule sang. (Von einem Altelsässer)“, nr. 13 vom 5. jan. 1896, zweite beilage zur sonntags-ausgabe, die „Frankfurter zeitung“ hingegen in einer sehr sorgfältigen recension aus der feder ihres vielbelesenen redakteurs Ed[uard] S[ack] 1896 nr. 68 (8. märz), viertes morgenblatt s. 2. Da beide artikel gewiss nicht die gebührende aufmerksamkeit gefunden haben, auch nun nachträglich nur schwer aufzutreiben sein möchten, so gebe ich hier das wesentlichste davon wider. J. E. beginnt mit dem altbekannten einfachen „Gold'ne abendsonne“, bei Böhme nr. 226, wozu man jetzt vergleiche: „Die dichterin von ‚Gold'ne abendsonne‘; Klänge aus der zürcherischen landschaft vom vorigen jahrhundert. Von pfarrer Urner in Erlenbach“, Zürcher taschenbuch auf das jahr 1897, N. f. XX, s. 153—181 (Anna Barbara Urner, geb. Welti). Weiter nennt er aus einem selbstgeschriebenen liederhefte: „Es ist bestimmt in gottes rat“ (Böhme nr. 774), Vogl's „Gegrüsst du land der treue“ (Böhme nr. 6), „Mit hunderttausend stimmen ruft“, „Wohlauf, es ruft der sonnenschein“ (Böhme nr. 517), „Lasst uns alle fröhlich sein“ (Liederhort III s. 490; vgl. Böhme s. 598 nr. 1), „Preisend mit viel schönen reden“ (Böhme nr. 14, vgl. s. 600 nr. II) nach der melodie von „In des waldes düstern gründen“ (Böhme nr. 134), Hoffmanns von Fallersleben „Vögel singen, blumen blühen“ nach Fesca's melodie „An der Saale hellem strande“ (Böhme nr. 527), „Erhebt euch von der erde“ (Böhme nr. 56) und nach derselben weise „Ich wollt zu land ausreisen [so!]“[1], das „soldatenmorgenlied“, womit jedesfalls Hauff's „Morgenrot“ (Böhme nr. 575) gemeint ist, „Ich hab mich ergeben“ (Böhme nr. 10), Weber's „Im wald“ (wol „Im wald, im wald, wo's echo schallt“), Es ist so köstlich, hand in hand“ (Böhme nr. 314), „Es kann ja nicht immer so bleiben“ (Böhme nr. 346), „O, wie lieblich ists im kreis Trauter biederleute“, E. Stöbers und Serings „Hoch auf dem felsgestein“, „Sohn, da hast du meinen speer“ (Böhme nr. 81), „Ein kirchlein steht im blauen“ (Böhme nr. 279), Kotzebue's „Die welt ist nichts als ein orchester“, Auber's fischerlied „O seht den heitern tag erwachen“. Höchst wichtig sind die glossen und korrekturen, die S[ack] a. a. o. zu Böhme's erläuterungen beisteuert, nachdem er in längern auseinandersetzungen einen deutlichen begriff von der ausserordentlichen bedeutung des von ihm nachdrücklichst gelobten unternehmens gegeben hat. Aus den notizen zu einzelnummern hebe ich heraus: „Ein lustiger musikante“ (nr. 691) ist in richtiger lesart improvisiert, „Lenore fuhr um's morgenrot“ (nr. 135) ward doch im volke gesungen, „Ach umsonst auf aller länder karten“ (nr. 281) ist doch von Schiller und zwar entspricht es den letzten drei strophen von „Der antritt des neuen jahrhunderts“, „Im fliederbusch ein vöglein sass“ (nr. 432) ist von Rob. Reinick, „Ich und mein fläschchen“ (nr. 344) steht in der „Minerva“ für 1811, in „Wie lieblich schallt durch busch und wald“ (nicht „im grünen wald“) fehlt die von Böhme (nr. 174) weggelassene „störende strophe“ in Chr. Schmid's „blüten“ (1819) und stammt also wol nicht von ihm, „Was schimmert dort auf dem berge“ (nr. 277) steht im „Frauentaschenbuch für 1819“ herausgegeben von de la Motte Fouqué, „Wie wird mir so bang“ (nr. 500) wurde schon vor 40 jahren in Ostpreussen nach korrekter melodie gesungen, ebenso „Der mensch soll nicht stolz sein“ (nr. 673), „Wer hat dich, du schöner wald“ (nr. 179) komponierte Mendelssohn som-

1) Natürlich das Hildebrandslied in der bekannten jüngeren fassung des 16. jahrhunderts (Liederhort I, s. 67—72).

mer 1844 im waldschatten auf dem Taunus, angeregt durch wanderungen durch das Lorsbachertal nach Eppstein. „Es hatten drei gesellen ein fein kollegium“ (nr. 559) ward auf einer korpskneipe 1831 von Elias Salomon vorgelesen und sogleich von einem anwesenden komponiert (vgl. Jos. Stern, Frankfurter ztg. 1880, 10. febr., und ders., „Hinter den gittern“, Mannh. 1881), „Vom hoh'n olymp herab ward uns die freude“ (nr. 302) soll von Schiller 1789 in Jena gedichtet worden sein gemäss Ad. Stahr „Weimar und Jena“ [3]II 22, „Stille nacht, heilige nacht“ (nr. 748) „wurde nach J. Bletzacher ausserhalb Tirols zuerst von den geschwistern Strasser aus dem Zillertale um weihnachten 1833 in Leipzig gesungen. R. Friese in Dresden liess das lied den natursängern nachschreiben (den 9. takt leider falsch), Dr. Gebhardt nahm es in den „Musikalischen jugendfreund“ (1834) auf, dem Kocher in seiner „Zionsharfe“ folgte. Die originalkomposition wurde zum ersten male 1870 in den von A. Chr. Jessen in Wien herausgegebenen „Freien pädagogischen blättern“ (nr. 23, s. 382) veröffentlicht, der sohn des komponisten, lehrer Franz Gruber in Hallein, hatte sie dem herausgeber gesandt“, die autorschaft für „Das schiff streicht durch die wellen“ (nr. 718) schwankt doch noch zwischen Josef von Brassier und Guido von Meyer, die österreichische nationalhymne „Gott erhalte Franz den kaiser“ enthält in Böhme's fassung (nr. 19) von der originaldichtung L. L. Haschka's bloss die zwei ersten verse der ersten strophe und die zwei letzten verse, die in den folgenden srophen als refrain widerholt werden. Ob dieser text in Österreich gesungen wird und überhaupt dort bekannt ist, scheint mir sehr fraglich zu sein. Nach J. Minor wird in Österreich die von J. G. Seidl verfasste und 1854 durch a. h. handbillet als „authentisch“ erklärte „volkshymne“ gesungen; von dem „alten liede“ ist nur Jos. Haydn's melodie behalten worden“.

Diesen ergänzenden mitteilungen schliesse ich noch den hinweis an auf die schon 1887 erschienene recht gute sammlung „Von der wiege bis zum grabe. Liederhort für das deutsche haus. Die edelsten deutschen volks- und volksmässigen lieder gesammelt und geordnet von dr. Otto Rentsch“ (XVI, 454 s.; Frankfurt a. O., Trowitzsch und sohn), da sie viel zu wenig bekannt und von germanisten gar nicht gewürdigt ist. Denn die begleitnotiz bei der ausgabe dieses buches stimmt völlig mit der wahrheit: pastor dr. Rentsch, der 1877 als kreisschulinspektor in Lennep in Westfalen gestorben, hat sein ganzes leben lang den alten herrlichen deutschen volksliedern nachgespürt, sie vielfach in ihrer alten fassung wider hergestellt und das manuscript zu obigem buche bei seinem tode druckfertig hinterlassen. Es ist dann von seiner wittwe später herausgegeben worden. — Hier finden wir sie einmal alle zusammen, die lieben lieder, die uns von kindheit an umgaben und uns treu blieben unser leben lang, in freud und leid, in glück und unglück. Darum hat sie auch sinnig der verfasser eingeteilt in abschnitte, die des menschen leben verfolgen von der wiege bis zum grabe, von der kindheit bis zum alter. Für alles hat das volkslied oder deutsche dichter in seiner art weisen gefunden.

Für einfachere zwecke nehme man also die treffliche lese von Rentsch zur hand, sonst aber, besonders bei vergleichenden studien, halte man sich an F. M. Böhme's prächtiges, durch fülle der beigaben, umfang des materials und verlässlichkeit alle vorgänger weit überragendes werk.

Am meisten dürfte trotz Böhmes rührigstem fleisse für die geschichtlichen und biographischen notizen nachzutragen sein. Ich greife absichtlich zwei nummern verschiedensten schlages heraus: „Koromandels“, d. i. Witekinds (Wedekinds) studentenlied „Crambambuli“ (1745), wo jetzt zu Böhme's umsichtigen angaben (s. 508—511)

meine[1] und A. Kopp's[2] feststellungen einzusehen sind, und Nicolaus Beckers „Rheinlied“ (s. 21), zu dessen semisäkularfeier 1895 mancherlei vergessene stimmen usw. aufgefrischt wurden[3]. Aus einem schriftchen von der oberflächlichkeit O. Mokrauer-Mainé's, Die entstehungsgeschichte patriotischer lieder verschiedener völker und zeiten“ (1895), hätte er freilich kaum neues gelernt. Das lange verzeichnis der verwerteten liedersammlungen s. 603—605 bezeugt allein schon seinen musterhaften eifer, der auch im bibliographischen häufig über Hoffmann von Fallersleben (Unsere volkstümlicheni leder, 3. aufl., 1869) und Robert Heins[4] zusätze dazu (Archiv f. litteraturgesch. VI, IX, XII) hinausgeschritten ist. So findet man in Böhmes ausgezeichnetem ehrendenkmal des deutschen volkstümlichen liedes, das er reichlich höher hebt als in anlehnung an grundverschiedene kenner[5] der von ihm gefeierte (s. XIV anm.) verdiente Josef Pommer[6], allenthalben nur bestgelungenes. Danach sei der erfolg!

1) Am ur-quell V, 236; Allg. dtsch. biogr. bd. 42.

2) Altpreussische monatschrift, 1895, N. f. XXXII, 296—310.

3) Das meiste material findet sich in meinen „Erinnerungen an das Rheinlied“: Wissenschaftliche beilage der Leipziger zeitung 1895 nr. 102; ein aufsatz von Leo Berg in der 34. Sonntagsbeilage zur Vossischen zeitung 1895, einer von K. Mischke in der Magdeburgischen zeitung 1895 nr. 435.

4) Dessen nachlass wol verloren wie er selbst vergessen ist (s. meinen nekrolog Am Ur-quell IV, 152).

5) A. B. Marx, der ausgezeichnete musiktheoretiker und -kritiker, schon 1837 („Lehre von der musikal. komposition I, 378): „Es darf kaum erwähnt werden, dass wir unter dem namen volkslied nur die weisen begreifen, die wirklich im volke gelebt haben, nicht die, die irgend ein komponist gut oder schlecht im sinne des volkes verfertigt hat. Solche gemachte volkslieder mögen einen künstlerischen wert haben, welchen sie wollen, immer fehlt ihnen das eigentliche wesen, sie haben nicht im volke gelebt und sind nicht sein eigentum geworden, das volk hat sich nicht in ihnen eingewohnt und sie nicht sinn- und stimmgerecht gemacht, hat nicht in ihnen gelebt und seinen sinn, seine seele in sie hineingesungen“; der hannöversche dorfpastor Apel nach jüngsten beobachtungen, in einem idealistischen aufsatze „Die pflege der musik auf dem lande“ in H. Sohnrey's zeitschrift „Das land“: „Es kommt mir vor, als ob der schatz an wirklichen guten volksliedern recht im abnehmen begriffen sei, und hin und wider drängt sich schon, namentlich in der nähe von städten, ein abgedroschener gassenhauer mit seiner prickelnden, aber kraft- und seelenlosen melodie an die stelle des verklungenen volksliedes“, letzteres ein weiterer authentischer beleg zu obigen notizen über das zurücktreten der echten volksgesangs-überlieferung. Die behauptungen Georg Thouret's in seiner warm empfehlenden anzeige von Böhme's „Vlkst. ldr.“, Dtsch. litteraturztg. XVII (1896) nr. 6 s. 170—172 decken sich im ganzen mit diesen hier wegen der schwierigen zugänglichkeit abgedruckten stimmen, so auch diejenige über den ruin durch die frivolen grossstadt-erzeugnisse, jedoch blickt er trotz entsprechender begeisterung weniger schwarzseherisch der zukunft entgegen.

6) In A. A. Naaffs „Die lyra“ (Wien) XIX (1895/96) 3, s. 30; derselbe Pommer beginnt ebd. nr. 6, s. 65 fg. bibliographische „Beiträge zum schrifttum über das deutsche volkslied“, wo er nach Fr. Silcher's köstlichen gaben, und L. Erk's „Liedertafel“ seine eignen kompositionen von 60 fränkischen nummern der Ditfurth'schen sammlung und unmittelbar dahinter, leider nur diese mit jahresziffer, die 6 bezüglichen veröffentlichungen unseres Böhme (1881—90) verzeichnet.

MÜNCHEN. LUDWIG FRÄNKEL.

Glossar zu den liedern der Edda (Sæmundar Edda) von **Hugo Gering.** Zweite auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1896. XVI, 212 s. 4 m.

Obgleich mein Eddaglossar in der anlage durchaus unverändert geblieben ist (dem ansinnen eines recensenten, es zu einer eselsbrücke umzugestalten, konnte selbstverständlich nicht folge geleistet werden), darf ich die zweite ausgabe doch als eine sorgfältig revidierte und verbesserte bezeichnen, da ich bestrebt gewesen bin, alles zu verwerten, was in den letzten zehn jahren für die textkritik und erklärung der eddischen gedichte geleistet worden ist. Gleichwol will ich nicht behaupten, dass nicht eines oder das andere von mir übersehen worden ist, und ich werde für jeden nachweis um so dankbarer sein, als ich unmittelbar nach vollendung des jetzt im drucke befindlichen zweiten halbbandes der Sijmonsschen Edda die ausarbeitung des grösseren wörterbuches in angriff zu nehmen gedenke.

Ein paar kleinigkeiten kann ich schon jetzt nachtragen. Zu dem ausdrucke *banorđ bera* (sp. 17[b] fg.) vgl. Ebbe Hertzberg, Grundtrækkene i den ældste norske proces (Christ. 1874) s. 195. — *dýr* (33[b]) ist zum mindesten an éiner stelle (Gđr II 2[6]) in der speciellen bedeutung „reh“ zu fassen; vgl. zu meinen ausführungen Ztschr. 29, 58 fg. jetzt auch Bugge Stud. II, 113, der die stelle ebenso auffasst wie ich, aber Finnur Jónssons conjectur (*hǫsum* statt *hvǫssum*) beibehält, da das reh im winter eine braungraue färbung habe. — Zu *fljóđ* (50[a]) ist nun auch auf dieselbe schrift Bugges (s. 300) zu verweisen, wo die behauptung, dass das wort aus ags. frauennamen auf *-fled* oder *-flæd* abstrahiert sei, widerholt wird; doch möchte ich nicht unterlassen hinzuzufügen, dass ich der annahme von dem eindringen ags. lehnwörter in den sprachschatz der Edda sehr skeptisch gegenüberstehe[1]. — *glúpna* (64[a]): eine hübsche parallele zu der stelle Am 74[3] bietet die Óláfs saga helga (1853) s. 63[34]. — Unter *gunnarfúss* (67[b]) hätte bemerkt werden können, dass sich der eigenname *Gunnfúss* auf dem öländischen runenstein von Köping findet (Ant. tidskrift för Sverige 9, 2, 24). — Unter *hann* (72[b]) war anzuführen, dass — wie die metrik lehrt — für die stelle Gđr I 2[4] der acc. fem. mit *á* anzusetzen ist; diese ältere form (Noreen[2] § 395) wird auch wol Vsp 26[6] hergestellt werden müssen, wo die versteilung Hildebrands (*ok í hǫllu Hǫrs* | *hána brendu*) vor der von Sijmons (*ok í hǫllu* | *Hǫrs hana brendu*) den vorzug verdient (auftakte kommen auch sonst in dem gedichte vor); andere lieder (Vkv. HH II. Grp. Sg. Od) kennen dagegen nur die verkürzte

1) Abzulehnen ist z. b. Bugges deutung von *alvitr* (HH II 18[2]; Vkv 1[3] 3[9]) als entstellung von ags. *ælbite, elfete* (Stud. II, 18): wer soviel angelsächsisch verstand, dass er in dieser sprache abgefasste gedichte benutzte, wusste auch ohne zweifel, dass ags. *ælfete, ylfete* und altn. *álpt* dasselbe wort sind, und hätte natürlich das fremde durch das einheimische ersetzt; überdies konnte es keinem vernünftigen menschen einfallen, die walküren, weil sie zeitweise schwangestalt annehmen können, als „junge schwäne“ zu bezeichnen. — Ebensowenig ist *blóđrekinn* (HH I 9[8]) als missverstandene widergabe eines ags. *blædrecen* „in jugendblüte stehend“ aufzufassen (Stud. II, 30 fg.); das nächstliegende ist offenbar *blóđrekinn* in demselben sinne zu nehmen wie *dreyrrekinn* in str. 2 der Darrađarljóđ (Njálssaga c. 157[117]): *eru dreyrrekin dǫrr at skǫptum,* und wenn Bugge bemerkt: „Helge, som endnu ikke har været i kamp, kan her ikke kaldes blodbestænkt“, so ist darauf zu erwidern, dass der dichter die in der nächsten strophe erwähnten kämpfe anticipiert hat — ähnliche *ὕστερα πρότερα* sind ja auch sonst in der Edda nachgewiesen. — Ob *dólgspor* (HH II 41[7]) notwendiger weise die nachahmung des ags. *dolhswadu* sein muss (Stud. II, 120), scheint mir ebenfalls zweifelhaft; nicht minder die erklärung (Stud. II, 23 fgg.) von *ítrlauk* (HH I 7[8]) als *ítr lǫ́k* „glänzende geschenke“ (*lǫ́k* plur. von ags. *lác*) und noch vieles andere.

form, die auch für Ls. Vm. Háv. die wahrscheinlichere ist. — *hunskr* (86[b]) ist nach den erörterungen von Sievers (Beitr. 6, 342) mit kurzem *u* anzusetzen; ebenso ist (123[b]) *munuđ* statt *munúđ* zu lesen (Bugge, Stud. II, 83 anm. 1); der geschraubten erklärung der stelle HH I 5[4] kann ich dagegen nicht beistimmen. — Über die bedeutung von *óneiss* (132[a]) vgl. ebda s. 47 anm. 3. — Bei *rót* (139[a]) ist hinzuzufügen: „vgl. got. *waúrts*"; s. Bugge in Ant. tidskrift för Sverige 10, 265 fg.; dieselbe stelle war auch unter *rœgja* (139[b]) anzuziehen; Bugge weist daselbst nach, dass der abfall des anlautenden *w* vor nachfolgendem *rō* allen nordischen sprachen gemeinsam ist. — Das bisher unerklärte *siklingr* (148[b]) deutet Bugge (Stud. II, 128) als contraction von **SiggeiRlingr*; die richtigkeit dieser annahme erhärtet er durch den nachweis, dass Egill Skallagrímsson das geschlecht des Végeirr in der Arinbjarnarkviđa 18[8] (ASB III, 314) *Veklingar* nennt, das also aus **VégeiRlingar* entstanden ist. — Auf ein ärgerliches versehen wurde ich von befreundeter seite aufmerksam gemacht: s. v. *stjórnlauss* (162[b]) ist das citat aus der Laxdœla zu streichen, da zu *hǫllu* natürlich nicht der dat. eines masc. ergänzt werden kann; will man also nicht *hǫllu* in *hǫllum* ändern, was bedenklich erscheint, so wird eine andere ergänzung vorzunehmen sein, vielleicht *hlassi:* „mit schiefer (überhängender) last", die den wagen jeden augenblick aus dem gleichgewicht bringen kann. — Ein aus der ersten auflage herübergenommer druckfehler ist *hljópa* statt *hlaupa* sp. 179[b], z. 17.

Wenig erfreulich war es, dass ich meinem buche auch bei seinem zweiten erscheinen den antiquierten text Hildebrands zu grunde legen musste, weil dieser, den ich sonst vollständig umgearbeitet hätte, sich langsamer verkauft hat, als das zugehörige glossar. Ich habe diesem übelstande dadurch nach möglichkeit abzuhelfen gesucht, dass ich (s. XII—XV) ein verzeichnis derjenigen stellen beifügte, an welchen meines erachtens änderungen vorzunehmen sind; die urheber der recipierten conjecturen sind jedesmal in klammern beigefügt. Auch diese liste kann ich durch ein paar zusätze vermehren: Vm 38[4. 5] ermangelt des stabreims, es ist daher wol z. 5 zu lesen: *međ niđjum ása;* HHv 43[2] wird mit Bugge (Stud. II, 314) zu schreiben sein: *kemk eigi aptr;* und HH I, 24[3] wird Bugges conjectur (Stud. II, 7 anm. 3): *beit svǫrt skriđu* (*b. her vt skr.* R) ebenfalls das richtige getroffen haben.

KIEL, 2. NOVBR. 1896. HUGO GERING.

Das Doberaner Anthyrlied nach der Haseldorfer handschrift herausgegeben, untersucht und mit der druckrecension verglichen von **Hermann Möller.** Mit 4 tafeln. (Aus dem 40. bande der abhandlungen der kgl. gesellschaft der wissenschaften zu Göttingen vom jahre 1894). Göttingen, Dietrichsche verlagsbuchhandlung. 1895. 4. 96 s. 16 m.

Im sommer 1893 fand herr Bobé im archiv des holsteinschen rittergutes Haseldorf ein mit runenzeichen beschriebenes doppelblatt aus einer papierhandschrift. Ein im 17. jahrhundert, wie Möller aus den schriftzügen erweist, von J. Rist geschriebenes heft gibt über die herkunft des blattes aufschluss. Auf seiner reise von Rostock nach Hamburg im jahre 1629 sprach Rist im kloster Doberan vor. Dort fand er runenblätter, von denen er einige (paucas chartas) mitnahm. Als ihm später des Joh. Magnus gotisch-schwedische geschichte in die hände fiel, erkannte er in den hier mitgeteilten runenzeichen dieselben, wie sie in den Doberaner blättern standen. Er fertigte eine abschrift und eine umschrift an, alles zusammen kam ins archiv des

damaligen besitzers von Haseldorf, zu dem Rist beziehungen hatte, und ist so uns erhalten.

Das gedicht besingt in 30 strophen die heldentaten des Anthyr, des fabelhaften ahnherrn der mecklenburgischen herzöge. Gelehrte sage des 16. jahrhunderts schuf diese gestalt, der verfertiger der runenhandschrift suchte wol den anschein zu erwecken, als bestünden uralte gesänge davon. Möller zeigt, bei welchen schriftstellern die Anthyrsage allmälig sich gestaltet, bestimmt das alter unseres liedes auf die jahre 1564—70, das der Doberaner runenhandschrift auf etwa 1620.

Die philologische ausbeute des fundes ist wol zu beachten, die untersuchung darüber von Möller mit grösster sorgfalt geführt. Die arbeit des dichters bietet namentlich um der form willen mancherlei interesse. In wortschatz und stil ist das Anthyrlied von den gedichten der deutschen heldensage, wie sie im 16. jahrhundert gedruckt wurden, stark beeinflusst. Zweifellos ist die benutzung des heldenbuches, wahrscheinlich des alten druckes von ca. 1477. Die kenntnis von sonderdrucken des Ecke, Sigenot, Laurin, hürnen Seyfrid, Titurel kann aus einzelnen anklängen vermutet werden. Zum Dresdener heldenbuch Kaspars von der Roen bestehen nahe beziehungen, die aber auch nur dieselbe heimat für beide verfasser, das östliche Mitteldeutschland, erweisen könnten. Die strophenform scheint Möller eine weiterbildung des Hildebrandstones, ein unmittelbares vorbild ist nicht gefunden. Als beispiel setze ich str. 1 her:

Du tugendt hat ken rast, sy schlafet nit in betten,
Besonder sy trinkt blut:
Das kan man wager seen wy sy uor taten teten,
Der reken hoher moht,
Sit ßy gekommen in du ßchlachten
Und manchen wilden biderman
Mit iren sturmgewand umbrachten,
Wy man noh heute sehen kan.

Der schreiber der runenhandschrift ist nach Möller um 50 jahre später als der verfasser des gedichtes. Die schriftzeichen entstammen der 1617 erschienenen oktavausgabe der Historia Gothorum Sveonumque des Joh. Magnus. Die absicht des mannes, der das Anthyrlied in runen schrieb, gieng wol dahin, dem leser eine uralte aufzeichnung vorzutäuschen, sei es nun, dass er sich einen gelehrten scherz erlaubte oder dass er eine historische urkunde zu fälschen versuchte. v. d. Hille 1647, Joh. Jac. Döbel 1680 und andere mehr glaubten auch wirklich an alter und echtheit dieser runen, von denen Heinrich Langermann, der erzieher des jungen herzogs Gustav Adolf (1633—95) ihnen kunde vermittelte, wogegen der kritische Caspar Vogt aus Wismar (1680) den betrug sofort durchschaute. Die sprachliche untersuchung der handschrift zeigt nun deutlich die eigenart des schreibers, welcher in seinen orthographischen grundsätzen dem Paulus Melissus folgt. Er versucht, durch anwendung verschiedener runenzeichen die offenen und geschlossenen *e*-laute mit verhältnismässig grosser feinheit auseinander zu halten, ebenso *t* und *th*, und erstrebt möglichste vereinfachung der schreibweise. Die schreibung des originalgedichtes blieb aber in vielen fällen bestehen, so dass auch hieraus erhellt, dass der dichter und der runenschreiber ganz verschiedene personen sein müssen. Sie befleissigten sich wenigstens verschiedener schreibung. Da selbst spuren von dreierlei schreibarten im texte vorkommen und eine anzahl nds. formen, die weder dem dichter noch dem schreiber angehören, so vermutet Möller als unmittelbare vorlage der runenhandschrift

eine um 1600 angefertigte abschrift des urgedichtes, der eben diese von der art des verfassers wie des schreibers gleichermassen abweichenden erscheinungen zufielen.

Erst nach abfassung der ersten vier abschnitte seiner untersuchung erhielt Möller kunde vom druck des ganzen Anthyrliedes, den v. d. Hille nach Langermanns abschrift 1647 veranstaltete. Alle späteren nachrichten vom Anthyrlied sind davon abhängig, wie die zeichnung auf s. 88 anschaulich macht. Zugleich erhebt sich die frage nach dem verhältnis des textes v. d. Hille-Langermanns zur Haseldorfer handschrift. Da selbständige lesarten in ziemlicher anzahl vorkommen (vgl. s. 89), so ist eine zweite Doberaner runenhandschrift, die Langermann wol zwischen 1635/40 erhielt, neben der 1629 von Rist entführten anzunehmen. Sie enthielt nur 28 strophen (es fehlen die strophen 24 und 30), rührte aber wie auch die ausserdem noch etwa vorhandenen runenblätter von demselben schreiber her, der überall die gleichen orthographischen grundsätze anwandte und nur in einzelheiten abwich. Möller glaubt, dass Rist mindestens zwei runenblätter aus Doberan mitnahm, dass seine runenabschrift und umschrift in gewöhnliche buchstaben einzelner eigenheiten halber aus der verlorenen, nicht aus der erhaltenen Haseldorfer runenvorlage entstammt. S. 94 anm. 3 wird sogar die möglichkeit einer vierten Doberaner runenhandschrift behauptet. Rists und Langermanns abschriften ergeben eine 5. und 6. secundäre runenhandschrift. Die verschiedenen exemplare sollen, wie Langermann behauptet, in Doberan in einem vermauerten heimlichen schrein verwahrt gewesen sein, wo sie die Wallensteinschen soldaten, die seit 1625 in Mecklenburg hausten, aufstöberten und als wertloses zeug verwarfen. So kamen sie vielleicht Rist (dum ibi quisquilias dispersaque ossa excutio consideroque), der übrigens nichts von den plündernden soldaten erwähnt, und bald darauf auch Langermann zu gesicht. Wie war nun die gemeinsame vorlage dieser runenhandschriften beschaffen? Möller urteilt hierüber s. 73/74 anders als s. 87 und 95 anm. 1, nachdem er v. d. Hilles druck kennen gelernt hatte. Hinter dem Anthyrlied folgte in der Haseldorfer hs. ein Anavaslied vom barden Visibert gedichtet. Der hinweis darauf und der titel des liedes stehen in der runenschrift auf s. 4 unten. Darnach möchte man vermuten, dass das Anthyrlied ein stück einer grösseren verlorenen runenhandschrift ist, worin mehrere lieder von den ahnen der Mecklenburgischen herzöge in runen aufgezeichnet waren. Später glaubt Möller, nur das Anthyrlied sei in runen vorhanden gewesen, das Anavaslied sei vielleicht in einer früheren gewöhnlichen handschrift dem Anthyrlied gefolgt und daher stamme die notiz in der Haseldorfer handschrift. Doch warum hätte der runenschreiber, falls er gar nicht beabsichtigte, das Anavaslied in runen zu bringen, gerade nur die einleitenden worte geschrieben? Man möchte meinen, das Haseldorfer blatt oder seine nächste runenvorlage sei ein teil einer mindestens zwei lieder umfassenden handschrift. Dass keine der übrigen vermutlichen runenhandschriften das Anavaslied enthält, dürfte sich daraus erklären, dass ihnen allen eine defekte runenvorlage voran steht, von welcher das Haseldorfer blatt ein genaues abbild darbietet, während die andern nur das um zwei strophen gekürzte Anthyrlied kopierten. Oder sollte der verfertiger der Doberaner runenblätter auch mit dieser angabe eine täuschung beabsichtigt haben, nämlich dem leser die meinung beizubringen, er habe es mit einem blatt einer grösseren sammelhandschrift zu tun?

Nach Möllers ansicht hätten wir die verschiedenen persönlichkeiten des ostmitteldeutschen, aber natürlich in Mecklenburg schreibenden dichters (1565) und des Doberaner runenkünstlers (1620) zu trennen. Seine gründe sind gewichtig. Nur wer mit Mecklenburgischer geschichte genau vertraut ist, kann den dichter und schrei-

ber ausfindig machen. Im jahrbuch des vereins für mecklenburgische geschichte wird herr bibliothekar dr. Hofmeister den nachweis versuchen, dass Elias Schede (1615/41), dessen auch Möller s. 26 fg. gedenkt, verfasser und schreiber ist, dass demnach die annahme zweier verschiedener personen fallen muss und die entstehungszeit des Anthyrliedes wesentlich herabzurücken ist.

ROSTOCK, AUG. 1896. W. GOLTHER.

Apollonius von Tyrus. Untersuchungen über das fortleben des antiken romans in späteren zeiten. Von **S. Singer.** Halle a. S., Niemeyer. 1895. 8. 228s. 6 m.

Der griechische roman ist für die mittelalterliche litteratur von grosser, noch nicht im vollen umfang erkannter bedeutung. Besonderer beliebtheit erfreute sich der Apollonius von Tyrus. Erst spät trat seine mittelbare nachwirkung in den spielmannsgedichten, im französischen Jourdain und im deutschen Orendel zu tage. Die geschichte eines griechischen romanes, wie er im mittelalter fortlebte, wird in den meisten fällen auf zwei hauptquellen gewiesen, aus welchen dem stoffe der weg in die volkssprachen des abendlandes offen stand, auf eine oder mehrere lateinische bearbeitungen, die überall unmittelbar übersetzt werden konnten, und auf eine besondere französische fassung, welche mit der ausbreitung der französischen litteratur überhaupt zu weiteren mehr oder weniger freien nachahmungen anlass gab. So einfach die aufgabe erscheint, so schwer ist sie im einzelnen zu lösen. Die untersuchung steht meistens einem kaum zu ordnenden wirrsal gegenüber, sobald die fragen nach den vorlagen, deren verwandtschaft und abhängigkeit bei den zahlreichen überlieferten bearbeitungen aufgeworfen werden. Man muss mit vielen verlorenen quellen rechnen, die bereits von den vorhandenen mannigfache abweichungen enthalten haben können. Das endziel, das die vergleichung anzustreben hat, ist eine vollständige übersicht über alle bearbeitungen des betreffenden romanes und ein urteil über die eigenart der einzelnen dabei beteiligten verfasser; natürlich reichen unsre mangelhaften kenntnisse hierzu nicht aus, man muss mit einem verhältnismässig bescheidenen ergebnis zufrieden sein. Singers untersuchungen zeigen deutlich alle die mit solchen fragen verknüpften schwierigkeiten. Vier hauptgruppen werden erörtert, Orendel und Jourdain, welche einen verlorenen französischen Apolloniusroman voraussetzen, Shakespeares drama (Perikles) und Wilkins novelle, die Gesta Romanorum und Gottfrieds von Viterbo Pantheon mit den aus ihnen abgezweigten darstellungen. Von den Gesta und Gottfrieds von Viterbo gedicht bietet Singer s. 71—105 und 153—177 neue textausgaben. Zur ableitung des Orendel aus dem Apollonius, wie sie von Heinzel, E. H. Meyer und Tardel nachgewiesen ward, gibt Singer ein paar nachträgliche bemerkungen, welche besonders auf übereinstimmungen des mhd. spielmannsgedichtes mit andern fassungen dort, wo die beiden lateinischen haupttexte des romans versagen, hinweisen und damit die eigenart des vermutlichen frz. romans dartun. Einige namen wie Orendel Eigels sohn, Merzian, Schiltwin, Bride werden sehr kühn erklärt. Shakespeares Perikles ist nach zwei quellen gearbeitet, die eine ist Gowers Confessio amantis, die andere aber nicht Twines englische prosa, sondern eine verlorene, unbekannte vorlage. Denn der Perikles enthält züge, die Gower und Twine fremd sind, aber in andern fassungen des romanes erscheinen, mithin von Shakespeare schwerlich erfunden wurden. Bei beobachtung der gruppe der Gesta Romanorum und des Gottfried von Viterbo stellt sich heraus, dass die bearbeiter selten mit einer vorlage sich begnügten. Meist zogen sie noch irgend eine handschrift

des lateinischen romanes selber bei. Dieser nachweis, den Singer fast überall erbringt, eröffnet einen sehr anziehenden einblick in die arbeitsweise der mittelalterlichen verfasser, die also keineswegs sklavisch der nächst besten quelle folgten, sondern auch auszuwählen und zu ergänzen verstanden. An selbständigkeit der stoffbehandlung ragt namentlich der verfasser der böhmischen prosa hervor. Infolge der so häufigen kreuzungen wird die einsicht in die quellenverhältnisse erheblich schwieriger, ebenso die bestimmung, auf welcher stufe der überlieferung die mischung jeweilig eintrat. Die anzahl der verlorenen, nur zu vermutenden vorlagen, die hinter den vorhandenen fassungen stehen, mehrt sich bedeutend; sehr verwickelte stammbäume müssen aufgestellt werden. Singer führt die untersuchung mit grosser sorgfalt, seine behauptungen stützt er mit reichlichen belegen. Er verheisst noch weitere studien über die romanischen fassungen des Apollonius, über Heinrich von Neustadt, auch zum Orendel hat er „noch manches auf dem herzen“. Erst wenn diese ergänzungen einmal vorliegen, wird ein abschliessendes urteil über Singers ergebnisse möglich sein. Beim vorliegenden buche vermisst man eine verarbeitung der einzelheiten zu einer übersichtlichen geschichtlichen darstellung, die sehr zu wünschen gewesen wäre. So fällt alles in vorläufige einzeluntersuchungen auseinander, die doch erst durch einheitliche zusammenfassung ihren vollen wert und ihre rechtfertigung erhalten.

ROSTOCK, JAN. 1896. W. GOLTHER.

Der Ernestus des Odo von Magdeburg und sein verhältnis zu den übrigen älteren bearbeitungen der sage vom herzog Ernst von **Arth. Fuckel.** Marburg 1895. 85 s.

Der erste teil dieser Marburger dissertation beschäftigt sich zunächst mit den ergebnissen der bisherigen forschung über den verfasser der version E. Hinsichtlich der zeit der abfassung stimmt Fuckel der vermutung Zarncke's (Beitr. II, 576 fgg.) zu, während alle übrigen von Zarncke benutzten stellen, die das über dem verfasser von E schwebende dunkel aufzuhellen geeignet erschienen, als nicht beweiskräftig abgewiesen werden, weil es sich in den stellen um ziemlich genaue nachbildung von solchen aus der Alexandreis des Gualtherus de Castellione handelt. Es folgt dann eine ausführliche, dankenswerte darstellung der veränderungen, die die sage vom Herzog Ernst unter den händen Odos inhaltlich und stilistisch erfahren hat. Man kann dies werk getrost bezeichnen als eine verballhornisierung des mittelalterlichen stoffes durch die geschmacklosigkeit eines mit seinem wissen aus dem klassischen altertum prunkenden mönches. Die oft recht enge anlehnung Odos an den zeitgenössischen dichter Gualtherus de Castellione sowie an Vergil, Ovid, Lucan und Prudentius wird an der hand zahlreicher belege nachgewiesen. Der in diesem zusammenhange zu der überschrift und dem anfange des 2. buches von Odos gedicht vorgebrachten conjectur pflichte ich bei.

Der zweite teil behandelt das verhältnis von E zu den übrigen mittelalterlichen bearbeitungen der sage, also zu A, B, C und D. Fuckel kommt dabei zu einem von der bisherigen ansicht wesentlich abweichenden ergebnisse in betreff der zwischen den einzelnen bearbeitungen bestehenden beziehungen. Es soll nämlich aus dem alten ndrh. gedichte A zunächst eine verloren gegangene bearbeitung X hervorgegangen sein. Diese war schon von Voss (Progr. von Buchsweiler 1886) im gegensatz zu Haupt und Bartsch als vorlage für B und D erwiesen, und ich habe (Untersuchungen über die Goth. hs. des Herzog Ernst) dieselbe behauptung aufgestellt. Nur habe ich

diese verschollene bearbeitung B genannt, was ich konnte, weil mir wie Voss a und b selbständige redaktionen nach dieser vorlage sind. Wenn Fuckel also (s. 35) meint, dass ich nicht eine verloren gegangene gemeinsame vorlage für a, b und D annehme, so ist das irrig. Fuckel allerdings muss diese vorlage X nennen, weil er die zuerst von Voss aufgestellte ansicht, dass a und b selbständige bearbeitungen auf grund der vorlage X (oder B) seien, verwirft. Ehe er aber für seine abweichende behauptung keinen beweis vorbringt, werden wir gut tun bei der durch gute gründe erhärteten ansicht von Voss zu bleiben. Wenn Voss weiter gegen mich behauptet, dass die Germaniafragmente „keinesfalls“ nur bearbeitung von A seien, sondern einer einfachen umschrift in einen andern dialekt angehören, so bescheide ich mich auch jetzt noch diese frage unentschieden zu lassen, weil sie nicht entschieden werden kann. Für die quellenkritik halte ich jene bruchstücke ja ebenso verwendbar wie die fragmente von A (vgl. a. a. o. s. 10).

Auf grund einer eingehenden untersuchung der einzelnen versionen mit A und den Germaniafragmenten und unter einander kommt Fuckel weiter zu der behauptung, dass B (nach Voss *a* und *b*) und E nicht unmittelbar auf X zurückgehen, sondern auf eine aus X geflossene, auch verlorene bearbeitung y, und ebenso C und D auf eine auf X beruhende, ebenfalls verschollene version z, dass daneben aber dem verfasser von C das gedicht Odos (E) bekannt gewesen sei. — Sicherlich recht hat Fuckel mit seiner annahme von X als gemeinsamer vorlage von B, C, E und D, und die ansicht von Bartsch, dass A die direkte vorlage aller übrigen versionen sei, ist wie von Voss und mir schon für B und D, so nun auch von Fuckel für E und C als unrichtig erwiesen. Allerdings vermag ich nicht allen von Fuckel dafür angeführten stellen beweiskraft zuzuerkennen.

Nicht dagegen kann ich den ausführungen Fuckels hinsichtlich der annahme der verloren gegangenen y und z zustimmen. Denn erst wenn jede andere erklärung der übereinstimmungen und abweichungen zwischen den einzelnen versionen versagte, dürfte man zu dieser hypothese greifen. Statt dessen sehen wir Fuckel eine andere möglichkeit gar nicht ins auge fassen. Es kann ihm deshalb derselbe vorwurf gemacht werden, den er selbst gegen Bartsch ausspricht, dass nämlich dessen untersuchungen über das verhältnis der versionen von der von anfang an feststehenden hypothese beeinflusst seien, A sei die vorlage aller übrigen versionen. Schon bei der vergleichung der den fragmenten entsprechenden abschnitte von B, C, E und D würde manches anders zu deuten möglich gewesen sein, wenn nicht auf jeden fall diese vorlagen y und z gewonnen werden sollten. Auf einzelnes einzugehen, muss ich mir natürlich versagen. Nur ein beispiel setze ich hierher, um zu zeigen, wie verschieden sich die auffassung Fuckels über das verhältnis der einzelnen stellen seiner theorie zuliebe gestaltet.

D 3029 und C 219, 32 berichten von dem geschrei des schnabelvolkes, während B und E uns von einem *vreislîchen schal* (E: *vadit super aethera clamor*) berichten. Da soll in X nur der lärm erwähnt sein, und C und D haben „die weitere ausschmückung ihrer gemeinsamen vorlage“ (alzo z). Dagegen an der stelle, wo Ernst in der burg der schnabelleute ein bad nehmen will, weichen die versionen bei gleichem sinne im einzelnen von einander ab. Da aber soll X eine weitere fassung gehabt haben, aus der dann jede der beiden abzweigungen nur bestimmte züge übernommen hat. Warum ist denn eine solche annahme nicht auch im ersten falle gerechtfertigt? Weil es selbstverständlich war, dass die schnabelleute den lärm

machten, konnten doch zwei bearbeiter der vorlage diesen zusatz sehr wol weglassen.

Für Fuckels annahme kommt alles darauf an, eine enge übereinstimmung zwischen D und E nachzuweisen. Solche findet er besonders in der schlusspartie und in dem kampfe um Regensburg. Aber beide stellen lassen sich doch ebensogut so erklären, dass D und C das, was sie in X fanden, unter einem andern einflusse verbesserten oder erweiterten. Denn C ist in der ersten stelle doch schon im zuge denselben unsinn wie BE zu berichten, merkt dies dann aber noch. — Woher diese andere kunde von der sage, darüber gibt es zwei mutmassungen. Es könnte dem verfasser von D schon C bekannt gewesen sein, indem vielleicht ein älterer klosterbruder die sage in lateinischer prosa behandelt hatte. Wahrscheinlicher aber ist mir eine andere möglichkeit.

Schon Haupt nämlich hat darauf hingewiesen (Ztschr. f. d. a. 7, 289), das C ein deutscher text vorgelegen haben muss. Da wir nun nicht imstande sind, C sicher zu datieren, so kann man daran denken, dass C schon D gekannt habe, C also gegen das ende des 13. jahrhunderts anzusetzen sei. Dafür spricht einmal, dass C auf die besonders in D häufig eingestreuten reden bezug nimmt (worauf auch Fuckel hinweist), und weiter dass C, das in der schlusspartie einen augenblick auf das missverständnis in X hineinfällt, sich dann der richtigen erzählung bei D anschliesst, was bei jener oben angedeuteten möglichkeit ebenso wenig wie bei Fuckels theorie erklärt werden kann. Denn wie soll nach Fuckel C auf diesen unsinn kommen, wenn X und z nichts davon enthalten?

D aber hatte widerum neben der vorlage X sehr wahrscheinlich direkte kunde von A, was der umstand beweist, dass es im unterschiede von B (a und b) dies ndrh. gedicht dem Heinrich von Veldeke zuschreibt. Vgl. Untersuchungen s. 13. Dieser beeinflussung durch A sind die abweichungen gegenüber B und E zuzuschreiben.

Wir kommen also ohne y und z aus. Die einzelnen bearbeiter mochten wol geneigt sein, sich eng an ihre vorlage X anzuschliessen, aber man darf nicht vergessen, dass die sage vom herzog Ernst im mittelalter eine beliebte erzählung war, die dem betreffenden bearbeiter durch mündlichen bericht stellenweise in anderer fassung bekannt sein mochte. Ja, wie Fuckel von C annimmt, dass es E gekannt habe, so kann in ihm ebenso gut die version D benutzt sein. Damit sind denn die anklänge zwischen B und D oder C und E usw. ebenso wie die abweichungen erklärt.

Wenn ich somit glaube, dass das resultat Fuckels nur zur hälfte angenommen werden kann, so stehe ich doch nicht an den wert seiner untersuchungen für die allseitige beleuchtung der beziehungen zwischen den einzelnen versionen anzuerkennen. — Ein leidiges versehen des druckers befindet sich s. 75 ende und s. 77 anfang.

HAMBURG. FRANZ AHLGRIMM.

Festschrift zur 250jährigen jubelfeier des Pegnesischen blumenordens, gegründet in Nürnberg am 16. oktober 1644. Herausgegeben im auftrage des ordens von **Th. Bischoff** und **Aug. Schmidt.** Mit vielen abbildungen. Nürnberg, Schrag. 1894. XVI und 532 s. 8 m.

Das sehr gut ausgestattete buch ist dem andenken Harsdörffers und Birkens gewidmet, doch so, dass leben und wirken des ersteren von Th. Bischoff in grosser

ausführlichkeit dargestellt sind, während die von A. Schmidt verfasste biographie Birkens nur einen verhältnismässig geringen raum einnimmt. Im ersten abschnitt schildert Bischoff die äusseren lebensumstände Harsdörffers. Der zweite handelt von der fruchtbringenden gesellschaft und den beziehungen Harsdörffers zu ihr, namentlich zu ihrem begründer, dem fürsten Ludwig von Anhalt; von einigen schriften Harsdörffers, dem Specimen philologiae germanicae, dem mehr genannten als bekannten Poetischen trichter und dem Teutschen secretarius, werden ziemlich ausführliche inhaltsangaben und viele textproben geboten, so dass man sich von seinem bei allen verirrungen anerkennenswerten streben für die deutsche „haupt- und heldensprache“ eine vorstellung machen kann. Weniger gelungen ist der dritte abschnitt, der den gesprächspielen gewidmet ist. Der verfasser ist sich der schwierigkeit, ein bild von diesem werke mit seinem buntscheckigen inhalt zu geben, wol bewusst gewesen; sie zu überwinden ist ihm nicht gelungen. Zwar erfahren wir mancherlei über die behandelten materien, aber die art der behandlung wird aus Bischoffs darstellung nicht recht klar. Mir scheint, es wäre richtiger gewesen, wenn statt der vielen kürzeren proben eine oder zwei längere stellen zum abdruck gebracht wären. Der folgende abschnitt berichtet über Harsdörffers übersetzungen von schäferspielen, über seine verbindung mit Dilherr und Klaj, die begründung des ordens und seine ersten mitglieder. Ein teil des kapitels ist Klaj's wirken gewidmet: diese abschweifung ist wegen des regen anteils, den Harsdörffer an dessen poetischer tätigkeit genommen hat, kaum zu beanstanden. Weiter wird uns Harsdörffer als didaktisch-religiöser schriftsteller geschildert, wider unter beigabe reichlicher proben aus seinen werken. Die löbliche gesinnung des Nürnberger patriciers wird man ja gern anerkennen, aber über den poetischen wert seiner allegorischen dichtungen urteilt Bischoff doch zu günstig, wie er denn auch sonst geneigt ist, seine bedeutung zu überschätzen. Das kapitel über die mathematisch-naturphilosophischen schriften hat in dem professor Kaspar Rudel einen bearbeiter gefunden, der nicht bloss als fachmann den wert oder unwert von Harsdörffers litterarischer tätigkeit auf diesem felde zu beurteilen versteht, sondern auch über die mathematischen und physikalischen ansichten des 17. jahrhunderts überhaupt gründlich bescheid weiss. Dieser mit gesundem humor geschriebene abschnitt ist auch kulturhistorisch von besonderem interesse, insofern man daraus lernt, was zu jener zeit ein litterat seinen lesern bieten durfte. Zwar hat Rudel es sich mit recht versagt, vollständige übersichten über den inhalt der einschlägigen schriften Harsdörffers zu geben, aber aus den zahlreichen stichproben lernen wir den mathematiker und physiker Harsdörffer zur genüge kennen.

Ein anhang enthält ausser einer übersicht über Harsdörffers schriften poetisches aus seinen werken. Der litterarhistoriker wird die zugabe mit dank hinnehmen: sonst kann kaum jemand freude an dem bombast und geschmacklosen reimgeklingel dieser poesien haben. Auch zwei lieder von Klaj sind abgedruckt, die nicht mehr wert sind.

Schmidts monographie über Sigmund von Birken sucht die grossen charakterschwächen des Nürnberger poeten nicht in abrede zu stellen, behandelt sie aber mit unverdienter milde. Dem urteile über Birken als dichter stimme ich bei.

SCHLESWIG. J. SCHMEDES.

Friesch woordenboek, bewerkt door **Waling Dijkstra** en dr. **F. Buitenrust Hettema,** benevens lijst van friesche eigennamen, bewerkt door **Johan Winkler,** uitgegeven ingevolge besluit der Staten van Friesland usw. Leeuwarden 1896. Aflevering 1. VII u. 48 u. 32 s. 8.

Im jahre 1872 hat Tjalling Halbertsma aus dem nachlasse seines vaters Joost Hiddes den ersten band eines reichhaltigen friesischen wörterbuches herausgegeben. Eine grosse fülle friesischen und vergleichenden materials ist darin zusammengestellt, leider kritiklos: alte, neue und erfundene sprachformen, sicheres und mögliches und unmögliches ist zu einem kaum entwirrbaren ganzen vereint. Gedruckt ist nur dieser erste teil (*A* bis *Feer*), der rest ist im manuscript vorhanden.

Lange ward eine fortsetzung dieses friesisch-lateinischen „Lexicon frisicum" geplant. Im jahre 1887, als ich in Holwerd den riesigen handschriftlichen folianten sah, war der dichter Waling Dijkstra mit der herausgabe betraut. Das einzig richtige wäre gewesen, die neuwestfriesischen worte zu excerpieren und als richtschnur für mundartliche aufzeichnungen zu benutzen; man glaubte aber damals, aus pietät gegen Halbertsma, den druck weiter führen zu müssen. Später hat man sich eines besseren besonnen: aus Halbertsmas sammlungen und aus zutaten anderer ist ein neues „woordenboek" entstanden, es ist noch einmal mit *A* angefangen und Halbertsmas name vom titelblatte ausgeschlossen worden. Die herausgeber, der treffliche Dijkstra und der um die edition friesischer texte verdiente oberlehrer dr. Hettema, haben sich redlich bemüht; aber sie haben nicht das richtige getroffen. In den Niederlanden gibt es keinen einzigen gelehrten, der von den lebenden mundarten Westfrieslands eine wissenschaftliche kenntnis hätte; praktiker ohne sprachwissenschaftliche vorbildung genug, und auch einzelne theoretiker, die die friesischen dialekte aus büchern kennen. Daher ist die grosse aufgabe des wörterbuches (in aufopfernder weise) von zwei kräften übernommen worden, die einander zwar ergänzen sollten, aber nicht können. Wir wissen ihnen dank für ihr bestreben, und wenn wir die ganze anlage der arbeit als verfehlt bezeichnen müssen, so messen wir den umständen viel mehr die schuld bei als den herausgebern, zumal da sie sicherlich mancher schlechten tradition und manchem unverständigen und laienhaften hineinreden haben rechnung tragen müssen.

Vor allem fehlt dem wörterbuche die einheitlichkeit. Das zeigt sich schon bei der einfachsten begriffsbestimmung der worte. Die Niederländer tun vielleicht ganz gut, wenn sie zur erklärung nicht allein ihre eigene sprache heranziehen, die nur wenigen ausländern geläufig ist. Halbertsma hatte darum das umständliche latein gewählt. Nun aber werden hier willkürlich niederländisch und lateinisch verwendet — bald beides, bald eines von beiden; dann wider hochdeutsch, englisch oder französisch ganz ohne ersichtlichen grund, z. b. s. 3 fgg. *abs'lút'*, adv. englisch *absolutely*, absoluut, volstrekt. — *abt*, m. engl. *abbot*, abt. — *abús'*, s. *error*, abuis. — *acht*, in *yn acht nimme* (das wort wird überhaupt nicht übersetzt). — *acht*, num. *octo*, 8. — *achtberheid*, s. hd. *ansehen*, achtbaarheid. — *adelje*, v., frz. *anoblir*, adelen. Diese regellose polyglottik ist unerfreulich.

Eine viel wichtigere frage ist es, ob in einem solchen wörterbuche eine historische darstellung angestrebt oder bloss der heute lebendige wortschatz verzeichnet werden soll. Man hat im princip freie wahl, muss sich aber dann fest an sein programm halten. Unzweckmässig ist jedesfalls das eklektische verfahren, das in der vorrede mit den worten gekennzeichnet ist: *is bij onze friesche schrijvers iets van dezen aard te vinden, zoo wordt ook* **vaak** *naar hen*

verwezen. So werden ganz selten Gijsbert Japiks, einmal auch Waatze Gribberts Brilloft und das Statut von Friesland (1723) angeführt. Aber ein princip fehlt. Es ist auch zu billigen, dass die vergleichung des altfriesischen, saterländischen, wangeroogischen und nordfriesischen unterlassen ist; wozu denn aber einzelne ganz unmotivierte ausnahmen bei worten wie achtfältig, der achte, atem? Und dazu sind die gegebenen formen noch unrichtig: saterl. heisst es nicht *agtende,* sondern in Scharrel und Hollen *achstĕ,* in Strücklingen *achydĕ;* auf Amrum ist „atem" nicht *ôzam,* sondern *œ̄zœm.* Wir würden diese plötzlichen eindringlinge um so lieber entbehren, als ihre schreibung von der des wörterbuches abweicht und daher ohne citate ganz unverständlich ist.

Die quellenangaben sind überhaupt ganz regellos. Wenn auch ältere schriften nicht berücksichtigt worden sind, so sähe man doch gern die belegstellen der aus neufriesischen autoren entnommenen redensarten. Aber hier herrscht ebenfalls mangel und willkür: seitenlang finden wir kein citat, dann wider ein vereinzeltes aus den *Rijmen en Teltsjes* der Halbertsma. Unter den worten *âldjiersjoun* wird eine breite friesische schilderung des gar nichts besonderes bietenden Silvesterabends gegeben, die mit dem satze schliesst: „Unglücksfälle durch trunk nnd verrostete feuerwaffen kommen in dieser nacht noch wol bisweilen vor". Ist das alles, den anführungszeichen nach zu urteilen, aus einem buche entnommen? Dann hätte man statt der erzählung ein citat gewünscht. Ebenso hätte auf seite 18, wo von den Hindelooper namen der verschiedenen ostindischen sorten Bont die rede ist, das büchlein von Roosjen en Kroese (Merkwaardigheden van Hindeloopen) mit nutzen genannt werden können.

Diese dinge sind von geringerer bedeutung; andere fehler aber schädigen das werk schwer. Vor allem fragen wir: an wen wendet es sich? Bloss an die Westfriesen oder auch an weitere kreise? Die einladung zur subskription lässt das letztere annehmen. Soll es ferner ein glossar zu neufriesischen schriften sein oder das aus dem volksmunde gesammelte material verzeichnen, und soll es bloss lexikographisch oder auch grammatisch nutzbar sein?

Die höchst dankenswerte sammlung von friesischen redensarten wird von weiteren kreisen wol kaum verstanden werden: es hätte eine niederländische übersetzung gegeben werden müssen. Sollte der im friesischen nicht sehr bewanderte ausländer, und mag er auch germanist sein, verstehen, was es heisst *in âldhoed oan in stôk is in bêste sjamme* („Scheuche" s. 33) oder *hwet docht er dochs? pûdtsjeplakke* (s. 16)? Es ist mir sehr zweifelhaft. Und auf jeder seite finden sich solche dinge, die wenigstens bis zur vollendung des werkes den meisten unklar bleiben.

Wir haben schon erwähnt, dass das wörterbuch keine sprachgeschichtlichen erwägungen gibt. Sein zweck ist, zu verzeichnen *de friesche taal die leeft, nog voortleeft onder en in den mond van het volk.* Da darf und muss man doch verlangen, diese sprache so geschrieben zu sehen, dass der fremde einen richtigen begriff von den lautverhältnissen gewinnen kann. Das ist aber keineswegs der fall. Ohne einige phonetische schulung wird man das neuwestfriesische noch weniger als andere lebende mundarten genügend darstellen können Wir Deutschen haben eine normalsprache, eine bühnensprache, und deshalb sind wir im stande, mit der rechtschreibung unserer sogenannten schriftsprache auch allenfalls mundarten zu fixieren. Unzulänglich wird eine solche darstellung ja immer bleiben, aber doch annähernd richtiges bieten können. In den Niederlanden liegt die sache ebenso, nur sind die kleineren nationen, wenn sie sich an weitere kreise wenden wollen, vor anderen genötigt, eine internationale laut-

bezeichnung zu wählen. So ist es begreiflich, dass gerade die Schweden, Norweger, Dänen in richtiger einsicht längst ganz besonderes gewicht auf phonetische darstellung ihrer mundarten gelegt haben. Wäre nun das friesische wenigstens mit niederländischer orthographie aufgezeichnet, so wäre das für uns, wenn auch unbequem, so doch immerhin brauchbar. Die Friesen aber haben sich eine eigene schreibung zurechtgemacht, und die kann kein ausländer eo ipso verstehen. Es ist ein unglückliches mixtum compositum von ungenauen phonetischen darstellungen und von historischen anschauungen sprachwissenschaftlich nicht geschulter leute. Diese kakographie kann nur von demjenigen in die richtigen laute übersetzt werden, der das friesische aus friesischem munde gelernt hat. Wir wollen hier nicht die sonderbare geschichte dieser schreibung behandeln, die von Halbertsma aufgestellt und 1876 vom „Selskip for fryske tael- en skriftenkennisse" in Leeuwarden modificiert worden ist. Sie mag für litterarische zwecke innerhalb der friesischen grenzen ganz brauchbar sein, aber das sagt für ihren wert wenig: druckfehler hindern nicht immer das verständnis, und man kann ohne schaden selbst ein X für ein U machen, wenn man sicher ist, dass dieses X von den leuten als U erraten wird. Vor zweihundert jahren war man in Friesland weiter als jetzt. Gijsbert Japiks schrieb 1655 in der niederländischen vorrede zu seinen gedichten: *my belangende*, *soeck mijn grijze moeder-ja beste-moeder-tael in soodanige letter-beelden te bekleeden en beklemmen, datse een letterkundigen* **on-Frieze** *sal konnen (soo waen ick) lezen. Ja! daer na heb ick geploeght ende gepooght als Icarus na't wieck-wispelen ende Phaëton na't karre-mennen.* Das war der richtige weite gesichtspunkt! Wenn er in der ausgabe der *Rijmlerije* (1668) nicht genügend gewahrt ist, so hat nicht Gijsbert, sondern der eigenmächtige Gabbema die schuld. Die schreibung des „Selskip" aber trägt diesem grundsatze leider gar nicht rechnung; darum ermöglicht sie auch nicht, die wichtigen lautunterschiede der frs. dialekte zu erkennen.

Einige beispiele sollen das zeigen. Im ganzen westfrs. gebiete ist in dem worte, das einem afrs. *bern* „kind" entspricht, das *r* zwischen kurzem vokal und dental geschwunden: die meisten mundarten sprechen *bæn* (kurzes *æ* wie in deutsch männer), andere *ban, bon* (so auch *hyd* hart, *byd* bart u. a. m.). Das wörterbuch schreibt hier *bern (hird, bird)* aus historischen gründen. Auch wird in den zusammensetzungen mit „alt" immer *âld* geschrieben, obgleich keine nwfrs. mundart hier ein *l* spricht[1] und schon Japiks stets *âd kâd* usw. hat; nur in dem worte *âffear* „altvater" (s. 18) werden die historischen gründe nicht berücksichtigt, und das ist inkonsequent. Die unhaltbarkeit der orthographie aber wird sich am klarsten ergeben, wenn wir eine summe von wörtern zusammenstellen, die mit einem und demselben laute geschrieben, jedoch ganz verschieden gesprochen werden. Da in der hauptstadt Leeuwarden kein friesisch geredet wird, so werden wir die mundarten von Grouw, Baard, Jelsum, Tjum, Holwerd, Murnerwoude verzeichnen[2] und damit, wenn sie nicht differieren, gewiss die üblichste lautform gewonnen haben. Die schreibung *hoed* „hut" wird hier überall *hûĕd* gesprochen, nur in Baard hört man *hôĕd; broer* „bruder" überall *brûĕr* (Baard *brôĕr*); *foet* überall *fûĕt.* Aber *boek* „buch" erscheint überall als *bûk, doek* „tuch" als *dûk* (zum teil unter gestossenem ton als *dû'k*). Das wort für „haut" zeigt ebenfalls überall geschlossenes *û* (*hûd*),

1) Nur der im wörterbuche nebenbei berücksichtigte dialekt von Hindeloopen spricht ein schwach hörbares *l̨*.

2) ˆ bezeichnet geschlossene länge; *ĕ* ist kurzes *e* in hochd. *gabĕ*; ′ gibt den silbenaccent an.

hier aber wird *hùd* geschrieben — wol aus historischen gründen; warum denn aber *boer* „bauer“? Noch schlimmer steht die sache beim *oa*. In dem worte *oare oarde* „andere“ wird langes geschlossenes *ô* gesprochen: ich verzeichne *ôrĕ ôĕdĕ* Baard, *òĕrĕ* Jelsum, *òrdĕ* Holwerd, *òdĕ* Murnerwoude; so auch in *toalce* „zwölf“ (Wörterb. s. 44): *tôlwĕ* Holw. Jels. Baard Murn., *tôlif* Tjum, *tôlf* Grouw. Aber *hoanne* „hahn“ erscheint z. b. in Grouw, Baard und Murn. als *hôánĕ*, in Holw. habe ich *hûanĕ*, in Tjum *hôanĕ* gehört (die mundarten des Zuidhoek u. a. kommen hier nicht in betracht). Oft erscheint im wörterbuch die form *moat* „muss“, *moatte* 3. pers. pl. „müssen“: da scheint für das „Selskip“ ganz speciell die mundart von Holwerd den ausschlag gegeben zu haben, welche *mùat mùatĕ* bietet im gegensatz zu *mat matĕ* Grouw Baard Jels. Tjum Murn.

Aus diesen beispielen, die sich beliebig vermehren lassen, ist ersichtlich, dass viele verschiedenen laute durch ein und dasselbe zeichen fixiert sind, und darum ist die orthographie wissenschaftlich unbrauchbar. Man lernt aber aus den angegebenen wörtern auch, dass von einer normalsprache in Friesland keine rede sein kann, zumal da in den städten eine mischsprache, das sogenannte „stadtfriesisch“, üblich ist. Man mag in laienkreisen oder der praktischen gruppierung halber die Hindelooper, Molkwerumer, Schiermonnikooger und andere besonderheiten als dialektische abweichungen von dem um Leeuwarden herrschenden friesisch bezeichnen; man mag auch jene willkürliche schreibung für litterarisch-volkstümliche zwecke beibehalten und glauben, dass sich in decennien auf grund dieser schrift eine normalsprache ausbilden könne. Einstweilen ist aber noch nichts davon zu spüren, und daraus ergibt sich: ein friesisches wörterbuch sollte eine bestimmte mundart zu grunde legen und die abweichungen anderer unter den betreffenden wörtern verzeichnen; und zum mindesten müsste, wenn je eine willkürliche historisch-phonetische schreibung verwendet werden sollte, die rein phonetische schreibung daneben mitgeteilt werden. Ohnedies wird das wörterbuch für sprachwissenschaftliche zwecke unbrauchbar sein. Es wäre für mich wahrlich bequem gewesen, eine solche „standardsprache“ anzunehmen anstatt mir mit den mundarten der einzelnen dörfer grosse mühe zu geben. Die menge sicheren materials, das ich hier gesammelt und zu einem teil veröffentlicht habe, hätte mit nutzen verwertet werden können: dass es phonetisch zuverlässig ist, dafür stehe ich ein; sonst hätten auch meine zuverlässigen gewährsmänner (ich denke an herren wie Waling Dijkstra selber, Sytstra, Boukema in Oudemirdum, Wielsma, van der Veen in Murnerwoude und viele andere) meine nachbildungen der worte, die doch auf meiner schreibung beruhten, nicht für durchaus korrekt erklärt. Alle diese arbeiten einfach zu ignorieren, weil man es in den Niederlanden nicht für nötig hält, sich in die phonetik hineinzuarbeiten, das lässt sich nicht billigen und wird sich rächen.

Noch mancherlei andere inkonsequenzen und fehler lassen sich nachweisen, obschon das lexikon erst bis *angelreid* gediehen ist. Nur ein paar kleinigkeiten seien hier notiert. S. 6 *achtste* „der achte“ wird wol kaum in Friesland gehört werden: man sagt *achstĕ*; in Hindeloopen habe ich nur dieses und nicht auch *akstĕ* angetroffen; das mag zufall sein, aber ich glaube kaum, dass dort *akst* für die kardinalzahl vorkommt. — Ebenda spricht man *âi* (ei) mit langem *â*, gerade wie anderwärts; also ist auf s. 12 nicht *aiseekje* zu schreiben. — *aenze* (s. 14), das den phonetischen wert *ânzĕ* haben würde, ist unrichtig: man spricht *âįsĕ* und *nâįsĕ* (irgendwo und nirgends), d. h. langes *â* mit nachklang eines nasalierten *i*; auch *aezen*, *aezenboad* ist meines wissens falsch: man spricht nicht *âzn̥*, sondern *ǣzn̥*. — *Fol-*

makke und *folmekke* sind dialektisch verschieden. vgl. ref., Zur geschichte der engl.-frs. sprache s. 69. — Die angaben über *âlf âlve* „elf“ (s. 36. 44) sind ungenau und unvollständig, diejenigen über *âlfte* unrichtig: es heisst *olfte* Jels. Schiermonnikoog *olftĕ* Baard *àlftĕ* Murn. Holw. *alfdĕ* Grouw *ælĕfdĕ* Balk Oudemirdum Joure Molkwerum *ælĕfdĕ* Workum Hindeloopen Terschelling. — Bei „all“ heisst es im wörterbuche: *al, alle* (spr. *òl;* ook *âl,* op de klei meer; en *ôl,* vooral in de wouden); was soll man sich dabei denken? Gewiss nicht, dass man in Balk, Murnerwoude und auf Schiermonnikoog *olĕ*, in Hindeloopen *alĕ* und auf Westerschelling *alĕ* spricht. — Und was die ganz unzulängliche orthographie anlangt, sei besonders vor dem unglücklichen und vieldeutigen *ie, ea* und vor *jeo* gewarnt: aus einer schreibung *frjeon* wird niemand die aussprache *frjŷn frjŷĕn frŷĕn* herauslesen, aus *fijàn* nicht *fèant* (Wouden). Diese sogenannten diphthonge sind zu einem teil historisch gar nicht berechtigt; phonetisch sind sie zumeist deshalb unbrauchbar, weil der bald auf dem einen, bald auf dem anderen komponenten dieser vokalverbindungen ruhende silbenaccent nicht zum ausdrucke kommt, z. b. *fiel* praet. *fielde* wird gesprochen *fîil fîildĕ* (Oudemirdum).

Ein weiterer fehler des wörterbuches ist, dass das fremde sprachgut, mag es stammen woher es will, von dem einheimischen nicht geschieden wird. Das ist um so störender, als die fremden elemente sehr stark sind: z. b. auf den ersten 10 seiten sind die rein-friesischen worte in der minderzahl, und auf den ersten beiden seiten findet sich überhaupt keines. Die aus dem romanischen oder neuenglischen entlehnten formen wird auch der Nichtfriese ja sofort erkennen, keineswegs aber die niederländischen: worte wie *adel, aes* (neufrs. *îĕs*), *âldomke* (vgl. afrs. *êm*), *aldusdanich* usw. müssten unbedingt als nichtfriesisch kenntlich gemacht werden; sonst kann man erleben, dass sie in andere wörterbücher germanischer mundarten als friesisch aufgenommen und eine quelle von missverständnissen werden. Und ist schon durch die grosse (zum teil entbehrliche) menge des fremden materials die übersichtlichkeit des friesischen sprachschatzes sehr erschwert, so noch ganz besonders dadurch, dass alle worte gleichwertige rubriken für sich bilden und nicht einmal die komposita unter die simplicia eingereiht sind.

Noch ein anderes. Es ist gut, dass die sprachlichen erklärungen vermieden sind, um der hypothese nicht zu viel raum zu gönnen; aber es könnten einige ausnahmen zugestanden werden. Das sind die fälle, wo der kenner des friesischen aufschluss geben kann, während jeder andere ganz hilflos ist. Z. b. wird *agge sottede* (s. 18) selbst von germanisten schwerlich verstanden werden. *sottede* ist der plur. des part. praet. von hindeloopisch *sot* „setzen“ (= *sæt* der übrigen mundarten), und mit *agge* ist vielleicht ein netz gemeint (vgl. ostfrs.-plattd. *agge*), so dass das rauten- oder netzförmig gestreifte ostindische bont „netzbesetzt“ genannt ward. Bleibt auch das erste glied des wortes zweifelhaft, so wäre doch mit der deutung des *sottede* schon etwas gewonnen. Man sollte damit nicht bis zum buchstaben *S* zurückhalten. Doch das sind praktische fragen, über die sich streiten lässt.

Viel wichtiger ist: die mundarten der weiter vom centrum entfernten gebiete, die laut dem vorberichte eingehend berücksichtigt sein sollen, kommen gar nicht zu ihrem rechte: Terschelling wird im texte überhaupt nicht erwähnt, und die formen anderer dialekte gehen durch mangel an verweisen verloren. Z. b. auf s. 17 heisst es *aest,* Hindeloopen *oost*; s. 19: *aist,* Schiermonnikoog *oost.* In beiden fällen ist freilich gesagt *zie east*; nach dieser ersten lieferung zu urteilen, werden wir aber unter *east* weder auf *aest* noch *aist* aufmerksam gemacht werden, denn es ist z. b. unter *aei*

auch nicht gesagt, dass das wort auf Schiermonnikoog *ôi* lautet. Und unter *aest* hätte auch bemerkt werden müssen, dass es heute in Hindeloopen nur noch als ortsname gebraucht, die himmelsrichtung aber *âstṳ* genannt wird; ferner unter *aist*, dass neben diesem auf Schiermonnikoog auch die lehnform *œ̂st* üblich ist. Das alles hätten die herausgeber durch einen blick auf des ref. Engl.-frs. sprache s. 280 lernen können.

Sehr dankenswert sind eigentlich nur die reichen sammlungen von redensarten in neuwestfrs. sprache, mit welchen die bedeutung der einzelnen worte erläutert wird, und das reichhaltige namenlexikon von Johan Winkler. Aber wir müssen an den so tätigen sammler die dringende bitte richten, unter allen umständen die belegstellen mitzuteilen, ohne die ein solches werk für die wissenschaft nicht nutzbar ist, durch die es aber zu einer sehr wertvollen arbeit werden würde. Bei den modernen namen empfiehlt sich auch eine phonetische umschreibung.

Wir fassen unser urteil zusammen: in der weise dieser ersten lieferung lässt sich die arbeit mit nutzen nicht fortsetzen. Zum mindesten ist wünschenswert: dass hinter allen worten phonetisch der lautwert nach einer und zwar stets derselben mundart angegeben werde; dass ferner wenigstens jedes simplex auch in der mundart von Hindeloopen, Molkwerum, Osterschelling, Westerschelling, Schiermonnikoog und in mindestens einem Zuidhoek- und Woudendialekt phonetisch verzeichnet werde[1]. Die umständliche gesonderte angabe aller dieser dialektformen (wie sie soeben durch *aest* usw. gekennzeichnet ist) wird damit erspart; nur sollten zum schlusse des werkes register der Hindelooper usw. formen mit verweisen auf das wörterbuch gegeben werden. Es würde sich empfehlen, in anbetracht der noch geplanten 24 lieferungen diese erste umzudrucken; andernfalls muss das versäumte in einem anhange nachgeholt werden.

Noch ist es zeit: durch einen kurzen entschluss lässt sich alles zum guten wenden, und wir hoffen, über den fortgang des werkes günstig berichten zu können. „Principiis obsta, sero medicina paratur“ usw. Nur in diesem sinne habe ich, den grossen fleiss der herausgeber anerkennend, meine vorschläge gemacht, und jeder einsichtige muss sie lediglich als den ausdruck meines grossen interesses an dem gelingen des friesisch-nationalen werkes auffassen. Niemand wird freudiger als ich anerkennen, wenn die mühevolle arbeit vieler jahrzehnte etwas brauchbares leistet und nicht, wie diese erste lieferung befürchten lässt, stückwerk bleibt. Hoffentlich werden Gedeputeerde staten van Friesland und die herausgeber hierfür sorgen, sowol im interesse der provinz als auch der auswärtigen subskribenten, deren zahl zwei drittel beträgt.

GREIFSWALD, 1. DEC. 1896. THEODOR SIEBS.

Deutscher liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutschen volkslieder nach wort und weise aus der vorzeit und gegenwart gesammelt und erläutert von **Ludwig Erk.** Im auftrage und mit unterstützung der kgl. preussischen regierung nach Erk's handschriftlichem nachlasse und auf grund eigener sammlung neubearbeitet und fortgesetzt von **Franz M. Böhme.** Bd. 1—3. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1893—94; I: LXIII, 656; II: III, 800; III: IV, 919 s. gr. 8. 36 m.

Ludwig Erk wollte in seinem „Liederhort“ eine auswahl der schönsten und bedeutendsten volkslieder mit ihren eigentümlichen melodien geben, wie sie in alter

1) Man wende nicht etwa ein, dass sich eine jedem begreifliche phonetische umschrift für das neuwestfrs. schwerer finden lasse, als für irgend eine andere sprache.

und neuer zeit allüberall ertönten. Der erste band erschien 1856 und brachte die noch im volksmund lebendigen lieder, der zweite, der die verschollenen und verklungenen lieder aus der alten zeit wider der gegenwart mitteilen sollte, ist nie erschienen. Erk hatte unermüdlich und immer weiter greifend fortgesammelt, das material wuchs zu ungeheurer fülle, aber zu einem abschluss konnte er sich nicht bringen. So ist denn sein gross angelegtes liederwerk ein torso geblieben.

Aber auch in seiner unvollständigkeit erweckt es unsre hohe bewunderung: mit feinsinnigem verständnis hatte Erk die auswahl getroffen, mit lebendiger nachempfindung hatte er sich in die innere form der lieder hineinzufühlen gewusst und mit takt und sicherer methode seine zerstörende und wider aufbauende arbeit ausgeführt. Dieser takt liess ihn auch auf fremden gebieten meist das richtige treffen. Wie gross im einzelnen die verdienste des musikers Erk sind, das zu würdigen muss ref. berufeneren überlassen.

Bei diesen bedeutenden vorzügen des Erk'schen Liederhortes musste man seine fragmentarische gestalt doppelt bedauern und es erregte deshalb lebhafte freude, als es in weiteren kreisen verlautete, dass durch die unterstützung der preussischen regierung eine neugestaltung des Liederhortes ermöglicht sei und dass ein musikgelehrter, der auf dem gebiete der volksliedforschung bereits seit langem einen namen von gutem klang besass, Franz M. Böhme, die neubearbeitung übernommen habe.

Der neue Liederhort liegt nun in drei stattlichen bänden vor uns, ein denkmal grossen fleisses und liebevoller hingabe an den gegenstand. Böhme hat den plan einer eigenen sammlung, der ihm schon weit gediehen war, fallen gelassen und selbstlos sein material mit dem von Erk gesammelten vereinigt. Die beurteilung der arbeit Böhme's seitens eines philologen wird meist, und so auch beim ref., unter dem übelstand leiden, dass seine hauptleistung, die wol auf musikalischem gebiete liegt, zurückgeschoben wird und man sich an die philologische seite seines werkes hält. Man hat sich immer wider ins gedächtniss zu rufen, dass Böhme von haus aus musiker und kein philologe ist und dass es selten eintritt, dass sich wie bei L. Erk beides in hohem masse vereinigt findet. Das haben wir auch bei ausstellungen, die wir etwa zu machen haben, in rechnung zu ziehen.

Böhme ist in der anordnung darin, und meines erachtens mit recht, von Erk abgewichen, dass er nicht älteres und neueres volkslied getrennt, sondern beides vereinigt und nach den gegenständen, die die lieder behandeln, geordnet hat. Wir sind noch lange nicht im stande eine solche scheidung, wie Erk sie plante, mit erfolg durchzuführen. Auch Böhme will, wie Erk, nur eine auswahl des besseren bieten, und man wird sich im grossen und ganzen mit dem gewählten einverstanden erklären, zumal wenn man die schwierigkeit der wahl bei der erdrückenden masse bekannter volkslieder in erwägung zieht. Manches von dem mitgeteilten würde man gern zu gunsten anderer lieder lieber missen; allein darin werden die urteile der einzelnen immer und überalil von einander abweichen.

Böhme will nur wirkliche volkslieder aufnehmen, aber diesen so richtigen grundsatz hat er bedauerlicher weise mehrfach übertreten. Was haben das Hildebrandslied, Ludwigslied, Karlemannslied, Ottolied unter den volksliedern des Liederhortes zu suchen? Warum führt er kunstlieder, die er als solche erkennt (vgl. 2, 145 nr. 334[2]; 2, 430 nr. 615) trotzdem an? Bei andern liedern ist ihm die kunstmässige herkunft entgangen, trotzdem ihm Hoffmanns von Fallersleben Volkstümliche lieder hätten aufklärung geben können; z. b. das lied „Der könig rief und alle, alle kamen“ ist nach Hoffmann (VL nr. 159) von K. G. S. Heun (Clauren); Böhme teilt es

2, 172 nr. 357[c] als volkslied mit und gibt 3, 247 nr. 1379 eine volkstümliche umbildung, die den anfang entlehnt. Der dichter des 3, 271 nr. 1406 mitgeteilten liedes „Mit jammervollen blicken und tausend sorgen schwer“ ist Schubart (Ged. 2 [1781] 58). Im gegensatz zu Böhme halte ich mit entschiedenheit auch die 3, 217 nr. 1338 mitgeteilte fassung der „Reveille“ für ein kunstprodukt: an das ursprüngliche volkslied haben Arnim und Brentano das gespenstische angedichtet und durch „Des knaben wunderhorn“ ist das so entstandene zwilichte lied in die fliegenden blätter eingedrungen.

Leider fehlt Böhme zu einem philologen beinahe alles, aber wir dürfen nicht vergessen, dass er einer älteren zeit angehört, in der man es mit manchen dingen nicht so genau nahm. Ein überbleibsel von anschauungen einer älteren periode ist es wol auch, wenn er (bd. 1 s. V) von „dem hässlichen dialekte des Kuhländchens“ spricht und deshalb die von dort mitgeteilten volkslieder ins hochdeutsche übersetzt. Er transponiert überhaupt häufig texte aus dem dialekt (z. b. aus dem schles. 1, 19 nr. 3, dem siebenbürg. 1, 143 nr. 42[i], dem niederländ. 1, 160 nr. 46 u. a. m.), und nicht immer richtig (z. b. 2, 316 nr. 493 tauen). Ich halte dies verfahren prinzipiell für falsch, da der Liederhort mit seiner grossen ausdehnung doch ein mehr oder weniger gelehrtes werk ist, und diejenigen, die ihn benutzen, wol alle im stande sein dürften auch dialektische dichtungen zu verstehen.

Auch sonst werden ältere texte modernisiert, nicht immer richtig und zu ihrem vorteil (selbst nicht immer consequent, vgl. z. b. 2, 23 nr. 236). Man vermisst oft das feine anempfinden und das verständnis eines L. Uhland, auf dessen vorgang sich Böhme beruft. Die sprachlichen kenntnisse Böhmes versagen mitunter, so z. b. wenn 1, 24 nr. 6 „der götze“, der siemann, pantoffelheld für einen „hauskobold“ erklärt wird, wenn 3, 187 nr. 1300 zu 3, 5 der satz „von der haußmeyd hab ich kein steur“ als „sinnlos“ bezeichnet und in „Von dem meth hab ich kein steur“ geändert wird. Besonders leidet die widergabe des mittelhochdeütschen darunter, z. b. 2, 189 nr. 375; 709 nr. 925; 3, 33 nr. 1086. Bei der unzureichenden vertrautheit mit der älteren sprache und litteratur gibt selbstverständlich der kommentar zum Hildebrandslied und zu andern ahd. gedichten ganz besonders anlass zu unrichtigkeiten.

Bedauerlich ist bei dem grossangelegten werke der mangel an akribie und genauigkeit. Wer sich mit Erk-Böhmes Liederhort und Böhmes Volkstüml. liedern eingehender beschäftigt hat, weiss, dass die abdrucke Böhmes, wie seine angaben und citate, leider in ungewöhnlich vielen fällen ungenau und falsch sind. Das beeinträchtigt auch leider die benutzung der anmerkungen sehr, deren reichhaltigkeit Böhmes vertrautheit mit dem volksliede in glänzendem lichte zeigt.

Bei einer solch grossen unübersehbaren masse von liedern, die so vielfach in einander überfliessen, sind trotzdem versehen in der mitteilung gleicher lieder und in dem auseinanderhalten verwandter fassungen Böhme selten passiert. Notieren will ich, dass nr. 453 noch einmal als nr. 490, nr. 560[b] als nr. 821 gedruckt ist. Bei den nrn. 623 und 1424 wäre ein gegenseitiger verweis angebracht gewesen. Umzustellen sind die nrn. 1347 und 1348.

HALLE A. S., IM OKTOBER 1896. JOHN MEIER.

Thomas Morus, Vtopia. Herausgegeben von **Victor Michels** und **Theobald Ziegler.** Mit zwei photographischen nachbildungen. [Lat. litteraturdenkmäler des XV. und XVI. jahrhunderts, herausgegeben von Max Herrmann 11]. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1895. LXX und 115 s. 3,60 m.

Endlich liegt die seit langem erwartete ausgabe der Utopia vor. Sie entspricht allen nur möglichen wünschen. Die umfangreiche einleitung beginnt mit dem leben des berühmten staatskanzlers Heinrichs VIII. Sie charakterisiert seine stellung zur kirche und stellt seine freundschaftlichen beziehungen zu Erasmus klar. Der zweite von Th. Ziegler herrührende abschnitt der einleitung würdigt in lichtvoller darstellung die philosophische und sociale bedeutung der Utopia. Die erste ausgabe ist jedesfalls noch kurz vor schluss des jahres 1516 erschienen. Von ihr sind in öffentlichen bibliotheken vier vorhanden. Das im besitze des British Museum befindliche hat für die herstellung der druckvorlage der vorliegenden ausgabe gedient. Ausserdem besitzt die Bibliothèque Royale de Belgique in Brüssel zwei exemplare, von denen das eine für die korrektur benutzt werden konnte. Ein viertes besitzt die Bibliothèque nationale zu Paris. Wie die erste freilich sehr fehlerhafte ausgabe, so werden auch die Pariser und die Baseler ausgaben von 1517 und 1518, sowie die später erschienenen ausgaben mit bibliographischer genauigkeit beschrieben. Eine mit grösster sorgfalt angefertigte tabelle gibt über das verhältnis der verschiedenen ausgaben in bezug auf die zutaten aufschluss. Es folgt dann die aufzählung der übersetzungen, zuerst der deutschen (die erste von Claudius Cantiuncula von Metz veranstaltete erschien 1524 bei Joh. Bebel zu Basel), dann der italienischen (die erste von 1548), der französischen (die erste von 1550) und der englischen (die erste von 1551). Rechnet man dazu die belege zur druckergeschichte der ersten ausgabe (s. LII—LX), die angaben der lesarten (s. LX—LXV) und die lehrreichen und wertvollen anmerkungen (s. LXVI—LXX), so hat man genügenden anlass den vom herausgeber V. Michels aufgewandten fleiss zu bewundern. Gern hätten wir noch einige urteile von männern wenigstens des reformationszeitalters gelesen, aus denen hervorgeht, welchen wert von jeher der Utopia beigelegt worden ist. So sagt z. b. Gyraldus in seinem werke De poetis nostrorum temporum (s. 63, 5): „Celebratur et legitur Thomae Mori soluta oratione Vtopia liber de felici ac beato reipublicae statu“.

Unverständlich ist mir Vossius' erklärung des Abraxa s. LXVIII z. 15: ducenti anni defint gusto dimu numero. Vermutlich liegt ein druckfehler zu grunde. Im texte der Utopia habe ich gefunden: 16, 3 refrenenda; 29, 28 propemodam; 47, 27 dirivatur; 51, 1 imbeciliores; 60, 31 brevisculus; 76, 29 creficimur; 80, 27 Horodotum; 81, 29 exemplariorum; 84, 30 caelebem; 104, 30 caelebum und dagegen 105, 8 caelibatum; 86, 5 sollicittasse ad suprum; 89, 2 imerito; 100, 33 e nostro coeto; 101, 12 animadvertasset; 107, 20 conditionibus und 117, 17 condicio, 110, 3 paulim, doch kann einiges hiervon vielleicht auf Morus' schreibweise zurückgeführt werden.

Im übrigen verdient die verlagsbuchhandlung wegen der geschmackvollen ausstattung unbedingtes lob. Die beiden verkleinerten nachbildungen des originals geben ein bild der insel Utopia, das alphabet ihrer bewohner und ein tetrastichon in der sprache der Utopienser.

WILHELMSHAVEN. H. HOLSTEIN.

Der Bookesbeutel. Lustspiel von **Hinrich Borkenstein** (1742) herausg. von **F. F. Heitmüller.** [Deutsche litteraturdenkmale des 18. und 19. jahrhunderts nr. 56/57, neue folge nr. 6—7.] Leipzig, G. J. Göschen. 1896. XXX, 73 ss. 1,20 m.

Borkensteins „Bookesbeutel“ ist in den letzten jahren ziemlich häufig genannt worden, ohne dass sich dem forscher eine bequeme gelegenheit geboten hätte, das seltene stück aus eigener anschauung kennen zu lernen. Jetzt legt Ferdinand Heitmüller, der sich bereits 1890 in seiner dissertation über „Hamburgische dramatiker zur zeit Gottscheds“ eingehend mit dem „Bookesbeutel“ beschäftigt hat, einen sorgsamen neudruck vor. Zu grunde gelegt ist dabei die ausgabe von 1742, von der Heitmüller, dank der hilfe Johannes Boltes, ein exemplar auf der kaiserlichen bibliothek zu St. Petersburg aufgetrieben hat. Ob freilich dieser druck wirklich der älteste ist, möchte ich bezweifeln, da ein buch, das keine weitere angaben über seine herkunft gibt als „Frankfurt und Leipzig“, in dubio doch wol als nachdruck zu betrachten ist. Immerhin aber fusst Heitmüllers ausgabe auf dem ältesten bis jetzt bekannten druck, der zudem nur kurze zeit nach entstehung des werkes (1741) erschienen ist.

Den gegenstand des lustspiels bildet bekanntlich der gegensatz zwischen dem Hamburgischen schlendrian und der feineren sitte des galanten Obersachsens. Bei darstellung des ersteren scheint Borkenstein vorwiegend von Holberg beeinflusst worden zu sein, während er sonst bewusst den spuren Gottscheds folgt. Die drei einheiten — zum grossen schaden des stückes namentlich die der handlung — werden ängstlich gewahrt, die scenen in äusserlicher weise mit einander verbunden, und nur am aktschlusse ist die bühne leer. Die personen sind, wie in den übersetzungen und originalen der Gottschedin, nach ihren eigenschaften benannt, als: Grobian, Gutherz, Ehrenwehrt. Diese namen sollen nach s. 12, 5 familiennamen sein, was aber nicht hindert, dass herr Grobian einen sohn hat, der Sittenreich heisst! Übrigens könnte Borkenstein diese namen auch unabhängig von Gottsched im anschlusse an die moralischen wochenschriften gewählt haben, die nach Heitmüllers zeugnis mit ihren charakterbildern dem „Bookesbeutel“ in Hamburg kräftig vorgearbeitet haben. Auf moralische besserung und aufklärung wird ebenfalls im sinne Gottscheds hingearbeitet. Ungottschedisch ist dagegen die einteilung in drei akte, die der Leipziger gewaltige schwerlich gutgeheissen hätte, und die gelegentliche verwendung von stark dialektischen elementen und sprachunrichtigkeiten.

Auf die derbkomischen, an Holberg erinnernden bestandteile des stückes hat Heitmüller schon in seiner dissertation grossen wert gelegt und auf grund dieser auffassung den „Bookesbeutel“ für ein werk erklärt, das, dank dem gesunden talent seines verfassers, dem engen bannkreise der Gottschedischen komödie entrinne und auf eine bessere zukunft weise. Dem vermag ich nur mit grossem vorbehalt zuzustimmen. Ich habe im „Bookesbeutel“ vieles gefunden, was mir bedeutend mehr nach vergangenheit als nach zukunft aussah; namentlich bin ich öfters an eine ganz bestimmte gattung des früheren lustspiels erinnert worden: nicht etwa an die rohe hanswurstiade, an Christian Reuters derbe stücke oder die saftigen zoten Picanders, sondern an Christian Weises schulkomödien. Noch mehr als bei den derbkomischen scenen drängt sich diese erinnerung auf, wenn man die Obersachsen ihre komplimente drechseln hört; man lese beispielsweise den vierten auftritt des ersten oder den neunten des zweiten aufzugs! — Aber auch wenn ich von solchen altertümlichkeiten absehe, bleiben mir gegen den wert des „Bookesbeutel“ noch manche bedenken. Was Holbergs derbheiten so leicht erträglich macht, sein urwüchsiger humor, das

gerade geht Borkenstein ab und so bleiben auf der einen seite unerquickliche rohheit, auf der andern eine selbst nach den begriffen jener zeit unausstehliche lehrhaftigkeit übrig. Da erscheint denn als wesentlicher vorzug Borkensteins vor der Gottschedin nur die gesunde beziehung auf lokale verhältnisse, und ob diese allein ausreicht, um dem „Bookesbeutel" unter den zeitgenössischen lustspielen eine ausnahmestellung einzuräumen, bleibt mir etwas zweifelhaft. Ich muss gestehen, dass ich das vielgerühmte stück ziemlich enttäuscht aus der hand gelegt habe.

In der einleitung gibt Heitmüller einige ergänzungen zu seiner dissertation. Über die familie des dichters und seine lebensschicksale hatte Christian Redlich im 37. bande der Zeitschrift für deutsches altertum vieles neue beigebracht; auf grund dieser angaben teilt Heitmüller einen vollständigen stammbaum Borkensteins mit. — Wie schon in der dissertation, so beschäftigt er sich auch hier eingehend mit der herkunft des wortes „Bookesbeutel" als bezeichnung für „schlendrian", „altherkömmliche konvention und sitte". Der name soll (nach Uhlich) von dem beutel herrühren, in welchem vor alter zeit die Hamburger frauen beim kirchgang ihr gesangbuch trugen; „da sie nun gemeiniglich auf den kirchwegen gerne stehen blieben und miteinander von vielerlei und oft läppischen dingen schwatzten, die meistens ihre alte gewohnheit betrafen, über welche sie steif hielten, so nannte man nach diesem alles, was wir etwan schlendrian nennen, den Bookesbeutel." Heitmüller ist unwillig darüber, dass Paul in seinem Deutschen wörterbuche unter „Bocksbeutel" diese annahme für unwahrscheinlich erklärt. Ich schliesse mich dagegen der meinung Pauls an. Was Heitmüller s. IX fgg. beweist, ist nichts weiter, als dass man sich in Hamburg im 18. jahrhundert das wort in der soeben mitgeteilten weise erklärt hat. Ob aber diese ableitung richtig ist, bleibt eine ganz andere frage; mir für mein teil scheint sie an unwahrscheinlichkeit nichts zu wünschen übrig zu lassen.

Trotz meiner abweichenden ansicht über den wert des „Bookesbeutel" kann ich nicht umhin, Heitmüllers neudruck als höchst dankenswert zu bezeichnen; er wird jedesfalls dazu beitragen, die ansichten über das stück zu klären.

JENA. RUDOLF SCHLÖSSER.

Zwei bemerkungen zu neueren klassikerausgaben.

1. Arnold E. Berger schreibt in seiner Bürgerausgabe (Bibliograph. Institut, Leipzig) in dem gedicht „Wechselgesang" (s. 28):

Ach ja! da zeigt er sich mit pracht,
Ein wahrer Tobies Schwalbe.
O Bürger, nimm dich nur in acht,
Dass er dich nicht befalbe.

Bürger schwebt hier sicherlich der vers Christian Weise's aus seiner Komödie von Tobias und der schwalbe (1682) vor[1], wo der karrenmacher Peter Meffert singt:

Hier kömt die liebe schwalbe:
Nehmt euch fein wol in acht,
Dass ich euch nicht besalbe,
Es ist doch finstre nacht.
Verwahret euer angesicht;
Die hand granate schonet nicht.

1) Chr. Weise, Zittauisches theatrum (Zittau 1683) s. 322 fg.

Diese reminiscenz ist Bürger wol durch das medium des studentenliedes nahe gebracht worden[1]. Denn die musensöhne singen den vers in teilweiser umgestaltung mit dem anfang „Ich heiss Tobias Schwalbe“, und noch häufiger in der lateinischen übersetzung:

Tobiae sum hirundo,
Cavete domini,
Nam ego vos inundo,
Immittens capiti,
Qui multi sunt humores
Post Bacchanalia,
Sic vivunt potatores,
Sit salva venia!

Kindleben hat in seinen Studentenliedern (Neudr. s. 77) den lateinischen text zuerst. Ebenso enthalten ihn die Germania 1815 und 1818 erschienenen kommersbücher. Später scheint das lied bald zu fehlen.

Der deutsche text „Ich heiss Tobias Schwalbe“ legte Bürger die auffassung als name einer persönlichkeit nahe, statt an die schwalbe des Tobias zu denken, und noch Körner verwendet ähnlich in seinem „Nachtwächter“ den namen „Tobias Schwalbe“ zur bezeichnung seines helden.

Aus den vorstehenden erwägungen ist bereits klar, dass bei Bürger befalbe für befalbe zu schreiben ist. Wie mir nun überdies J. Bolte freundlichst mitteilt, der auf meine bitte die originalhandschrift Bürgers in der königl. bibliothek zu Berlin (Sign.: Ms. germ. 4° 800) einsah, steht dort (teil 2 s. 13) auch — allerdings bei flüchtigem hinblicken zu verkennen — besalbe. Diese form ist also einzusetzen.

2. In seinem lustspiel „Die braut“ stellt Körner in dem zweiten auftritt das männerherz in parallele mit einem kraftroman, um den sich die leute zuerst reissen, ihn zu verschlingen. Bald aber steht er müssig auf seinem platze:

Drum ist nicht selten noch die freude herzlich gross,
Wird man das ding zuletzt bei'n käseweibern los.

So lesen schon ältere ausgaben (z. b. die 2. „rechtmässige gesamt-ausgabe“, Berlin 1842, bd. 3 s. 170), so auch Ad. Sterns ausgabe in Kürschners National-litteratur, bd. 2ª, s. 155 und der jüngste herausgeber, Hans Zimmer (Leipzig, Bibliogr. Institut) s. 230, dem sinn nach verständlich. Aber sehen wir die lesarten bei Zimmer (s. 390) an, so schreibt Körner selbst durchaus unanstössig: kästenweibern, weibern die auf der strasse kästen (kastanien, maronen) verkaufen, was mehrfach im vorigen jahrhundert aus Wien berichtet wird. So apostrophiert Hanns-Wurst in der „Comödie betitult Die verliebte, geliebte, und ihre ergebene betrügende bildsaule der sonne“ (Kurz-Bernardon, Arien des Wienerschen theaters I, nach der Weimarer abschrift) die verkäuferinnen der gerösteten maronen:

Ihr furien! vom Juden-platz
Kommt rächet mich! ich bin verrathen,
Verweilt nicht, meinen falschen schatz
Nach eurer kunst, biss sie zerplatzt, zu brathen;
Doch nein, steckt mich in eure pfann
Und thut mir jenen todt, wie sonst den kösten an.

1) Dass Bürger mit studentenlied und studentensprache auch sonst bekanntschaft zeigt, ist schon öfter hervorgehoben. Den herausgeber hätten übrigens die angaben und beispiele der wörterbücher von Sanders und Heyne vor einer erklärung, wie der auf s. 180 (fidel) gegebenen schützen können.

R. Hildebrand führt im Deutschen wörterbuch (5, 269 fg.) aus dem ende des vorigen jahrhunderts eine stelle aus den „Briefen eines Eipeldauers an seinen vetter in Krakau über d' Wienstadt" (15, 44) an: „da (auf der maskerade) ist eine drin gewesen, die hat ein kästenbraterin vorgestellt ... und weils halt auch, wie d' weiber vorm Burgthor, d' kästen aller warmer wird ghabt habn, so hätten halt d' herrn gern alle bei ihr kästn gkauft." Auch Blumauer (Vergils Aeneis 1, 56) nennt das „kästenbraterweib" (DWb. a. a. o.).

Körner mögen die kästenweiber zuerst in Wien entgegengetreten sein, wo ja auch Die braut entstanden ist, und unter österreichischem einfluss hat sich dem Mitteldeutschen das fragliche bild geformt.

HALLE A. S. JOHN MEIER.

Zur Wolfdietrichsage.

In dem Wolfdietrich der deutschen heldensage glaubt man gewöhnlich, nach Müllenhoffs vorgange (Ztschr. f. d. a. VI, 435 fgg.) den austrasischen Theodebert, Theodorichs I. sohn widerzuerkennen (vgl. Sijmons in Pauls Grdr. d. germ. phil. II, 1, 35).

Bei einer zu anderem zweck unternommenen durchsicht der Frankengeschichte Gregors von Tours fiel mir auf, dass die schicksale eines weniger bekannten Merovingers viel mehr ähnlichkeit mit dem kern der Wolfdietrichsage zeigen.

Im VII. buch seiner Historia Francorum erzählt Gregor die tragische geschichte des praetendenten Gundovald.

Gundovald war in der tat aus Konstantinopel gekommen, wo er längere zeit im „elend" gelebt hatte. Er war zwar nicht der sohn, aber der neffe jenes Theodorich (= Hugdietrich), ein illegitimer spross Chlothars I. Er versuchte im kampf gegen seine brüder Chilperich von Neustrien und Gunthram von Burgundien sein vermeintliches erbrecht geltend zu machen, wurde aber 585 ermordet. (Greg. Tur. VII, 38.)

Er hatte die absicht sich mit der bekannten Brunichildis, der wittwe Sigiberts I. von Austrasien zu vermählen, die ihn in ihrer bedrängnis zu hilfe gerufen hatte. Hier werden wir auch an das verhältnis Wolfdietrichs zu Liebgart (Sidrat), Ortnits witwe erinnert.

Unter den zahlreichen anhängern, die er gefunden hatte, ist wol auch jener in Fredegars chronik erwähnte Berthoaldus „genere Francus, moribus mensuratus, sapiens, cautus, in proelio fortis, fidem cum omnibus servans" gewesen, den schon Müllenhoff (a. a. o. 456) mit Berchtung von Meran verglichen hatte; Gregor von Tours nennt ihn allerdings nicht.

Die rolle des ungetreuen Sabene hat in wirklichkeit Gunthram Boso gespielt.

Die lokalisierung der sage in Griechenland erklärt sich so ganz von selbst und einfacher als Sijmons (Grdr. d. germ. phil. II, 1, 36) annahm.

KIEL, AUGUST 1896. G. SARRAZIN.

Peter Hasenfus, ein lexikograph der reformationszeit.

„Das erste namhafte hochdeutsche wörterbuch, so sagt Jacob Grimm in der vorrede zum DWb. sp. XX, rührt von einem Strassburger, doch aus der Schweiz abstammenden arzt Petrus Dasypodius (was Hase oder Häslein sein wird) und führt

den titel Dictionarium latinogermanicum[1], dessen dritte ausgabe per Wendelinum Rihelium 1537 mir vorliegt .... Obwol nun diese ganze arbeit noch den charakter eines schulbuchs an sich trägt, ist sie doch frisch aus der elsässischen mundart (wie der Teutonista Gerts van der Schüren aus der niederrheinischen) geschöpft." Zu diesen worten des altmeisters ist zunächst korrigierend zu bemerken, dass der deutsche familienname des gelehrten Hasenfus hiess, sodann dass er nicht arzt, sondern humanist und lehrer war. Danach ist auch Grimms angabe in spalte XXXI richtig zu stellen: „die verfasser unserer ältesten wörterbücher waren ärzte oder naturforscher, Dasypodius, Henisch usw."

Der beweis für das gesagte ergibt sich aus den ratsprotokollen des jahres 1533. Das original ist zwar nicht mehr vorhanden, wol aber bewahrt das archiv des St. Thomas-stiftes einen handschriftlichen auszug auf. Genau genommen ist es ein auszug aus einem auszug. Denn aus den original-protokollen hat Sebastian Brant als ratsschreiber eine annalistische zusammenstellung gemacht, die von seinen amtsnachfolgern fortgesetzt wurde. Dies manuscript befand sich auf der stadtbibliothek und ist mit anderen wertvollen schätzen bei der belagerung 1870 verbrannt. Aus diesem manuscript ist aber vor dem kriege ein auszug gemacht worden, der sich im St. Thomas-archiv vorfindet. Ich kopiere die hierhergehörige stelle:

Mittwoch 15. X. 1533: Meister Christophel Rauhe, burgers sohn alhie, suppliciert und bittet um das schulmeisteramt zu Frawenbrüdern. Daneben hat h. J. Sturm und h. Kniebs anzeigt, nachdem ihnen als schulherrn befohlen nach einem zu gedencken, seien ihnen vier anzeigt, der allenthalben sie erfahrung und nachfrag gehabt. Sei der eine Petrus Hasenfus, Schulmeister zu Frauenfeld bei Costanz .... Erkandt, den von Frauenfeld, Mag. Petrum Dasypodium oder Hasenfus anzunehmen und dem Rauchen sagen, es sei einem andern, als Dr. Ott zu Bern angenommen worden, etwas vertröstung geschehen.

Zum besseren verständnis füge ich hinzu, dass es damals in Strassburg drei lateinische schulen gab, eine im kloster der Karmeliter oder Frauenbrüder im Finkweiler, die zweite im prediger- oder Dominikaner-kloster, die dritte zu Alt St. Peter. Damals handelte es sich um die besetzung der stelle des vorstehers der Karmeliterschule, die durch die berufung von dr. Otto Brunfels nach Bern erledigt war. Darüber hatten zunächst die scholarchen, Jacob Sturm von Sturmeck und seine amtsgenossen, zu befinden und dem rate behufs endgiltiger entscheidung zu berichten[2].

Der vom rate erwählte schulmann[3] stammte aus Frauenfeld im Thurgau. Er wurde vermutlich in Zürich erzogen und später, wol seit 1525, als lehrer der alten sprachen dort verwendet. Doch verliess er Zürich noch vor dem herbste 1530, um nach seiner heimatsstadt zurückzukehren. In Frauenfeld war mit dem juli 1530

1) Das lateinische lexikon des Dasypodius wurde — ein beweis für seine brauchbarkeit — in Strassburg sofort nachgedruckt. Vgl. darüber die interessante publikation im 5. bande des „Archivs für geschichte des deutschen buchhandels" (Veröffentl. des buchhändler-börsenvereins). Hier ist ein schreiben des buchführers Wendel Rihel abgedruckt, in welchem er sich beim rate der stadt Strassburg über die erlittene geschäftsschädigung beschwert. — Ein Dasypodius Catholicus (sic) erschien Cöln 1642.

2) Siehe darüber Karl Engel, Das gründungsjahr des Strassburger gymnasiums 1538—1539, in der „Festschrift zur feier des 350jährigen bestehens des Prot. G. I. Strassburg 1888. Ders. im Progr. des gymnasiums 1886. S. 51 fg.

3) Über seine lebensumstände s. die monographie von L. Hirzel im Neuen Schweizerischen museum (Basel 1866), und danach den artikel in der Allgem. deutschen biographie.

Phil. Brunner von Glarus als landvogt des Thurgaus eingezogen; an diesen energischen vorkämpfer der reformation schloss sich der gleichgestimmte Dasypodius an. Als aber nach der schlacht bei Kappel Brunner seines amtes entsetzt wurde, kam auch er in missliche lage[1] und gern wird er das anerbieten des Strassburger rates angenommen haben, der auf Bullingers vorschlag mit ihm in unterhandlung trat. Die übersiedelung nach Strassburg fand bald nachher, nicht vor dem 23. oktober 1533 statt. Nachdem er als leiter des ludus litterarius ad Carmelitas den auf ihn gesetzten erwartungen vollauf entsprochen hatte, übertrug ihm der rat bei der gründung des gymnasiums den unterricht in der obersten klasse der neuen anstalt. Hier und an der akademie, die sich aus dem gymnasium entwickelte, wirkte er als geschätzter freund von Joh. Sturm, Sleidanus, Hedio und Capito, schliesslich auch als decan von St. Thomas mit würde und erfolg bis zu seinem tode, der am 28. febr. 1559 eintrat.

Mit dem citat aus dem ratsprotokoll ist nun der familienname des gelehrten festgestellt[2] und die älteren versuche, den latinisierten namen Dasypodius zurückzuübersetzen, hinfällig geworden[3]. Mit recht hatte man aus einer stelle im lateinischen wörterbuch geschlossen, dass der stamm *hase* in dem familiennamen vorkommen müsse. Im deutsch-lateinischen teile steht nämlich unter Haass: Dasypus. lati. Lepus, was um so auffälliger ist, als sonst nur die lateinische, ganz selten eine gräcisierte übersetzung gegeben wird. Aber weder die Grimm'sche vermutung Hase oder Häslein noch die Hirzel'sche Hasenfratz traf das richtige, und der von Hirzel nachgewiesene kaplan Peter Hasenfratz an der Michaels-pfründe in Frauenfeld muss eine andere person sein.

Wie kam aber Grimm dazu, ihn zu einem arzte zu machen? Ich vermute, dass Grimm diese vorstellung einfach dem alten Jöcher entlehnt hat. Denn hier steht, „Petrus Dasypodius, ein Medikus aus der Schweitz, hat zu Strassburg gelehret und ist daselbst 1559 gestorben.“ Bei Jöcher aber dürfte eine verwechselung mit Otto Brunfels vorliegen, an dessen stelle ja Dasypodius berufen wurde. Denn Brunfels wurde freilich, nachdem er sich, unter vernachlässigung seiner schule, lange eingehend mit naturwissenschaften beschäftigt hatte, in Bern als arzt angestellt.

1) Butzerus Ambros. Blaurero [dieser war prediger in Constanz] am 24. IX. 1533: ... nec est unde idoneos accipiamus ludi magistros. Evocavimus Dasypodium deterentem se docendo tres pueros Frauenfeldiae; praedicat quidem simul sed nec id cum fructu magno propter singularem amicitiam prioris praefecti.

2) Als nebensächliches beweismoment ist noch hinzuzufügen, dass auf dem titelblatt der in der Strassb. bibl. befindlichen dritten aufl. des lat. wörterbuchs der name Hasenfus handschriftlich beigefügt ist.

3) Bei Ersch und Gruber steht Rauchfuss; in Meyers Conversationslexikon (5. aufl.) Rauhbein (!) oder Hase.

STRASSBURG I. E. M. ERDMANN.

Erklärung.

Herr dr. Ferd. Wrede in Marburg hat die uns übersandte „Berichtigung“, auf die er im Anz. f. d. alt. 23, 120 sich bezieht, freiwillig zurückgezogen, was wir, um missdeutungen zu begegnen, hierdurch zur kenntnis bringen.

Redaction der Ztschr. f. d. phil.

Berichtigung.

Infolge eines gedächtnisfehlers ist *áss* „balken“ s. 231, z. 3 von unten irrtümlich als *n.* angegeben; es muss natürlich *m.* heissen. Der sinn der stelle wird dadurch nicht berührt.

O. JIRICZEK.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Danmarks gamle folkeviser. Danske ridderviser efter forarbeider af Svend Grundtvig udg. af **Axel Olrik.** 1. bind. 2. hefte. Kobenh., Otto B. Wroblewski. 1896. s. 145—304. 4. 2,50 kr.

Dodedans, den gamle danske, udg. med indledning og ordforklaring for Universitets-jubilæets danske samfund af **Raphael Meyer.** Kobenh., 1896. 91 s. 4 kr.

Flóres saga ok Blankiflúr herausg. von **Eugen Kölbing.** (Altnord. sagabibliothek heft 5.) Halle, Niemeyer. 1896. XXIV, 88 s.

Hauksbók, udgiven efter de Arnamagnæanske håndskrifter no. 371, 544 og 675, 4° samt forskellige papirshåndskrifter af det kongel. nordiske oldskrift-selskab. København 1892—96. CXL, 562 s. 12 kr.

Kauffmann, Friedr., Deutsche metrik. Neue bearbeitung der aus dem nachlass dr. A. F. C. Vilmars von dr. C. W. M. Grein herausgegebenen „Deutschen verskunst“. Marburg, Elwert, 1897. VIII, 235 s.

Kettner, Emil, Die österreichische Nibelungendichtung. Untersuchungen über die verfasser des Nibelungenliedes. Berlin, Weidmann. 1897. IV, 308 s. 7 m.

Klinghardt, H., Artikulations- und hörübungen. Praktisches hülfsbuch der phonetik für studierende und lehrer. Mit 7 in den text gedruckten abbildungen. Cöthen, O. Schulze. 1897. VIII, 255 s. 5,50 m.

Laxdœla saga herausg. von **Kr. Kålund.** (Altnord. sagabibliothek heft 4.) Halle, Niemeyer. 1896. XIV, 276 s. 8 m.

Schweizerisches archiv für volkskunde. Vierteljahrschrift unter mitwirkung des vorstandes herausgegeben von **Ed. Hoffmann-Krayer.** Erster jahrgang, heft 1. Zürich, E. Cotti. 1896. 96 s.

Inhalt: Zur einführung. — J. Hunziker, Vom Schweizerdorf an der landesaustellung in Genf. — R. Martin, Ziele und methoden einer rassenkunde der Schweiz. — S. Singer, Karl unter den weibern. — G. Fient, Begräbnisfeierlichkeiten im Prättigau. — E. Hoffmann-Krayer, Die fastnachtsgebräuche in der Schweiz. I. — A. Ithen, Volkstümliches aus dem kanton Zug. I. — Miscellen, kleine rundschau usw.

Thoroddsen, Th., Geschichte der isländischen geographie. Autorisierte übersetzung von Aug. Gebhardt. 1. band: Die isländische geographie bis zum schluss des 16. jahrhunderts. Leipzig, Teubner. 1897. XVI, 238 s. 8 m.

Wallner, Anton, Die entstehungszeit des mhd. Memento mori Die warnunge. Sonderabdruck aus dem jahresberichte der staats-oberrealschule in Laibach. 1896. II, 41 s.

Zimmermann, Paul, Friedrich Wilhelm Zachariae in Braunschweig. (A. u. d. t.: Überlieferungen zur litteratur, geschichte und kunst herausg. von G. Milchsack und P. Zimmermann. I.) Wolfenbüttel, Jul. Zwissler. 1896. VIII, 206 s. 4 m.

Zupitza, Julius, Einführung in das studium des mittelhochdeutschen. Zum selbstunterricht für jeden gebildeten. 5. verb. auflage besorgt von dr. Franz Nobiling. Berlin, Wilh. Gronau. 1897. VI, 122 s.

NACHRICHTEN.

Der jahresbericht über die erscheinungen auf dem gebiete der germanischen philologie (Dresden und Leipzig, C. Reissner) hat das siebzehnte jahr seines bestehens vollendet.

Die mitarbeiter des laufenden jahrganges sind:

Bohm, Schmargendorf bei Berlin: altertumskunde, recht.

Bolte, Berlin: volkslied, volksschauspiel, sprüche, sprichwörter, volkswitz, 16. jahrhundert.

Bötticher, Berlin: neuhochdeutsch, litteraturgeschichte, Wolfram, mhd. prosa.

Brandl, Berlin: mittelenglisch.

Bremer, Halle: friesisch.

Dieter, Berlin: englisch.

Hartmann, Oranienstein: lexikographie, grammatik, gotisch, althochdeutsch.

Henrici, Zehlendorf bei Berlin: mittelhochdeutsch, geschichte der germanischen philologie.

Kaiser, Berlin: latein.

Kossinna, Berlin: kulturgeschichtliche ärchäologie.

Mann, Berlin: kulturgeschichte.

Mogk, Leipzig: skandinavisch.

Scheel, Berlin: mittelhochdeutsch.

Schullerus, Hermannstadt: mythologie, volkskunde.

Seelmann, Berlin: mundarten, niederdeutsch, niederländisch.

Wersche, Berlin: namenkunde.

In dem kurzen zeitraum von weniger als einem jahre, welcher zwischen dem erscheinen der werke und dem druck des berichtes liegt, ist es der redaktion nicht möglich, die litteraturerscheinungen zu beschaffen, wenn sie nicht von den verfassern und verlegern unaufgefordert zugesandt werden. Im besonderen ist dies der fall bei ausländischen erscheinungen, gelegenheitsschriften, dissertationen, programmen und aufsätzen in zeitschriften, welche nicht regelmässig abhandlungen aus unserer wissenschaft bringen. Die redaktion, professor dr. E. Henrici, Berlin, Sebastianstrasse 26, richtet daher an die fachgenossen die bitte, die in den bereich des jahresberichtes fallenden schriften möglichst zeitig einzusenden.

Eine grosse anzahl von verehrern **Karl Simrocks** hat beschlossen, dem hochverdienten dichter und gelehrten in seiner vaterstadt Bonn ein denkmal zu errichten, und fordert in einem aufrufe zur einsendung von beiträgen auf. Dieselben sind zu richten an den schatzmeister des geschäftsführenden ausschusses, herrn Carl Kahn in Bonn, Viereckspiatz 10.

Auch in der Schweiz hat sich jetzt eine gesellschaft für volkskunde gebildet, deren vorstand seinen sitz zu Zürich hat. Das erste heft der von der gesellschaft herausgegebenen vierteljahrsschrift (Schweizerisches archiv für volkskunde) ist soeben erschienen.

Die 44. versammlung deutscher philologen und schulmänner wird vom 29. sept. bis zum 2. okt. 1897 in Dresden stattfinden. Anmeldungen von vorträgen für die plenarsitzungen sind an das präsidium (oberschulrat dr. Wohlrab in Dresden und geh. hofrat professor dr. Ribbeck in Leipzig), für die sitzungen der germanistischen section an professor dr. E. Sievers in Leipzig oder realobergymnasiallehrer dr. Lyon in Dresden zu richten.

Der geschäftsführende ausschuss der Grimm-museums-gesellschaft in Hanau richtet an die verehrer der gebrüder Grimm im deutschen volke die bitte, alles, was an erinnerungszeichen jeder art, die auf die brüder bezug haben oder von ihnen herrühren, sich in privatbesitz befindet, dem zu bildenden Grimm-museum zu verfügung zu stellen. Sendungen von büchern, handschriften und sonstigen Grimmerinnerungen sind zu richten an den vorsitzenden des ausschusses, oberbürgermeister dr. Gebeschus zu Hanau.

Der privatdocent dr. H. Hirt in Leipzig wurde zum ausserordentlichen professor ernannt.

Am 5. november 1896 starb zu Kopenhagen der professor der slavischen philologie dr. Karl Verner (geb. zu Aarhus den 7. märz 1846).

I. SACHREGISTER.

alliteration: erstes vorkommen des wortes 3. anwendung in den fries. gesetzen 405 fgg. im Tatian 527 fgg.
altsächsich 145. — vgl. Heliand, Genesis.
Alvíss 50.
angelsächsisch: evangelien 139. Ælfred 223. Beda 414 fgg.
Angelus Silesius 285.
Anthyr, erdichteter ahnherr der mecklenburgischen herzöge 545.
Anthyrlied, das Doberaner 544 fgg. beeinflusst von der deutschen heldensage des 16. jhs. 545. strophenform 545. abfassungszeit und verfasser 545 fgg. alter der handschrift 545. orthographie 545. alter druck des liedes 546.
Apollonius von Tyrus: fortleben der sage im mittelalter 547.
Ari enn fròđi: sein Isländerbuch 228. 232.
Arnim, Achim von 195 fgg.
Beda, ags. übersetzung: ihre heimat 414 fg.
Birken, Sigmund von 551.
Böhmen: seine deutsche litteratur 236 fgg.
Borkenstein, Heinr.: sein lustspiel „Der bookesbeutel“ 561 fg.
Chamisso: Fortunati glückseckel 137 fg.
chorpoesie, altgermanische 18.
Chrestien de Troies: Tristan 73 fgg. Lanzelot 150 fgg.
Dasypodius, s. Hasenfus.
Edda (Sæmundar) 49 fgg.
Egils saga Skallagrímssonar 234.
Eilhart von Oberge als quelle des Heinrich von Freiburg 73 fgg.
Enikel, Jansen: benutzt den Stricker 536.
epik, höfische 150 fgg.
Ernst, herzog: verhältnis der bearbeitung des Odo von Magdeburg zu den übrigen versionen 548 fgg.
Faust: volksschauspiel 180 fgg. 345 fgg. volksbuch 189. historisches 189 fg. vgl. Goethe, Klinger, Marlowe.
fiebersegen 122.
Fleming, Paul: nachahmung römischer dichter durch ihn 424 fg.
Franck, Sebastian: sein Laster der trunkenheit 111 fgg.
Freyja 52.
Friederich, Matthaeus: sein Sauffteuffel 110 fgg.
friesisch: metrik der gesetze 15. 405 fgg. neufriesische dialekte und ihre lexikographische behandlung 552 fgg. vorschläge für die regelung ihrer orthographie 555 fgg.
Genesis, altsächsische: metrik 10 fgg.
Genesis, mittelhochdeutsche: metrik 48.

Gengenbach, Pamphilus 87.
Georgslied: metrik 47 fg.
germanisch: seine stellung zu den verwandten sprachen 289 fgg. mit dem litu-slavischen nicht näher verwandt 290 fg. seine beziehungen zum italokeltischen 296 fgg.
gesetze, altfriesische: s. friesisch.
Gotfried von Strassburg als quelle des Heinrich von Freiberg 73 fgg. verhältnis zu Moriz von Craon 170.
Goethe: Jenaer sonette 98 fgg. Faust 142. 180 fgg. Werke 244 fgg. Mädchen von Oberkirch 216. Tagebücher 252. Briefe 255.
gotische bibelübersetzung; frühere ansichten über die vorlage derselben 306 fg. für das A. T. der griech. text des Lucian nach einer abgeleiteten, uns verlorenen hs. benutzt 313 fg. 335. das bisher als Esra II bezeichnete got. fragment ist vielmehr Nehemia VII 314 fg. fragmente der Wiener hs. (aus kap. 5 der Genesis) 318 fg. abdruck der fragmente aus Genesis und Nehemia mit griech. urtext 320 fg. verhältnis des übersetzers zu seiner vorlage 332 fgg. keine einwirkung der Vulgata 337.
grammatik. germanisch: urgerman. dat. pl. auf *-mos* oder *-mis* 291. german. suffixe mit ital. übereinstimmend 303. übereinstimmung der perfektbildung im german. und ital. 303 fg., ebenso die praesensflexion der verba auf *-i̯o* 305. german. *ē* 376. enge und weite (geschlossene und offene) vokale 376 fgg. urgerm. *h* und *q* 379. chronologie der vokal. auslautsgesetze 380 fg. — altnordisch: abfall von anlautendem *w* vor *rō* 544. — altsächsisch: participia auf *-in* 145 fg. gotisch: *si* und *sô* 379 fg. schwund des *a* in der compositionsfuge 380. neuhochdeutsch: gebrauch des infinitiv 134 fgg. syntax der umgangssprache 138 fg.
Grimm, Ferdinand 210 fg.
Grimm, Jacob 122 fg. 201.
Grimm, Wilhelm 195 fgg.
Gyraldus 282.
Harsdörffer, Georg Philipp 551.
Hartmann von Aue 169 fg.
Hasenfus, Peter (Dasypodius), lexikograph 562 fg.
Heinrich von Freiberg: quellen desselben 73 fgg.
Heinrich von dem Türlin 163 fg.
Heliand: metrik 1 fgg. heimat des gedichtes 413.
Hentz von den Eichen 90 fg.
Hildebrandslied: metrik 9 fgg.
Historienbibel 171.
Hyndla 52.
jesuitendrama 281.
kæmpeviser 195 fgg. 215 fgg.
Klaj, Johann (der jüngere) 551.
Klinger, Maxim.: sein Faust hat das volksschauspiel beeinflusst 346 fg.
Krieg zwischen dem lyb vnd der seel 87 fgg.
Langobarden: ihre zugehörigkeit zu dem anglo-friesischen stamme nicht erweislich 403. übereinstimmungen des langobard. rechtes mit dem sächsischen und nordischen 404.
Lanzelot 150 fgg.
liederhandschrift, Jenaer 536.
litu-slavisch: beziehungen zum iranischen 292 fg.
Lucrez, s. Otfrid.
Ludwigslied: metrik 47.
Luther: nicht der schöpfer der nhd. schriftsprache, sondern nur ein faktor in der entwickelung derselben 434. unterschied der sprache Luthers von der sprache der Lutherdrucke 435 fg. einwirkung der kursächs. kanzleisprache auf Luther 437 fg. darstellung seiner sprache auf grund der eigenhändigen niederschrift des Sermons von den guten werken 441 fgg. lautlehre 443 fgg. flexionslehre 475 fgg. orthographie 493 fgg. ergebnisse der untersuchung 509.
Marlowe: einfluss seines Faust auf das volksschauspiel 353. 357 fg.
Meier Helmbrecht 218 fgg.
Meregarto: metrik 48.
Metrik: reimtechnik des alliterationsverses 1. silbenreim 4. doppelalliteration 6. reimspiel 9 fgg. ahd. rhythmik 17 fgg. 47 fg. recitation 19 fgg. volle und stumpfe verse 23 fgg. männlicher und weiblicher reim 23 fgg. mhd. metrik 92. 129. — vgl. Anthyrlied, friesisch, Genesis, Georgslied, Heliand, Hildebrandslied, Ludwigslied, Muspilli, Otfrid, psalmen, Sachs (Hans), Samariterin, Wessobrunner gebet.
mittelhochdeutsch: bairische mundart 128 fg.
Moriz von Craon 165 fgg.
Morus, Thomas: seine Utopia 560.
mundarten: wortschatz 91. 118 fgg. 122. sprachatlas 273. sprachgrenzen 283. — Elsass (Strassburg) 262. Friesland 552 fgg. Geldern 146. 271. Samland 132 fgg. Schweiz 283. Siegerland 269.
Muspilli: metrik 4 fgg.
mythologie: die taciteische und eddische theogonie und anthropogonie 396 fgg.

Tuisto = Buri 397. Mannus — Burr ebda. Ingwo, Istwo, Ermino — Óðinn, Víli, Vé ebda. germanische kosmogonie 398 fg.
neuhochdeutsch, s. grammatik.
neumen 19 fgg.
Nibelungenlied: strophe 49.
Nigrinus: seine schrift Wider die rechte Bacchanten 110 fgg.
Odo von Magdeburg, s. Ernst, herzog.
Opitz, Martin: brief von O. an den burggrafen Abraham zu Dohna 533 fg.
Orendel, durch den Apolloniusroman beeinflusst 547.
Ǫrvar-Odds saga 233.
ost- u. west-indogermanisch: unterschied zwischen beiden 289.
Oesterreicher, Ambrosius, schüler des Hans Sachs 388.
Otfrid: dreihebige verse 17 fgg. recitation 19 fgg. accentuation 24 fgg. betonung dreisilbiger wörter 26. verhältnis der handschriften 32 fgg. spuren von seiner kenntnis des Lucrez 531 fg.
parabel, die von berg und vöglein 536.
Pegnesischer blumenorden 550 fg.
Pleier 155 fgg.
Praun, Niklas, freund des Hans Sachs 387. seine schriftstellerische tätigkeit ebda.
psalmen, ahd.: metrik 47.
puppenspiel, s. Faust.
Puschmann, Adam, meistersänger 388.
reim: s. metrik.
Rollenhagen, Gabriel, sohn von Georg R. 535.
Rollenhagen, Georg: brief von R. an Andreas Wilke in Gotha 534 fg.
Rudolf von Ems: handschriften des Wilhelm 124.
runen: im 17. jh. in Deutschland zu gelehrter spielerei verwendet (das Doberaner Anthyrlied) 545.
Sachs, Hans: seine orthographie 385. benutzung der quellen 386. dramatische technik 387. verwendung des dreireims und stichreims 389 fgg.
Samariterin: metrik 47.
Schede, Elias: verfasser des Doberaner Anthyrliedes? 547.
Shakespeare: quellen des Perikles 547.
singschulordnung, die Nürnberger 389.
skaldendichtung 140.
sprichwörter und redensarten 109.
Sterner, Ludwig 87 fgg.
Stricker; quellen des Daniel 163. vom verf. der Historienbibel benutzt 172. von Jansen Enikel benutzt 536.
Tatian: fehler und missverständisse der übersetzung 63 fgg. quelle bez. lat. vorlage 59. syntax 69 fg. 123. einheitlichkeit der übersetzung 510 fgg. mangel an konsequenz allen ihren teilen gemeinsam 514 fgg. wechsel im ausdruck 516 fgg. verwendung der alliteration 527 fg.
Titurel, jüngerer 172 fgg.
Tobiassegen 171.
trinklitteratur 110 fgg.
Tristan 73 fgg. — Vgl. Chrestiens, Gotfrid von Strassburg, Heinrich von Freiberg, Ulrich von Türheim.
Ulrich von Türheim als quelle des Heinrich von Freiberg 73 fgg.
umgangssprache, nhd., s. grammatik.
volkslieder, deutsche 537 fgg. 557 fgg.
Vǫlundr 54.
Vrone botschaft ze der christenheit 126 fgg.
Wagner, Ernst 206 fgg.
weihnachtsspiel, gotisches 401.
Wessobrunner gebet: metrik 10 fgg.
Wolfdietrichsage 564.
Wolfram von Eschenbach 150 fgg.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

Althochdeutsch.

Hildebrandslied v. 30 s. 412.

Altnordisch.

Alvíssmǫl 5 $^{4-6}$ s. 49.
Atlakviþa 18 $^{1.2}$ s. 61.
Atlamǫl 29 ^{1} s. 62.
31 ^{5} s. 62.
49 $^{5.6}$ s. 62.
Fáfnismǫl 6 $^{4-6}$ s. 55.
Guþrúnarhvǫt 2 ^{1} s. 62.
Guþrúnarkviþa I, 19 $^{5-8}$ s. 56.
21 $^{1-4}$ s. 57.
Guþrúnarkviþa II, 2 ^{6} s. 58.
25 $^{1-4}$ s. 59.
43 s. 61.
Hamþesmǫl 23 $^{1-4}$ s. 62 fg.
Helga kviþa Hjǫrv. 43 ^{2} s. 544.
Helga kviþa Hund. I, 24 ^{3} s. 544.
Hǫvamǫl 106 ^{6} s. 51.
140 ^{1} s. 56.
Hyndluljóþ 8 $^{1.2}$ s. 52.
Sigurþarkviþa sk. 5 ^{4} s. 58.
Vafþrúþnismǫl 38 $^{4.5}$ s. 544.
Vǫlundarkviþa 10 $^{5.6}$ s. 54.

Mittelhochdeutsch.

Moriz von Craon
v. 1—3 s. 165.
30—31 s. 165.
77 s. 166.
89 s. 166.
177 s. 166.
194 s. 166.

Moriz von Craon
222 s. 166.
294 s. 167.
409 s. 167.
448 s. 167.
657 s. 167.
661 s. 167.
782 s. 167.
828 s. 168.
873 s. 168.
957 s. 168.
982 s. 168.
1021 s. 169.
1283 s. 169.
1297 s. 169.
1589 s. 169.
Parzival 343, 23 s. 159.
344, 1 s. 159.
356, 2 s. 159.
356, 15 s. 152.
357, 21 s. 151.
382, 24 s. 150 fgg.
387, 1 s. 151.
383, 8 s. 151.
Tristan als mönch:
v. 227 fg. s. 338.
311—13 s. 338.
369—70 s. 338.
387 fg. s. 338 fg.
399 fg. s. 339.
406—7 s. 339.
410—13 s. 339.
530 s. 339.
544 fg. s. 339.
547—48 s. 340.
656—57 s. 340.
674 s. 340.
709—11 s. 340.
770—72 s. 340.
881 fg. s. 341.
982—83 s. 341.
955 s. 341.
961 s. 341.
966—68 s. 341.
1067—75 s. 341.
1138—39 s. 341.
1167—68 s. 342.
1184—86 s. 342.
1200—2 s. 342.
1238—40 s. 342.
1256—59 s. 342.
1269 s. 343.
1352—55 s. 343.
1694 fg. s. 343.
1881 s. 343.
1923—24 s. 343.
1979—80 s. 344.
2063 s. 344.
2113—16 s. 344.
2331 s. 344.
2342—43 s. 344.
2400—2 s. 344 fg.

Neuhochdeutsch.

Bürgers werke ed. Berger s. 28 s. 562.
Geuchmatt v. 59 fg. s. 419.
4373 s. 422.
Körners werke ed. Zimmer s. 239 s. 563.

III. WORTREGISTER.

Althochdeutsch.

zwô s. 381.

Altsächsisch.

bismitin s. 145,
gefallin s. 145.
githungin s. 145.
hwî s. 148.
hwô s. 148.
hû s. 148.

Altnordisch.

alvitr s. 543 anm.
baga s. 49 fgg.
blóþrekinn s. 543 anm.
eyþa s. 58.
fljóþ s. 543 anm.
frævask s. 56.
Hálfdanr s. 234.
ítrlaukr s. 543 anm.
jaþarr s. 51 fg.
jǫlstr s. 57.
kyrr s. 62.
narr s. 62.
ǫlveig s. 60.
rót s. 544.
sígask s. 53.
siklingr s. 544.

Angelsächsisch.

folgian s. 224.
forléosan s. 224.
onfón s. 225.

Germanisch-lateinisch.

barditus s. 400.
Hludana s. 401 anm.
Nehalennia s. 401 anm.

Gotisch.

fulgins s. 145.

Mittelhochdeutsch.

ærdisen s. 223.
flatz s. 91.
geschibe s. 91.
gezoc s. 91.
luoder s. 91.
Muntâne clûse s. 150 fgg.
schüllen s. 91.
urtisatz s. 91.
zîtelôse s. 121.

Neuhochdeutsch.

aar s. 177.
adler s. 177.
ausburt s. 373.
bethunägeln (student.) s. 431.
eichen s. 117. 373.
fuss (einen gespaltenen f. haben) s. 373.
Jacob (halb J. werden) s. 372.
kästenweiber 563.
knurren s. 120.
luelein s. 373.
narr s. 118.
nörgeln s. 118.
perner s. 373.
pipeln, pips s. 372.
schmetzenmülin s. 421.
schnarzen s. 120.
schnurre s. 120.
söcker s. 373.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

Hesiodos. Ins Deutsche übertragen und mit Einleitungen und Anmerkungen von Rudolf Peppmüller, Gymnasialdirektor. Mit 2 Tafeln 1896. gr. 8. (XII u. 296 S.) geh. 6,00 ℳ.

Klassiker-Ausgaben der Griechischen Philosophie.

II. **Platons Phaedon**, mit Einleitung und Kommentar für die Gymnasialprima herausgegeben von Dr. J. Stender, Professor am Gymnasium zu M.-Gladbach. 1897. (X u. 182). br. 8. geh. 1,50 ℳ.

Kleine Aeneis. Nach **Virgils** gröfserem Werk für Schule und Haus in Hexametern verfafst von Dr. August **Teuber,** Professor am Wilhelms-Gymnasium zu Eberswalde. 1897. (VI u. 166 S.) br. 8. geh. 2 ℳ.

Sach, August, Professor, **Das Herzogtum Schleswig** in seiner ethnographischen und nationalen Entwickelung. I. 1896. gr. 8. (143 S.) geh. 2,80 ℳ.

Armin Stein (H. Nietschmann), **Deutsche Geschichts- und Lebensbilder.**

XXIII. Johann Sebastian Bach. Ein Künstlerleben. Nebst einem Bildnisse Bach's, gestochen von Th. Bormann. 1896. 8. (VII u. 278 S.) geh. 3,30 ℳ.

Blaydes, Fredericus H. M., aedis Christi in universitate Oxoniensi quondam alumnus, **Adversaria in comicorium Graecorum fragmenta.** Pars II. Secundum editionen Kockianam (Lipsiae, 1880—1888, III. vol.). 1896. gr. 8. (VII u. 360 S.) geh. 7 ℳ.

Denkmäler der älteren Deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten, herausgegeben von den Professoren Dr. G. Bötticher und Dr. K. Kinzel.

I. **Die deutsche Heldensage.** 1. Hildebrandlied und Waltharilied nebst den „Zaubersprüchen" und „Muspilli" von Prof. Dr. Gotthold Bötticher. Vierte Auflage. 1896. 8. (VIII u. 65 S.) geh. 0,60 ℳ.

I. **3. Das Nibelungenlied** im Auszuge nach dem Urtext von G. Bötticher und K. Kinzel. Dritte Auflage. 1897. 8. (X u. 178 S.) geh. 1,20 ℳ.

III. **2. Martin Luther** von Dr. Richard Neubauer. Erster Teil: Schriften zur Reformationsgeschichte und verwandten Inhaltes. Zweite, verbesserte Auflage. 1897. 8. (X u. 227 S.) geh. 1,80 ℳ.

Feist, Dr. Sigmund, **Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache** für praktische Ziele. Mit Rücksicht auf die konzentrierende Unterrichtsmethode bearbeitet. II. Mittelstufe. 1897. gr. 8. (IV u. 284 S.) geh. 1,80 ℳ.

Neubauer, Dr. Friedrich, Oberlehrer an der Lateinischen Hauptschule der Franckeschen Stiftungen, **Lehrbuch der Geschichte** für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. I. Teil. Geschichte des Altertums. 1897. (IV u. 108 S.) gr. 8. geh. 1,60 ℳ.

Waldeck, August, Professor am Gymnasium zu Corbach, **Lateinische Schulgrammatik** nebst einem Anhang über Stilistik für alle Lehranstalten. Zweite Auflage. 1897. gr. 8. (IX u. 197 S.) geh. 1,50 ℳ.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.